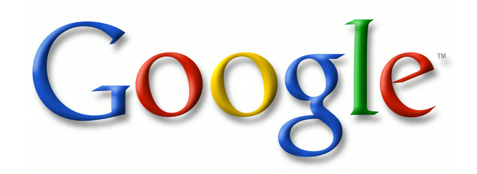
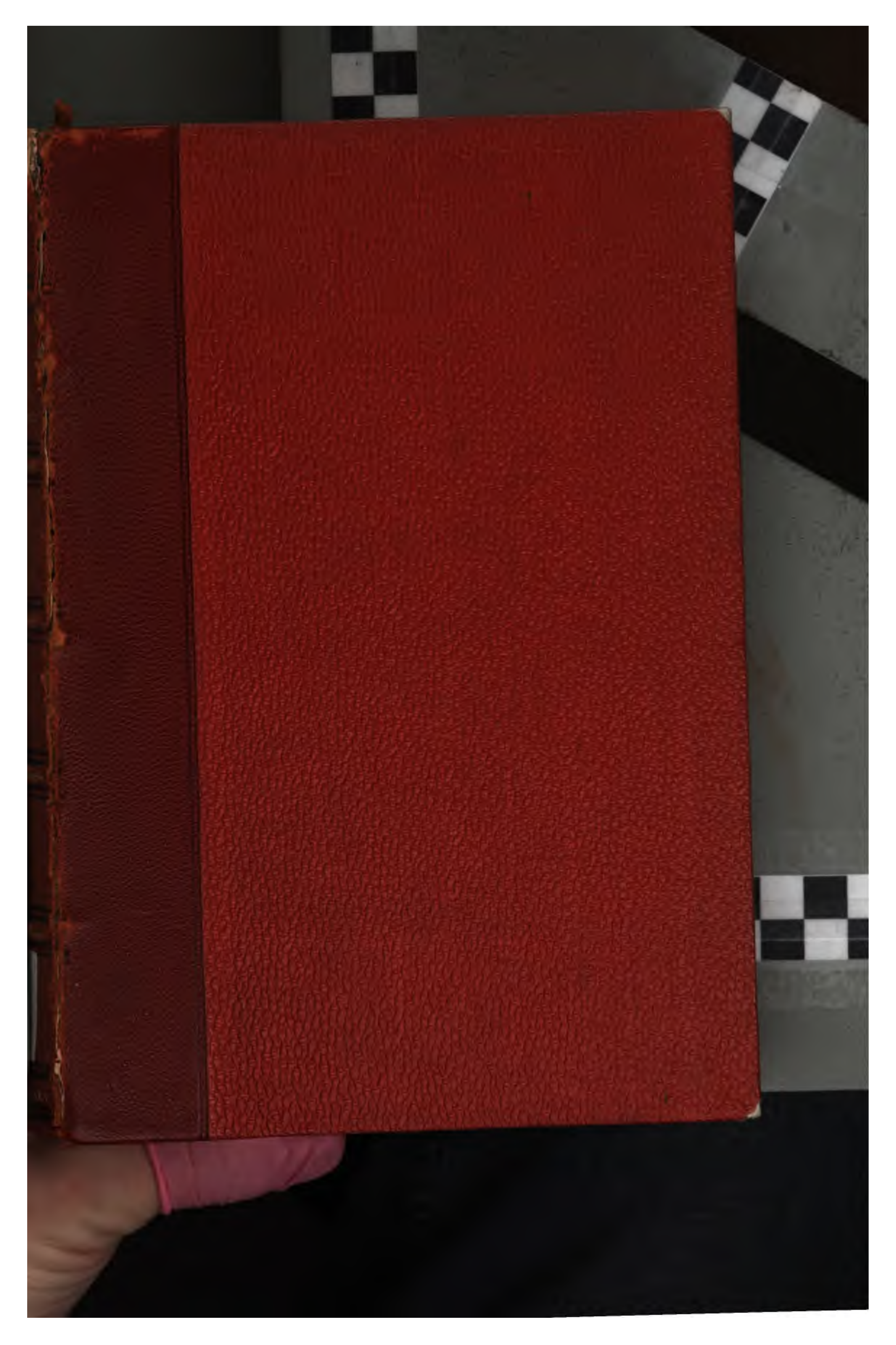
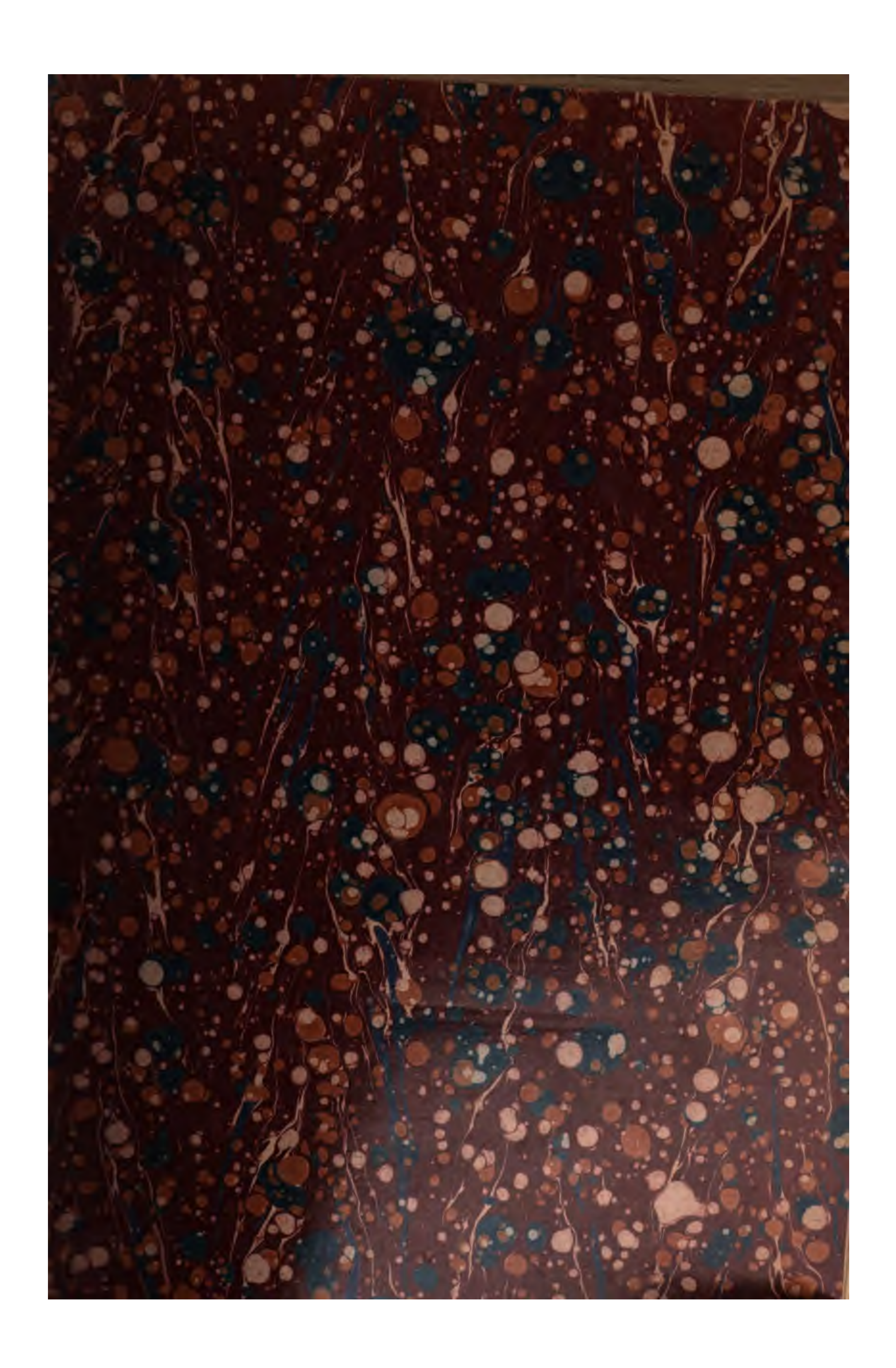




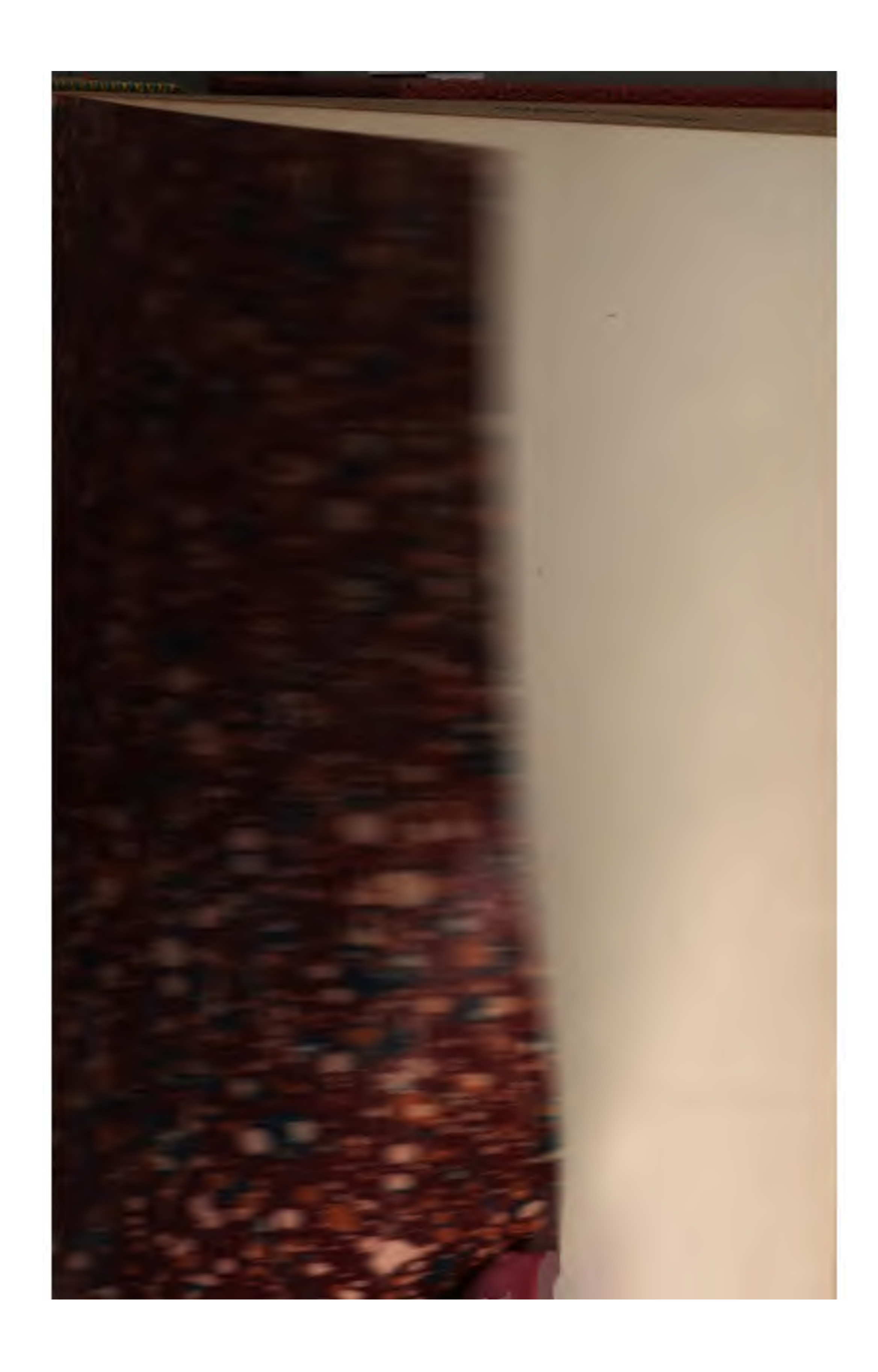














248







Zeitschrift

für

vergleichende Sprachforschung

auf dem Gebiete der

indogermanischen Sprachen.

Begründet von **A. Kuhn.**

Neue Folge vereinigt mit den

Beiträgen zur Kunde der indogermanischen Sprachen.

Herausgegeben von

A. Bezzenberger, E. Kuhn und **W. Schulze.**

Der ganzen Reihe 41. Band,
1/2. (Doppel-)Heft.



Göttingen
Vandenhoeck und Ruprecht
1907.

Inhalt.

Auf Anregung des mitunterzeichneten Verlags und unter Zustimmung der Firma C. Bertelsmann in Gütersloh haben die Herausgeber der »Beiträge zur Kunde der indogermanischen Sprachen« und der »Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung« beide Organe zu einer neuen Folge verschmolzen, deren erstes Heft hier vorliegt.

Für den Entschluß war der Umstand maßgebend, daß beide Zeitschriften dasselbe Ziel verfolgen, und daß die Gründe, welche die »Beiträge« ins Leben gerufen haben, im Lauf der Zeit hinfällig geworden sind. Unter diesen Umständen ist es zweifellos im Interesse der Mitarbeiter, der Leser und überhaupt des Fortschritts der Wissenschaft gelegen, wenn die einschlägigen Arbeiten nach Möglichkeit in einem Organe vereinigt werden.

Die Führung der Redaktionsgeschäfte, welche bandweise wechseln wird, hat für den ersten Band der neuen Folge **A. Bezzenberger** übernommen. Es steht jedoch den Herren Mitarbeitern frei, an welchen der drei Herausgeber sie ihre Beiträge schicken wollen.

Die Bände werden stärker als die »Beiträge«, aber weniger stark als die bisherige »Zeitschrift« sein, dafür aber je nach Bedarf öfter erscheinen. Preis 12 Mark.

Manuskriptsendungen wolle man richten entweder an Prof. Dr. *A. Bezzenberger* (Königsberg i. Pr., Steind. Wallstr. 1/2), oder an Prof. Dr. *E. Kuhn* (München 31, Hess-Str. 3), oder an Prof. Dr. *W. Schulze* (Berlin W. 10, Kaiserin-Augusta-Str. 72).

Die Redaktion bittet, zu den Manuskripten im allgemeinen lose Quartblätter zu verwenden.

Besprechungen können nur solchen Werken zugesichert werden, von welchen die Redaktion ein Rezensions-Exemplar erbittet.

A. Bezzenberger. E. Kuhn. W. Schulze.
Vandenhoeck & Ruprecht.

Zeitschrift

für

vergleichende Sprachforschung

auf dem Gebiete der

indogermanischen Sprachen

Begründet von **A. Kuhn.**

Neue Folge vereinigt mit den

Beiträgen zur Kunde der indogermanischen Sprachen

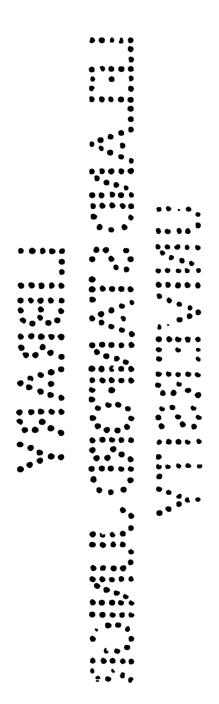
Herausgegeben von

A. Bezzenberger, E. Kuhn und **W. Schulze.**

Der ganzen Reihe 41. Band.



Göttingen
Vandenhoeck und Ruprecht
1907.



Inhaltsverzeichnis.

Verbesserungen.

Seite 40 Zeile 8 lies: „Palatale“ statt „Zerebrale“.

Seite 41 Zeile 2 v. u. lies: *pś* statt *pc*.

Seite 52 Zeile 5 lies: „nachklingendes“ statt „nachklingendem“.

Über das Rekonstruieren.

§ 1.

Aus der Hinterlassenschaft Schleichers ist abgesehen von der litauischen Grammatik für den heutigen Sprachforscher nichts von größerer Wichtigkeit als sein Versuch, die Formen der indogermanischen Grundsprache zu rekonstruieren. Zwar gehen wir heutzutage bei dem Rekonstruieren vorsichtiger und konsequenter zu Werke als Schleicher, und daher sehen die erschlossenen Formen meist anders aus als zu Schleichers Zeiten; aber Schleichers Grundgedanke ist geblieben: daß es möglich sei, durch Vergleichung der verschiedenartigen Formen der überlieferten Sprachen die einheitlichen Formen des Urindogermanischen, aus denen jene entstanden sind, wiederherzustellen. Es ist aber mit diesem Grundgedanken, der für die Entwicklung unserer Wissenschaft von höchstem Einfluß war und ist, leider, wenn auch modifiziert, auch jene Unklarheit über die reale Bedeutung der rekonstruierten Formen geblieben, die uns bei Schleicher so sehr frappiert.

Schleicher hat bekanntlich nicht nur die von ihm erschlossenen idg. Formen als ganz reale Sprachformen behandelt, sondern sogar eine Fabel mit Hülfe dieser Formen zusammengestellt. Wir sind daher mit Recht verwundert, wenn wir in seiner indogermanischen Chrestomathie (1869) lesen (S. 342): „Eine auf die Lautstufe der indogermanischen Ursprache zurückgeführte Form nennen wir eine Grundform (z. B. lat. *generis*, Grundform *ganasas;* gr. *γένους*, Grundform *ganasas*). . . . Daß diese Grundformen wirklich einmal vorhanden gewesen sind, wird durch die Aufstellung derselben nicht behauptet“. Auch in seinem Compendium[1]) spricht Schleicher davon, daß — allerdings nur in einzelnen Fällen — „die von uns erschlossenen Formen der idg. Ursprache mehr oder minder zweifelhaft sind“. Dieser eigentümliche Widerspruch, daß die rekonstruierten Formen auf der einen Seite genau so wie wirkliche Sprachformen behandelt, auf der andern aber in der Theorie mit der grössten Skepsis betrachtet werden, tritt auch heutzutage immer wieder hervor.

[1]) Mir nur in der 2. Aufl. von 1866 zugänglich; daselbst S. 8, Anmerk.

Der positive Standpunkt, den man zu Schleichers Zeiten den Rekonstruktionen gegenüber einnahm, ist seit J. Schmidts Polemik gegen ihn so gut wie aufgegeben, wenngleich er hie und da doch noch durchschimmert, so bei Fick Vgl. Wb.[4] Einl. S. 25, Collitz Am. Journ. Phil. XII 299; neuerdings noch bei Schrader Reallex. S. XI. Diese Anschauung charakterisiert sich dahin, daß eine Addition der erschlossenen Formen die idg. Grundsprache ergibt. Daß sie gänzlich unhaltbar ist, hat J. Schmidt Verwandtschaftsverh. (1872) dargetan. Er sagt S. 30: „Sobald wir eine grössere oder geringere Zahl von Grundformen zusammenstellen und meinen, damit ein Stück der Ursprache, sei es so groß oder so klein es will, aus einer und derselben Zeit gewonnen zu haben, schwindet uns aller Boden unter den Füssen . . . Wenn wir also einen zusammenhängenden Satz in der Ursprache schreiben wollen, so kann es leicht geschehen, daß er, wenn auch jedes Element desselben richtig rekonstruiert ist, als Ganzes dennoch nicht besser dasteht als die Übersetzung eines Verses der Evangelien, deren einzelne Worte man teils aus Vulfilas, teils aus des sogenannten Tatians, teils aus Luthers Übersetzungen entnommen hätte, da alle geschichtliche Perspektive in der Ursprache noch fehlt. Die Ursprache bleibt demnach bis auf weiteres eine wissenschaftliche Fiktion". Schmidt war aber der Meinung, daß es „eine ganze Reihe von Wörtern und grammatischen Formen" gebe, „deren vorhistorische Grundformen wir zuverlässig erschliessen können, selbst wenn sie in keiner einzigen Sprache unverändert erhalten sind" (S. 28/29). Schmidts Standpunkt war also immer noch positiv, er ließ aber nur die einzelnen Grundformen, nicht ihre Addition gelten. Auch später noch stand Schmidt auf positivem Standpunkte, das zeigt z. B. eine Äusserung KZ. XXIV 303: „Die Aufgabe der Sprachwissenschaft ist, nachzuweisen, welches die Formen der Ursprache waren und auf welchen Wegen daraus die Einzelsprachen entstanden sind". Ebenso erhellt dies aus einem seiner letzten Werke, aus der Kritik der Sonantentheorie. Das ganze Buch wäre unmöglich entstanden, wenn nicht Schmidt an seiner positiven Überzeugung festgehalten hätte.

Ähnlich wie Schmidt denken von den rekonstruierten Formen viele — vielleicht die meisten der heutigen Sprachforscher. So sagt Kretschmer Einl. gr. Spr. S. 15/6: „Nach wie vor wird es Recht und Pflicht der Sprachvergleichung sein, einheitliche Grundformen aufzusuchen". Hübschmann äußert sich gelegentlich so

(IF. Anz. XI 25 Anm.): „Ist z. B. unser †esmi 'bin', weil es dem idg. Wort für 'ich bin' vielleicht nur ganz nahe kommt, ohne sich mit ihm vollkommen zu decken, nur eine Formel?" Auch Meringer z. B. bekennt sich offen als Positivisten, Z. östr. Gymn. 1888 S. 131/2: „Auch er [Brugmann] setzt als Aufgabe die Rekonstruktion der Ursprache stillschweigend voraus. Dagegen ist gewiß nichts einzuwenden". Andere Gelehrte mögen sich da oder dort ebenso klar als Anhänger einer positiven Anschauungsweise bekannt haben. Ich gehe nicht darauf aus, die Zeugnisse hierfür alle zu sammeln, ich begnüge mich vielmehr mit dem Hinweis darauf, daß eine positive Anschauung deutlich aus den Arbeiten z. B. von Bartholomae, Bezzenberger, Brugmann, Hirt, Osthoff, Pedersen, Saussure u. a. spricht; besonders aber sind es die Verfasser von Handbüchern, welche die rekonstruierten Formen ganz positiv fassen, wie außer Brugmann: Leskien (Altbulg. Handbuch), G. Meyer (Griech. Gramm.), Sommer, Stolz, u. v. a.

Zu den Positivisten rechne ich auch Bremer, dessen Anschauung sich allerdings wesentlich von der Schmidts unterscheidet. Bremer hat erkannt (IF. IV 8 fg.), daß wir beim Ansatz erschlossener Formen auch innerhalb einer einzelnen Form leicht einen Anachronismus begehen können, „indem wir eine Form ansetzen, welche die Wirkung zweier Lautveränderungen (oder Analogiebildungen) aufweist, deren eine vielleicht erst eingetreten ist, nachdem das Wort durch eine dritte Neuerung bereits eine andre Gestalt erhalten hatte". Bremer hat also Schmidts Bedenken auf das einzelne Wort übertragen.[1]) Es mag sein, daß es unter den anderen Positivisten — auch unter den oben genannten — manche gibt, die Bremers Ansicht teilen, daß wir nur L a u t e erschließen können, daß aber eine rekonstruierte Form vielfach nur eine Fiktion ist. Und man wird sich Bremers wenn auch nur andeutenden Argumenten kaum verschließen können. Soviel ich weiß, ist ihm auch nie widersprochen worden. Dann aber muß man bei Ablautstheorien oder Hypothesen über uridg. kombinatorischen Lautwandel mit ganz anderer Vorsicht zu Werke gehn, als es üblich ist, ganz

---

[1]) Daß auch schon Schmidt nahe daran war, dies zu erkennen, geht aus einer Bemerkung in der Einleitung zu Schleichers „Deutsche Sprache"[2] S. IX hervor, wo er über Schleichers Rekonstruktion des Urgermanischen spricht. (Mir nur aus Oertel Lectures S. 121 bekannt).

abgesehen von den überaus kühnen Kombinationen Hirts und anderer, die auch sonstige Vorsicht verschmähen; es sollte bei derartigen Problemen stets abgewogen werden, wie weit chronologische Fehler hineinspielen können. Merkwürdigerweise hat aber Bremers weise Warnung auf die Praxis der Glottogoniker und Rekonstruktoren gar keinen Einfluß gewonnen. Ja der Zwiespalt, der sich hier zwischen Theorie und Praxis in der Sprachwissenschaft zeigt, geht noch viel weiter.

Es gibt eine ganze Anzahl von Forschern, die in der Theorie einen rein negativen Standpunkt den Rekonstruktionen gegenüber einnehmen; ihnen gelten diese nur als Formeln. Sie alle sind beherrscht von der Skepsis Delbrücks. Dieser hat sich 1880 Einleit. i. Sprachstud.[1] S. 52 (jetzt verkürzt[4] S. 124) so ausgesprochen: „. . Nach einem Jahrzehnt wird die Umschreibung vielleicht wieder eine andere Färbung angenommen haben, und es ergibt sich somit die Folgerung, daß die Ursprache nichts ist als ein formelhafter Ausdruck für die wechselnden Ansichten der Gelehrten über den Umfang und die Beschaffenheit des sprachlichen Materials, welches die Einzelsprachen aus der Gesamtsprache mitgebracht haben. Mit dieser Definition der Ursprache ist zugleich die Frage nach dem historischen Werte der rekonstruierten Formen entschieden. . . . Ob sie gerade so aussahen, wie die jeweilige Forschung behauptet, deren Stand sich in diesen Rekonstruktionen spiegelt, läßt sich natürlich nicht bestimmen“. Delbrücks Ausdrucksweise erinnert an die Formulierung Schmidts (Verw. S. 30): „Die uns erreichbare Grundform eines Wortes, Stammes oder Suffixes ist weiter nichts als das jeweilige Endergebnis unserer Forschungen über das betreffende Sprachelement und nur als solches für die Sprachgeschichte von Wert“. Ich kann mir nicht recht denken, daß Schmidt unter dem „jeweiligen Endergebnis“ dasselbe verstanden hat wie Delbrück unter den „wechselnden Ansichten der Gelehrten“, denn das würde gar zu schlecht zu seinem sonst doch noch recht positiven Standpunkt stimmen. Ich glaube vielmehr, daß sich Schmidt in diesem Ausdruck in gewisser Abhängkeit von seinem Lehrer Schleicher befand, der (Compendium[2] S. 8 Anm.) einen Vorteil der erschlossenen Ursprache darin erblickte, daß sie „die letzten Ergebnisse der Forschung in konkreter Anschaulichkeit vor Augen stellt“. Ob nun Delbrücks Definition unter einem gewissen Einfluß der Schmidtschen steht, vermag ich nicht zu sagen; fast sieht es so aus, als sei dem Schmidtschen Ausdruck

mit einem leisen Anflug von Spott eine ganz andere Nuance gegeben. Delbrücks Standpunkt läßt sich wohl verstehen und würdigen, wenn man bedenkt, daß er durch die ausschließliche Richtung seiner Arbeit auf die Syntax sehr selten in die Verlegenheit kam, Formen und Laute zu rekonstruieren: es ist die Ansicht des außerhalb Stehenden, der jedoch genau verfolgt, wie in der Laut- und Formenlehre rekonstruiert wird. Das Aussehen der erschlossenen Formen hatte sich allerdings von Schleichers erster Auflage des Compendiums ab (1861) bis zum Jahre 1880 gewaltig verändert, und auch nach dieser Zeit hat die Sprachwissenschaft — wenn auch nicht so viele — so doch genug Neurekonstruktionen erlebt, um Delbrücks Mißtrauen in den Bestand auch der herrschenden Rekonstruktionen gerechtfertigt erscheinen zu lassen. In ähnlicher Weise wie in seiner Einl. i. Sprachst. bezeichnet Delbrück die Urformen auch in der Vgl. Synt. I S. 68/9 als Formeln. Zu diesem Standpunkte Delbrücks haben sich nun eigentümlicherweise mehrere Sprachforscher in der Theorie bekannt, die in der Praxis der Forschung recht positiv denken, so z. B. Hirt Ablaut S. IV. Es ist das ein ganz unbegreiflicher Widerspruch in Hirts Denken. Seine ganzen Arbeiten von seinen Akzentstudien bis zu dem Ablaut und dem Handbuch der griech. Sprache beruhen doch auf der Voraussetzung, daß die konstruirten Formen einmal wirkliches Leben besaßen. Hirt versieht ja sogar die idg. Grundformen in seinem Ablaut nicht einmal „mit einem überflüssigen Stern" (S. V). Das Sternchen ist aber durchaus nicht überflüssig, es soll zur Vorsicht mahnen, es soll an den Unterschied zwischen überlieferten, daher sicheren und nur erschlossenen, daher unsicheren Formen erinnern. Hirt hat seine Unklarheit auch mehrfachen Tadel eingetragen, aber der eine seiner Tadler, Pedersen, vgl. KZ. XXXVIII 398 f. hat sich selber in einen unlöslichen Widerspruch verflochten. Wenn für Pedersen ebenfalls „die idg. Grundsprache weiter nichts als eine Formel ist, der wir zur Erklärung der Einzelsprachen bedürfen", so verstehe ich absolut nicht, wie er selbst dann Ablautstheorien und Hypothesen über die Entstehung der Palatalreihen aufstellen kann, vgl. besonders KZ. XXXVIII 406 f., Aspirationen i Irsk S. 192 f., Theser 6—8. Ganz ähnlich widerspruchsvoll sind die Ansichten Meillets. Dieser sagt Introduction à l'étude comp. d. lang. ide. S. VIII (vgl. auch S. 27, 29 u. a.): „l'indo-européen est inconnu et les concordances sont la seule réalité qu'ait à étudier le comparatiste". In der Tat ist er in

diesem Buch in den Rekonstruktionen vielfach sehr vorsichtig. Daneben aber finden sich Stellen, an denen er sich in weitgehenden Hypothesen über den Bau der idg. Grundsprache ergeht, z. B. S. 101 f., 145, 255 f., 266 f., 270 f.[1]) Auch Oertel, der in seinem Buch: Lectures on the study of language S. 87 f. (ähnlich schon Am. Journ. Phil. XVIII 416 f., vgl. IF. Anz. X 68 f.) im Anschluß an Bremer und Delbrück eine längere Auseinandersetzung über das Rekonstruieren bringt, vermag diesen negativen Standpunkt nicht zu behaupten. So sagt er S. 129 „The posited Indo-European **gen-* signifies that Latin *gen-*, Avestan *zan-*, Sanskrit *jan-* etc., belong together. To claim more means losing one's self in a maze of speculative possibilities". Gleichwohl identifiziert er seine Ansicht mit der Kretschmers und Schraders (S. 128 und 131 Anm.), die beide, wenn auch unter sich verschieden, positiv denken. Wer wirklich Delbrücks negativen Standpunkt festhalten will, für den wird nicht viel anderes übrig bleiben, als mit Friedrich Müller (Wien. Z. K. M. X 73) die Rekonstruktionen nur als „mathematische Formeln" zu betrachten. Es würde dann idg. *ĝ* nicht heissen: indisch *j*, av. *z* etc. sind aus *ĝ* entstanden, sondern nur: es gibt einen indischen Laut *j*, dem av. *z*, gr. *γ* etc. entspricht; dem gegenüber hieße idg. *g*: ind. *g*, av. *g* entspricht gr. *γ* etc.; idg. *gu̯* würde bedeuten: ind. *g* = av. *g* = gr. *β*, *δ* etc.

Aber wer von denen, die in der idg. Laut- und Formenlehre arbeiten, vermag sich auf einen so entsagungsvollen Standpunkt zu stellen? Selbst ein so sorgfältig abwägender Gelehrter wie Solmsen z. B., der den Rekonstruktionen doch geflissentlich aus dem Wege geht, vermag in seinem Aufsatz: Zur Vertretung der Gutturale im Griechischen KZ. XXXIII 294 f. nicht ohne Argumente auszukommen, die den rekonstruierten Laut als etwas ganz Positives nehmen, so wenn er S. 297 sagt: „*q* + *u̯* ist auch aus physiologischen Rücksichten im höchsten Maße unwahrscheinlich".

Demnach scheint es mir in der Tat unmöglich, Delbrücks Skeptizismus in der Praxis durchzuführen, bei vielen Fragen können wir ja gar nicht umhin, das Aussehen einer Sprachform in idg. Gestalt in den Vordergrund zu stellen; wir müssten denn auf ganze Arbeitsgebiete unserer Wissenschaft verzichten.

---

[1]) Übrigens stimmt nicht alles untereinander. S. 93 wird **kʷriyə-*, gr. *πρίασθαι* als normal hingestellt; nach der Regel 2 S. 102 sollte man **kʷr̥yə-* erwarten!

Aber solcher Verzicht ist auch gar nicht nötig. In vielen Fällen sind wir zweifelsohne imstande, nicht nur einen Laut, sondern ganze Wörter zu rekonstruieren. Ganz mit Recht meint sicherlich Hübschmann, dass †esmi von einer wirklichen Sprachform wohl nicht weit abliege. Es ließe sich leicht eine Reihe anderer Wörter und Formen hinzufügen †esti, †oṷis, †pro etc. Aber zwischen Rekonstruktion und Rekonstruktion besteht ein Unterschied! Neben den wenigen sicheren liegt eine Unmasse unsicherer. Und das ist es gewiss, was in Delbrück die Skepsis erzeugt und erhalten hat. Mißtrauisch kann man schon werden, wenn man z. B. in Brugmanns Grundriss[2] oder KVG. die Liste der idg. Laute ganz objektiv betrachtet. Sie ist zu reichhaltig und zu harmonisch gegliedert, um natürlich zu sein. Gibt es eine Sprache mit so viel wirklich verschiedenen Lauten? Dabei hat Brugmann manche Finessen in seiner Liste noch gar nicht mit aufgeführt.

Wenn Delbrück zu der geradezu ironischen Definition gelangen konnte, dass die erschlossenen Formen die „wechselnden“ Ansichten der Gelehrten über das aus dem Urindogermanischen Mitgebrachte darstellen, dann wollte er doch wohl zum Ausdruck bringen, dass das Aussehen dieser Formen zu häufig gewechselt hat. Naturwissenschaftliche Hypothesen hat noch nie ein Naturwissenschaftler als die wechselnden Ansichten der Gelehrten bezeichnet. Die sprachwissenschaftlichen Hypothesen in der Rekonstruktion dürfen wir daher unmöglich als die wechselnden Ansichten der Gelehrten über die Rekonstruktion definieren, sonst bringen wir unsere Wissenschaft selbst in Mißkredit. Zu einem muß uns aber Delbrücks Skepsis mahnen: zu einer Revision der Rekonstruktionsmethode. Denn wenn wirklich auch für die Zukunft noch ein ewiges, unsicheres Hin- und Herschwanken in unseren Ansätzen fortbestehen sollte, so kann das nur an einer fehlerhaften Methode liegen.

§ 2.

Abgesehen von der verdächtigen Reichhaltigkeit der Laute besitzt die rekonstruierte Ursprache vielleicht noch eine andere Eigenschaft, die sie von den meisten Sprachen trennt. Dies ist derjenige Gesichtspunkt, der uns in der Beurteilung der rekonstruierten Formen leiten kann.

Wenn eine Mundart oder eine Sprache sich verändert, dehnen sich die Neuerungen nicht immer gleich weit aus,

sondern manche ziehen das ganze Sprachgebiet in Mitleidenschaft, andere nur Teile; bald decken sich die Ausdehnungsgrenzen, bald fallen sie nur teilweise aufeinander, dort kreuzen sie sich, andere berühren sich nirgends; kurz, es gibt die verschiedensten Möglichkeiten. Das sind bekannte Tatsachen.

Wie ist es nun mit den Neuerungen, durch welche die erschlossenen Laute hervorgerufen wurden, bis zu welchen Grenzen drangen sie vor? Wenn wir z. B. für das Wort „zehn" eine Form **deḱm̥* ansetzen, so soll das doch, falls die Rekonstruktion mehr als eine Formel sein soll, heißen: in der indogermanischen Vorstufe des Indischen wie des Griechischen, des Germanischen wie des Slavischen, kurz in der Vorstufe sämtlicher acht Sprachzweige war der erste Laut einmal ein *d*, der zweite *e*, der dritte *ḱ* und der vierte *m̥*. Zwar sind manche von uns der Ansicht, daß in den Satəmsprachen das *ḱ* stärker palatalisiert war als in den Centumsprachen; aber auch sie nehmen eine ältere Zeit an, in der Centum- und Satəmsprachen denselben Laut hatten, mag es ein Verschlußlaut oder ein Spirant gewesen sein. So ist es mit allen Lauten, die rekonstruiert werden; sie gelten für das ganze urindogermanische Sprachgebiet. Allerdings wird nicht von allen Seiten behauptet, daß die rekonstruierten Laute alle gleichzeitig auf dem Gesamtgebiet gesprochen wurden. Bremer warnt ja direkt vor derartigen Anachronismen (IF. IV 8). Selbst das läßt sich bezweifeln, ob es eine einzige Mundart gab, die alle erschlossenen Laute gleichzeitig kannte. Die Rekonstruktionen können daher nur so viel besagen, daß sich alle jene Laute im Laufe der Zeiten über das ganze Sprachgebiet erstreckten, aus dem die erhaltenen Sprachen hervorgewachsen sind. In dieser Beziehung sind wir gerne bereit in der indogermanischen Grundsprache mundartliche Differenzen anzuerkennen.

Ebenso in einer anderen. Oertel hat a. a. O. mit Recht darauf hingewiesen, daß es eine ungenaue Ausdrucksweise ist, wenn wir z. B. sagen, die deutsche Form für das lateinische *quinquaginta* sei *fünfzig*. Die Aussprache differiert im Deutschen je nach den Mundarten, ja selbst die verschiedenen Individuen unterscheiden sich und sogar dieselben Individuen in verschiedenen Zeiten. In diesem Sinn ist auch jeder rekonstruierte urindogermanische Laut nur ein idealer Typus[1]). Wenn wir

[1]) Vgl. dazu auch Henry Revue critique 1896 S. 58.

also z. B. im Anlaut von **dekm̥* eine stimmhafte dentale oder alveolare Lenis ansetzen, so wollen wir damit nicht sagen, daß sie auf dem ganzen Gebiet durchaus gleichmäßig ausgesprochen worden sei. Die Lenis zerfällt in Verschluss, Pause und Lösung; da könnte auf dem einen Teil des Gebietes der ganze Laut, auf einem anderen nur der Verschluß oder nur die Lösung stimmhaft gewesen sein; ferner braucht die Artikulationsstelle nicht überall dieselbe gewesen zu sein. Aber trotz solchen Spielraums für mundartliche Differenzen ist doch dieser Laut *d* genau abgegrenzt gegen andere Laute: gegen die stimmlose Lenis, gegen die Fortis, gegen die Spirans, gegen einen Labial usw. Wir meinen eben bei dem *d* einen im großen und ganzen einheitlichen Laut für das gesamte Gebiet. Wenn also z. B., wie ich willkürlich annehme, alle indogermanischen *d* aus einem stimmhaften Spiranten *đ* hervorgegangen wären, so hätte der landläufigen Rekonstruktion gemäß sich der neue Laut *d* über das ganze indogermanische Sprachgebiet ausgebreitet. Nicht anders steht es z. B. auch mit idg. *ĕ*. Kretschmer sagt allerdings Einleitung S. 18: es ist „ganz unmöglich, die Färbung des zugrunde liegenden *e*-Vokales genauer zu ermitteln; sie mag schon von jeher ähnlichen dialektischen Schwankungen ausgesetzt gewesen sein wie in historischer Zeit“. Dieses *ĕ* verschiedener Färbung war einmal aus einem Laut **x* (oder aus verschiedenen Lauten **x* und **y*) hervorgegangen, nirgends war das ältere **x* geblieben, überall hatte es einem *ĕ* Platz gemacht. Ganz entsprechend sind die mundartlichen Differenzen zu beurteilen, an die Brugmann Grundr. I² 396/7 bei Nasalis und Liquida sonans denkt.

Auch mit der von Schmidt Kritik d. Son. S. 49 f. konstruierten Differenz steht es nicht anders. Seine Ausführungen werden ihm allerdings die wenigsten geglaubt haben. Ich gehe aber doch hier darauf ein wegen der methodischen Bedeutung der Sache. Schmidt ist der Ansicht, daß zur Zeit der von ihm angenommenen Palatalisation der Velare *ₑr*, *ₑl*, *ₑm*, *ₑn* nur noch in dem slavischen Dialekt des Urindogermanischen bestanden, während in den anderen Mundarten der helle Vokal *ₑ* schon dunkel gefärbt gewesen sei. Da aber Schmidt eine ältere Zeit voraussetzt, in der alle Mundarten *ₑr* usw. besaßen, gelangen wir wieder zu einer einheitlichen Rekonstruktion. Und so ist es mit fast allen lautlichen Differenzen der Grundsprache.

Eine Ausnahme machen nur die Fälle, wo sich Differenzen ganz unvermittelt gegenüberstehen wie in ai. *ahám* : gr. ἐγώ; ai. *nakhá* : lat. *unguis*; ai. *hṛd* : καρδία (vgl. Brugmann Grundr.[2] I 629 f.). Wenn man mit Brugmann oder mit Walde (KZ. XXXIV 504 und IF. XIX 107, vgl. Foy KZ. XXXV 19) auch diese Differenzen erklären will oder ihre Entstehung zu ahnen meint, stehen diese Beispiele mit den bisher genannten allerdings auf einer Stufe. Wenn man sich dagegen mit der Konstatierung der Differenzen begnügt und deren Erklärung für aussichtslos hält, dann würden wir hier in der Tat Fälle haben, in denen unsere Rekonstruktion nicht zu einer Einheit gelangt. Diese wenigen Fälle, die sich noch dazu häufig ganz ohne Gesetzmäßigkeit in den verschiedensten Sprachen zeigen, verschwinden aber ganz gegenüber der Unmenge der übrigen, die immer nur dieselben Ausdehnungsgrenzen zeigen. Wir kommen also zu dem Resultat, daß die rekonstruierten Laute wohl mundartlich differenziert gewesen sein mögen; stets aber — von jenen vereinzelten Fällen abgesehen — kommen wir mit unseren Rekonstruktionen so weit zurück, daß die Ausdehnungsgrenzen der sprachlichen Neuerungen, durch welche die rekonstruierten Laute entstanden, aufeinanderfallen. Das ist höchst auffallend, denn die Theorie über die Verbreitung von Sprachneuerungen kennt hier ungezählte Möglichkeiten.

Trotzdem brauchten unsere Rekonstruktionen deswegen allein noch nicht falsch zu sein. Denn es gibt Beispiele dafür, daß in einem Sprachgebiet die Verbreitung der Sprachgrenzen schließlich ganz aufeinander fällt. Dafür ist die Verbreitung der griechischen Koine ein — allerdings unvollständiges — Beispiel; hier hat sich eben der Prozeß der Aufsaugung der Mundarten nur nicht ganz vollzogen, wie ja schon das Zakonische beweist. Andererseits entstehen ausgedehnte Sprachgebiete ohne merkliche mundartliche Differenzen bei allmählicher Okkupation eines Landes; hierfür scheinen die weitausgedehnten russischen Dialekte zu sprechen. Es wäre also möglich, daß sich in der Sprache, aus der die indogermanischen Sprachen herstammen, alle Sprachneuerungen über das ganze Gebiet verbreitet hätten. Oder aber es wäre auch möglich, daß die indogermanische Ursprache verschiedene Dialekte besaß, daß aber nur ein einziger von ihnen allen uns in den indogermanische Sprachen erhalten ist, so daß es nur den Schein gewinnt, als fielen die Ausdehnungsgrenzen der rekonstruierten Laute alle aufeinander,

während sie sich in Wirklichkeit teilweise bis in ausgestorbene Mundarten hineinerstreckten. Jedenfalls aber mahnt es zur Vorsicht, wenn unsere Rekonstruktionen nur zu dem Resultat führen, daß sich die sprachlichen Neuerungen, durch welche die erschlossenen Laute entstanden, sämtlich über alle indogermanischen Vorstufen der erhaltenen acht Sprachzweige verbreiteten. Es gilt daher zu untersuchen, warum wir mit unserer Methode des Rekonstruierens immer zu einem einheitlichen Resultat gelangen.

§ 3.

Prüfen wir die Methode darum einmal an fingierten Fällen! Nehmen wir einmal an, von den acht indogermanischen Sprachzweigen wären vier verloren gegangen, und wir besäßen nur das Keltische, Germanische, Baltoslavische und Albanesische! Wenn wir nunmehr z. B. die *t*-Laute rekonstruieren wollten, so würden wir mit Hülfe der Gleichungen

kelt.	germ.	balt-sl.	alb.
d	*t*	*d*	*d*
t	*þ*	*t*	*t*
d	*đ*	*d*	*d*

zwar zum Ansatz eines *d* und eines *t* kommen, so wie wir jetzt rekonstruieren; die Rekonstruktion *dh* aber aus der dritten Reihe würde unerreichbar sein; vielleicht würden wir ein *đ* ansetzen. Dieser Ansatz wäre nach der geltenden Ansicht für das Keltische, Baltoslavische und Albanesische unrichtig, da wir nicht annehmen, daß idg. *dh* in diesen Sprachen erst über die Stufe *đ* zu *d* wurde. Und doch hätten wir dieselbe Methode angewandt wie sonst. Denn wir legten die aus den Etymologien sich ergebenden Gleichungen zugrunde und suchten von hier aus einen Lautzustand zu erreichen, von dem alle Laute der dritten Gleichung ableitbar waren. Wenn aber wirklich jene Laute auf idg. *dh* zurückzuführen sind, haben nach der landläufigen Annahme das Keltische, das Baltoslavische und das Albanesische die Aspiration verloren, das Germanische dagegen hat unter Aufgabe der Aspiration den Verschlußlaut in einen Spiranten verwandelt. Ist das so, dann darf man von den genannten vier Sprachen allein aus eine Rekonstruktion nicht vornehmen, denn der „richtige" Laut: *dh* wird durch keine dieser Sprachen an die Hand gegeben.

Konstruieren wir noch ein anderes Beispiel! Wenn nur Altindisch, Altirisch, Gotisch, Althochdeutsch, Altsächsisch,

Litauisch und Slavisch vorhanden wären und wir sollten die *u*-Diphthonge erschließen, dann würde man wohl ein *eu̯* heraussondern können; aber *ou̯* und *au̯* wären nicht zu scheiden, da diese beiden Diphthonge in den genannten Sprachen zusammengefallen sind. Eine Scheidung auf Grund von *a, ā : o, ō; ai̯ : oi̯* würde auch nur mit glottogonischen Hülfsmitteln möglich sein; läßt man diese aber beiseite, so bleibt nur eine einheitliche Rekonstruktion übrig. Auf Grund der Gleichung:

ai.	air.	got.	ahd.	as.	lit.	sl.
ō	*ō(ua)*	*au*	*ou, ō*	*ō*	*au*	*ū*

würde man entweder ein idg. *au̯* oder ein idg. *ou̯* ansetzen. Beide Ansätze wären aber nach unseren jetzigen Überzeugungen teilweise ganz sicher falsch. Setzen wir *au̯* an! Um dies neben der landläufigen Rekonstruktion (*ŏu̯* und *au̯*) zu verteidigen, müßte man dann so sagen: alle diese *au̯*, die sich aus dem Vergleich der sieben oben genannten Sprachen ergeben, gehen teilweise auf älteres *au̯*, teilweise auf *ou̯* zurück, die ihrerseits durch die Vergleichung der acht Sprachzweige gewonnen sind. Wie wäre das z. B. mit dem *u* in abulg. *buditi*? Hier wäre idg. *ou̯* zuerst zu *au̯* geworden und dann zu *ū*! Das ist recht unwahrscheinlich. Es wird doch wohl *ou̯* so zu *ū* geworden sein, daß das *o* dem folgenden *u* assimiliert wurde. — Nun, dann setzen wir *ou̯* als den Urlaut für die obige Gleichung aus den sieben Sprachen an! Auch dieses Resultat läßt sich mit der landläufigen Rekonstruktion nicht vereinigen, auch nicht durch die Annahme, daß es ein Zwischenglied zwischen ihr und den Einzelsprachen wäre. Denn von *au* z. B. in got. *auka* „ich wachse", lit. *augmã* „Wachstum" müßte man folgenden unwahrscheinlichen Lautwandel annehmen: idg. *au̯* > Zwischenstufe *ou̯* > einzelsprachlich *au*.

Man sieht also, wenn wir die acht Sprachzweige nicht so hätten, wie wir sie besitzen, würden wir mit derselben Methode, die immer angewandt wird, auch zu Rekonstruktionen gelangen; die Rekonstruktionen würden dann teilweise anders aussehen als jetzt; aber wie die zwei Beispiele zeigen, lassen sich da Fälle ausdenken, die nicht etwa als Zwischenstufe zwischen den Einzelsprachen und der landläufigen Rekonstruktion denkbar sind, sondern ihr widersprechen. Natürlich kann bloß das eine von den beiden sich widersprechenden Resultaten richtig sein; jeder wird geneigt sein, den Fehler bei den von mir konstruierten Fällen zu suchen. Und in der Tat, er ist auch leicht

zu entdecken, allerdings nicht hier allein: wenn der ansatz *dh* richtig ist, dann sind kelt., alb., balt-sl. *d*, germ. *đ* ungenügendes Material, um ihn zu erreichen; und wenn der ansatz *ou̯* neben *au̯* richtig ist, dann sind die gleichungen ai. *ō*, air. *ō (ua)*, got. *au*, ahd. *ou*, *ō*, lit. *au*, sl. *u* unzureichend, um die ehemalige scheidung erkennen zu lassen. Zieht man aus solch unzureichendem Material dennoch einen Schluss, dann macht man einen logischen Fehler. Man kann sich dies am besten klar machen, wenn man versucht, die Schlußfolgerung einmal in das Gewand eines genauen logischen Schlusses zu kleiden. Der Schluß würde doch so aussehen:

Obersatz : germ. *đ* und kelt., alb., balt.-sl. *d* haben dieselbe Abstammung.

Untersatz : *đ* ist [außer *d*, das wegen der Gleichung germ. *t* = kelt., alb., balt.-sl. *d* nicht in Betracht kommt] derjenige Laut, welcher mit germ. *đ*, kelt., alb., balt.-sl. *d* am nächsten verwandt ist.

Schlußsatz: Also ist *đ* der Laut, von dem germ. *đ*, kelt., alb., balt.-sl. *d* abstammen.

Es liegt auf der Hand, daß der Schluß unlogisch ist; Obersatz und Untersatz sind zwar korrekt; aber es fehlt der Mittelbegriff, der den Schluß erst ermöglicht. Will man den Mittelbegriff einsetzen, dann müßte man in der ersten Prämisse das, was erschlossen werden soll, schon vorausnehmen, also so:

Obersatz : germ. *đ*, kelt., alb., balt.-sl. *d* haben dieselbe Abstammung und stammen von dem Laut ab, mit dem sie am nächsten verwandt sind.

Untersatz : *đ* ist [außer *d*] mit germ. *đ*, kelt., alb., balt.-sl. *d* am nächsten verwandt.

Schlußsatz: Also ist *đ* der Laut, von dem germ. *đ*, kelt., alb., balt.-sl. *d* abstammen.

Das ist in der Tat der Weg, den wir vorhin bei dieser Rekonstruktion, ohne uns der logischen Glieder klar zu sein, eingeschlagen haben. Aber der Schluß ist falsch, er ist ein Zirkelschluß; er kommt bloß zustande, weil das, was durch den Schluß gefunden werden soll, in der ersten Prämisse schon enthalten ist.

Denselben logischen Fehler machen wir bei jeder Rekonstruktion, außer wenn, wie das bei dem Streit um idg. *a* oder idg. *a*, *e*, *o* geschehen ist, ein ganz anderer Weg betreten wird.

Der Fehler wird übrigens auch dann gemacht, wenn das Resultat richtig ist. Ich glaube — ich sage hier vorsichtig nur: ich glaube — daß die Mehrzahl unserer Resultate richtig ist. Wenn sie aber richtig sind, so liegt das nur daran, daß sich in den meisten Lauten die indogermanischen Sprachen so wenig von der gemeinsamen Quelle entfernt haben, daß wir auch mit der falschen Methode richtig rekonstruieren können.

Ich möchte die bisherige Methode noch an einem dritten Beispiel beleuchten. Setzen wir den Fall, daß wir durch einen glücklichen Zufall große Überreste eines neunten Sprachzweiges erschließen könnten, der altertümlicher wäre als die acht erhaltenen! Wenn nun statt der indischen Media aspirata nur zum Teil Media aspirata, zum Teil Tenuis aspirata erschiene; wenn ferner manche Gründe dafür sprächen, daß diese Tenuis aspirata zum größeren Teil nicht aus Media aspirata hervorgegangen wäre, daß aber die indische Media aspirata in den entsprechenden Wörtern wohl aus einer Tenuis aspirata stamme: dann würden wir nicht wie jetzt rekonstruieren, sondern wir würden die Laute ähnlich verteilen wie in der neunten Sprache. Unser jetziger Ansatz wäre dann zum Teil falsch.

Mit unserer bisherigen Methode gelangen wir eben immer wieder zur Rekonstruktion von Einheitslauten, weil wir immer denselben Fehler machen, weil wir immer nur eine Addition vornehmen, was auch schon Thurneysen IF. IV 83 in anderem Zusammenhang gerügt hat. Wir setzen erst stillschweigend voraus, daß die aus den Etymologien sich ergebenden Lautgleichungen uns noch zu den alten Lauten vordringen lassen: zu der Einheit, aus der sie ja hervorgegangen sein müssen; mit Hülfe dieser Voraussetzung beweisen wir dann, wie die Einheitslaute ausgesehen haben; den Beweis dafür, daß die Einheitslaute zu finden sind, bleiben wir schuldig: wir bedenken nicht, daß die Einheit vielleicht zu weit zurückliegt, um noch erreichbar zu sein. Sehr oft mögen die Umstände so liegen, daß wir trotz unlogischer Methode das Richtige finden; in anderen Fällen hat uns das die Entwicklung der Sprachen wohl nicht so bequem gemacht; denn der zeitliche Abstand ist zu groß, und Parallelentwicklungen sind nicht ausgeschlossen (vgl. außer Thurneysen a. a. O.: Meillet Note sur une difficulté générale de la grammaire comparée). Die Möglichkeiten, wie die Verschiedenheiten der Lautgleichungen zu einer Einheit

zurückführen, sind geradezu unzählig. Sie lassen sich in drei Gattungen zerlegen. 1. Einer Lautgleichung entspricht als Einheit ein Laut. 2. Einer Lautgleichung entsprechen als Einheit zwei Laute. 3. Die Einheit für eine Lautgleichung ist verquickt mit der Einheit einer andern Lautgleichung. Beispiel für 1 wäre: ind. *dh*, gr. ϑ etc. = ursprünglich *x*; für 2: ind. *dh*, gr. ϑ etc. = ursprünglich *x* und *y*; für 3: ind. *ś*, gr. κ etc. = ursprünglich *x* und *y*; ind. *k*, gr. κ etc. = ursprünglich *x* und *y*; ind. *k*, gr. π, τ etc. auch = ursprünglich *x* und *y*. Mit unseren Rekonstruktionen denken wir immer nur an einen Fall, an Nr. 1, z. B. *x* = *dh*. Sollten wir damit jedesmal das Richtige getroffen haben! Werden unsere Rekonstruktionen nicht vielmehr, wenn eine säuberliche Ableitung von ihnen zu den Lauten der Einzelsprachen nicht ganz gelingen will, wie z. B. in der Gutturalfrage, geradezu verkehrt sein müssen?

Wenn man nun noch gar, wie es Schmidt KZ. XXV 114 f. und Hirt BB. XXIV 218 f. tun, die erzielten Reihen aus anderen entstehen und sich vermischen läßt, so gerät man an einen Abgrund, ganz abgesehen von den Unwahrscheinlichkeiten, die man nachweisen kann, vgl. Bechtel Hauptprobl. S. 374 f.; Pedersen KZ. XXXVI 292 f.[1]) Auch Pedersen stellt BB. XIX 202 und Aspirationen i. Irsk 192 u. ö. eine dahin zielende Hypothese auf; er hütet sich aber wohlweislich, sie im einzelnen durchzuführen. Denn der Grundgedanke mag noch so gut sein, im einzelnen muß es da verkehrte Schlüsse geben. Aber solche Versuche liegen ja gottlob jenseits der Rekonstruktion, deren wir zunächst bedürfen!

Wenn die mit einem Stern versehenen Formen mehr sein sollen als Formeln in dem Sinn, daß sie die Lautentsprechungen der Einzelsprachen angeben, wenn sie vielmehr zugleich die Laute angeben sollen, aus denen die Laute der betreffenden Wörter der Einzelsprachen entstanden sind: dann muß ein anderer Weg als der bisher übliche eingeschlagen werden. Es ist das gar kein neuer Weg, es ist derselbe, den die Sprachwissenschaft z. B. einschlug, als es sich um Zurückweisung der alten Vokaltrias *a*, *i*, *u* handelte. Hier fand der Ansatz eines *e*-Lautes nicht eher Annahme, als bis nachgewiesen war, daß im Arischen *ă* = europ. *ĕ* und *ă* = europ. *ă*, *ŏ* einmal geschieden gewesen sein müssen. Das heißt mit andern Worten: man muß von jeder Sprache einzeln zu einem älteren Laut-

[1]) Über Ribezzo siehe Korrekturnote 1 im Anhang.

bestand vorzudringen suchen. In größerem Umfang ist diese Methode auf diejenige Sprache angewandt worden, deren Laute neben der griechischen am altertümlichsten sind, auf das Altindische, und zwar von Wackernagel in seiner altindischen Grammatik [1]). Daß aber Wackernagel nicht genau auf meinem Standpunkt steht, den ich unten an Beispielen erörtern werde, zeigt sich z. B. besonders bei den Palatalen S. 137 f. Anm. Sobald die Rekonstruktion vom Indischen aus unmöglich wird, setzt Wackernagel immer ohne weiteres die durch Vergleich mit den anderen Sprachen gefundenen indogermanischen Laute ein. Wackernagel äußert sich über den Gegenstand, so viel ich sehe, nur auf der Innenseite des Umschlages (Zur Einführung): „Für die Anordnung war der Grundsatz leitend, die altindischen Laute zu Grunde zu legen, nicht die Grundsprache. Bei der Grammatik einer Einzelsprache scheint dieses Verfahren wissenschaftlich geboten und jedenfalls praktisch zweckmäßig". Ich ersehe hieraus zu meiner großen Freude, daß ich mit Wackernagel in meiner Ansicht über die Methode des Rekonkonstruierens so ziemlich zusammentreffe. Ich stelle nur die Forderung, daß dieses Ausgehen von der Einzelsprache bis in seine letzten Konsequenzen durchgeführt werde, daß ferner jeder aus der Einzelsprache heraus nicht erschließbare Laut ausdrücklich als unsicherer charakterisiert werde.

Diese Rekonstruktion hat man für jede Einzelsprache getrennt vorzunehmen, auch das Indische ist dabei vom Iranischen, das Baltische vom Slavischen zu trennen. Wir erhalten auf diese Weise statt der bisherigen einen Ursprache acht bis zehn verschiedene Urdialekte. So kommt noch mehr Klarheit in die Verhältnisse, die Kretschmer Einl. S. 12 f. beleuchtet hat. Ich schlage vor, die indogermanischen Vorstufen der Einzelsprachen: vorurindisch, vorurgriechisch usw. zu benennen [2]).

Wie ich mir die richtige Methode durchgeführt denke, will ich nunmehr an einigen Beispielen zeigen.

§ 4.

Wenn es sich z. B. um die Rekonstruktion des auslautenden *-m* handelt, bewegt man sich vom Arischen wie vom Italischen

---

[1]) Über Niedermanns Précis siehe Korrekturnote 2.

[2]) Zur Gesch. d. Brautkaufes, Progr. Bergedorf 1904 S. 43 habe ich den Ausdruck: urvorindisch vorgeschlagen; ich glaube jetzt ihn besser durch den obigen ersetzen zu müssen.

her auf festem Grund und Boden. Da die beiden Sprachzweige *-m* und *-n* kennen, kann der Ansatz eines vorurarischen und voruritalischen *-m* nur die Gefahr eines chronologischen Fehlers bei dem oder jenem Wort in sich bergen. Die Masse der *-m* im großen und ganzen muß bereits aus alter Zeit stammen, Meillets Gegengründe (MSL. IX 365 f.) sind nicht stichhaltig. Der gewichtigste darunter ist entschieden der gegen die Erklärung des Genetivs auf *-ānām* gerichtete; hier muß man natürlich die früher beliebte Annahme einer Differenzierung des Akk. Sing. Fem. *-ām* und des Gen. Plur. *-ām* außer Spiel lassen.

Wesentlich anders liegt es bei Erschließung eines vor-urgr. *-m*. Dieser Laut besteht im Griechischen bekanntlich nicht, denn Fälle wie *τὸμ πόλεμον* können hier nicht in Betracht kommen. Es gibt aber sehr häufig *-n*. Unter diesen *-n* befinden sich einige, die mit *m* wechseln, wenn der Laut nicht mehr im Auslaut steht. So hat man neben *χθών* (und dem dadurch beeinflußten *χθονός*) *ἕν, ἔνδον* : *χθαμαλός, μία, δόμος*. Für den Fall, daß diese Wörter auch in dem Nasal etymologisch miteinander verwandt sind, ergeben sich vorderhand drei Möglichkeiten:

1. *-ν* ist aus *-m* entstanden.
2. *μ-* *(-μ-)* ist aus *n* entstanden.
3. Beide sind nebeneinander aus *x* oder *y* entstanden.

Die zweite Möglichkeit scheidet sofort aus: man würde sonst nicht verstehen, warum Wörter wie *θάνατος, νίφα, φόνος*, die vermutlich seit alten Zeiten ihr *n* in denselben Stellungen hatten, das *n* bewahren konnten, während die obigen Wörter *m* daraus machten[1]). Will man aber für die Herleitung des *-ν* an der dritten Möglichkeit festhalten, dann muß man auf jegliche Rekonstruktion verzichten. Außerhalb des Bereiches der Denkbarkeit liegt diese Möglichkeit allerdings nicht. Es wäre z. B. möglich, daß *-ν* sowohl wie *μ* auf einen bilabialen nasalierten Spiranten zurückginge, wie ihn das Keltische kennt, vgl. ir. *sam* „Sommer". Man müßte sich die Entwicklung dann so vorstellen: der bilabiale nasalierte Spirant wurde im Arischen und Italischen zu *m*, im Griechischen an- und inlautend zu *μ*, auslautend zu *-ν*. Solcher Standpunkt hat aber gar keinen Anhalt; niemand wird ihn verteidigen. Um so mehr hat die erste Möglichkeit für

[1]) Damit ist natürlich die Möglichkeit nicht berührt, daß jene *m* in präurindogermanischer Zeit aus einem *n* entstanden sein könnten; über dieses *x* wissen wir nichts.

sich. Sie führt zu dem Lautübergang *-m* zu *-ν*. Der Angelpunkt dabei ist, daß die Griechen auslautendes *-m* ohne Ausnahme nicht kannten. Für die Richtigkeit des Schlusses spricht, daß das Arische und Italische, die beide *-n* und *-m* kennen, in den genannten Wörtern nur *m* besitzen ai. *kṣāmas* pl., lat. *semel, domus*; auch got. *simlē* „einst", armen. *mia-in* „allein" (vgl. Pedersen D. Kgl. Danske Vid. Selsk. Skr., 6. R, h-o-f. Afd. VI 3, 325) haben in den verwandten Wörtern ein *m*. Auslautend kommt *-m* allerdings auch in den beiden ersteren Sprachen hierbei nicht vor, weil es keine entsprechenden Formen gibt.

Günstiger liegt dies bei der Sekundärendung *-ν* arisch *-m* neben der Primärendung *-μι*, ar. *-mi*. Der etymologische Zusammenhang wird hier schon durch die Parallele im Medium *-μαι, -μην* gestützt. Ein Zweifel wäre nur durch die Verbindung mit der arischen Konjunktivendung *-ni* denkbar. Allein ein Zusammenhang zwischen dem sekundären *-ν* und dem ganz anders gebrauchten arischen *-ni* ist schon deswegen unwahrscheinlich, weil die Formen auf *-ni* eine jüngere Bildung zu sein scheinen, Bartholomae Altir. Verb. S. 17 f., Persson IF. II 255 f.

Nicht so sicher ist die Zurückführung des *-ν* auf *-m* bei *χιών*. Allerdings könnten die wörter *χεῖμα, δύσχιμος* dafür zeugen, daß *χιών* auf e i n e r Stufe mit *χθών* steht; aber die Tatsache, daß zwar av. *zyam-* „der Winter" ein *m*, dagegen *zayan-* „der Winter" ein *n* zeigt, läßt die Möglichkeit offen, daß man es hier mit zwei verschiedenen Wurzelerweiterungen zu tun hat. So läßt sich an diesem Beispiel klar machen, wie die Vergleichung mit den anderen Sprachen zu verwerten ist: erst n a c h d e m von der Einzelsprache die Rekonstruktion vorgenommen ist; denn die nur von e i n e r Sprache aus erschlossenen Laute bedürfen noch einer B e s t ä t i g u n g durch die anderen. Versagen die anderen Sprachen die Bestätigung, dann muß die Rekonstruktion unterbleiben.

Wenn nunmehr der Lautwandel vorurgr. *-m* > gr. *-ν* erkannt ist, läßt sich vom Griechischen allein aus allerdings vermuten, daß noch mehr *-ν* ein altes *-m* in sich bergen, zumal da *-ν* so häufig ist. Allein welche dieser *-ν* es sein können, läßt sich nur mit Hülfe der andern Sprachen herausfinden, und zwar derjenigen, die *-m* und *-n* scheiden. Mittels eines Analogieschlusses kommt man so auf vorurgr. *-m* in den Endungen des Neutrums, Akkusativs, Genetivs: *-om, -ām, -ōm*. Da aber ein Analogieschluß nie eine sichere Gewähr bietet — darüber unten

bei der Nasalis sonans — leuchtet ein, daß ein *-m* in diesen Endungen nicht so sicher ist als das *-m* in den vorhin genannten Wörtern (ἕν etc.). Eine Stütze findet der Schluß darin, daß Arisch und Italisch in diesen Endungen wirklich noch ein *-m* besitzen. Mit dieser Behauptung bewege ich mich — wohl gemerkt — nicht im Zirkel; denn wenn im Arischen und Italischen jedes *m* zu *v* geworden wäre, würde man zwar mit der Lautgleichung gr. *-ν* = ar. it. *-v* vorurgriech. *-om, -ām, -ōm* ebenfalls feststellen können, es würde aber dann das erschlossene vorurgriech. *-m* seine Parallele nur in einem erschlossenen — also weniger sicheren — vorurarischen und voruritalischen, nicht in einem noch erhaltenen *-m* haben.

Das *-m* in ἕν etc. beruht demnach 1. auf der Voraussetzung der Verwandtschaft der betreffenden Wörter, 2. auf einem Disjunktivschluß, dessen einer Teil — daß *-ν* auf etwas Unbekanntes zurückgeht — bei Seite gelassen wurde.

Das *-m* in den Nominalendungen beruht außer auf 1 und 2 auch 3. auf einem Analogieschluß mit Hülfe der fremden Sprachen.

Nicht zu übersehen ist, daß häufig die erst mit Hülfe der fremden Sprachen erschlossenen *-m* den Lautwandel vorurgr. *-m* > gr. *-ν* bei Wörtern wie χθών etc. sichern, denn χθών usw. könnten *-ν* eventuell analogisch angenommen haben; in den isolierten Fällen wie in der Nominalendung *-ον* etc. ist eine Analogie dieser Art ausgeschlossen.

Die Rekonstruktion eines vorurkeltischen *-m* hat an die Doppelgestalt des air. Präverbs *cóm-* gegenüber *con-* anzuknüpfen. Die erste Form war ehemals Inlauts-, die zweite ehemals Auslautsform (Brugmann Grundr. I² 978); durch diese landläufige Auffassung wird Meillet MSL. IX 365 am einfachsten widerlegt. In allen anderen Wörtern bedarf es der Hülfe des Italischen und Arischen.

Für das Baltische läßt sich ursprüngliches *-m* nicht ebenso wahrscheinlich machen. Wenn Zubatý IF. VI 269 f. altlit. *mẽstan-ą* „in die Stadt", *girėn-ą* „in den Wald", lett. *dewan* „zu Gott" richtig beurteilt hat, so ergibt das zusammen mit litauischen Dialektformen wie *tan, tõn* „den" (Brugmann Gr.² I 387, 389) und mit preußischen Akkusativen wie *Deiwan* „Gott", *nacktin* „Nacht" einen gemeinbaltischen Akkusativausgang *-n*. Daß dieses *-n* im Vorurbaltischen einmal ein *-m* war, läßt sich vom Baltischen aus nicht erkennen. Das Baltische bietet überhaupt keinen Anhaltepunkt dafür, daß das *-n* einmal anders beschaffen war.

Eine Rekonstruktion ist nur mit Hülfe der andern Sprachen möglich: Baltisches *-n* vermag den Akkusativausgang im Italischen und Arischen nicht zu erklären; also kann *-n* nicht der einheitliche indogermanische Ausgangspunkt für den Endkonsonanten im Akkusativ Sing. gewesen sein. Wahrscheinlichkeitsstützen für ein vorurbaltisches *-m* sind zwar wie beim Griechischen und Keltischen 1. die glatte Erklärung, die ein *-m* für alle Sprachen bietet, und 2. die Erhaltung des *-m* im Arischen und Italischen; aber die Rekonstruktion ist bedeutend unsicherer als dort, weil das Baltische allein in keinem Fall auf den Lautübergang von *-m* zu *-n* hinweist. Ähnlich wie im Baltischen ist es in den anderen noch nicht erörterten Sprachen.

Wir sehen so einen gewaltigen Unterschied in der Sicherheit der Schlüsse: 1. Günstigster Fall: Die Einzelsprache gibt den Lautwandel gleich bei dem betreffenden Wort an die Hand. 2. Mittlerer Fall: Die Einzelsprache läßt den Lautwandel nur an andern Wörtern erkennen; für das betreffende Wort bedarf es der Hülfe der andern Sprachen. 3. Ungünstigster Fall: Die Einzelsprache läßt den Lautwandel überall nur mit Hülfe der anderen Sprachen erkennen[1]).

Es gäbe ein einfaches Mittel die drei im Drucke zu unterscheiden: 1. lateinische Antiqua-Lettern, 2. lateinische *kursive* Lettern, 3. **fette** Lettern. Das wäre gewiß eine sehr zweckmäßige Unterscheidung, um auf den ersten Blick erkennen zu lassen, wie eine Rekonstruktion zustande gekommen ist. Ein vorausgesetztes † könnte bedeuten, daß der Ansatz als Rekonstruktion, nicht als Formel gemeint ist; für letzteres könnte man das bisher übliche * beibehalten.

§ 5.

Die Konsequenz der von mir befolgten Methode ist geeignet, ein neues Licht auf das Problem der sonantischen Liquiden und Nasale[2]) zu werfen. Ich führe nur die letzteren hier vor und beginne mit dem Griechischen.

Die Akkusativendung *-α* steht nur hinter Konsonanten oder da, wo ein vorausgehender Konsonant ausgefallen ist (was ich hier nicht erst vom Griechischen allein aus beweisen will); die

[1]) Mathematisch berechnen läßt sich die Wahrscheinlichkeit nicht, wie das Grassmann KZ. IX 22 gewollt hat, da die Zahl der beweisenden Beispiele sich immer wieder ändert.

[2]) Die Fälle vor *i̯*, *u̯* und Vokal habe ich absichtlich ausgeschlossen.

Akkusativendung *-ν* dagegen nur hinter Vokal. Ebenso sind die Endungen *-αται*, *-ατο* und *-νται*, *-ντο*, meist auch *-ας* und *-νς* getrennt. Diese Tatsache führt vom Griechischen allein aus auf die etymologische Verwandtschaft des *α* mit dem Nasal — ob mit *n*, *ŋ* oder *m*, hängt natürlich davon ab, ob das *-ν* auf altes *n*, *ŋ* oder *m* zurückgeht. Wieder ist im Prinzip wie oben S. 17 Verwandtschaft auf dreifache Weise möglich. Aber während es sich dort indirekt wahrscheinlich machen ließ, das *μ* nicht aus *n* entstanden ist, läßt sich der entsprechende Fall, daß der Nasal aus einem *a* herstamme, nicht ebenso beseitigen: denn die Stellungen von *α* und *ν* schließen sich gegenseitig aus. Man könnte zunächst nur das e i n e vorbringen, daß dieser Lautwandel hinter einem Vokal vgl. *φέρονται* im höchsten Grad unwahrscheinlich ist. Eine wirkliche Widerlegung aber führt in glottogonische Probleme über präindogermanische Kontraktion zweier Vokale hinein. Über den doppelten Disjunktivschluß, daß jene *α* entweder von einem Nasal oder einem *x*, jene *ν* von *a* oder einem *x* abstammen, kommt man erst durch folgende Betrachtung hinaus: Wenn man sich nach anderen Fällen umsieht, wo *α* mit *ν* wechselt, kommt man zu Fällen wie *παθεῖν : πέπονθα*, *λαχεῖν : λέλογχα*, *μέμαμεν : μέμονα*, *γέγαμεν : γέγονα*. Diese entsprechen aber genau Fällen wie *λιπεῖν : λέλοιπα* und *ἴσμεν : οἶδα*, in denen postkonsonantisch ein vokalisches, postvokalisch ein konsonantisches *i* steht. Wenn nun in *λιπεῖν*, *ἴσμεν* das *i̯* von *λέλοιπα*, *οἶδα* sonantisch erscheint, so läßt sich der Analogieschluß ziehen, daß in *παθεῖν*, *λαχεῖν*, *μέμαμεν* etc. der Nasal von *πέπονθα*, *λέλογχα*, *μέμονα* etc. ebenfalls sonantisch gewesen ist, d. h. ein *n̥*, *ŋ̥*. Dieses *n̥*, *ŋ̥* ist also dann zu *α* geworden. Wie in *παθεῖν* etc. erledigen sich viele *α*, so: in *πέφαται* neben *ἔπεφνον : ἔσσυται*, *τατός : χυτός*, *τάσις : χύσις* usw.

Erst ein weiterer Analogieschluß führt zum Ansatz einer Nasalis sonans auch für die Endungen *-α*, *-αται*, *-ατο*, *-ας* und für die anderen *α*, die zwar auch mit einem Nasal wechseln, denen aber der Parallelismus mit einem *i* oder *u* und den dazu gehörigen Diphthongen fehlt, wie z. B. *φρασί : φρένες*, *ἅπαξ : μία*, *ἄγαν : μέγα*.

Bei solchen Wörtern, deren *α* nicht mit einem Nasal wechselt wie bei *ἄμμε*, bedarf es erst der Zuhülfenahme anderer Sprachen. Mittels der Lautgleichung vorurgr. *n̥* = gr. *α* = germ. *un*, die sich aus got. *wait : witum* = *οἶδα : ἴσμεν*; *man : munum* = *μέμονα : μέμαμεν* ergibt, findet man für *ἄμμε* = got. *uns* vor-

urgr. $\underset{\circ}{n}$ heraus. Auch ἑκατόν, δέκα wird man an got. *hund, taihun* anschließen müssen, falls man es nicht vorzieht, beide gleich mit τριάκοντα usw. zu verbinden, da in τριάκοντα doch wahrscheinlich ein *δκοντ für „zehn" steckt.

Gestützt wird der Ansatz einer vorurgriechischen Nasalis sonans dadurch, daß man vom Indischen aus — darüber unten — zu demselben Ansatz gelangt. Es besteht aber dem Ansatze eines vorurgr. *-m* gegenüber der große Unterschied, daß ein *-m* in mehreren Sprachen noch erhalten ist, Nasalis sonans dagegen nicht — will man nicht etwa armen. *tasn* dafür geltend machen.

Überschauen wir noch einmal den Weg, der zu vorurgr. Nasalis sonans führt. 1. Annahme eines Wechsels von α mit Nasal. 2. Analogieschluß aus der Parallele mit den *i-*, *u-*Wurzeln. Zum Ansatz des Lautes auch für die Endungen: 3. zweiter Analogieschluß aus dem schon gewonnenen sonantischen Nasal. Für den Fall ἄμμε: 4. anderer zweiter Analogieschluß aus den Lautgleichungen.

Brugmann war seiner Zeit Curtius' Stud. IX 287 f. einen etwas anderen Weg gegangen. Er hatte Nasalis sonans bei gleichmäßiger Heranziehung von Griechisch und Indisch direkt aus der Verwandtschaft der postkonsonantischen und postvokalischen Endungen gefolgert. Er hat aber später MU. II 156 f. seine Beweisführung als nicht einleuchtend angeordnet aufgegeben und ist hier von dem Parallelismus mit den *i-*, *u-*Wurzeln u. a. ausgegangen. Ich glaube, daß die schärfste Beweisführung, die möglich ist, in der obigen Anordnung liegt. Die Stütze, welche der Ansatz durch Hineinziehung des Akzentes erhalten kann, lasse ich in dieser methodischen Erörterung darum außer Spiel, weil der griechische Akzent gegenüber dem vorurgriechischen zu viel Veränderungen erlitten hat, die ich als solche ebenfalls erst nachweisen müßte. Dies zu tun wäre etwas viel Komplizierteres als der Nachweis, daß -α in βασιλέα usw. postkonsonantisch ist, ein Nachweis, den ich mir oben S. 20 wohl schenken durfte.

In meiner Beweisführung ziehe ich wie Brugmann einen Schluß von *i*, *u* auf $\underset{\circ}{n}$. J. Schmidt hat bekanntlich die Berechtigung einer solchen Schlußfolgerung angegriffen. Er sagt Kritik der Son. S. 11: „Von *ei* darf man auf *eu* schließen, von *em* auf *en*. Völlig willkürlich ist es aber von der Behandlung des *ei, eu* im Tieftone auf die des *er, el, em, en* zu schließen".

Dieser Einwurf hat mehrfach Anerkennung gefunden, so auch bei Bartholomae ZDMG. L 683. B. fügt in der Anmerkung hinzu: „Wird doch sogar *i* und *u* gelegentlich abweichend behandelt z. B. im Germanischen in den Auslautssilben". Dieser Einwurf ist nicht berechtigt. Ein Schluß von *i*, *u* + Kons. auf *n̥* + Kons. ist ein Analogieschluß und ist darum im Prinzip geradeso gut erlaubt, wie es ein Schluß von *i* + Kons. auf *u* + Kons. oder von *k* + Kons. auf *n* + Kons. ist, den Schmidt S. 4 zieht. Man darf nur nicht übersehen, daß jeder Analogieschluß unrichtig sein kann. Man mache sich das einmal richtig klar an folgendem Beispiel, das mir durch Bernekers Russ. Gr. S. 25 f., 37 nahegelegt wird: Russ. сонъ, сна „Schlaf" und огонь, огня „Feuer" sind zwei Bildungen ganz verschiedener Art: denn сонъ ist im ostromirschen Evangelium сънъ mit dem Gen. съна, огонь dagegen ist dort огнь. Vom Neurussischen aus aber könnte man, wenn man ähnliche Rekonstruktionen anstellen wollte, wie sie bei dem indogermanischen Ablaut üblich sind, leicht zu folgender falschen Analyse kommen: „Beide Beispiele beweisen den Ausfall eines o vor einer betonten Silbe". In der Tat aber hat сънъ sein ъ zu о gedehnt und огнь hat ein о eingeschoben. Diese Tatsache ist geeignet uns gegen sämtliche Ablautstheorien mißtrauisch zu machen. Denn wenn auch der Ausfall eines Vokals hinter langvokalischer Silbe wie bei *ναῦς* in zweigipfliger Betonung des vorausgehenden Vokals seine Spur hinterlassen haben könnte, so braucht nicht jede zweigipflige Betonung an solcher Stelle darauf zurückzugehen. Man darf eben nicht vergessen, daß in urindogermanischer Zeit eine Gleichheit der Betonung hergestellt sein könnte auch mit den Fällen, die etwa ursprünglich einen Vokal eingeschoben hatten wie russ. огонь. Diese Tatsache zeigt aber auch, wie trügerisch auch der nächstliegende Analogieschluß sein kann.

Auf der andern Seite wiederum kann ein Analogieschluß, der nicht so nahe liegt, richtig sein. Aus сонъ сна kann man folgern, daß hier wie in день, дня, aber auch in отецъ, отца der Genetiv einen Vokal ausgestoßen hat, und das ist richtig. Schmidts Argumentation, daß ein Schluß von *eu* auf *en* unerlaubt sei, kann geradeso falsch oder richtig sein wie seine Meinung, daß man von *eu* auf *ei* und von *en* auf *em* schließen dürfe. Es gilt hier die näheren Umstände zu erörtern. Wenn man nun *τατός* mit *φυκτός*, *πιστός* auf eine Stufe stellt, so hat man eine große Reihe von Parallelen, welche die Berechtigung der Zu-

sammenstellung wahrscheinlich machen; es gehört dazu z. B. das Präsens mit *ε*: *τείνω*, *φεύγω*, *πείθω*; ferner *πεπαθυῖα* zu *πέπονθα* wie *ἰδυῖα* zu *οἶδα* oder *τέταμαι : τείνω* wie *ἔσσυμαι : σεύω* oder *ἔπαθον : πείσομαι* wie *ἔσχον : ἕξω* usw. Sieht man sich dagegen nach einer Ablautsreihe entsprechender Fälle für *πεκτός* um, so gewahrt man, daß hier der Ablaut überhaupt rar ist. Ferner kommt ein Nasal (und eine Liquida) wohl in mancherlei Sprachen als Sonant vor, wie nhd. *haltn̥*, arm. *tasn* „zehn“, *evt'n* „sieben“, gr. *ἐποίησν̥* (Kretschmer Vaseninschr. S. 124), schwed. *svarkn̥* = *svartna* „schwarz werden“ (Zupitza Gutt. S. 19), ein *k* dagegen wird nicht häufig als Sonant auftreten, wie in thüringisch (auch coburgisch) *ksācht* „gesagt“ (Sievers Grdz. d. Phon.⁴ S. 41 [1]). „Nicht alle Laute besitzen dieselbe Leichtigkeit des Funktionswechsels“, sagt Sievers. Brugmann hat nach all dem mit seinem Urteil durchaus recht, daß die Gruppen *kt* und *rt*, *nt* nicht gleichwertig sind (Lit. Centralbl. 1895 S. 1724).

Die anderen Punkte, die Schmidt wider Nasalis sonans vorgebracht hat, scheinen mir durch Brugmann (a. a. O.), Bartholomae IF. VII 82 und Bezzenberger GGA. 1896 S. 949 (über die Endung des 3. Plur. Perf. Med. im Ai.) hinreichend widerlegt. Ich möchte nur noch zwei Punkte erörtern, die mir noch nicht klar gestellt zu sein scheinen. 1. Wenn Schmidt S. 11 sagt: Für die Wandlungen der Laute ist „ihre Funktion überhaupt ganz bedeutungslos, ihre Artikulation das allein maßgebende“, so hat er Brugmann gegenüber, der sich MU. II 159 auf „die Funktion als Sonans oder Consonans“ gestützt hatte, allerdings recht. Aber man braucht nur Stellung für Funktion einzusetzen, dann bleibt das Recht bei Brugmann. Wenn im Griechischen intervokalisches *s* verhaucht ist, so hat das mit der Funktion des *s* gewiß nichts zu tun, wohl aber mit der Stellung. Gerade so wie ein *s* zwischen Vokal und Konsonant erhalten bleibt, dagegen zwischen zwei Vokalen verhaucht, so kann ein Nasal zwischen Vokal und Konsonant ebenfalls bleiben, aber zwischen zwei Konsonanten sich zu *α* entwickeln. 2. Die Bemerkung Schmidts über die Akkusativendung der diphthongischen und der *-r-* und *-n*-Stämme erscheint mir wie Hirt (Ablaut S. 165) deshalb wertlos, weil die Aussprache eines *m* hinter *r* und *n* zwischen Sonant und Konsonant leicht schwanken kann; so wie

[1]) Die fünfte Auflage ist weder in Hamburg noch in Berlin angeschafft, was ich besonders mit Rücksicht auf die Erörterungen unten über die mouillierten Laute bemerke.

die Aussprache von *Arm* und *Arm̥*. Die Endungen in ai. *pitáram*, gr. πατέρα und ai. *áśmānam*, gr. ἄκμονα können daher auch wohl auf einer späteren definitiven Anlehnung an die anderen konsonantischen Stämme beruhen. Es besteht eben die Möglichkeit, daß die Nasale und Liquiden hinter Nasalen und Liquiden bald konsonantisch sind wie hinter *i*, *u* und den damit gebildeten Diphthongen, bald sonantisch wie hinter den tonlosen Konsonanten. Damit fällt auch Schmidts Bemerkung 2 über den Nom. Plur. Neutr.

Das Griechische führt also zum Ansatz eines vorurgr. *n̥*, nicht eines *ᵉn*. Der phonetische Unterschied zwischen beiden ist allerdings, wie Brugmann öfters betont hat, so geringfügig, daß es nicht lohnt darüber zu streiten. Ich gehe daher auch gar nicht auf Hirts Unterschied *-n̥ : ᵉn-* IF. VII 141 f., Litbl. g. r. Ph. 1896 S. 147, Ablaut S. 9 ein.

Für das Vorurarische läßt sich ebenfalls Nasalis sonans ansetzen. Wackernagel hat (Aind. Gr. § 6) genau den Weg vom Indischen aus eingeschlagen, wie ich ihn für allein richtig halte: 1. Annahme der Verwandtschaft von *a* mit Nasal (*rájasu : rájñas*); 2. Analogieschluß aus den *i*-, *u*-, *r*-Wurzeln. Es ist bloß hinzuzufügen, daß es 3. eines zweiten Analogieschlusses für die Fälle bedarf, die keine direkte Parallele unter jenen Wurzeln haben wie die von Wackernagel genannten Endungen *-ati*, *-ate*. Fälle, in denen das Indische den Wechsel mit dem Nasal nicht mehr erkennen läßt, scheinen nicht vorzukommen: auch *asmā́n*, *asmā́t* usw. sind nicht der Art, denn sie liegen näher an *nas* und *nāu* als gr. ἄμμε, ἄμμιν, ἄμμες an νῶι.

Von den anderen Sprachen aus gelingt die Rekonstruktion der Nasalis sonans nicht so einfach. Im Italischen sind die Entsprechungen für vorurgr. *n̥*, *m̥*, *ṽ* = gr. α = ai. *a* und für vorurgr. *en*, *em*, *eṽ* = gr. εν, εμ, εṽ = ai. *an*, *am*, *aṽ*, *añ* bekanntlich in: *en*, *em*, *eṽ* zusammengefallen. Daher sind in den Ablautsreihen die beiden Lautgruppen nicht herauszufinden ohne Hülfe der anderen Sprachen. Dazu sind die Fälle, wo im Griechischen α, im Arischen *a* mit Nasal wechseln, im Italischen ganz verwischt. Da im Lateinischen *-em* des Akk. Sing. auch in die *i*-Stämme eingedrungen ist, wie *hostem*, im Umbr.-Osk. die konsonantischen Stämme gar das *-om* der *o*-Stämme übernommen haben und da die anderen in Betracht kommenden Endungen wie die der 3. Plur. Akt. in zu spärlichen Resten erhalten geblieben sind, gibt es im Italischen keinen Anhalt, um

die zusammengefallenen Laute zu trennen und Verwandtschaft von *en*, *em*, *ev* (lat. *iv*) mit *n*, *m*, *v* festzustellen.

Es ließe sich darum die Möglichkeit gar nicht widerlegen, daß diese *en*, *em*, *ev* = vorurgr. *n̥*, *m̥*, *v̥* auch im Voruritalischen nie *n̥* *m̥* *v̥* oder überhaupt nicht geschwächt waren. Es ist vom Italischen aus ebenso unmöglich zu dem freien Akzent vorzudringen, den man heutzutage gewohnt ist, für das Urindogermanische anzusetzen. Wie wäre es, wenn dieser Akzent im Voruritalischen nie üblich war, wenn er nur auf andere Teile der Urdialekte beschränkt gewesen wäre? Wenn er daher im Voruritalischen auch die schwächende Kraft nicht ausüben konnte, die ihm zugeschrieben wird? Wenn, wie ich oben andeutete (S. 23), der Ablaut gar nicht gleichmäßig entstanden wäre (ähnlich wie im Neurussischen)? Aber auch wenn jener Akzent voruritalisch war, besteht nicht die Möglichkeit, daß die Silben mit Nasalen (und Liquiden) einen vollen Vokal behielten, während die *i*-, *u*-Diphthonge ihn verloren? Die späteren Schwächungen im Lateinischen haben in der Gruppe Vokal + Nasal nirgends die Nasale sonantisch gemacht, wohl aber *i*, *u* in den Diphthongen: es heißt *inīquus* neben *aequus*, *inclūdo* neben *claudo* aber *effringo* neben *frango*, *biennis* neben *annus*.

Erst die Vergleichung mit den anderen Sprachen lehrt, daß auch das Italische einmal geschwächte Vokale oder sonantische Nasale besessen haben k ö n n t e. Der Ansatz jeder voruritalischen Nasalis sonans ist demnach ganz und gar nicht so sicher, wie es manchem scheinen mag.

Im B a l t i s c h e n und S l a v i s c h e n, besonders in letzterem, dürfte es sehr schwer halten, den Ausgangspunkt für eine Beweisführung zu finden. Gesetzt, es sei die Verwandtschaft zwischen *in*, *im*, bez. *ę* und *n*, *m* (wie im Griechischen bei den Endungen -*α*, -*ν* etc.) nachgewiesen, dann würde man von diesen Sprachen aus höchstens zu der Ansicht kommen, daß schon vorurbaltisch und vorurslav. *in*, *im* bez. *ę* in Parallele zu *en*, *em*, *on*, *om* stand. Nimmt man aber hinzu, daß in lit. *dumti* „wehen“, abulg. *dъmą* „blase“ u. a. ein *u*-Laut erscheint (Brugmann Grdr.[2] I 410), so könnte man auch darauf verfallen, daß vor dem Nasal ein ähnlicher geschwächter Mittellaut zwischen *i* und *u* üblich war wie im Lateinischen, vgl. *optimus* : *optumus*. Oder zeigt sich eine Verschiedenheit in dem Schwächungsprodukt, je nachdem, ob es von *em*, *en* oder von *om*, *on* ursprünglich herrührte? Ein Ansatz von *n̥*, *m̥*, *v̥* auf Grund der Vergleichung

mit den anderen Sprachen ist also für das Vorurbaltische und Vorurslavische ebenso unsicher wie für das Voruritalische.

Ganz ähnlich steht es mit den anderen Sprachen, die ebenfalls Vokal + Nasal für den in Frage stehenden Laut besitzen. Wenn man so vom Italischen, Baltisch-Slavischen, Germanischen, Keltischen, Armenischen allein aus nicht zum Ansatz von Nasalis sonans gelangt, so wird klar, wie unsicher ein gemein-urindogermanischer Ansatz dieses Lautes ist. Ebenso berechtigt fände ich den Ansatz eines Vokals + Nasal, wobei der Vokal nicht ein ə, d. h. Murmelvokal, zu sein brauchte. Denn es ist sehr wohl möglich, daß wir uns ganz falschen Illusionen hingeben, indem wir meinen, mit dem Ansatz von mehr oder weniger geschwächten unbetonten Silben jederzeit eine gemein-urindogermanische Sprachphase zu erreichen. Wie weit die Schwächung sich erst einzelsprachlich parallel vollzogen haben kann, ist gar nicht zu ermitteln. Vokal + Nasal hielt sich vielleicht länger als Vokal + Verschlußlaut. Man wird daher sehr gut daran tun, wenn man Nasalis (und Liquida) sonans bei Erörterung des Ablautes nicht in den Vordergrund stellt, zum wenigsten aber nur arische oder griechische Beispiele wählt.

Mit der Rekonstruktion einer Nasalis sonans steht es erheblich anders als vorhin mit *-m*. Wenn man auch z. B. vom Baltisch-Slavischen und anderen Sprachen aus nicht zum Ansatz eines *-m* gelangen kann, sondern nur zu einem *-n*, so vermöchte dieses *-n* den arischen, italischen (griechischen und keltischen) Auslaut nicht zu erklären; wohl aber erklärt ein *-m* den Auslaut aller indogermanischen Sprachen. Hier dagegen lassen sich die Laute aller indogermanischen Sprachen ebenso wohl von Nasalis sonans wie von einem kurzen, deswegen aber noch nicht gemurmelten Vokal (dessen Qualität ich nicht bestimmen möchte) + Nasal ableiten. Bei dem Ansatz eines gemeinuridg. *-m* scheint mir daher die Gefahr nicht groß zu sein, daß wir einen Fehler machen, viel größer aber beim Ansatz von Nasalis sonans. Das wahrscheinlichste dünkt mir hier eine mundartliche Differenz innerhalb des Urindogermanischen. Diese Differenz muß aus einer Einheit entstanden sein; ob aber diese Einheit in einem einzigen präindogermanischen Laut (Fall 1 S. 15) oder in mehreren (Fall 2 und 3) besteht, liegt außerhalb unseres Wissens.

§ 6.

Ich wende mich nun zur Media aspirata und beginne mit dem Indischen.

Die genaue phonetische Bestimmung der indischen Media aspirata ist bekanntlich mit einigen Schwierigkeiten verknüpft. Diese Schwierigkeiten sind aber bedeutungslos für das Folgende, da es mir nur darauf ankommt festzustellen, ob sich eine Einheitsrekonstruktion empfiehlt oder nicht. Vermutlich war es im Indischen eine Media mit einem nachfolgenden tönenden Hauche. Die Hauchdissimilation ergibt sich vom Indischen her aus reduplizierten Formen wie *dadhati*. Von da aus gelangt man — am besten mit Hülfe des Germanischen — zur Erkenntnis von Dissimilationen wie *bódhati* er „erwacht" : got. *anabiuda* „ich trage auf".

Die anderen indogermanischen Sprachen lassen mit Ausnahme vielleicht des Italischen einen sicheren Schluß auf Media aspirata nicht zu, auch das Phrygische und Mazedonische[1]) nicht. Kretschmer ist Einl. gr. Spr. S. 229 allerdings anderer Ansicht. Er sagt: „Daß der Verlust der Aspiration bei den Phrygern erst nach ihrer Einwanderung in Kleinasien fällt, müssen wir aus dem Verhältnis von *Φρύγες* zu *Βρύγες* schließen". So gerne ich zugebe, daß dies eine sehr einleuchtende Erklärung sein kann, so dürfen wir eben doch nicht vergessen, daß erstens noch zu beweisen wäre, daß die Phryger oder ihre Vorfahren jemals eine Media aspirata gesprochen haben. Das ist gerade das von mir bekämpfte Dogma, daß alle Lautgleichungen auf einen Einheitslaut zurückführbar und die Laute einer kaum bekannten indogermanischen Sprache wie Illyrisch, Thrakisch usw. ohne weiteres von unseren erschlossenen Lauten ableitbar seien. Zweitens dürfte Fick BB. XXIV 295 recht damit haben, wenn er meint, die Form *Βρύγες* mit *Β* sei auf dem Umweg über Mazedonien zu den Griechen gekommen Drittens aber sollte man sich überhaupt hüten, aus so kümmerlichen Sprachresten und besonders aus ein paar Lehnwörtern so weitgehende Schlüsse zu ziehen. Wie mannigfaltig und oft unbegreiflich die Lautgestaltung von Fremdwörtern sein kann, zeigen Claussens Arbeiten über die griechischen Lehnwörter in den romanischen Sprachen. Ähnliches gilt auch für das Mazedonische. Die von Kretschmer vorgebrachten Zeugnisse (S. 287) scheinen mir daher nicht schwerwiegend genug, um die Frage zu entscheiden.

Für das Griechische[1]) beweisen weder Formen wie *οὐθείς* mit *θ* (Meisterhans Gramm. att. Inschr.² S. 80 f.) noch Assimilationen

[1]) Über Hoffmanns Ansichten in seinem neuesten Buche vgl. Korrekturn. 3.

wie *Θωρόθεος, Θυφειθίθης* (Kretschmer Vaseninschr. S. 152 f.) mehr, als daß zur Zeit ihres Aufkommens stimmhafte Aspiraten nicht vorhanden waren (vgl. Hatzidakis KZ. XXXVII 152 gegenüber Kretschmer Einl. S. 156). Geradesowenig sind das Nebeneinander von *Βρύγες* und *Φρύγες* oder eventuell aus dem Griechischen entlehnte Wörter wie *κεβαλή* (das Richtige darüber scheint mir Fick zu behaupten BB. XXIV 298) auch nur irgendwie beweiskräftig. Wohl aber lehrt der Vergleich mit den anderen Sprachen, daß die griechischen Tenues aspiratae nicht der Ausgangspunkt für die entsprechenden indischen, germanischen usw. Laute sein können, während die indischen Lautverhältnisse die Laute der sämtlichen indogermanischen Sprachen zu erklären im stande sind. Es ließe sich allerdings auch ein Weg ausdenken, wie man vom Griechischen allein aus zum Ansatz einer Media aspirata gelangen könnte. Es müßte dann erstens Beispiele geben, um zu beweisen, daß der Lautübergang, den man an *κάββαλε* für **κάτβαλε* beobachten kann, das Stimmhaftmachen einer Tenuis durch eine folgende Media auch schon in altertümlicheren Verbindungen vor sich ging; *βδέω* z. B. ist dazu ungeeignet, weil man hier erst wieder die anderen Sprachen braucht. Zweitens müßte dann eine Wurzel wie *χ̣εδ-(χ̣έζω)* in der Schwundstufen- und Vollstufenform deutlich vorliegen. Auch an einer auf Aspirata ausgehenden Wurzel, an die ein mit Media beginnendes Suffix antritt, ließe sich dasselbe zeigen. Leider scheint es solche Beispiele nicht zu geben.

Weit geringere Schwierigkeiten ergeben sich, wenn man vom Italischen aus den Versuch macht, zu einer Media aspirata vorzudringen. Einen Anhaltepunkt bietet das Italische allein für diesen Ansatz allerdings nirgends. Es kommt hinzu, daß die ursprüngliche Artikulationsstellung verwischt ist; nur ein Teil der zu den Gutturalreihen gehörigen Laute lassen vom Italischen allein aus die Artikulationsstellung erkennen: osk.-umbr. *h*, lat. *h*, *g*, vgl. unten. Daß aber z. B. das *b* von lat. *nebula* und *verbum* zu zwei verschiedenen Reihen gehört, ist erst mit Hülfe der verwandten Sprachen herauszufinden. Ich sehe eben gar keine Möglichkeit, vom Italischen aus folgende Lautgleichungen auseinander zu halten: 1. osk.-umbr. *f* = lat. *f* im Anlaut, *b* im Inlaut (= ind. *bh*); 2. osk.-umbr. *f* = lat. *f* im Anlaut, *b* in der Nähe von *r*, vor *l*, hinter *u̯* (= ind. *dh*). Ferner geht zwar aus osk. *mefiai* „in media“ Lok. Sing. F. und osk. *edum* „edere“ hervor, daß lat. *medius* ein anderes *d* hat als

edo; nichts aber führt darauf, daß in dem *d* von *medius* zwar derselbe ursprüngliche Laut steckt wie in dem *f* von *fumus*, aber ein anderer als in dem *f* von *fero*. Hat man aber erst einmal mit Hülfe der anderen Sprachen die zusammengehörigen Laute geordnet, d. h. die beiden angedeuteten Lautgleichungen aufgestellt, dann wird man allerdings Waldes jüngstem Aufsatze zufolge (IF. XIX 98 f.) zu Media aspirata geführt. Es ist damit eine neue wesentliche Stütze auch für den Ansatz gemeinidg. aspirierter tönender Verschlußlaute gewonnen. Pedersens Dehnung der Quantität *lēctus* gegenüber: *dĭctus*, *vĕctus* (Nord. Tidsskr. f. Fil. III 5, 32 f., vgl. IF. Anz. VIII 126) beweist ja nicht sowohl alte Media aspirata, als vielmehr nur, daß indischer Media und Media aspirata auch im Italischen zwei ursprünglich verschiedene Laute gegenüberstanden.

Vielleicht wird man jetzt geneigt sein, sich den Weg zur italischen tonlosen Spirans nicht mehr über Tenuis aspirata zu denken, sondern über stimmhafte Spirans, wie das früher einmal Hartmann DLZ. 1890 S. 1831 und 1892 S. 10 flüchtig angedeutet hat. Wenn man uritalische tonlose Spiranten ansetzt, stützt man sich meist auf das ins Griechische entlehnte λῖτρα = lat. *lībra*, beide aus **līþrā*, vgl. Schulze KZ. XXXIII 222 f.; allein auf ein einzelnes Lehnwort darf man denn doch kein zu großes Gewicht legen.

Im Iranischen, Albanesischen und Baltisch-Slavischen sind die Verhältnisse wegen des bekannten Zusammenfalls der betreffenden Lautentsprechungen für indische Media und Media aspirata die gleichen. Die Auseinanderhaltung der beiden Laute ist von diesen Einzelsprachen her zwar unmöglich, sie wird aber nicht nur durch die Vergleichung mit dem Indischen (und Italischen), sondern auch einerseits mit dem Germanischen und Armenischen und in der Labiovelarreihe mit dem Keltischen, andererseits mit dem Griechischen ermöglicht. Die Laute, die man von jenen drei Sprachen allein aus erreichen könnte, vermöchten die Laute der andern Sprachen nicht zu erklären.

Mit dem Keltischen liegt es zum größten Teil ebenso; auch in der sogenannten Labiovelarreihe, wo *b* (= gr. β, δ) und *g* (= gr. φ, ϑ) geschieden sind (Osthoff IF. IV 264 f.), ist natürlich nicht bewiesen, daß *g* jemals aspiriert war. Selbstverständlich wird man aber hier trotz aller Skepsis zum Ansatz einer vorurkeltischen Media aspirata gern geneigt sein.

Das Germanische und Armenische hinwiederum haben zwar die Entsprechungen für indische Media und Media aspirata getrennt, wie auch für Media aspirata und Tenuis aspirata, bieten aber von sich aus keine Handhabe zum Ansatz von aspirierten Medien. Von ihrem Lautstand aus lassen sich die Laute der anderen Sprachen nicht verstehen.

Will man einen Einheitslaut rekonstruieren, so kommt man also auf eine Media aspirata. Gestützt wird der Ansatz 1. dadurch, daß das Indische den Laut wirklich besitzt; 2. dadurch, daß er für das Italische mit Hülfe der anderen Sprachen leicht erschlossen werden kann; 3. durch die ganz eigentümliche Entwicklung, die dieser Laut in den anderen Sprachen genommen hat. Auch wenn man das Indische nicht besäße, würde eine Einheitsrekonstruktion auf ihn führen. Bald ist der Laut mit der Media zusammengefallen, bald mit der Tenuis-aspirata der Einheitsrekonstruktion. Es gibt keinen anderen Laut, der in unserem Fall als gemeinsame Quelle näher läge denn Media aspirata. Besonders eine Betrachtung des Italischen und des Keltischen gewinnt für den Ansatz. Daß das Voruritalische Media aspirata gekannt hat, würde man, wenn man Walde (IF. XIX 98 f.) folgen will, auch ohne das Indische vermuten können; in Waldes Beispielen spielen ja indische Etymologien keine Rolle. Ferner sind im Keltischen ind. *b*, *bh* zusammengefallen, ebenso *d*, *dh* und *j*, *h* (über letzere unten) wie im Iranischen, Albanesischen, Baltisch-Slavischen; *g*, *gh* aber nicht. Wird da nicht das Keltische einmal auch jene andern Laute geschieden haben? Wird ferner nicht auch im Iranischen, Albanesischen, Baltisch-Slavischen einmal ein Unterschied gewesen sein? Obgleich keine Einzelsprache außer dem Indischen auf Media aspirata führt, hat der Ansatz also viel Verlockendes.

Aber trotz alledem können wir uns mit diesem gemeinuridg. Ansatz arg verrechnen. Das zeigt folgende Überlegung:

Der Ansatz Media aspirata läßt uns eine stattliche Anzahl von Wurzeln erschließen, die zugleich im In- und Auslaut diesen Laut besitzen. Dem gegenüber könnte es auffallen, daß viel weniger Wurzeln statt der einen Media aspirata eine Media zeigen. Sollten vielleicht in präindogermanischer Zeit manche Medien durch Assimilation aspiriert worden sein?[1]) Sollte daher der Mangel an gemeinuridg. *b* rühren? Wie aber, haben dann die

[1]) Vgl. übrigens Johansson KZ. XXXVI 389 f.

Vorstufen des Baltisch-Slavischen, Albanesischen, Iranischen an dieser Assimilation teilgenommen? Sollten sich vielleicht Wurzeln wie **bhudh* so entwickelt haben: Präidg. **budh*, vorurind.-armen.-griech.-ital.-germ. **bhudh* (*bh* zeigte sich noch im ind. Desid. *bubhutsate*); dagegen vorurbalt.-sl.-kelt.-av.-alb. **budh*? Dann hätten abulg. *budĕti*, lit. *budĕti*, avest. *bud* „erkennen" nie ein aspiriertes *b* gehabt. Man müßte dann annehmen, daß Wörter von dem Typus der Wurzel *bhag* (av. *baγa* „Gott") zur Zeit der Assimilation statt der Media *g* etwa eine tönende Spirans oder anderes hatten. Hundert andere Möglichkeiten, wie z. B. die oben erwähnte (S. 14), sind denkbar, die so gelagert sein könnten, daß wir nicht imstande wären sie festzustellen.

§ 7.

Von größtem Wert ist eine methodisch richtige Behandlung in einer verwickelten Frage. Als solche ist neben dem Ablaut in erster Linie die Gutturalfrage zu nennen. Ich gehe daher auf die Rekonstruktion der Gutturalreihen ebenfalls ein, allerdings wieder nur im allgemeinen; denn für eine Untersuchung in solcher Gründlichkeit und Ausdehnung, wie es unsere Wissenschaft ermöglicht, bietet weder der Rahmen einer Zeitschrift den nötigen Raum, noch fühle ich mich hierzu gesattelt. Ich beabsichtige hier nur einige Grundlinien deutlicher zu ziehen und befleißige mich bei den Schlußfolgerungen für die Rekonstruktion im folgenden größerer Kürze als im vorausgehenden.

Ich beginne mit dem Indischen. Der springende Punkt für das Vorurindische ist m. E. die Bestimmung der Aussprache der indischen Palatallaute. Eigentlich ist es selbstverständlich, daß die erste Voraussetzung für eine richtige Rekonstruktion die Feststellung der Aussprache ist, wenn die Aussprache den Ausgangspunkt für die Rekonstruktion bilden muß und dabei die Ansichten der Gelehrten über die Aussprache geteilt sind. Solcher selbstverständlichen Forderung ist man nun gerade hier nicht immer nachgekommen. Bartholomae (Studien zur idg. Sprachgesch. I 49 Anm.) und mit ihm Wackernagel (Ai. Gr. I 137 f.) haben die Frage nach der Aussprache der Palatale in methodisch unrichtiger Weise mit der Frage nach ihrer Herleitung verknüpft. Bartholomae sucht Brugmanns Gleichsetzung von ai. *j* = *g'* (wie in „Gift"), „trotzdem es ungefähr zu dem stimmt, was die heimischen Grammatiker über

die Aussprache der tālavya's angeben", besonders durch folgende Frage zu beseitigen: „Soll das g_1 (jetzt Brugmanns *ĝ*) durch ar. *ź* wieder zu *g'* geworden sein?" Wackernagel lehnt Brugmanns *g'* aus ganz ähnlichem Grunde ab, da man sonst „die undenkbare Entwicklungsreihe indoir. *ź* : urai. *g'* : modern ai. *dž* erhielte" [1]). Solche Beweisführung möchte ich als im Prinzip unrichtig bezeichnen. Woher wissen wir denn, daß jener Laut urarisch ein *ź*, woher, daß er noch früher ein *g'* war? Eine Beweisführung mit Hülfe der entsprechenden rekonstruierten Laute ist jedesmal ein Zirkel.

Die Aussprache der altindischen Laute ist vor allem auf die Überlieferung in den Prātiśākhyen und auf unsere phonetischen Kenntnisse zu stützen, in zweiter Linie auf Schreibung indischer Namen in anderen Sprachen, auf die Weiterentwicklung im Prakrit und auf die moderne Aussprache. Wenn sich so eine Aussprache genau bestimmen läßt, und das Resultat stimmt schlecht zu den rekonstruierten Lauten, dann wird es immer rätlich sein, erst noch einmal die Rekonstruktion auf ihre Festigkeit hin zu prüfen. Aber solche Schwierigkeiten liegen, wenn ich richtig urteile, in unserem Falle gar nicht vor. Die Hauptschwierigkeiten liegen anderswo.

Von den phonetischen Schriften der Inder habe ich nur folgende vier zu Rate ziehen können: Ṛkprātiśākhyam hrsg. von Regnier Journ. Asiatique 1856 f., von M. Müller in dem 1. Bande seiner Ṛgvedaausgabe; Vājasaneyiprātiśākhyam hrsg. von Weber Ind. Stud. IV 65 f; Atharvavedaprātiśākhyam hrsg. von Whitney Journ. Am. Or. Soc. VII 332 f.; Taittirīyaprātiśākhyam hrsg. von Whitney ebenda IX 1 f. Unter diesen gibt das zuletzt genannte die genauesten Beschreibungen der in Betracht kommenden Laute.

Tālau jihvāmadhyena cavarge Tait. Pr. II 36 „Am Gaumen wird mit der Mittelzunge in der *ca*-Reihe [*c*, *ch*, *j*, *jh*, *ñ*] artikuliert". Ganz ähnlich lauten die Vorschriften R. Pr. I 9 (Regnier), I 19 (Müller N. 23), V. Pr. I 79, A. Pr. I 21, wo wie auch anderwärts *ś* mit eingeschlossen ist.[2]) Sie gehören

---

[1]) Daß aus Formen wie *vraṣṭum* Inf. zu *vraśc* „abhauen" kein Grund für eine Aussprache des *c* als *tš* zu entnehmen ist, tut Franke durch den Hinweis auf palisierende Reduktion von dreikonsonantigen zu zweikonsonantigen Gruppen dar, BB. XXIII 178.

[2]) Daß *ś* an derselben Stelle artikuliert wurde wie *c*, *j* steht fest; ob es aber ein *s*- oder ein *š*-Laut war, ist nicht festzustellen, vgl. Wackernagel Ai. Gr. S. 226, Whitney zu T. Pr. II 44.

stets zu den Sparśa „den Verschlußlauten“ (von *sparś* „berühren“). Wären sie zusammengesetzt aus einer Verschlußlaut- und einer Spirantenartikulation, dann würde das sicherlich in den Prātiśākhyen gesagt sein. Sie sind also einfache Laute.

Hierfür läßt sich auch das Metrum, allerdings nur in negativer Instanz, geltend machen. Wenn ein kurzer Vokal vor *c* oder *j* nicht positione lang wird, so beweist das nicht, wie z. B. Brugmann Grundr.[2] I 77, KVG. S. 44 und Thumb Handb. des Sanskrit I 42 zu glauben scheinen, daß dann *c* und *j* einfache Laute gewesen sein müßten. Nur das hat man daraus zu folgern, daß die Silbe offen war, anders als die erste Silbe von nhd. *hatte*. Ein **sa-tšate* = *sacate* mit Silbentrennung vor *tš* könnte ebenfalls ein kurzes *a* haben. Die Prosodie läßt sich also nur insofern verwerten, als sie jedenfalls nicht gegen die Einfachheit der Laute *c*, *j* spricht.

Auch das aspirierte *ch* im Anlaut halte ich für einen einfachen Laut. Sonst dürfte es nicht unter den Sparśa aufgezählt werden. Dies übersieht Havet MSL. II 351, nach dem *ch* „à peu près *-t'ś*“ ist. Gleichwohl macht *ch*, wie intervokalisch für *cch* auch geschrieben wird, positione lang. Demnach mußte die Silbengrenze in diesem *ch* selbst liegen; *ch* hinter Vokal sprach man also nicht „dans une même syllabe“, wie Havet fälschlich annimmt. Diese vom übrigen abweichende Silbentrennung erklärt sich sehr einfach, wenn man annimmt, daß *ch* aus zwei Konsonanten, die ind. *t* + *ś* oder *s* + *ś* entsprechen, zusammengeflossen ist. Die beiden Laute waren ehemals auf zwei Silben verteilt, und als sie *ch* wurden, verblieb der ersten Silbe der Verschluß und der zweiten die Explosion. Wenn nun die Ansichten der indischen Phonetiker über die Schreibung von intervokalischem *ch* auseinander gingen, vgl. Whitney zu A. Pr. II 17, so könnte daran bloß dieser außergewöhnliche Silbenschluß Anlaß gewesen sein. Die Schreibung *cch* wäre dann ein unbeholfener Ausdruck für die Bezeichnung der in *ch* liegenden Silbengrenze. Daneben darf man wohl auch an Dialektunterschiede denken, wie bei Śakalyas Orthographie R. Pr. IV 5: *cś*; wenn das *ś* nicht etwa nur etymologische Schreibung ist (Brugmann Grundr.[2] I 525).

Überall erscheint die *c*-Reihe trotz sonstiger Verschiedenheiten in der Anordnung — in den vier Prātiśākhyen und bei Pāṇini (vgl. Müller S. 10) als die zweite Reihe der Sparśa, deren fünf Reihen eine feststehende Ordnung haben. Es ist

dies unverkennbar eine phonetische Anordnung, aber nicht ohne weiteres in dem Sinne, wie das z. B. Grassmann KZ. IX 31 f. gemeint hat: nämlich so, daß jede folgende Reihe weiter vorne gesprochen worden wäre. Davon, daß bei der zweiten Reihe „die Mittelzunge an den mittleren Teil des Gaumens", bei der dritten „die Vorderzunge an den vorderen Teil des Gaumens" angelegt wurde, finde ich in den Prātiśākhyen nichts. Wohl wird R. Pr. I 21 (Müller), I 11 (Regnier) dem Vedamitra die Lehre zugeschrieben, daß die Stelle für das *ḍ* die Zungenwurzel und der Gaumen sei. Aber obwohl der Kommentator hinzufügt: „Wer spricht anders?" so muß das doch eine von der üblichen abweichende Aussprache gewesen sein, wie ja überhaupt der Übergang von *ḍ* zu *ḷ* zum Teil mundartlich war und beweist, daß die Zungenstellung bei gewissen *ḍ* eine andere war als die bei *ṭ ṣ* übliche. Nach Taitt. Pr. II 37 werden die *ṭ*-Laute mit zurückgezogener Zungenspitze „*mūrdhani*", d. h., wie ich mit Whitney zu der Stelle und zu Ath. Pr. I 22 annehme, ganz allgemein „in dem oberen Teil der Mundhöhle" gesprochen. Der höchste Teil der Mundhöhle ist aber der harte Gaumen. Nach einer Bemerkung bei Müller S. 18 werden die Zerebrale heutzutage im Bengali am mittleren oder hinteren Teil des Gaumens gesprochen, also weiter hinten, als Graßmann für die altindischen Zerebrale annimmt. In nordindischen Dialekten trat ja sogar *kh* für *ś* ein, Wackernagel Ai. Gr. S. 136. Mir scheint es demnach durchaus nicht ohne weiteres festzustehen, daß die altindischen Zerebrale weiter vorne lagen als die altindischen Palatale; vermutlich stimmten darin, wie dies in anderen Punkten mehrfach durch die Prātiśākhyen durchschimmert, die Mundarten nicht ganz miteinander überein. Bedeutungsvoll ist, wie mir vorkommt, für die Beurteilung die Regel A. Pr. II 38: *vargaviparyaye sphoṭanaḥ pūrveṇa cedvirāmaḥ* „Werden Verschlußlaute in umgekehrter Reihenfolge der Reihen miteinander verbunden, so tritt sphoṭana ein, wenn der erste im Auslaut steht". Sphoṭana ist die deutliche Artikulierung der Explosion und des folgenden Verschlusses bei Verbindung zweier Verschlußlaute, vgl. Whitney zu der Stelle und Kirste MSL. V 92 f. Hiervon gibt es eine Ausnahme A. Pr. II 39: *na ṭavargasya cavarge kālaviprakarṣastvatra bhavati tamāhuḥ karṣaṇa iti* „nicht [steht sphoṭana], wenn ein *ṭ*-Laut vor einem *c*-Laut steht; hier tritt eine Zeitentfernung (Pause) ein, man nennt das karṣaṇa". Nun sagt Sievers Phonetik[4] S. 165 über die Verbindung zweier

Verschlußlaute: „Liegt die zweite Verschlußstelle vor der ersten, so verliert sich das Öffnungsgeräusch noch gar in dem Blindsack, der durch den vorderen Verschluß hergestellt ist". Demnach führt die Reihenfolge der Sparśareihen von einem weit hinten liegenden Verschluß allmählich nach vorne, nur die *c*-Reihe macht eine Ausnahme: entweder wird die *c*-Reihe an derselben Stelle wie die *ṭ*-Reihe artikuliert oder weiter vorne[1]). Deswegen wird nach A. Pr. II 39 die Explosion des *ṭ* und der Verschluß des folgenden *c* nicht gehört, es ist bloß eine Pause, während welcher der Verschluß von der Zungenspitze zur Mittelzunge verschoben wird. Wackernagel Ai. Gr. S. 138 zieht mit Kirste aus der Regel den verkehrten Schluß, daß der erste Teil der Palatale ungefähr wie bei den Zerebralen artikuliert wurde; beide vergessen die verschiedene Zungenstellung in den zwei Lauten.

Gleichwohl ist die Reihenfolge der indischen Sparśa verständlich. Eine kontinuierliche Lautreihe führt von den Gutturalen zu den Palatalen, von da kommt man nur mit einem Sprung durch Veränderung der Zungenlage zu den Zerebralen, von diesen geht es in kontinuierlicher Reihe weiter zu den Dentalen, um dann mit einem Sprunge wieder zu den Labialen zu führen, vgl. Sievers Phon.[4] S. 62/3. Die indischen Palatale *c*, *j*, *ch* (und *ś*) lagen demnach vermutlich entweder weiter vorne als die Zerebrale, oder sie wurden an derselben Stelle artikuliert. Aber zweifelsohne waren sie Verschlußlaute.

Man kommt in der genaueren Bestimmung der Laute erst weiter durch die Schreibung indischer Namen in anderen Sprachen. Für *c* haben die Chinesen nach Wackernagel Ai. Gr. S. 137 *tš* eingesetzt, während die Griechen σ, σσ, ζ, τζ, τι schrieben (vgl. auch Bühler Sitz.-Ber. Wien. Akad. 1890 S. 122, Nr. XI 45 f.), letztere haben vor ι auch κ, das man aber nicht als Guttural aufzufassen braucht, Havet S. 350 Anm. Für *j* findet sich griech. ζ, δι. Das griechische Ohr hat demnach, wenn nicht etwa eine Prakritaussprache wiedergegeben ist, die Sanskritlaute nicht genau gekannt und hat sie eher als Spiranten, bezw. als eine Verbindung mit einem Spiranten aufgefaßt, denn als Verschlußlaute.

Aber auch diese Schreibungen lassen sich neben dem aus der indischen Überlieferung gewonnenen Resultat verstehen, wenn man

---

[1]) Letzteres nimmt Whitney Ind. Gr.[3] S. 22 an.

die indischen Palatale als mouillierte Laute in dem Sinne betrachtet, wie sie Lenz KZ. XXIX 1 f. beschreibt. Lenz weist von den palatalen mouillierten Verschlußlauten, die ja mit der Mittelzunge gebildet werden, nach, daß sich in unmittelbarem Anschluß an die Explosion eine schmale Rinne in der Zunge bildet, die Anlaß zu einem Frikativlaut gibt (a. a. O. S. 21). Dieser begleitende Frikativlaut ist bei dem *k'* meist ein *ś*, bei dem *t'* ein *χ'*, bei dem *č* ein *š́* und bei dem *ĉ* ein *χ'ś*. Alle vier sind mit dem Frikativlaut zusammen einheitliche Laute und nicht in zwei besonders artikulierte Laute zu zerlegen. Einer von diesen mouillierten Lauten oder ein ähnlicher muß ai. *c* gewesen sein. Vielleicht sprechen die Namen im Griechischen dafür, daß er weiter vorne lag als z. B. *k'*.

Wenn Havet meint, daß die Palatale keine *k'*-Laute, d. h. palatalisierte *κ*-Laute gewesen sein könnten, da ja *kim* schon mit hellerem *k* gesprochen werde als *kas* und „il est probable a priori que deux articulations aussi voisines ne se présentent pas à la fois dans une même langue", so hat er übersehen, daß dieser Fall tatsächlich vorkommt, wie im Albanesischen, wo man z. B. *k'el* „bringe" mit anderem *k* spricht als im Anlaut von *kek'* „schlecht", vgl. auch Sievers.

Zu solcher altindischen Aussprache paßt auch die Weiterentwicklung des Indischen. Inschriftlich findet sich der Übergang von *j* in *d* (Bühler ZDMG. XXXVII 576), wie er neben *c* > *t* oder *s* zu finden ist, während umgekehrt überhaupt im Prākrit *ty* und *dy* zu *cc*, *jj* und gelegentlich auch *sv* zu *ch*, *tv* zu *cc*, *dhv* zu *jj* werden, vgl. Franke BB. XXIII 177 f., der aus diesen Verschiedenheiten vielleicht zu weitgehende Schlüsse zieht. Mundartliche Differenzen darf man aber wohl in der Aussprache des ai. *c* annehmen; nur daß sie so weit auseinanderliegen, wie Franke anzunehmen scheint, ist mir zweifelhaft.

Auch die moderne Aussprache kann das obige Resultat nur bestätigen. Nach Bühler schwankt die heutige Aussprache zwischen *tśa* und *tya*, sowie zwischen *dža* und *dya* (Sitz.-Ber. 1890 S. 45). In seinem Leitfaden für den Elementarkursus des Sanskrit[1]) nennt er die Palatale: mouillierte Dentale mit nachklingendem Zischlaut. Ind. Studies[1]) III 66 sagt er: *ca* not English *tsha*, but *tśa*, almost like *tya*. Diese ungenauen Angaben erklären sich am besten, wenn das moderne ind. *c* nicht ein zusammengesetzter, sondern ein mouillierter Laut

[1]) Mir nur aus KZ. XXIX 33 und BB. XXIII 177 bekannt.

im Sinne von Lenz ist. So dürfte sich auch die von Wackernagel aufrecht erhaltene etwas abweichende Behauptung, daß *c* eine enge[1]) Verbindung eines *t*-Lautes mit einem palatalen *ś*-Laut sei, erklären. Jedenfalls wäre es wünschenswert, wenn einmal einer von den wenigen, die das Indische an der Quelle studiert haben, uns über die moderne Aussprache der Palatale gründlichen Aufschluß gäbe. Aber auch jetzt schon kann man sagen — darin hat Bühler entschieden recht — daß die moderne Aussprache schon recht alt sein muß. Nur wird sich nicht bestimmen lassen, ob die Prātiśākhyen schon genau denselben Verschlußlaut beschreiben wollten, wie er jetzt gesprochen wird. Zum wenigsten ist es mir nicht möglich, mich für einen der oben genannten vier mouillierten Laute zu entscheiden; selbst *k'* ist nicht gänzlich ausgeschlossen, da dieses *k'* leicht zu einem heutigen *t'* oder *č* oder *ċ* geworden sein könnte: denn nur soviel ist klar, daß *c* heute nicht mehr *k'* ist und wegen der Darstellung durch *t*-Laute im Griechischen wohl schon vor Christus nicht oder nicht mehr gewesen sein wird. Jedenfalls aber waren *c*, *ch*, *j*, *(jh)* Verschlußlaute.

Während *c* von *ś* geschieden ist, gibt es für je zwei Laute nur ein *j* und ein *h*. Wie man vom Indischen aus ohne Zuhülfenahme der anderen Sprachen diese je zwei in *j* und *h* zusammengeflossenen Laute unterscheiden kann, setzt Wackernagel Ai. Gr. S. 138 f. und 245 f. auseinander. Man erhält so zunächst die Laute *c* und *j*, zu denen sich statt einer Media aspirata das tönende *h* gesellt; sie wechseln mit den *k*-Lauten (*k*, *g*, *gh*). Daß in diesem *h* die alte Media aspirata zu *j* steckt, ergibt sich besonders deutlich z. B. aus dem dissimilierten Anlaut in *jahi* zu *han* „schlagen" neben Perf. *jaghāna*. Von einer solchen reduplizierten Form aus und anderen wie *cakāra* zu *kar* „machen", *jagāma* zu *gam* „gehen", *jaghāsa* zu *ghas* „essen" läßt sich vermuten, daß die mouillierten Laute *c*, *j* und die Spirans *h* durch Einwirkung heller Vokale aus *k*, *g*, *gh* entstanden sind. Sie bilden mit *k g gh* zusammen die Vertreter der reinvelaren und labiovelaren Reihe nach Thurneysens Terminus.

Auf der andern Seite erhält man die Reihe *ś*, *j*, *h*. Hier sind es diejenigen *j* und *h*, die nicht mit *g*, *gh* wechseln. Die Zusammengehörigkeit von *j* und *h* ergibt sich wiederum aus der Reduplikation, vgl. *juhōmi* zu *hu* „gießen". *ś* als dazugehörigen Laut liefert Wackernagels Beweisführung (S. 138/9): wie *j* wird

[1]) Von mir gesperrt.

ś mit *s* zu *kṣ*, mit *t* zu *ṣṭ*, vgl. 2. und 3. Sing. *yakṣi, yaṣṭi* von *yaj* „verehren“, *vakṣi, vaṣṭi* von *vaś* „wollen“. Nur ein einziger von diesen drei Lauten, nur *j*, ist im Altindischen Verschlußlaut. Da aber *j* in der Reduplikation für *h* eintritt, muß *h* früher einmal ein *j* oder dessen Vorgänger enthalten haben; d. h. es wird auch *h* einmal Verschlußlaut gewesen sein.

Daß auch *ś* einmal einer war, legt das *k* in *kṣ* nahe, denn durch dieses *k* sind der Verschlußlaut *j* und der Spirant *ś* gleichmäßig vertreten. Genau genommen läßt sich allerdings aus dem Gesagten nur die Verwandtschaft zwischen *ś* und diesem *k* feststellen. Wenn ich mich aber nicht für Spiranten als Ausgangspunkt dieser Verwandtschaft entscheide, wie Fick Vgl. Wb.[4], Bezzenberger BB. XVI 235 Anm., Bechtel (vgl. besonders Hauptprobleme S. 297 f.) u. a., so bestimmen mich außer den Lauten in den Centumsprachen die hier folgenden Gründe: Von *ś* + *s* aus ist ein *kṣ* unverständlich. Man müßte etwa *śs* > *ṣs* > *ṣṣ* > *ṭṣ* > *kṣ* werden lassen. Der letzte Teil dieser Entwicklung ist ohne Parallele im Altindischen, *ṣṣ* ist nie lautgesetzlich zu *kṣ* geworden. Ich halte darum auch Brugmanns Einwand (Grundr. I[2] 734) gegen Wackernagels Annahme, daß *ṣṣ* (= *ṣ* + *s*) durch Analogie zu *kṣ* geworden sei, obwohl *ss* > *ts* lautgesetzlich war, für hinfällig. Brugmann sagt: „Mir scheint, daß *kṣ* und *ts* nicht in dieser Weise ganz verschieden beurteilt werden dürfen“. Ich meine im Gegenteil, daß sie verschieden beurteilt werden müssen, denn einem *ss* > *ts* wäre nur ein *ṣṣ* > *ṭṣ* parallel, vgl. unten S. 41 *k's'*. Für ein solches aus *ṣṣ* entstandenes *ṭṣ* halte ich diese Lautverbindung in *dviṭṣu*, Lok. Pl. zu *dviṣ* „Haß“; für *ṭṣ* ist aber m. E. meist *ṣṣ* analogisch wieder eingesetzt.

Wohl verständlich wird *kṣ* für *ś* + *s* erst, wenn man annimmt, daß der erste Laut dieser Lautverbindung ehemals ein Verschlußlaut, die Tenuis zu der Media *j*, war. Nehmen wir einmal an, daß dieses **c* — wohl zu unterscheiden von dem erst später aus *k* vor hellem Vokal entstandenen *c* — in alter Zeit den Lautwert *k'* hatte. Dann wäre *k's* zu *k'ṣ* geworden, so wie *is* > *iṣ*, *us* > *uṣ*, *rs* > *rṣ*, *ks* > *kṣ*. Während sich nun in anderen Stellungen *k'* zu *ś* weiter entwickelte, verlor es vor dem an derselben Stelle oder weiter hinten gesprochenen *ṣ* seine palatale Geltung und wurde gutturales *k*.

Damit käme man zum Ansatz einer Reihe mouillierter *k'*-Laute, (*k'*, *ǵ*, *ǵh*), von denen *ǵ* seinen Lautwert im Altindischen vielleicht ja sogar noch besaß.

Vor Verschlußlaut wurden diese Laute zerebral. Ich möchte aber nicht an ein Zwischenglied denken, wie es Brugmann Gr.[2] I 559 mit anderen annimmt: *k'- > š- > ṣ-. Es ist mir zweifelhaft, daß k', ǵ vor Verschlußlauten im Urarischen bedeutend weiter vorne gesprochen wurden als vor palatalen Vokalen; auf av. *saškuštəmō*, das einzige Beispiel vor einem Guttural, will ich dabei noch nicht einmal Wert legen. Denn die indische Aussprache der Zerebrale liegt, selbst wenn man für sie das Grenzgebiet zwischen Alveolen und Gaumen in Anspruch nehmen will, weiter zurück als Brugmanns *š*. Es würde also sehr sonderbar sein, wenn *j* in *ji* Palatallaut geblieben, dagegen in *jb* > *žb* zu einem dentalen Spiranten geworden wäre.

Eine Form wie *caṣṭe*, 3. Sing. Med. zu *cakṣ* „schauen", deren *ṣṭ* aus *k'st* herstammt, muß ihr *s* verloren haben, als *k's* noch nicht zu *kṣ* geworden war; sonst würde man **cakte* zu erwarten haben. Auf diese Weise erklärt sich auch am besten der Wechsel von *-k* und *-ṭ* in der 2. und 3. Sing. Aor. von *sṛj* und ähnlichen Verben, in dem N. Sing. der Stämme auf *ś*, *j* (= av. *z*) usw. Man hatte bisher *k* als die lautgesetzliche Vertretung für auslautendes *-ks* und *ṭ* als analogische Bildung angesehen. Demgegenüber macht neuerdings Meillet IF. XVIII 417 f. geltend, daß *-ṭ* in den Nominativen und besonders in der Form *ṣaṭ* schwerlich auf Analogie beruht. Meillets Argumente sind durchaus einleuchtend; die Art und Weise aber, wie er *-ṭ* und *-k* lautgesetzlich erklären will, kann ich nicht billigen. Die normale Vertretung soll nach Meillet *-ṭ* sein, während *-k* nur unter besonderen Umständen entstand. Die für *-k* vorgebrachten Gründe sind aber wenig überzeugend. Für *k* nach *r* ist sein ganzer Grund: il y a une différenciation (vgl. MSL. XII 14 f.). Die Fälle, in denen das Wort noch einen Dental oder Zerebral enthält, sollen auf Dissimilation beruhen. Nun mag man eine Dissimilation von **bhiṣaṣ* > *bhiṣak* (oder von **bhiṣaṭ* > *bhiṣak*) wohl zugeben; aber für **diṣ* (oder **diṭ*) > *dik* ist Dissimilation unwahrscheinlicher: bei *d* und *ṭ* (*ṣ*) ist bloß der artikulierende Teil der Zunge (Spitze) derselbe, dagegen haben beide Laute schon die Artikulationsstelle verschieden (Alveolen : Gaumen). Nun soll der *t*-Laut sogar in *ṛtvik* und *gutāruk* gewirkt haben! Ich halte daher Meillets neue Hypothese für mißlungen.

Eine Erklärung findet sich vielleicht auf folgendem Wege: Für die 2. Sing. war die lautgesetzliche Form vor Vokal z. B. **asrāks aśvam* daraus *asrāk aśvam* „du triebst das Pferd an",

da vor Vokal überall die Pausaform Mode wurde; vor Konsonant dagegen war *s* zwischen zwei Verschlußlauten gefallen: aus **asrāk's pitaram* war **asrāk' pitaram* und hieraus *asrāṭ pitaram* „du entsandtest den Vater" geworden. In der dritten Person hieß es lautgesetzlich *asrāṭ aśvam* und *asrāṭ pitaram,* beide aus **asrāṣ(t)*. So konnten die Formen leicht auch in der dritten Person analogisch mit *k* gebildet werden. In derselben Weise sind auch die Nominative wie *viṭ* „Niederlassung" ebenso lautgesetzlich als *tādṛk* „ein solcher", nur ursprünglich vor verschiedenen Lauten. Lautgesetzlich sind dann auch *paḍbīśa* „Fessel" (entgegen Wackernagel I 174) und *viṭpatiṣ* „Gemeindeherr" (entgegen II 124). — Daß bei der Abstoßung der einen Doppelform die vorausgehenden Laute eine Rolle gespielt haben, halte ich für wohl möglich.

Die Verbindung von *s* + *ś*, die unter den Prātiśākhyen bloß von A. Pr. II 61 erwähnt wird: *ducchuna* „Unheil" aus *duṣ* „un-" + *śuna* „Erfolg", wird von manchen, besonders von Bartholomae KZ. XXVII 366 f., Studien idg. Sprg. I 40 f., Iran. Grundr. I 19 u. ö., Zubatý KZ. XXXI 9 bekämpft; ich glaube: mit Unrecht, vgl. Foy KZ. XXXV 26 f., XXXVII 534 Anm. 1. Ich lege zwar auf die indische Etymologie keinen großen Wert; mir kommt aber der von den Indern behauptete Lautwandel ganz plausibel vor; dabei darf man getrost annehmen, daß die Regel Pāṇinis VIII 4, 63, die den Wandel von *ś* zu *ch* nach allen Verschlußlauten lehrt, übertrieben ist[1]). Übrigens würde Bartholomaes Lehre *cch* aus Brugmanns *k̑h* sehr gut zu meiner vorurindischen Rekonstruktion passen, wenn ich jene billigen könnte. Wie weit in *cch* ein *sk̑h* steckt, lasse ich ununtersucht. Ausschlaggebend ist für mich *rapśate* „er strotzt"; dies Wort würde eine ganz singuläre Bildung sein[2]), wenn man die Form nicht in Beziehung setzen könnte zu *gacchati* „er geht" und anderen, vgl. auch Foy KZ. XXXV 27 Anm. 4. Geht *gacchati* auf *sk'* (Brugmanns *sk̑*) zurück, dann findet *rapśate* leicht seine Erklärung aus **rapsk'ate* mit Verlust des *s* zwischen zwei Verschlußlauten. In *gacchati* war dann *sk'* > *sś* zu *śś* geworden. So wie *ss* > *ts*, wurde *śś* > *t'ś* (oder *k'ś*, wenn ai. *c* nicht *t'*, sondern *k'* war). Śakalyas Schreibung *cś* gibt diesen Lautwert wieder. In den anderen Dialekten wurde *t'ś* (oder *k'ś*) zu *t't'h* (oder *k'k'h*). Havets

[1]) Bei Bartholomae BB. XV 188 Z. 5 v. u. ist *ṣ* für *ś* gedruckt.

[2]) Bartholomaes Annahme (BB. XV 188 Anm.), daß *pk'h* > ai. *pc* geworden sei, hat keine Parallele.

Beobachtung (MSL. II 351, 356 Anm. 2), daß *t'ś* und *t't'h* kaum zu scheiden sind, erklärt letzteren Lautübergang sehr einfach. Havet dürfte sich nur im Unrecht befinden, wenn er meint, daß der Verschlußlaut *t'*, der in *-t'h* steckt, ein direkter Nachkomme eines alten *k'* sei. Wenn Havets Lautentwicklung *st'ś > śt'ś > t't'ś* richtig wäre, dann läge es nahe zu erwarten, daß *st > tt* wurde. Die Zischlaute gingen aber nicht vor homorganen Verschlußlauten in Verschlußlaute über, sondern bloß vor Verschlußlauten, die weiter vorne gesprochen werden: *edhi* aus **azdhi* ist nicht über **addhi* entstanden, denn ein **addhi* hätte vielmehr **adhi* mit Silbenschluß zwischen Verschluß und Explosion des *dh* ergeben; dagegen ward *ẓ* zu *ḍ* in *paḍbhiṣ* I. Pl. zu *paś* „Blick“, *vipruḍbhiṣ* von *vipruṣ* „Tropfen“ und *ṣ* zu *ṭ* in *viṭpatiṣ*.

Ob in der Verbindung *t + k'* das *t* schon dem Verschlußlaut oder erst dem aus ihm entstandenen *ś* assimiliert wurde, läßt sich kaum entscheiden; vielleicht war die Assimilation jung, da sie auch im Sandhi beobachtet wird.

Chronologisch würden die Lautübergänge sich so darstellen:

1. Schwund des *s* zwischen zwei Verschlußlauten,
2. *k's > kṣ*,
3. *k' > ś*, *k't > ṣṭ*; *ǵ > j*, *ǵb > ẓb*
4. *śś > k's* oder *t'ś > cch*.

Daß *ś + s > kṣ* und *s + ś > cch* ergab, wurde im Ai. nicht mehr als Lautgesetz gefühlt, daher die häufigen Analogiebildungen mit *ṭṣ* für *kṣ* wie *rāṭṣu* für **rākṣu*, L. Pl. zu *rāj* „König“. Daher *śś* für *s + ś* im Sandhi neben *ḥś*, vgl. Vāj. Pr. III 8 und 9 und Whitney zu Ath. Pr. II 40. Wenn *śś* und *ḥś* nebeneinander lagen, beweist dies, das bereits das n e u eingeführte *śś* nicht mehr als lautgesetzlich gefühlt wurde.

Das Ergebnis ist also, daß man eine Reihe gutturaler *k*-Laute und eine Reihe mouillierter Verschlußlaute oder vielleicht genauer *k'*-Laute für das Vorurindische rekonstruieren darf. Auf die verschiedenartige Aussprache der *k*-Laute je nach dem folgenden Laut gehe ich hier so wenig wie im weiteren ein.

Der vorurindischen dunkleren *k*-Reihe entsprechend erhält man auch für das V o r u r i r a n i s c h e leicht eine *k*-Reihe, nur mit der Einschränkung, daß man bei der Media aspirata zur Rekonstruktion der Artikulations a r t die anderen Sprachen in Anspruch nehmen muß.

Eine zweite Reihe ergibt sich vom Iranischen allein aus als

Verschlußlaute und als *k'*-Laute im speziellen erst mit Hülfe des Indischen, obgleich die Media im Iranischen zum Teil als Verschlußlaut vorliegt. Nach Foy war im Altpersischen der mit *d* = av. *z* umschriebene Laut nicht nur im Anlaut, sondern auch im Inlaut Verschlußlaut (KZ. XXXV 12 f., 19 f.; XXXVII 525 f.). Wenn man nun einmal mit der Anschauung bricht, daß altind. *j* = av. *z* aus einem urarischen Spiranten hervorgegangen sein müsse, wenn man vielmehr ai. *j* direkt von vorurind. *ǵ* ableitet, wird man in altp. *d* eine erwünschte Parallele erblicken und diesen Laut ebensowenig erst aus einem Spiranten entstanden sein lassen. Es gibt aber noch einen andern Punkt, von dem aus man mit Hülfe des Indischen zum Verschlußlaut geführt wird. Wenn die 2. Sing. zu *vasᵊmi* „ich will" = ai. *vaśmi* ein *š* hat: *vaši* = ai. *vakṣi*, so läßt dieses iran. *š* darauf schließen, daß einmal ein anderer Laut als *s* vorausgegangen sein wird; denn *s* geht in dieser Stellung nicht in *š* über, und daß ein *ss* zu *šś* geworden sein sollte, wäre auch sonderbar. Bekanntlich geht aber der dentale *s*-Laut (*s* und *z*) hinter *k, g, r, i, u,* ferner hinter *p, b* in *š, ž* über. Mit Ausnahme von *ps, bz* sind das genau die Fälle, in denen im Altindischen Zerebrallaut eintritt, wie ja außerdem auch noch ind. *ṣṭ, ḍbh* = vorurind. *k't, ǵbh* iranischem *št, žb* entsprechen. So regelmäßige Entsprechung kann unmöglich auf Zufall beruhen. Die Geschichte des iran. *š, ž* kann daher nur mit Hülfe des Indischen erschlossen werden. Es ist das ein methodisch besonders interessanter Fall, daß wir gerade hier bei den Palatalen, wo die beiden sonst so nahe verwandten Sprachen in mancher Beziehung von einander abweichen, veranlaßt werden, die Entwicklung der beiden Teile zusammen zu betrachten.

In der Tat ist die Entwicklung von ind. *ś, ṣ* und iran. *s, š* ganz parallel. Überall steht dem ind. *ś* ein iran. *s* (bez. *ϑ*), dem *ṣ* ein *š* gegenüber; auch da, wo ind. *cch* = *sk'* erscheint, stimmt alles schön überein, wenn man als Zwischenglied ind. **śś* ansetzt: dem würde iran. **ss* > *s* entsprechen: *gacchati* = av. *jasaⁱti*. Bei solchem Parallelismus ist es angebracht, die vorurind. Reihe *k' ǵ (ǵh)* auch für das Voruriranische anzusetzen. Auch *š* = ai. *kṣ* wird auf diese Weise durchaus verständlich. Im Iranischen war die Entwicklung zu einem *kš* ausgeschlossen, weil der Spirant nicht so weit hinten gesprochen wurde wie im Indischen: **k's* wurde vielmehr **k'š* und entwickelte sich zu **sš* > **šš* > *š*. Nur in einem Fall ist trotz des gleichwertigen Resultates

kein Parallelismus anzunehmen; ai. *ṣṭ* = ir. *št* aus **k'st*. Bartholomae nimmt zwar (IF. III 1, ZDMS. L 723 u. ö.) Schwund von *s* in dieser Gruppe an, das aber gewiß mit Unrecht. Solcher Schwund ist nur indisch, nicht iranisch; im Iranischen blieb *s* in *kst* > *xšt* und *tst* > *st*, also vermutlich auch in der Gruppe *k'st*. Vielmehr ward *k's* wie sonst *š* und ergab mit folgendem *t* zusammen *št*. Wir erhalten nunmehr folgende Chronologie:

	Indisch		Iranisch	
1.	*k' ǵ*	*k'st* > *k't*	*k' ǵ*	*k'st* bleibt noch
2.	*k' ǵ*	*k'ṣ* > *kṣ*	*k' ǵ k's* > *k'š*	*k'st* > *k'št ps* > *pš*
3.	*k'* > *ś*, *ǵ* > *j*,	*sk'* > *śś*, *k't* > *ṣṭ*, *ǵb* > *ẓb*	*k'* > *s* (*ϑ*, *s*), *ǵ* > *j* > altp. *d* av. *z*,	*k'š* > *š*, *k'št* > *št*, *sk'* > *ss*, *k't* > *št*, *ǵb* > *žb*
4.	*śś* > *k'ś* oder *t'ś* > *cch*		*ss* > *s*	

Auffällig ist für den ersten Augenblick der Umstand, daß der speziell indische Schwund des *s* in vorurind. *k'st* älter sein soll als die parallele Entwicklung von *k'* > *ś*, *ṣ* bez. *s*, *š*. Allein das stimmt nicht bloß zu dem, was Bremer über ein entsprechendes friesisches Beispiel vermutet hat, IF. IV 8 f; es ist das vielmehr etwas so Natürliches, daß vielfach nur durch derlei chronologische Verhältnisse die Scheidung von Sprachen denkbar ist. Wenn eine Sprache auf einem bestimmten Gebiet von einem fremdartigen Volk übernommen wird, mag sich durch Lautsubstitution u. s. w. mit einem Mal auf diesem Gebiet ein so großer Wandel vollziehen, daß künftige Lautentwicklungen sich so gut wie nie mehr über das ganze bisherige Sprachgebiet verbreiten, sondern daß mit einem Schlage die Entwicklung gesondert wird. Dasselbe kann sich infolge geographischer oder politischer Trennung ereignen. In anderen Fällen, und die werden nicht selten sein, geht die sprachliche Differenzierung ganz allmählich vor sich: der eine Lautwandel ist auf ein enges Gebiet beschränkt, der nächste umfaßt die ganze Sprache, der dritte diese Teile, der vierte jene: kurz es äußert sich darin nichts anderes, als es J. Schmidt durch die Wellentheorie ausgesprochen hat.

Meine Anschauungen von der arischen Lautentwicklung weichen von den herrschenden Ansichten in mancher Beziehung ab. Ich möchte zur Empfehlung meiner Hypothesen noch auf folgendes aufmerksam machen: Brugmann u. a. setzen für *k's* urarisch *χš* an. Dieser Ansatz stammt von Bartholomae (KZ. XXIX 576). Er hat nicht im geringsten indisches Aussehen, sondern nur

iranisches. Nur das Iranische kennt antekonsonantischen Übergang von Verschlußlaut in den homorganen Spiranten, sowie den dentalen *š*-Laut. Der Urheber jener Hypothese hat bekanntlich diesen Lautwandel längst aufgegeben, weil er nicht mehr an vorurind. *k'* glaubt. Bartholomae geht jetzt von idg. *χ* (= *k'* = Brugmanns *k̑*) aus. Aber da fragt man sich vergeblich, warum wohl *χs* im Urar. blieb, während *χ* sonst zu urarisch *š* geworden sein soll. Auch der Wandel von urarisch *χš* > ai. *kṣ* ist nicht ohne weiters verständlich. Der Übergang von ahd. *ohso* zu nhd. *okse* = Ochse z. B. ist keine genaue Parallele, *h* in ahd. *ohso* war Gutturallaut und ist das in nhd. *k* geblieben; mit dem arischen *χ* dagegen ist ein Palatallaut gemeint, während ind. *k* in *kṣ* wiederum guttural ist. Man kommt eben um eine Verwandlung des Palatallautes in den Guttural nicht herum, und da scheint mir der Gang *k's* > *k'ṣ* > *kṣ* bedeutend einfacher zu sein, als der von *(k's >)* *χš* > *xš* > *kš* > *kṣ*. Rätselhaft wäre auch urar. *z*, nicht bloß wegen des Kreislaufes Verschlußlaut > Spirant > Verschlußlaut — denn daß wenigstens ai. *j* Verschlußlaut war und neuindisch *j* Verschlußlaut i s t, wird man mir zum mindesten zugestehen, wie ich hoffe — mehr noch deswegen, weil man lautphysiologisch nicht recht einsieht, warum sich der tönende Spirant zum Verschlußlaut entwickelt haben soll und der tonlose nicht. Umgekehrt ist es dagegen verständlich, daß die Media sich als Verschlußlaut hielt und die Tenuis nicht. Lenz sagt KZ. XXIX 17: „Die Explosivlaute sind stimmlos am deutlichsten; bei den stimmhaften ist wegen des geringen Exspirationsdruckes auch der Artikulationsdruck schwächer“. Es ist demnach begreiflich, wenn im Ind. und Altpers. die stimmhafte Media Verschlußlaut geblieben ist, weil der nachstürzende Frikativlaut nicht so deutlich war als bei der Tenuis und sich daher nicht zu einem selbständigen Frikativlaut entwickelte, dem sich der vorausgehende Explosivlaut assimilieren konnte. Lenz erwähnt in der Tat auch (S. 43 und 48) ein Beispiel aus den romanischen Sprachen, wo sich *k* zu *ţ*, *g* aber nur zu *ğ̦* verschoben hat; vgl. unten Ähnliches im Armenischen und Albanesischen[1]). Es ist das die Umkehrung der Erscheinung, die man dann findet, wenn der stimmhafte und der stimmlose mouillierte Laut einmal die nachfolgende Spirans deutlich entwickelt haben; dann geht die stimmhafte Explosion oft früher unter als die stimmlose (Lenz S. 47; vgl. Kirste Arch. slav.

[1]) Auch für das Griech. und zwar den arkad.-kypr. Dialekt glaubt Mansion Les Gutturales grecques S. 69 einen ähnlichen Unterschied annehmen zu dürfen.

Phil. V 381). Für letzteres liefert aber das Sanskrit kein Beispiel, wie Kirste meint, indem er sagt: „Daher die Erscheinung, daß im Sanskrit für *dž* und *ž* nur ein Zeichen verwendet wird".

Über das Armenische muß ich als Nichtkenner hinweggehen. Ich möchte nur erstens die Frage aufwerfen, ob der Zusammenfall von idg. *qu̯* vor und hinter *u* mit idg. *k̑* sich nicht ganz leicht auch in anderer Weise erklären läßt, als Pedersen KZ. XXXIX 441 annimmt. Jedenfalls läßt sich nicht bezweifeln, daß in der Aussprache von *uk* und *ku* bei starker Rundung und Verengung des Luftweges durch die Lippen hindurch leicht ein Reibegeräusch an den Lippen entsteht, das dem Pfeifen ähnlich ist. Am leichtesten kann man sich davon überzeugen, wenn man *uku* (oder auch *ükü*) ausspricht. Sollte in ähnlicher Weise *qu̯* zu einem armen. Spiranten geworden sein? Wenn übrigens Pedersen im Recht damit wäre, daß alle reinen Velare im Armenischen in Labiovelare übergegangen waren (KZ. XXXIX 441, ebenso im Arischen KZ. XXXVI 85), dann hätte man z. B. für arm. *mēg* „Nebel", ai. *meghas* „Wolke" anzunehmen, daß der Velar erst labialisiert wurde, um dann die Labialisation wieder zu verlieren. Ist das glaublich? Zweitens möchte ich fragen, ob man nicht von *ç* = idg. *sk̑, k̑s, ĝ* zu dem Ansatz eines früheren Verschlußlautes gelangen kann. Wenn *ç* als Fortsetzer einer alten Media den Verschlußlaut nicht ganz aufgegeben hat, während die Tenuis zum reinen Spiranten geworden war, hätten wir hier wieder ein ähnliches Beispiel wie im Indischen und Altpersischen.

Über das Albanesische darf ich mich leider nicht ebenso kurz fassen, obwohl ich das Albanesische ebenfalls nicht kenne. Pedersen hat das Albanesische durch seinen Aufsatz KZ. XXXVI 277 f. in das Centrum des Gutturalproblems gerückt; ich muß daher zu Pedersen Stellung nehmen. Leider bin ich von Pedersen nicht überzeugt worden, daß das Albanesische die drei Gutturalreihen getrennt aufweise, und muß im Gegensatz zu Brugmann u. a. der ablehnenden Haltung z. B. Hirts (IF. XVII 388) und Thumbs (IF. A. XVIII 40) beipflichten. Zunächst halte ich es a priori für nicht sehr wahrscheinlich, daß gerade in dem Albanesischen, dieser jüngsten und besonders stark zerklüfteten indogermanischen Sprache, ein Unterschied noch zu finden sein sollte, der in den andern — teilweise sehr altertümlichen — Sprachen ganz [oder höchstens bis auf minimale Spuren] verwischt wäre. Allein das ist noch kein durchschlagender Grund. Pedersens Ausführungen im einzelnen sind, wie mir vorkommt, nicht unbedingt richtig.

Pedersen hat in dem Aufsatz nachgewiesen, daß das Albanesische die sogenannte Labiovelarreihe je nach der Färbung des folgenden Vokals verschieden entwickelt hat, und hierin scheint er mir durchaus recht zu haben. Unrichtig beurteilt scheinen mir dagegen die elf Beispiele S. 329 und 330, die dartun sollen, daß indogermanische reine Velarlaute im Albanesischen vor palatalen Vokalen erhalten blieben.

1. *g'εn'* „finde" 2. *derg'em* „bin krank" 3. *erg'iz* „kleine Laus" 5. *helk'* „ziehe" 6. *kek'* „schlecht" 8. *k'eł* „bringe, trage" 9. *k'eϑ* „schere" können sämtlich Analogiebildungen sein. Es könnte z. B. *k'eł* mit dem von Pedersen S. 322 behandelten *sjeł* „bringe" identisch sein; *sjeł* wäre dann allein die lautgesetzliche Form und *k'eł* eine Kontamination, die den *k*-Laut von Formen mit folgendem dunklen Vokal bezogen hätte. *helk'* führt Pedersen S. 278 auf **solqéi̯ō* zurück und fügt hinzu: „Daß *helk'* sich der gewöhnlichen Flexion der primären Verba anschließt, bedeutet nichts". Mir scheint das im Gegenteil sehr bedeutungsvoll zu sein: im primären Verbum konnte sich der *k*-Laut in der 1. Sing., 1. und 3. Plur. halten. Ich betrachte daher *helk'* als eine Kontamination aus **selqō* und **solqei̯ō* (wobei die rekonstruierten Laute nur als reine Formel betrachtet sein mögen). Ähnlich kann es mit den andern genannten Wörtern sein.

10. *k'ep* „nähe" und 11. *k'ij* „futuo" werden schwerlich etymologisch richtig erkannt sein. Auch die Etymologie von *ng'ir*, *k'ir* „mache heiser" kann leicht falsch sein. Gustav Meyer hat Etym. Wb. alb. Spr. S. 308 dieses Wort nur zweifelnd mit gr. *κέρχνος* zusammengestellt und ebenfalls zweifelnd an engl. *hoarse* „heiser" angeknüpft (vgl. dazu Zupitza Die germ. Gutt. S. 52). Leider kann man mit solchem onomatopoetischen Wort nicht viel anfangen. Es können sich hier vielleicht auch alte Wurzeln vermischt haben, vgl. Wood IF. XVIII 1 f. Oder sollte ursprüngliches *r̥* die Erhaltung des *k*-Lautes bewirkt haben?

7. *kohε* „Zeit" schließlich läßt verschiedene andre Auffassungen zu. Man kann ebensowohl an Ablaut denken als besonders daran, daß der Übergang von *ē* > *o* älter wäre, als der des palatalisierten Gutturals in den Spiranten *s*.

Es lassen sich also auch andere Wege finden, um die Erhaltung der *k*-Laute in den genannten Wörtern zu verstehen. Ich habe Herrn Professor Pedersen meine Ansicht brieflich auseinander gesetzt, und dieser hat mir zugegeben, daß sich die Beispiele samt und sonders durch Annahme von Analogie-

bildungen u. s. w. beseitigen lassen; er hat mich auch besonders auf die in dem alb. Wörtb. von Kristoforidis stehende Form *érg'ez(ε)* hingewiesen, die alle Bedingungen für eine Analogiebildung aufweise. Dieses Zugeständnis genügt mir, obgleich Herr Professor Pedersen besonders wegen *g'εn'* an der Dreireihentheorie festhalten wird.

Ich möchte nur noch eins dazu bemerken: Es wäre auffällig, wenn die analogische Einführung eines *k*-Lautes vor Palatalvokal sich durchweg in solchen Wörtern zeigte, die man von andern Sprachen her schon zu den Wörtern mit reinem Velarlaut gestellt hat. Darauf ist zu erwidern, daß doch eigentlich nur die Etymologien von *g'εn', derg'em, helk', kohε* und wohl auch *kéϑ* über allen Zweifel erhaben sind. Denn auch *erǵiz* kann unrichtig beurteilt sein. Bugge hatte (Beitr. z. etym. Erläuterg. d. armen. Sprache, Forhandlinger i Videnskabs-Selskabet i Christiania 1889, Nr. 4 S. 17) *erǵiz* mit armen. *orjil* „Laus", ai. *likṣā* „Lausei", neupers. *rišk,* osset. *lisk* „Nisse", lat. *ricinus* „Viehlaus", lit. *erkė* „Holzbock, Schaflaus", lett. *ehrze* „Kuhmilbe, Buschlaus" zusammengestellt. Nun stimmen diese Wörter wohl in der Bedeutung, aber nicht so in der Lautgebung überein. Es kommt hinzu, daß die iranischen Wörter mit ihrem *k* nichts beweisen können, da dieses seinerseits rätselhaft ist (Hübschmann Osset. Studien S. 46 und 71). Es ist mir zweifelhaft, ob die arischen Wörter und das lateinische Wort überhaupt mit dem albanesischen in engem etymologischem Zusammenhang stehen. Den beiden baltischen Wörtern aber und dem armenischen steht dann kein Wort mehr gegenüber, das zur Einreihung in die reine Velarreihe zwingen könnte. An der Verwandtschaft dieser Wörter wird man ganz besonders irre gemacht, wenn man Woods Ausführungen IF. XVIII 23 liest, wo sich zeigt, daß diese Wörter zu denen gehören, die in allerlei Gestalt auftreten. — Auch *kohε*, das nur in abulg. *čěsъ* und preuß. *kīsman* „Weile" eine Entsprechung hat, läßt sich zur Labiovelarreihe stellen. — Auf der andern Seite scheint doch in *sjel* neben *k'el*, deren Etymologie außerhalb des Albanesischen mir übrigens gar nicht durchaus sicher erscheint, ein *s* wirklich in derartigen Wörtern eingetreten zu sein. Es bleiben also nur vier Wörter übrig (*g'εn', der'gem, helk', k'eϑ*), die man auch von anderer Seite her zu den Wörtern mit *k*-Laut in Centum- und Satəmsprachen stellen muß.

Nach alledem scheint mir Pedersens These nicht bewiesen. Ich halte, da ich, wie ich noch zeigen werde, nicht an drei Reihen

glauben kann, für Vertreter der dunklen *k*-Reihe (Labiovelar- und Velarreihe) vor dunklem Vokal: *k*, *g*; vor hellem Vokal *k'*, *ǵ*, (analogisch); *s*, *z* (lautgesetzlich); für die der Palatalreihe: *ϑ*, *s*; *δ*, *d*, *z*.

Eine andere Frage ist es, ob man vom Albanesischen allein aus zu diesen beiden *k*-Reihen emporsteigen kann. Die Rekonstruktion der ersteren wird wohl verhältnismäßig leicht möglich sein; ich muß darauf verzichten, sie vorzunehmen. Die Frage, ob man von *ϑ*, *s*; *δ*, *d*, *z* aus etwa zu einer Verschlußlautreihe kommen kann, muß ich offen lassen. Wenn Pedersen S. 331 behauptet, daß **ĝ* im Anlaut zu **δ* und weiter zu *d* geworden ist, so scheint mir das doch noch nicht so ganz fest zu stehen. Warum soll nicht etwa die stimmhafte Media wie anderwärts die Explosion bewahrt haben? Denn wenn Pedersen seine Ansicht nur damit stützt, daß er sagt, *d*- = *ĝ* sei viel häufiger durch den Sandhi in der Lautgestalt *δ* erhalten, als daß *d*- = idg. *d* durch den Sandhi in *δ* verwandelt sei, so möchte ich doch darauf hinweisen, daß Zahlen — außer wenn der Unterschied gar zu groß ist — in solchen Fällen nicht viel beweisen können. Durch Vermehrung des etymologischen Materials kann sich dieses Verhältnis unter Umständen ins Gegenteil verwandeln.

Für das Urbaltoslavische läßt sich die dunklere Reihe wiederum leicht heraussondern. Aus Fällen wie abulg. *tekǫ* „laufe", 3. Sing. *tečetъ*, Iterat: *ticati* ergibt sich ganz einfach die Zusammengehörigkeit von *č*, *c* und *dž*, *ž*, *dz*, *z* zu *k* und *g*, während das Litauische die Gutturallaute als Verschlußlaute auch in palataler Umgebung beibehalten hat.

Daneben steht eine Spirantenreihe, die im Litauischen als *š*, *ž*; im Preußischen, Lettischen und Slavischen als *s*, *z* erscheint. Daß diese *s*, *z* aus urbalt.-slav. *š*, *ž* hervorgegangen seien, wie man meist annimmt, ist weiter nichts als eine Behauptung. Es ist ebenso gut möglich, daß mouillierte Verschlußlaute in einer Vorstufe des Litauischen einen *š*-Nachklang, in der Vorstufe der anderen Sprachen (oder Dialekte) einen *s*-Nachklang hatten. Daß aber überhaupt diese Laute einmal Verschlußlaute waren, ist vom Baltisch-Slavischen aus an keinem Merkmal mehr zu erkennen.

Faßt man die aus den Einzelsprachen der Satəmgruppe gewonnenen Resultate zusammen, so ergeben sich jedesmal zwei Reihen, eine Reihe weiter hinten gesprochener Laute, die in allen Vorurdialekten als Verschlußlaute anzusetzen sind: als *k*-Laute. Die andere Reihe ergibt vom Indischen und Iranischen

her ebenfalls Verschlußlaute, allerdings weiter vorne gesprochene. Dieses Resultat scheint mir, wie schon angedeutet, der Bestätigung durch das Armenische und das Albanesische fähig. Es wird daher für eine weitere Lösung der Gutturalfrage, von Seite der Satəmsprachen her, einer neuen Untersuchung in diesen beiden Sprachen besonders bedürfen. Nur aus dem baltisch-slavischen Zweig läßt sich kein Zeugnis für ehemaligen Verschlußlaut ableiten.

Betrachten wir nunmehr die Centumsprachen! Ich beginne mit dem Griechischen. Man kann von dieser Sprache aus wiederum zwei Reihen erreichen: eine gutturale und eine labialisierte.

Vom Griechischen aus stehen *δέρκομαι*, *σχίζω*, *ἄγω*, *χιών* genau auf derselben Stufe wie *κρέας*, *κόγχος*, *ἄγος* „Verbrechen“, *στείχω*. Nichts läßt darauf schließen, daß sie wie in den Satəmsprachen zu sondern seien. Ebensowenig deutet irgend etwas darauf hin, daß sie sämtlich oder teilweise irgend einmal anders lauteten als im Griechischen. Man kommt also vom Griechischen aus statt zu einer Palatal- und reinen Velarreihe[1]) der Dreireihentheorie nur zum Ansatz einer einheitlichen Gutturalreihe. Daneben läßt sich vielleicht eine zweite Gutturalreihe erschließen und zwar durch folgenden Gedankengang: Etymologisch zusammenhängende Wörter zeigen je nach den folgenden Lauten einen Wechsel zwischen *p*- und *t*-Lauten, die sich bald in ein- und demselben Dialekt finden, bald auf verschiedene Dialekte verteilt sind, so: *πῶς* : *τίς*, *ποινή* : *τίσις*, *περιπλόμενος* : *περιτελλόμενος*, *πότμος* : *ἔτετμε*, *πάλαι* : *τῆλε*, *πεμπάς* : *πέντε*; *βάλλω* : arkad. *-δέλλω*, *βούλομαι* : lokr. *δείλομαι*, dor. *δήλομαι*; *φόνος* „Mord“, *φατός* : *θείνω*. Daß die eine Reihe dieser Laute von der andern abstammt, erscheint ausgeschlossen, weil die übrigen *p*- und *t*-Laute, die Labialen und Dentalen der verwandten Sprachen entsprechen, nicht miteinander wechseln und nicht von dem folgenden Vokal abhängig sind. Man wird daher zu der Annahme einer vierten Reihe von Verschlußlauten gedrängt. Da für die *t*-Laute dieser Art im Aeolischen ein *p*-Laut erscheint: lesb. *πέσσυρες* : *τέτταρες*, böot. *βειλόμενος* : lokr. *δείλομαι*, wird der Schluß nahe gelegt, daß diese Verschlußlaute sämtlich mit den Lippen artikuliert wurden, d. h. daß sie labialisiert waren, da sie Labiale selber nicht gewesen sein können.

[1]) An Bezzenberger-Bechtels Vertretung durch *t*-Laute vor hellen Vokalen glaube ich mit Brugmann u. a. nicht.

Allerdings ist es nur der geringste Teil der hierhergehörigen Wörter, der sich durch den Wechsel von *p*- und *t*-Lauten zu erkennen gibt. Die meisten müssen erst mit Hülfe der anderen Sprachen festgestellt werden, so wird man wegen des Parallelismus πῶς, τίς : lat. *quis*, ai. *kas*; πεμπάς, πέντε : lat. *quinque*, ai. *pañca* auch ἕπομαι lat. *sequi*, ai. *sacate*, τε : lat. *que*, ai. *ca*, ἧπαρ : ai. *yakṛt* u. s. w. hierherstellen.

Daß die labialisierten Laute auch im Griechischen mit den *k*-Lauten zu tun haben mußten, läßt sich ebenfalls erst erkennen, wenn man die verwandten Sprachen heranzieht. Denn erst durch diesen Vergleich werden πεπτός, ὄπωπα, ἐνίπτω u. a. als hierher gehörig erkannt, die durch Formen mit σσ, ττ : πέσσω, ὄσσε, ἐνίσσω Beziehungen zu *k*-Lauten verraten. Steht doch dieser Laut sonst nicht in Austausch mit *p*-Lauten, wohl aber mit *k*-Lauten, wie z. B. in: att. πλήττω, πράττω u. s. w. Auf diesem Wege fortschreitend darf man dann auch diejenigen Etymologien heranziehen, die im Griechischen einen *k*-Laut in der Umgebung eines *u* bewahrt haben, wie εὔχομαι u. a. Die Art und Weise, wie dies Mansion, der Verfasser einer Monographie über die griechischen Gutturale (Les gutarales grecques. Université de Gand, Recueil de travaux publiés par la faculté de philosophie et lettres, 29. fasc. S. 40 f.) tut, kann ich nicht gut heißen. Nach Mansion soll die Labialisation verloren gegangen sein 1. nach altem *u* 2. vor sekundärem *u*; sie soll sich erhalten haben 3. vor altem *u*. Thumb hat die Schwächen der Position Mansions richtig herausgefunden, IF. A. XVIII 40 f. Es will mir ebenfalls mehr so scheinen, als könne jedes *u* vorher oder nachher delabialisieren. Bedenklich ist mir bei Mansion ferner besonders die Erklärung von γυνή und κύκλος. Mansion setzt eine Grundform **q̯ueq̯ulos* an, die im Griechischen zu *κϝεκϝλος und durch Dissimilation zu *κϝεκλος geworden sei. Auf Grund des Ablauts **su̯epnos* : **supnos* und **su̯eraks* **suraks* habe man dann *κϝεκλος : κύκλος und ebenso *γϝενᾱ (aus **g̯uenā*): γυνά gebildet. Hier schwebt nicht weniger als alles in der Luft. Erstens gibt es keine griechische Form, die ein *κϝεκλος und *γϝενᾱ fortsetzte. Haben sie je existiert? Zweitens bilden sich solche analogische Ablaute nur im Reim, vgl. *frage*, *frug* nach *trage*, *trug*. Drittens ist doch wohl aus dem labialisierten Laut im Griechischen kein Doppellaut geworden, dessen zweiter Teil eine Labiata gewesen wäre, denn sonst kommt man ja mit ἵππος, böot. τὰ ππάματα, Θιόππαστος gegenüber ἕπομαι etc. in Konflikt. Das

rätselhafte *u* in γυγή und κύκλος wird also wohl anderen Umständen seine Entstehung verdanken.

Mit dem soeben an dritter Stelle genannten Argument läßt sich aber der vorurgriechische Laut in seiner Artikulation genauer bestimmen. Es war kein Verschlußlaut + nachklingendem *u̯*, sondern ein Verschlußlaut, bei dem (Zupitza Die germanische Gutturale S. 1) „gleichzeitig mit der Zungentätigkeit eine den akustischen Eindruck modifizierende Lippenrundung [oder allgemeiner gesagt: Lippenartikulation] stattfand". Daß dieser also labialisierte Laut ein Guttural war, ist erst dann zu erschließen, wenn man die Delabialisation in der Nachbarschaft eines *u* mit in Betracht zieht. Davon aber daß diese labialisierten Gutturale weiter hinten gesprochen worden wären als die oben festgestellten vorurgriechischen reinen Gutturale, ist nichts zu bemerken.

Außer acht gelassen habe ich bei meinen Auseinandersetzungen das schwierige Verhältnis zwischen β und δ vor ε, ι und die Formen mit κ wie thess. κις, jon. κῶς, κότερος u. s. w. Es konnte dies geschehen, ohne dem Endzweck dieser Untersuchung Eintrag zu tun. Nicht also darf ich mit den Fällen verfahren, in denen die griechischen Fortsetzer der Gutturale + *u̯* vorliegen. Bekanntlich soll ja das Griechische, wie viele Forscher annehmen, reinen Velar (= ai. *k*) + *u̯* von Palatal (= ai. *ś*) + *u̯* scheiden. Die dafür vorgebrachten Beispiele sind κοῖται, κίσσα, καπνός, κάλπη, κόλπος, κόβαλος. Alle lassen sich anders unterbringen. Thumb sucht sie durch die Annahme von indogermanischem Schwund von *u̯* zu erklären IF. A. XI 24, ebenso Hirt Handbuch S. 135, 144; IF. XVII 388 f; vgl. IF. A. XVIII 7. Ich stehe diesem Versuch nicht ablehnend gegenüber. Es gibt aber noch einen anderen Ausweg. Wer Thumbs Vorschlag nicht billigt, kann κίσσα, κοῖται von lat. *invitus*, apr. *quaits* „Wille" trennen und mit ai. *cit* „begehren", *keta* „Begierde" verbinden. Denn er hat dann die Wahl zwischen beiden Etymologien. Die anderen Beispiele enthalten sämtlich einen Labial. Nun hat aber Solmsen (Über Dissimilations- und Assimilationserscheinungen bei den altgriech. Gutturalen, Warschau 1902, deutsche Übersetzung eines Aufsatzes im Sbornik statej v čestь F. F. Fortunatova)[1]) wahrscheinlich gemacht, daß Gutturale durch benachbarte Labiale ihres labialen Nachklanges

[1]) Der Aufsatz, den ich in den Bibliotheken in Hamburg und Berlin vergeblich gesucht hatte, wurde mir durch die besondere Güte des Herrn Verfassers zugänglich gemacht.

(*u̯* oder ^{u}) entkleidet werden können. Ich möchte hier nur nebenbei darauf hinweisen, daß sämtliche Beispiele mit Ausnahme von *ἐπίκουρος*, das sich leicht anders deuten läßt, den Guttural **v o r** dem Labial (bez. Labiovelar) haben: *κομψός, κόρνοψ, γέφυρα, γλέπω, καρπός, κόλπος* (von Solmsen mit *q*^{u} angesetzt und von preuß. *poquelbton* „knieend" getrennt), *κάπτω, σκώπτω, ἀρτοκόπος, κύαμος*. Hieran anknüpfend darf man auch bei *καπνός, κάλπη, κόβαλος* mit Dissimilation rechnen, wie auch schon Pedersen KZ. XXXIX 441 vorschlägt. So sind also Beispiele wie *πᾶμα* einerseits und *καπνός* andrerseits nicht geeignet, uns ein *k̑u̯* von *qu̯* im Griechischen mit Brugmann scheiden zu lassen. Daß aber dieser Unterschied fällt, muß selbst dem Anhänger der Dreireihentheorie eine gewisse Genugtuung sein, da ihm die wackelige Stütze an der schwerglaublichen Entwicklung *k̑u̯* und *q*^{u} anlautend = *π*, *qu̯* anlautend = *κ* nur lästig sein muß.

Nach alledem vermag ich bloß zwei Reihen für das Vorurgriechische zu rekonstruieren. 1. reine Gutturale 2. labialisierte Gutturale. Zur ersten Reihe stelle ich *ἵππος* wegen ai. *aśvas* mit **ku̯*, zur zweiten *καπνός* wegen lit. *kvãpas* mit vorurgr. **q*^{u}*u̯*.[1]) Nun hindert aber entgegen Mansion S. 212 auch nichts mehr, *τρίβω* mit aisl. *strýkua* zu verbinden (Zupitza Die germ. Gutt. S. 94).

Für das **V o r u r i t a l i s c h e** lassen sich dieselben Reihen wie für das Vorurgriechische rekonstruieren. Beispiele wie lat. *decem*, altumbr. *tecuries* „decuriis" einerseits, lat. *vinco*, osk. *vincter* „vincitur d. h. convincitur" andrerseits sichern voruritial. *k*; solche wie lat. *quis*, osk. *pis*, umbr. *pis-i* einen labialisierten Guttural. Die Zugehörigkeit von *c* statt *qu* vor *u* oder Konsonanten erhellt aus *quercus: querquetum*, *secundus: sequor* (Bersu Die Gutturalen und ihre Verbindung mit *v* im Lateinischen S. 133 f); *coxi, coctum: coquo; assecla secta, socius: sequor, insexit* „dixerit", *insectiones : inseque*, zu dem auch umbr. *prosikurent* gehört (Bersu S. 123 f., 127, 162) u. s. w. Die Media *g* erledigt sich aus lat. *argentum*, osk. *aragetud* wie aus lat. *gelu*, osk. *γελα* „Reif", während der labialisierte Laut aus *unguo : unxi, unctum; avilla : agnus;* alat. *fivere : fixi* (Bersu S. 124 f.) erschlossen werden kann, zu denen sich mit Hülfe der anderen Sprachen isolierte Fälle wie lat. *gravis; venire, benust* „venerit" Fut. II, osk. *kúmbened* „convenit" hinzugesellen.

---

[1]) Wie sich der Nachweis für vorurgr. *u̯* hierbei aufbaut, siehe S. 54.

Die Rekonstruktion der Media aspirata macht am meisten Schwierigkeiten, auch abgesehen davon, daß die Artikulationsstelle bereits nur mit den verwandten Sprachen herausgefunden werden kann. Übrigens läßt sich mit Hülfe der Dissimilation nur ein *gh* feststellen (*gradior, grunda, glaber*, Walde IF. XIX 98 f.), der labialisierte Laut kann nur mit einem Analogieschluß als Media aspirata erschlossen werden. Die Schwierigkeiten bestehen darin, daß als Vertreter von *gh : g, f, h;* als solche des labialisierten *gh : g, gu̯, v, f* erscheinen. Die Verwandtschaft von *f* und *h* lassen *fulvos : helvos,* die von *g* und *h,* falls nicht Hoffmann BB. XXVI 129 f. recht hat: *tragula : traho, mingo : meio* (für **meiho*, wie die vom Lateinischen aus durchsichtigen Etymologien *nīl = nihil, nēmo = *nehemo, bīmus = bihimus* an die Hand geben); *fingo figulus* : osk. *feíhúís* „muris" erkennen. Die Verwandtschaft von *f* und *g* ist vom Italischen aus nicht ersichtlich.

Für labialisierte Media aspirata muß man von *ninguit, nives, nix*; *conixi, coniveo,* ausgehen. Die Zugehörigkeit auch von *f* folgt nur aus dem Vergleich mit den verwandten Sprachen, die überhaupt die meisten Beispiele erst erkennen lassen.

Auf Einzelheiten gehe ich hier nirgends ein, da ich Neues nicht vorzubringen habe. Nur an den bekannten Fällen, die griech. καπνός κοῖται u. s. w. entsprechen, darf ich nicht vorübergehen. Es sind die Wörter *vapor*, *vis*, *invitare*, *vannus*, für die man idg. *qu̯* gegenüber *k̑u̯* in *queror*, *equos* angesetzt hat. Abgesehen davon, daß die Erhaltung der Verschiedenheit geradeso eigentümlich wäre wie im Griechischen, muß ein Lautwandel *qu̯* > ital. *u̯* als sehr unwahrscheinlich bezeichnet werden. Im Griechischen liegt die Sache wesentlich anders: wir können den Schwund von *u̯* rückwärts deutlich verfolgen: im Attischen war es am frühesten geschwunden, in anderen Dialekten blieb es je nach den umgebenden Lauten kürzer oder länger erhalten, in manchen Verbindungen war es in allen Dialekten geschwunden: *pu̯* = π, warum hätte es nicht auch in einem *qu̯* spurlos geschwunden sein können? Es mußten deshalb andere Gründe gegen vorurgr. *qu̯* neben *ku̯* und *qu* vorgebracht werden. Im Italischen dagegen enthält die gemeinhin geglaubte Lautentwicklung eine innere Unwahrscheinlichkeit. Auf welchem Weg soll die Entwicklung vor sich gegangen sein? Wurde etwa *qu̯* erst zu *gu̯* und fiel dann mit der labialisierten Media zusammen? Oder soll es erst zu *qhu̯* > *hu̯* > *u̯* geworden sein?

Ist nicht das eine so gut wie das andere ein unerhörter Prozeß für lateinische Laute? Und ein so unwahrscheinlicher, auf so wenig Beispiele basierter Vorgang soll die ebenfalls unwahrscheinliche Scheidung *ku̯* und *qu̯* einerseits; *qu̯* andererseits wahrscheinlich machen oder gar eine Hauptstütze der — an sich doch auch nicht so sehr einleuchtenden — Dreireihentheorie sein? Ich hoffe wiederum, daß auch Anhänger dieser Theorie die im Italischen ebenso wackelige Stütze wie im Griechischen mit mir aufgeben, wenn es gelingt, eine andere Deutung zu finden.

Das, was ich vorbringe, ist allerdings kein durchaus überzeugendes Mittel, aber es i s t wenigstens eins. Lat. *v* ist sonst entweder vorurit. *u̯* oder *gu̯* (*gu̯h*). *u̯* kann in unserem Fall außer für *vis, invitare,* Sommer Handbuch S. 582 [1]) nicht ernstlich in Betracht kommen, da entsprechende Etymologien fehlen und idg. *u̯-* neben *ku̯-* im Sandhi kaum anzunehmen ist. Dagegen darf man vielleicht vorurital. *gu̯-* als Nebenform von *ku̯* ansetzen. Das einzige Beispiel, in dem anlautende Tenuis und Media wechselt (Brugmann Grundr.[2] I 629 f.), bietet zufällig gerade das Lateinische: *bibo* : ai. *pibāmi*, air. *ibim*, wo aber Media vielleicht alt ist. Aber auch sonst ist das Lateinische mehrfach mit Media vertreten: *scabo, vibro, scindo, pingo, viginti, fugio,* denen *rumpo, pax, dico, porcus, vices* mit Tenuis gegenüberstehen. Außer den Gründen, die Brugmann für den Wechsel nennt, möchte ich noch einen anderen anführen, an den mich Wood IF. XVIII 1 f. gemahnt, nämlich, daß sich zwei ähnliche Wurzeln mit gleicher oder ähnlicher Bedeutung durcheinander geschoben haben, so könnte *pibāmi, ibim* eine Kontaminationsbildung aus der Form für lat. *bibo* und der für gr. *πίνω*, ai. *pipate*, falisk. *pipafo* sein. In ähnlicher Weise mögen auch die Verhältnisse bei *vapor* : gr. *καπνός*, lit. *kvāpas* etc. liegen.

Man gelangt demnach für das Voritalische wie für das Vorurgriechische zum Ansatz bloß von z w e i Gutturalreihen. Die labialisierte Reihe sieht aber hier anders aus als dort. Da lat. *qu* und *gu* zwei Laute darstellen, vgl. Seelmann Aussprache S. 337 f. — auf das *qoi* der Dvenos-Inschrift (Bechtel Hauptprobl. S. 369) möchte ich nicht viel geben — hat man für das Voruritalische

---

[1]) Zimmermanns Erklärung von lat. *vis* aus *vols* BB. XXVI 304 hat mich nicht überzeugt.

eben diese Doppellaute zu rekonstruieren. Nur die Vergleichung mit den andern Sprachen lehrt, daß in diese Doppellaute zwei verschiedenartige Lautreihen zusammengefallen sind: eine Gutturalreihe + *u̯* und eine labialisierte Gutturalreihe derselben Art wie im Vorurgriechischen.

Über das Keltische und Germanische weiß ich gar nichts Neues zu sagen, ich fasse mich daher möglichst kurz. Für beide Sprachen läßt sich eine rein gutturale und eine labio-gutturale Reihe erschließen. Die letztere ist der im Griechischen analog, wenn man von den einheitlichen Lauten im Keltischen und denen im Gotischen (*q*, *hv*), vgl. Collitz Z. f. d. Ph. XII 481 ausgeht, denen allerdings in den andern germanischen Dialekten Doppellaute entsprechen. Mit welchen Schlüssen die Rekonstruktionen zustande kommen, will ich hier auch nicht einmal andeuten. Ich erwähne nur, daß im Keltischen einzig die Tenuis (air. *c* = akymr. *p*) auf labialisierten Laut führt, während die entsprechende Media mit der Labiata, die Media aspirata mit der reinen Gutturalis völlig übereinstimmt. Im Germanischen werden die verschiedenartigen Vertretungen durch das Vernersche Gesetz zusammengehalten; für die Erschließung der Artikulationsart (Tenuis, Media, Media aspirata) lassen sich die Doppelformen mit und ohne anlautendes *s*- verwerten, wenn man nicht mit Siebs KZ. XXXVII 277 f. alten Wechsel von **sk : g*, *squ̯ : gu̯* annehmen will.

So weit gelangt man in der Rekonstruktion in den Einzelsprachen. Will man die Resultate einander annähern, so muß man Satəm- und Centumgruppe erst einmal jede für sich betrachten. In allen vier Sprachen der Satəmgruppe ergibt sich die Reihe der *k*-Laute gleichmäßig; die andere Reihe dagegen zeigt große Differenzen. Am wichtigsten für Beurteilung der ganzen Frage ist es, daß wir vom Indischen aus zu einer Reihe von *k'*-Lauten kommen und daß wir bei der parallelen Entwicklung der Laute im Iranischen diesen Ansatz auch für die Vorstufe dieser Sprache zu machen veranlaßt sind. Damit stelle ich mich durchaus in Gegensatz zur herrschenden Anschauung, die für das Urarische nur Spiranten kennt. Meine Hypothese, die in mancher Beziehung mit der Havets übereinstimmt, aber — schon wegen der Verbindung mit dem Iranischen — hoffentlich besser begründet ist als diese, schaltet damit den Ansatz von gemeinuridg. Spiranten, wie es Fick, Bezzenberger, Bechtel, Bartholomae

u. a. wollen, von vorneherein aus[1]). Die Entwicklung: Spirant (idg.) > Verschlußlaut (urar. *k'*) > Spirant (ai. *ś*, av. *s*, altp. *ϑ*, *s*), wie man sie nach meinen Auseinandersetzungen sonst für das Indische und Iranische anzunehmen hätte, wäre ja in sich schon unwahrscheinlich. Nicht unwesentlich kann dieses Resultat unterstützt werden, wenn sich das fest begründen läßt, was ich nur als schüchterne Vermutung habe hinwerfen können, daß im Armenischen und Albanesischen noch Spuren eines tönenden Verschlußlautes (*ǵ*) vorhanden sind. Man fände dann in vier Satəmsprachen: im Indischen, Altpersischen, Armenischen und Albanesischen die Media länger bewahrt als die dazu gehörige Tenuis. Das Baltisch-Slavische wäre dann die einzige Satəmsprache, die überhaupt nichts mehr von palatalen Verschlußlauten verspüren ließe. Es eröffnet sich demnach ein Weg, wie man für die Satəmgruppe für sich bereits zwei Reihen von Verschlußlauten, eine *k'*- und eine *k*-Reihe, erschließen könnte.

Aber auch, wenn meine Vermutung mit dem armenischen und albanesischen Verschlußlaut fehlgetroffen hat, wird man zu demselben Ansatz kommen.

In der Centumgruppe vereinigen sich die der *k'*-Reihe der Satəmsprachen korrespondierenden Laute zu einer *k*-Reihe, während die labialisierte Reihe so angesetzt werden muß, wie man sie vom Griechischen, vielleicht auch vom Germanischen und Keltischen aus erhält. Welcher Art die labialisierten *k*-Laute in den Centumsprachen waren, läßt sich nicht weiter bestimmen: es können die Lippen bloß gerundet, vorgestülpt, ja sogar mit dem Gaumenverschluß gleichzeitig geschlossen gewesen sein. Um sie als einheitliche Laute zu kennzeichnen, schreibe ich sie im folgenden *q*, *g*, *gh*.

Nunmehr gilt es Centum- und Satəmgruppe miteinander zu vereinigen. Damit aber setzen geradezu unüberwindliche Schwierigkeiten ein. Am einfachsten ist es noch, die *k*-Laute der Satəmsprachen mit den *q*-Lauten der Centumgruppe zu vereinigen. Gemeinuridg. *q* scheint mir hier darum den Vorzug zu haben, weil ich mir den Verlust der Labialisation in den Satəmsprachen leichter erklären kann als eine Entwicklung der Labialisation aus *k*-Lauten heraus in den Centumsprachen. Gibt es in anderen Sprachen überhaupt den Fall, daß *k*-Laute zu labialisierten *k*-

[1]) Nichts beweisen gegen die Spirantentheorie die Argumente Kretschmers Einleitung S. 105: babyl.-assyr. *pilakku* (Foy IF. A. X 4) und der Umstand, daß die anderen Spiranten nicht ebenso in vier Artikulationsarten vorkämen (siehe auch Brugmann Gr.[2] I 543 Anm.).

Lauten werden? Aber bei der Wahl zwischen den *k'*-Lauten der Satəmsprachen und den *k*-Lauten der Centumsprachen gibt es keine Entscheidung für einen gemeinuridg. Laut; hier ist auch gar kein Kriterium vorhanden.

Allein die größte Schwierigkeit beginnt erst da, wo die *k*-Laute beider Gruppen einander gegenüberstehen. Es ist das Verdienst Osthoffs (MU. V 63 f. Anm.) und besonders Bezzenbergers (BB. XVI 234 f.), daß heutzutage diese Lautentsprechungen allgemein scharf von den eben erörterten abgetrennt werden. Bezzenberger hat gewißlich recht, wenn er nachdrücklich betont, daß man die Entstehung der *k*-Laute, die sich in Centum- und Satəmsprachen entsprechen, nicht in das Sonderleben der Einzelsprachen verlegen darf, etwa anknüpfend an kelt. *g* = *gh* und *gh*, griech. *κ* = *q* hinter *u* und in *κῆπος* etc. durch Dissimilation. Ich vermag ihm aber nicht zu folgen, wenn er hieraus den Schluß zieht, daß im ganzen drei Reihen (eine *ç*-, *k*- und *q*-Reihe) zugrunde liegen. Ich will dabei die Frage unerörtert lassen, ob man sich diese drei Reihen — wie i c h es ja müßte — als drei gesonderte Reihen von V e r s c h l u ß lauten im Gebiet der Palatale und Gutturale denken könnte. Ich bitte aber von folgender Seite aus an die Prüfung der Frage heranzutreten: Keine einzige Sprache kennt drei Reihen, jede nur zwei; von keiner einzigen Einzelsprache aus wird man zur Rekonstruktion derselben geführt; nirgends ist auch nur eine Spur von drei geschiedenen Reihen zu finden — wenn ich mit meinen Auseinandersetzungen oben recht habe. Dann aber ist die Rekonstruktion einer dritten, der sogenannten reinen Velarreihe, methodisch etwas Außergewöhnliches. Das muß man sich nur vergegenwärtigen. Der Ansatz einer Nasalis sonans z. B. birgt, wie wir oben sahen, die Gefahr manchen Fehlers in sich. Der Ansatz hat aber lange nicht so viel Bedenken gegen sich als die reine Velarreihe. Allerdings ist Nasalis sonans vielleicht nirgends erhalten, aber zweimal wird man von einer Einzelsprache zu der hypothetischen Nasalis sonans gedrängt: vom Arischen her wie vom Griechischen aus. Die reine Velarreihe ist auf ganz anderem Wege gefunden, sie ist nur die Konsequenz der Einheitsrekonstruktion. Für diese Reihe spricht nichts, aber auch gar nichts anderes als nur der eine Umstand, daß die Einheitsrekonstruktion das bequemste Mittel ist, Schwierigkeiten bei den Rekonstruktionen beiseite zu schieben. Wer aber bloß aus d i e s e m Grund an die reinen Velare glaubt, verzichtet auf eine

wissenschaftliche Lösung der verwickelten Gutturalfrage. Die Einheitsrekonstruktion halte ich in diesem Fall geradezu für unerlaubt. Man mache sich, bitte, noch einmal die oben im allgemeinen geäußerten Bedenken gegen diese Methode klar, und man wird mir hoffentlich zustimmen, daß der logische Fehler, den die Einheitsrekonstruktion stets in sich schließt, bei der Gutturalfrage zu einem falschen Resultat führt! Es ist allerdings unangenehm, daß wir das unbedingt wieder aufgeben sollen, was seit 16 Jahren fast zum eisernen Bestand der Indogermanistik gehört hat. Aber es hilft nichts, wir müssen uns davon losreißen, wollen wir uns nicht selbst Sand in die Augen streuen.

Das Schlimmste dabei ist, daß ich kein neues Gebäude an die Stelle des alten setzen kann. Allein daraus erwächst mir kein Vorwurf. Wie die Dinge jetzt liegen, halte ich die Gutturalfrage für unlösbar, und ich fürchte fast, daß sie es bleiben wird. Wir haben eben anzunehmen, daß die sogenannten Velarlaute z. B. im Vorurgriechischen mit dén *k*-Lauten, deren Äquivalent in den Satəmsprachen *k'*-Laute waren, im Vorurarischen dagegen mit dén *k*-Lauten identisch waren, deren Äquivalent in den Centumsprachen die labialisierten Laute waren. Wenn man für die Satəmsprachen *k'*- und *q*-Laute ansetzt und für die Centumsprachen *k*- und *q*-Laute, würde man so zu rekonstruieren haben: *k'* für ai. *śatam*, *q* für *kraviṣ* und für *kas*, *k* für gr. ἑκατόν und für κρέας, *q* für τίς. Die Wörter mit den sogenannten reinen Velaren würden demnach in den beiden Gruppen verschieden rekonstruiert werden. Woher diese Verschiedenheit kommt, wüßte ich nicht zu beantworten. Vielleicht gelingt es mit Hülfe der Glottogonie eine Lösung anzubahnen. Auf eins aber ist dabei ganz besonders scharf zu achten, daß solche Untersuchungen genau so wie die über die Entstehung der Ablautsreihen jenseits der Grenze der empirischen Sprachvergleichung liegen. Dies haben diejenigen, welche eine Lösung versucht haben, wie J. Schmidt KZ. XXV 114 f., Hirt BB. XXIV 218, nicht immer vor Augen gehabt. In eine Kritik dieser Lehren brauche ich nicht einzutreten. Ich will nur darauf hinweisen, daß nicht bloß folgender palataler Vokal, sondern auch ein folgendes *l*, *r*, vielleicht auch noch andere Laute, die geschwunden sein müßten, eine *k'*-Reihe aus einer *q*-Reihe hervorgebracht haben können. Der Möglichkeiten, die Gutturalfrage zu lösen, sind aber so viele: Einwirkung benach-

barter Laute, Dialektmischung (Bartholomae, Foy), Entlehnung (Zupitza KZ. XXXVII 398 f., der einen Teil der Schwierigkeiten mit seinem Vorschlag behebt), Konsonantenalternation (Zupitza Guttur. S. 35) usw., daß man mit keiner Hypothese allgemeinen Beifall finden wird. Nur eine Möglichkeit möchte ich abweisen, die Zupitza KZ. XXXVII 395 zur Erklärung anderer Schwierigkeiten mit in Erwägung ziehen will: Spielraum in der Aussprache. Wenn wir dieses Moment zulassen, könnten wir bald ans Ende unserer Wissenschaft gelangen. Das, was auf australische und amerikanische Sprachen passen mag, dürfen wir durchaus nicht ohne weiteres auf das zu erschließende Urindogermanische übertragen. Alles, was wir durch Rückschlüsse über diese Sprache herausfinden, deutet daraufhin, daß sie mit den heutigen indogermanischen Sprachen durchaus auf einer Stufe stand, daß die Lautunterschiede sogar sehr genau eingehalten wurden. Ein so großer Spielraum in der Artikulation, daß *b* und *p* beliebig wechseln können — übrigens sind *b* und *b* und *p* und *p* auch noch recht verschiedene Dinge — läßt darauf schließen, daß entweder das Ohr oder die artikulierenden Organe auf einer tiefen Stufe stehen müssen. Daß die Urindogermanen der Zeit, in welche die rekonstruierten Laute zurückreichen, auf solcher Stufe standen, ist ganz unwahrscheinlich. Schließlich sollte man den Vergleich mit amerikanischen und australischen Sprachen, von deren Geschichte wir keine Ahnung haben und deren phonetische Beschreibung wohl noch ganz besonders viel zu wünschen übrig läßt, überhaupt besser aus dem Spiele lassen. Ist denn die verschiedenartige Aussprache in jenen fremden Sprachen wirklich durch die Weite des Artikulationsspielraums bedingt? Oder liegen vielleicht nur verschiedenartige Aussprachen vor, die durch Sandhiregeln ursprünglich veranlaßt, dann aber beliebig verwandt worden sind?

Mein Vorschlag geht nunmehr dahin, in Zukunft die Gutturale überhaupt nicht mehr für das Gemeinurindogermanische anzusetzen, sondern nur innerhalb der beiden Gruppen zu rekonstruieren, also:

Centumsprachen 1. *k*-Reihe (= Palatale und Velare Thurneysens),
2. *q*-Reihe (= Labiovelare).
Satəmsprachen 1. *k'*-Reihe (= Palatale),
2. *q*-Reihe (= Velare und Labiovelare).

§ 8.

So wie die bisherige Rekonstruktionsmethode in der Lautlehre auf einem logischen Fehler beruht, so ist dies natürlich auch der Fall in Formenlehre und Syntax. Dort wie hier hat die Methode zum Teil zu falschen Resultaten geführt. Ich beschränke mich auf einige Andeutungen. Die Gefahr, mit der alten Methode Fehler zu machen, scheint mir in der Syntax unter anderm da besonders vorzuliegen, wo von den synkretistischen Kasus die Rede ist. Es liegt auf der Hand, daß die Kasus, die im Indischen oder einer andern Sprache oder mehreren vorhanden waren, darum noch nicht auch in der Vorstufe der übrigen indogermanischen Sprachen vorhanden gewesen sein müssen; denn gerade so gut wie es im Griechischen Dualendungen *-ε, -οιν* gibt, die ganz oder fast ganz auf das Griechische beschränkt sind, ohne darum junge Bildungen sein zu müssen, ebensogut werden manche andere Kasusendungen und Kasus nur Teile des urindogermanischen Gesamtgebietes umfaßt haben. Es kommt eben wie in der Lautlehre so in Formenlehre und Syntax darauf an, von einer einzelnen Sprache in der Rekonstruktion auszugehen. Betrachten wir z. B. daraufhin den vorurgriechischen Ablativ. Es ist wohl allgemeine Ansicht, daß der Ablativ der *o*-Stämme im Griechischen bis auf geringe Reste verloren gegangen ist, d. h. mit andern Worten: daß er im Vorurgriechischen vorhanden war. Belegt sind kret. *ὦ, ὅπω, τῶδε*; lokr. *ὦ, ὅπω*; delph. *ϝοίκω* mit ablativischer Bedeutung. Daß diese Formen wirklich einmal einen *t*-Laut verloren haben (ob *-t* oder *-d* ist unentschieden, vgl. Kappus Der idg. Ablativ, Marburg 1903), kann man als sehr wohl möglich zugeben; wenngleich gar nicht kontrollierbar ist, ob nicht vielleicht ein *bh* oder irgend ein anderer Konsonant abgefallen ist. Indes das ist nur die lautliche Seite des Problems. Man kann mit Recht fragen, was dafür spricht, daß im Vorurgriechischen bei den *o*-Stämmen wirklich Genitiv und Ablativ formell getrennt waren. Die Formen *ὦ, ὅπω, τῶδε* beweisen diese Trennung nicht, sie zeigen die Trennung nur für die pronominale Deklination; dazu, daß beim Pronomen beide Kasus geschieden waren, stimmt es, wenn Formen wie *μοι, σοι, οἱ* außer lokativisch und dativisch zwar auch genitivisch, nicht aber auch ablativisch gebraucht wurden. Beim Substantiv sind Ablativ und Genitiv nur in den homerischen Formen auf *φι* geschieden, insofern sie oft ablativisch, fast nie genitivisch angewandt erscheinen; aber das ist

auch noch kein Beweis dafür, daß man früher einmal am *o*-Stamm regelmäßig Genitivform und Ablativform unterschied. Der einzige griechische Ablativ eines *o*-Stammes ϝοίκω könnte daher sehr wohl auch eine griechische Neuerung sein, den Pronominibus nachgebildet. Erst Spezialuntersuchungen können diese und ähnliche Fragen entscheiden.

§ 9.

Diese Beispiele mögen genügen! Sie haben hoffentlich gezeigt, daß das von mir eingeschlagene Verfahren ein Fortschritt in der Methode ist. Die Einzelrekonstruktion scheint mir berufen, uns über manche bisherige Unklarheiten hinwegzubringen. Zunächst läßt sich die Unklarheit über die Realität der Rekonstruktionen beseitigen. Ganze Formen lassen sich ohne weiteres überhaupt nicht erschließen, sondern nur Laute. Der Zweck der Rekonstruktion ist aber nicht nur, eine bequeme Formel zu kurzem Ausdruck zu erreichen, sondern ebenso auch: die wirklichen früher einmal gesprochenen Laute anzugeben, wenn auch nur approximativ. Deswegen ist es erforderlich, ein äußerliches Kennzeichen dafür zu besitzen, ob ein Ansatz nur als Formel oder als Rekonstruktion gelten soll. Ich mache den Vorschlag, das übliche Sternchen * dann zu gebrauchen, wenn nur eine Formel gemeint ist, das Zeichen † dagegen davorzusetzen, wenn rekonstruiert wird, vgl. oben S. 20. So würde z. B. vorurind. **ēsm̥* = ind. *āsam* bedeuten: ind. *ā* = gr. *ē* etc., ind. *s* = gr. σ etc., *am* = gr. α etc. Dagegen würde †*e*smi = ai. *asmi* bedeuten: ind. *a* stammt von früherem †*e* her, altes *e* aber läßt sich zwar vom Indischen aus erschließen, nicht aber in diesem Wort; ind. *smi* geht auf altes †smi zurück und ist unverändert erhalten geblieben. Ferner würde vorurind. †qe = ind. *ca* bedeuten: ind. *c* geht auf q zurück, das sich nur aus der Vergleichung mit den andern Sprachen ergibt; ind. *a* stammt von e ab, das man wegen des vorausgehenden *c* vom Indischen her erkennen kann. In vielen Fällen wird es bei wirklicher Rekonstruktion nicht leicht sein, sich für die eine oder andere Art des Druckes zu entscheiden. Um so besser! Man wird es dann mit dem Rekonstruieren stets recht genau nehmen müssen. Gar manchmal wird man dann einsehen, daß man bloß ein * vorsetzen darf, d. h., daß die Laute des Ansatzes nur als Formel gedacht werden sollen.

Mein Vorschlag engt niemanden ein. Wer nach wie vor ohne besonderen Hinweis das Zeichen * gebraucht, von dem nehme ich an, daß er entweder meine Forderung, daß wir in

Zukunft mit viel größerer Vorsicht bei Rekonstruktionen zu Werke gehen müssen, nicht kennen gelernt hat oder keine Lust hat sie zu beachten und sich mit ihr auseinanderzusetzen. Für jeden, der mir recht gibt, wird aber dann jede solche Form mit * eben keine Rekonstruktion, sondern nur eine Formel sein.

Am meisten wird in der Ablautslehre sowie in den Handbüchern zu ändern sein. Hübschmann hat IF. XI 25 Anm. 1 gewiß recht damit, daß Formen wie †esti, apo, pro und andere so ziemlich die wirklichen gesprochenen Formen sind. Es ist aber nur eine recht beschränkte Anzahl von Wörtern, die auf gleicher Stufe stehen: wenn die Einzelsprachen-Rekonstruktion von verschiedenen Seiten aus dasselbe Resultat liefert, wird man allerdings solchen indogermanischen Formen recht nahe kommen oder sie selbst treffen. Aber wer mit kombiniertem Lautwandel, mit Ablaut usw. operiert, wird sich bei jedem Beleg für seine Aufstellungen fragen müssen, ob es für seine Behauptungen gleichgültig ist, daß die Form nur Formel sein kann, oder daß einzelne Laute derselben oder das ganze Wort für einen einzelnen Urdialekt oder für das Gemeinurindogermanische als erschlossen zu gelten haben. Das wird manchen übereilten Schluß verhüten können.

Im besonderen aber wird es Sache der Handbücher werden müssen, sich viel reservierter auszudrücken. Die Angabe z. B.: die indogermanische Ursprache besaß folgende Laute: *e*, *ē* etc. etc., wie sie allenthalben zu lesen ist, muß ganz entschieden fortbleiben. Denn hier wird mehr behauptet, als wir wissen können. Durchweg wird ferner der Weg zu bezeichnen sein, wie man die einzelnen Laute erschließt. So wie die Handbücher jetzt beschaffen sind, werden die rekonstruierten Formen fast immer so hingestellt, als seien sie nicht weniger sicher denn die überlieferten Formen. Daran ändert eine einschränkende Bemerkung in der Einleitung der Handbücher nicht viel. Dieser Umstand aber ist es ganz besonders, der die klassischen Philologen seit Jahren von einer Vertiefung in die moderne Sprachwissenschaft abgehalten hat. Wer den Betrieb in unserer Wissenschaft nicht durch Studium des Indischen kennen gelernt hat, steht als klassischer Philologe einem Werke wie Brugmanns so vorzüglicher griechischer Grammatik oder gar einem subjektiv gefärbten Buch wie Hirts Handbuch fast ratlos gegenüber. Wie soll er sich in Laut- und Formenlehre eine selbständige Kritik gegenüber den Behauptungen dieser Werke verschaffen? Ein Um-

schwung kann aber mit einem Male eintreten, wenn eine griechische Grammatik noch konsequenter als Wackernagels ai. Gr. von der Einzelsprache ausgeht. So dürfte die von mir verlangte Methode auch praktische Vorteile zeitigen. Zugleich werden wir damit aber einen Teil unserer Selbsttäuschung loswerden. So gut, wie die Handbücher es hinstellen, kennen wir die urindogermanische Sprache noch lange nicht. Im übrigen ist „urindogermanisch" ein Begriff, den wir mit „Sprache der Urindogermanen vor ihrer Spaltung" immer noch sehr wenig wissenschaftlich definieren; ein Begriff, den man lieber möglichst meidet. — Es wird bei dem bleiben müssen, was Bremer IF. IV 10 ausgesprochen hat: Es ist unwahrscheinlich, „daß wir je die postulierte urindogermanische Sprache wieder in ihren Hauptzügen werden aufbauen können. Wir werden uns mit der mundartlich stark differenzierten gemeinindogermanischen Sprache begnügen und für diese Sprache einen weiten Zeitraum gelten lassen müssen". Ich möchte noch hinzufügen: Als erste Aufgabe hierbei liegt es uns ob, die Mundarten dieser Sprache im einzelnen zu rekonstruieren.

Bergedorf. Eduard Hermann.

Korrekturnoten. 1. Ribezzo (Il problema capitale delle gutturali indoeuropee, Estratto dal rendiconto dell' acad. di Napoli XVII 1903) bringt, wie er übrigens selbst hervorhebt, ebenfalls keine definitive Lösung der Gutturalfrage. Richtig erkannt mag der gelegentliche Zusammenhang der Labialisation mit vokalischem *u* sein, wodurch unbequeme Beispiele wie *γυνή : βανά* beseitigt werden. Die Verteidigung der Hirtschen Theorie über die Palatal- und reine Velarreihe will nicht viel besagen. Nicht stichhaltig sind die Gründe für die Labialisierung (S. 37—46) und die gegen Brugmann vorgebrachten Argumente (S. 46—51). S. 46 ist das Armenische übersehen, das den besten Beweis für die Einheit der drei Reihen liefern könnte; übrigens wird nicht nur vor *u*, sondern auch nach *u* delabialisiert. Das *ππ* von *ἵππος* mit dem von *ὅππως* (S. 54/55) auf eine Stufe zu stellen, ist verkehrt. S. 61 bleibt *v* in *vapor* unerklärt.

2. Auch Niedermanns Précis de phonétique historique du latin hält sich in seinen Schlüssen nur innerhalb des Lateinischen, aber nur aus pädagogischen Gründen; daher auch S. 106 z. B. ein Schluß vom Deutschen her.

3. Hoffmanns soeben erschienenes Buch: Die Makedonen und ihr Volkstum erweist die Makedonen als Griechen, was oben S. 29 ins Gewicht fallen kann — wenngleich noch andere Möglichkeiten bleiben. Die Seiten 232—241 werden durch Sievers Phonetik⁴ § 415 u. 425 widerlegt, letzterer Paragraph erklärt auch *π* in *Σαπφώ*. — *k* und k° sind in *kt* und $k^{\circ}t^{\circ}h$ unmöglich stärker geschieden gewesen als in *ke* und $k^{\circ}e$. — Wäre es schließlich nicht sonderbar, daß man die tonlose Media bald mit der Media (*τίθημι*) bald mit der Aspirata (in *χθ*) schrieb, also mit den Buchstaben für die Laute, die wenigstens später, wie die heutige Aussprache beweist, hier wirklich gesprochen wurden?

Studien über die Sprache des preussischen Enchiridions.

Am 18. Mai 1569 visitierte der samländische Bischof Joachim Mörlin das Kirchspiel Pobethen. Die Zensur, welche der Pastor loci, „Herr Abel Will“, bei dieser Gelegenheit erhielt, war recht böse. Der Visitationsabschied[1]) sagt:

„Wiewol nun dieser Pfarher, wie offenbahr, in dem gotteslesterlichenn Ihrthumb der Osiandrischen Lehre gesteckett, auch fast ein unordentlich, ergerlich Lebenn gefuhrett, dadurch er leyder, mit seiner Lehre und Lebenn, viel Leuthe geergertt: Weyl ehr aber den Irrthumb auff der Cantzel offentlich widerruffen, daneben solcher Lehr, auch seines bösenn Lebens halb hertzlich leyd getragen unnd den Herrenn Bischoff in Gegenwertt der Beywehsendenn umb Verzeihung mit weinenden Augen gebeten, auch sein Leben hinforder zu bessern zugesagett — So hatt der Herr Bischoff ihm christlich verzihen, ihnen auffs new zum Pfarampt verordent, auch ernstlich seiner Geluebnuß und Zusage trewlichen nachzufolgen ermahnett.“

Des weiteren wird getadelt, daß der Pfarrer zuweilen seinen Acker verpachte, der infolgedessen herunterkomme, daß die Gärten seiner Widem, „also auch die Helder“ (Fischteiche) verwahrlost, die Bienenstöcke eingegangen, und die Zäune bruchfällig seien.

War indessen Abel Will wirklich ein so schlechter Geistlicher und Hauswirt?

Ich kann auf diese Frage keine bestimmte Antwort geben, muß aber Mörlins Urteil als befangen ablehnen und neige zu der Ansicht, daß Will ein ganz braver Mann gewesen ist, denn sein Osiandrismus war kein Mangel seines Charakters, und was sein Oberhirt sonst an ihm tadelt, läßt sich teils bezweifeln, teils entschuldigen.

Arnoldt Kurzgefaßte Nachrichten von allen seit der Reformation an den lutherischen Kirchen in Ostpreußen gestandenen Predigern (Königsberg 1777), Samland S. 29 berichtet über Will: „Abel Will war 1554, und ist des Osiandrismus wegen . . . in das Gefängniß gekommen, auf Caution der Gemeine aber wieder

[1]) Königsberger Staats-Archiv Ostpreuß. Foliant Nr. 1277 Fol. 35.

losgelassen worden. . . . 1575 ward er wegen Blindheit auf Lebenslang in das Gr. Hospital in Königsberg zum Unterhalt gegeben". — In dem genannten Jahre 1554 hatte Botho von Eulenburg wagen können, einem osiandrischen Pfarrer aus christlichem Eifer den Kopf abschlagen zu lassen (Hase Herzog Albrecht von Preußen und sein Hofprediger S. 217), und da aus demselben Jahre der bekannte Brief Abel Wills datiert (N. Preuss. Provinz.-Blätter 1855, I 396; Altpreuß. Monatsschrift XXVI 514), in dem er seinen vorgesetzten Amtshauptmann, Georg v. Eichicht, ein Werkzeug des Satans nennt und der Tyrannei bezichtigt, so liegt der Gedanke nahe, daß der Hauptmann die Stimmung dieser Zeit benutzte, um durch Wills Inhaftierung über jenen Brief zu quittieren. Indessen, wie dem auch sei: offenbar bestand zwischen dem Pfarrer und dem Hauptmann eine persönliche Gegnerschaft, und man weiß, daß solche Verhältnisse nur zu oft zu gegenseitigen Verdächtigungen des Lebenswandels führen. Ebenso sicher ist es mir aber auch, daß die Gemeinde in dieser Spaltung auf Wills Seite stand. Hätte Mörlin die einfachen Leute gefragt, so würde er also vielleicht gar nichts Übles über Wills Leben gehört haben. Statt dessen folgte er aber dem Urteil der Partei des Hauptmanns, mit der ihn der Haß gegen die Osiandristen verband, und es lag in seiner Art, Abel Will, den Gevatter Funcks, diese seine Gemütsstimmung rauh fühlen zu lassen. „Keiner" sagt Hase a. O. S. 153, hat den Streit über Osianders Lehre „mehr und ungebührlicher als Joachim Mörlin" „auf die Kanzeln und dadurch ins Volk gebracht" und S. 203 spricht er von Mörlins „roher Weise". Abel Will aber mußte sich demütig dem Bischof unterwerfen, denn er wußte, daß Mörlin vor der Amtsentsetzung eines Gegners nicht zurückschreckte (Hase S. 386), das Landes-Regiment aber ihm keinen Schutz gewähren würde, und er fühlte sich einem Kampfe überhaupt nicht mehr gewachsen. Drei Jahre vor der Visitation, am 28. Oktober 1566 war Funck der Kopf vor die Füße gelegt; die leidenschaftliche Bewegung, der Will sich angeschlossen hatte, war damit kläglich und in einer Weise gescheitert, die selbst des Herzogs Albrecht Kraft gebrochen hatte; Wills Hoffnungen waren getäuscht, sein Lebensmut war dahin, sein Auge getrübt. Was galt ihm nunmehr ein Widerruf, der doch nur ein Gericht des Höchsten anerkannte! Was lag ihm noch an Gärten und Bienen! Vanitas vanitatum et omnia vanitas!

Ich würde das Vorstehende hier nicht haben drucken lassen,

wenn mir nicht eine Analogie zu bestehen schiene zwischen Abel Will als Pfarrer und als Übersetzer des Enchiridions, mit dessen Sprache ich mich im Folgenden beschäftigen will. Hier wie dort ist Will auf das schärfste getadelt. Wer aber meine Apologie des Geistlichen richtig, oder auch nur erwägenswert findet, wird mich nicht als bloßen advocatus diaboli behandeln können, wenn ich auch für den Autor eintrete. Um hierin aber nicht mißverstanden zu werden, will ich ein für allemal erklären, daß auch ich sein Preußisch für schauderhaft und seine Übersetzung vielfach für höchst nachlässig halte. Es kommt mir nur darauf an, den Tadel über ihn und seine Sprache auf das rechte Maß zu bringen.

Denselben Familiennamen wie Abel Will führte sein Vorgänger im Pfarramt von Pobethen, und im Jahre 1527 wurde einem Matthias Will die dortige Mühle verschrieben (Rogge Altpreuß. Monatsschrift XI 536 ff.). Die Vermutung ist daher nicht abzuweisen, daß Abel Will ein Kind seines Kirchspiels war. Aber auch wenn dies irrig ist, wenn er also nicht von klein auf das dortige Preußisch gekannt hat — welche Vorstellung muß man sich denn von dieser Sprache machen? Eine Bauernsprache ohne die geringste Politur — das Idiom einer politisch und religiös überwältigten Bevölkerung — die Jatwägen des sudauischen Winkels zur Seite[1]) — in fortwährender Berührung mit dem Lettischen[2]) — in Handel und Wandel auf das Deutsche hingewiesen[3]) — 25 Kilometer von Königsberg, in dessen ältester

---

[1]) Lohmeyer Geschichte von Ost- und Westpreußen I^2 120.

[2]) Vgl. meine Kurische Nehrung S. 104 f.

[3]) Auf eine sehr starke Beeinflussung durch das Deutsche weist außer vielem anderen der Gebrauch der Präpositionen *an* und *en*. Es ist bekannt, daß sowohl im Hoch-, wie im Niederdeutschen *an* und *in* durcheinander gehen (s. das Grimmsche Wörterbuch und Schiller-Lübben unter *an*), und was das Ordensland im besonderen betrifft, so steht in Schriftstücken des XVI. Jahrhunderts oft auf einer Seite z. B. „am 10. April“ und „im 10. April“, und Herzog Albrecht bekennt eigenhändig „ich glaub in got“, aber eine alte Hand zitiert dies als „ich gleub an Gott“ (Albrecht Luthers kleiner Katechismus ... vom Jahre 1540 S. 4 ff.). Hieraus erklärt sich der Gebrauch von *an* für *en* im I. Katechismus. Er hat unbedingt richtig: (as drowe) *an Deiuan*, *an Jesum*, *an swintan nasеilen* „an Gott“ usw., *encops* „begraben“, *en perbandan* „in Versuchung“, *en wissan swetan* „in alle Welt“, *en emmen* „im Namen“, aber *an* für *en* in: *an dangon* „im Himmel“ (auch „gen Himmel“), *an stan nactin* „in der Nacht“, *an maian kraugen* „in meinem Blut“. Berneker S. 131 (dessen Angaben hier übrigens ungenau sind) nimmt lautliches Schwanken an, aber die einmaligen Formen *ſammay* (neben *ſemmey : ſemmay*, *ſemmiey* II), *stasma*

Kirche seit etwa 1550 polnisch gepredigt wurde[1]) — 100 Jahre vor dem Verstummen des Preußischen überhaupt (vgl. Leskien Deklination S. 32) — wie hätte diese Sprache richtig, wie hätte sie rein sein können! Um einen Maßstab für ihre Beurteilung zu gewinnen, muß man Dialekte in Betracht ziehen, die unter ähnlichen Verhältnissen vegetieren, und wenn man nun auf der kurischen Nehrung z. B. hört *iſen debisi* „in den Wolken“, *tas maǵe bäne* „das kleine Kind“, *apsisuktschauwīs* „ich würde mich umdrehen“ (Sprache der preuß. Letten S. 49, 98, 169), wenn im Kreise Heydekrug ein *ganc feíns is fèsts kelȳs* „ganz guter und fester Weg“ bei Litauern für litauisch gilt, wenn man unter der Fülle masurischer Germanismen sogar die deutschen Zahlwörter findet — wie kann man dann Abel Will allein dafür verantwortlich machen, daß seine Übertragung des Enchiridions so wenig unseren Erwartungen entspricht? Ferner aber: wie verträgt sich die glatte Verurteilung seiner Übersetzer-

(*a* wieder vor *a*) und *etwerpsannan* (neben *attskiwuns*, *atskisenna*, *atwerpeis*, *atwerpimay*, *attwerpsannan*) reichen dafür nicht aus und *bha (bah)*, *assa* sind durchgeführt. — Wir verstehen nun auch das *en* und *an* des II. Katechismus. Er hat „ich gleube in Gott“ usw. (so auch die „Kinderpredig“ Bl. 47 v., vgl. unten) übersetzt, schreibt also richtig *en deywan* usw. (vgl. lit. *tikiu ing diewą*) und ebenso richtig: *enquoptzt*, *en dengan (æn dengon)*, *en perbandasnan*, *en wyssan swytan*, *en emnen*, *en mayiey kræuwiey*; dagegen *an tirtien deynan* „am dritten Tage“ („amb trittē dag“ Herzog Albrecht in der oben erwähnten Aufzeichnung) — für „in“ also *en*, für „an“ *an* (für „gen“ *na* : *na dengon*). Die einzige Unregelmäßigkeit ist *an stan naktin* „in der Nacht“ (hier also *an* „in“ wie in I). Entweder ist dies *an* versehentlich aus dem I. Katechismus stehen geblieben [NB! in der Zeileneinteilung der 1. Seite der Vorrede stimmt II genau zu I], oder auch dem Schreiber von II ist ein deutsches *an* für *in* (im korrekten Preußisch hätte hier überhaupt keine Präposition gestanden) in die Feder gekommen (vgl. *an der naht* Müller-Zarncke Mhd. Wörterbuch unter *naht*). — In Wills Sprache endlich ist die Rivalität zwischen *an* und *en* zu Gunsten von *en* ausgeglichen. Sie bietet *an* nur in *ankaitītai* (neben *enkaitītai*, beides einmal) „angefochten“, offenbar einem unwillkürlichen Germanismus, und in *animts* „genommen“ das nicht richtig sein kann, denn das häufige *enimt* (*enimmimai*, *enimts* usw.) bedeutet stets „annehmen“ und die Bedeutung „angenommen“ paßt für *animts* ganz und gar nicht. Ich lese dafür *auimts (auimts)*. — Es mag immerhin eine preußische Präposition *an* gegeben haben (vgl. Solmsen KZ. XXIX 97 Anm., Zubatý IF. VI 272, auch lit. *am̃palas* „gefrornes Aufwasser auf Eis“), aber sie ist dann dem deutschen *an* dermaßen angepaßt, daß sie für die Sprache der Katechismen als verloren zu betrachten ist. Ihr *an* ist das deutsche.

[1]) „Im 16. und 17. Jahrhundert finden wir eine polnische Bevölkerung unter der dienenden Klasse fast über die ganze Provinz verbreitet“ L. Weber Preußen vor 500 Jahren S. 131. Vgl. Grzybowski Geschichte der Steindammer Kirche S. 6, 9, 11.

Tätigkeit mit der zuversichtlichen Benutzung seiner Länge-Zeichen, mit der Aufmerksamkeit, die — wie wir durch Fortunatov BB. XXII 153 wissen — er der schwierigen preußischen Betonung gewidmet hat, mit seiner subtilen Unterscheidung von *tū* und *tu* (J. Schmidt Neutra S. 220 Anm., Fortunatov a. O. S. 161 f.)? Hat er hierdurch nicht bewiesen, daß er die preußische Sprache mit offenen Ohren erlauscht und sich ehrlich um ihre Beobachtung und Darstellung bemüht hat? Und endlich: ist es statthaft zu verlangen, daß Abel Wills preußischer Text genau das gibt, was die Katechismus-Erinnerungen unseres Elementar-Unterrichts in ihm suchen?

Die Geschichte des Lutherschen Katechismus ist von hohem Interesse und an und für sich wert, daß man sich mit ihr beschäftige. Wer dies einmal getan hat, wird sofort bemerkt haben, daß seine Herausgeber sich eine gewisse Freiheit wahrten, nicht selten aber auch gedankenlos nachschrieben. So ist auch Will verfahren. Das sinnlose und, das in der Erklärung des zweiten Artikels: „erworben, gewonnen und von allen Sünden" der deutsche Text des Enchiridions gleich anderen alten Katechismen[1]) zeigt, hat er harmlos übersetzt (Berneker S. 38, 39), an anderen Stellen aber seine Aufgabe mit Überlegung und Selbständigkeit behandelt. Deutlich ergibt sich dies z. B. aus der Betrachtung der preußischen Erklärung des zweiten Gebots, die keineswegs „ein Überbleibsel jener im Kat. I gerügten Tolkenmanier ist, die nicht genau das Deutsche wiedergab und Zusätze machte" (Berneker S. 90).

Im Jahre 1554 hat Herzog Albrecht durch Joh. Daubmann in Königsberg unter dem Titel „Catechismus oder kinderpredig" eine in seiner Heimat, in Nürnberg, verfaßte homiletische Kinderlehre drucken lassen, um den Übelstand zu beseitigen, daß „in der Kinder leere (So man den Catechismum nennet) fast ein jeder seines gefallens handlet, was vnd wie er will". Hier steht nun am Ende der Predigt über das zweite Gebot: „Darumb meine liebe Kindlein, merckts mit fleiß, vnd wann man euch fraget: Wie versthestu das Ander gebot? So solt jr also antworten: Wir sollen Gott den Herrn, vber alle ding förchten, vnd lieben, das wir mit[2]) seinem namen nicht Abgötterey treiben, noch schweren, fluchen, spotten, zeuberen, oder liegen

[1]) K. Knoke D. Martin Luthers kleiner Katechismus S. 78 f. Anm.

[2]) Preuß. *sen*; der begleitende deutsche Text hat „bey".

und triegen, Sonder denselben in allen nöten anruffen, bitten, bekennen, loben vnd dancken". Bis auf das von Abel Will ausgelassene „bitten"[1]) ist dies aber der Grundtext seiner preußischen Erklärung des zweiten Gebots, und es ist klar, daß er sie gewählt hat, weil er sie jeder anderen Erklärung vorzog — vielleicht wegen der Sinnesart seiner Pfarrkinder, aber jedenfalls nicht weil er dem „Catechismus oder kinderpredig" grundsätzlich eine maßgebende bedeutung zuschrieb, denn so weit ich bemerkt habe, ist er seinen Besonderheiten sonst nie gefolgt, und dies ist um so bezeichnender, als auffällige Verschiedenheiten zwischen dem deutschen und dem preußischen Text des Enchiridions jenen auf seiten des „Catechismus oder kinderpredig", diesen aber auf seiten anderer alter Katechismen (s. die Abdrücke Knokes) zeigen. Ich verweise z. B. auf die Erklärungen des dritten, vierten, achten, neunten und zehnten Gebotes.

Es ist vorderhand unmöglich, den Grund jeder auffälligen Fassung des preußischen Textes festzustellen und also nachzuweisen, ob Abel Will durch andere Katechismus-Versionen, oder durch eigenes Nachdenken — sei es richtiges, sei's unrichtiges — veranlaßt ist, sich gerade so auszudrücken, wie er es getan hat. Aber dies ist einem Sprachforscher auch gar nicht zuzumuten. Was dagegen von ihm verlangt werden muß, ist, daß er sich bei der Kritik des preußischen Textes weder von dessen sogenannter Vorlage, noch von der Schultradition des Katechismus blenden läßt und allen Absonderlichkeiten der preußischen Redaktion ein philologisches Verständnis abzugewinnen sucht, ehe er sie verurteilt. Ich will an einigen Beispielen zeigen, daß ich hiermit weder etwas sehr Schwieriges, noch etwas Langweiliges, aber etwas sehr Nötiges fordere.

In dem Abschnitt 31 (Bernerker S. 48, 49) ist „mit allen sünden und bösen lüsten" übersetzt durch: *sen wissamans grīkans bhe wargan poquoitīsnan*, offenbar weil Will in Gedanken oder auf dem Papier vor sich gehabt hat: „bösem [oder: bösē] [Ge]Lüsten". „una cum peccatis & cōcupiscentia" bietet übereinstimmend ein lateinischer Katechismus von 1529 (Knoke a. O.

[1]) Man versteht diese Auslassung bei Berücksichtigung des Vorausgehenden. Da ist aufgezählt (Bl. 12): „Zum Ersten, sollen wir jn anruffen", „Zum Andern, sollen wir den namen Gottes bekennen", „Zum Dritten, sollen wir den namen Gottes preysen", und das Beten ist dem Anrufen angeschlossen.

S. 93), den Will auch bei der Fassung der Erklärung der zweiten Bitte vor Augen gehabt zu haben scheint.

Für „der ist recht würdig und wol geschickt“ gibt der preußische Text *stas ast tickars wertīngs bhe labbai pogattawints* (Bernecker S. 56, 57). Außer von Bopp Sprache der alten Preußen S. 100 ist *tickars* (als Nom. Sing. Mask. statt des Adverbs) wohl allgemein trotz *labbai* (Nesselmann S. 80) verurteilt, ist aber ganz richtig, sobald ein Komma — also etwas, womit man im XVI. Jahrhundert recht frei umging — dahinter gesetzt wird: „der ist recht, würdig und wohl bereitet“. Wer sich die Mühe macht, den Artikel „recht“ im Grimmschen Wörterbuch durchzusehen, wird diese Abteilung der Worte nicht unnatürlich finden. Äußerlich erinnert sie an einige deutsche Katechismus-Ausgaben, die nicht „Gott den Vater, allmächtigen Schöpfer“, sondern „Vater, Allmächtigen, Schöpfer“ bieten und also Allmächtigen „als Substantiv zur Bezeichnung eines selbständigen Begriffes fassen“ (Knoke a. O. S. 76 Anm.). — Wenn Nesselmann Sprache der alten Preußen S. 80 auch in dem *wertīwings* der vorhergehenden Frage *kas pogaunai stawīdan ſacramentan wertīwings* „wer empfähet [denn] solch Sacrament wirdiglich“ einen Fehler sieht, so muß ich geltend machen, daß Geistliche, die ich um eine Bestimmung dieses „würdiglich“ bat, es für den Nomin. Sing. erklärten.

In der Haustafel liest man in dem Abschnitt „den Ehemännern“ (Berneker S. 64 f.) für „Ihr Männer . . . gebet dem Weibischen . . . seine Ehre, als Miterben“ *Jaūs wijrai . . . dāiti steismu genneniskan . . . swaian teisin kaige sendraugiwēldnikai*[1]). Nesselmann erklärt *sendraugiwēldnikai* für den Dat. Sing.; Berneker S. 189 will „die Möglichkeit im Auge behalten, daß hier ein Nom. Plur. vorliegt“, nimmt mir aber die Freude an diesem Gedanken durch seine Begründung, „es sei nicht wahrscheinlich, daß in der Apposition der richtige Kasus festgehalten sei“. Für

[1]) *draugi-* in *draugiwaldūnen, sendraugiwēldnikai* ist gleich lit. *draug-* in *draúg-brolis, draúg-darbininkas* usw., und dies steht für *draugè*. Leskien Bildung der Nomina S. 283 sieht hierin den Instrumental (*draugę*) von *draugė* „Gesellschaft“ unter Berufung auf Wołonczewskis Schreibung *draugi*. Aber derselbe schreibt auch z. B. *bili* (Wisk. II 35), und um sein *draugi* steht es also ebenso, wie z. B. um das der Wolfenbüttler Postille (Gaigalat Mitteil. d. lit. liter. Gesellschaft V 20; vgl. BB. X 312, XXVI 182). Entscheidend ist dagegen Szyrwids *draugie* (Punkt. sak. S. 7 Z. 19, S. 100 Z. 31, S. 116 Z. 30), und *draugè* ist also eine form wie *szalè*, beruhend auf **draugē* mit gestoßenem *ē* = preuß. **draugī*, als unbetontes Kompositionsglied geschrieben *draugi-*.

mich wird die Stelle zugunsten Wills erledigt durch den Text des Sauromannus: „Viri similiter cohabitent secundum scientiam, velut infirmiori vasi muliebri impartientes honorem, tanquam etiam *cohaeredes* gratiae vitae“ (Knoke a. O. S. 111).

Eine starke Abweichung von dem begleitenden deutschen Text enthält der Abschnitt 96 (Berneker S. 86, 87), aber nicht etwa weil Abel Will jenen nicht hätte übersetzen können, sondern weil er eine andere Fassung vorgezogen hat. Zum Beweise setze ich den deutschen Text (A), den preußischen (B) und meine Übersetzung des letzteren (C; vgl. Nesselmann S. XXXII) nebeneinander und hebe die Wörter, die der eine Text mehr, der andere weniger hat, hervor.

A.

Wir bitten dich gantz gehorsamlich, das du diß Kindt, so nun mehr dein Kindt worden ist, bey der empfangenen wolthat, gnediglich bewaren wöllest, *damit es nach allem deinem wolgefallen*, zu Lob vnd Preyß deines heiligen Namens, auff das trewlichst vnd Gotseligst, aufferzogen werde, vnd entlich das verheissen Erbtheyl, im Himel mit allen Heyligen entpfahe, Durch Jhesum Christum, Amen.

B.

Mes madlimai tien, gantzei poklusmingiskan, kai toū schien malnijkan, kas teinū toūls twais malneyks postāuns ast, prei stēisei pogauton labbaseggīsnan, Etnīwingiskai pakūnst quoitīlaisi, prei Pogirrien bhe Teisin twaias Swintan Emnen, *tans dijgi* nostan, vcka iſarwiskai bhe Deiwa deiwūtskai poaugints postānai bhe enwāngiskan, stan potaukinton weldīsnan en Dengan, sen wissans Swintickens engaunai, pra Jeſum Christum, Amen.

C.

Wir bitten dich ganz gehorsamlich, daß du dies Kind, welches nunmehr dein Kind geworden ist, bei der empfangenen Wohltat gnädiglich bewahren wollest zu Lob und Ehre deines heiligen Namens, *es auch* darauf auf das treulichste und gottseligste auferzogen werde und schließlich die verheißene Erbschaft im Himmel mit allen Heiligen empfange durch Jesum Christum, Amen.

Ich glaube nicht, daß meine Übersetzung einer begrifflichen Erläuterung bedarf: die Gemeinde bittet, daß Gott zum Lobe seines Namens das Kind behüte, und daß das Kind darauf (*nostan*), nämlich auf Gottes Namen (vgl. 89: *nokan tāns crixtits*

postānai) erzogen werde. Hierdurch wäre der „arge Verstoß gegen die Spracheigentümlichkeit", den Berneker S. 98 in *no stan vcka-iſarwiskai* („auf das treulichste") gesehen hat, erledigt, wenn nicht das ebenso von ihm getadelte *no vckalāngwingiskai* (13) „auf das einfältigest" (nicht „aufs einfältigste" wie Berneker a. O. schreibt) im Wege stände. Allein hier kann ich *no* überhaupt nicht anerkennen: Eine sklavische Wiedergabe des deutschen „auf das" hätte *no stan* erfordert, und läßt sich also nicht behaupten, zumal da „einfältigest" richtig durch das Adverb ausgedrückt ist. Weiter fällt sehr in das Gewicht, daß Will bei der Wiedergabe desselben Ausdrucks sich sonst (an drei Stellen, also in der Regel) von diesem Germanismus frei gehalten hat: *vcka lāngiwingiskai* 19, *vckelāngewingiskai* 28, *ukalāngewingiskān*[1]) 40. Daß an den beiden letzten Stellen der deutsche Text den Positiv hat, tut nichts zur Sache; auch Sauromannus hat beidemal den Superlativ (simplicissime) gebraucht (Knoke a. O. S. 89, 97). Nach den Regeln der philologischen Kritik ist jenes *no* also nicht zu halten. Es ist wohl möglich, daß an der ersten Stelle, an der Will ein „auf das" mit dem Superlativ zu übersetzen hatte — also eben der hier in Rede stehenden —, *no* „auf" in seine Feder gekommen und unausgestrichen in die Druckerei gewandert ist — ja ich bin überzeugt, daß dieser Fehler nur so zu erklären ist[2]).

Das Vorstehende wird meine oben ausgesprochene Forderung hinreichend begründet haben. Gilt es mit Recht sonst überall für unerlaubt, einen Text zu beurteilen, bevor er philologisch durchgearbeitet ist, so darf das Enchiridion nicht anders behandelt werden, und der schon erwähnte Brief Wills kann hiervon nicht dispensieren, sondern unterstützt mein Verlangen nachdrücklich. Erstens nämlich gab es zwar sicherlich viele sehr schlechte Tolken, aber es gab gewiß auch gute (s. die Vorrede des II. Katechismus), und bis Abel Will als Lügner erwiesen wird, müssen wir ihm doch glauben, daß der seinige „sonderlich vor anderen dieser Sprache wohl kundig, und auch darin von Gott mit sonderen Gaben begabt" war. Ferner aber beweist dieser Brief, daß Wills Übersetzung nicht in ein paar Wochen gemacht ist, sondern aus verschiedenen Zeiten stammt,

[1]) Also Adverb. Das zweite *ā* ist falsch. Wodurch mag sich Berneker S. 210 zu dem Adverb *tusnan* haben verführen lassen?

[2]) Den Anklang an lit. *noplacziausias* (Fortunatow BB. III 68) halte ich für zufällig.

denn er ist datiert 26. Juli 1554, die Kirchenordnung aber, an welche sich der Text des Trau- und Taufformulars anschließt (Bechtel Altpreuß. Monatsschrift XVIII 310), ist erst 1558 erschienen, und das Enchiridion enthält also mindestens zwei um Jahre auseinander liegende Arbeiten, die sich gegenseitig kontrollieren. Hieran ist bisher überhaupt nicht gedacht worden. Ich kenne wohl Herzog Albrechts Klage, daß „bei seinen Zeiten schier keine Seelsorger zu bekommen gewesen, die in undeutscher preusischer Sprachen dienen können“ (vgl. Töppen Geschichte Masurens S. 223), und wenn ich sie auch für ein wenig übertrieben halte, da nach der Vorrede zum Enchiridion „w e n i g Prediger solcher Sprachen kundig“ waren und in den Jahren 1544—1549 elf „Pruteni“ in das Album der Universität Königsberg eingetragen sind, so sehe ich in ihr doch ein sehr beachtenswertes geschichtliches Zeugnis. Aber um so unwahrscheinlicher kommt es mir vor, daß dieser gewissenhafte Fürst die preußische Übersetzung des Enchiridions sorglos dem ersten besten anvertraut, daß er zu ihr einen Mann gewählt habe, der so dumm gewesen wäre, daß er in vier Jahren nicht hätte Preußisch lernen können, und daß demselben Manne später auch die Translation des Tauf- und Trau-Formulars übertragen sei. Die zweite Aufgabe setzt notwendig voraus, daß Abel Will durch die Behandlung der ersten das Vertrauen seines Auftraggebers nicht verscherzt hatte (vgl. J. Grimm Kl. Schriften IV 162).

In sprachwissenschaftlichen Übungen, die ich im vorigen Winter hielt, wurde ich gebeten, die preußischen Texte zu behandeln. Ich tat dies anfangs im Anschluß an Bernekers Preußische Sprache, sah mich aber schon nach den ersten Stunden gezwungen, mich ganz auf die eigenen Füße zu stellen und jede preußische Spracherscheinung unabhängig zu prüfen. Zu meiner eigenen Überraschung habe ich dadurch öfters eine leidliche Ordnung gefunden, wo ich selbst früher Regellosigkeit sah. Ein Ergebnis dieser Studien enthält mein kleiner Aufsatz über *pō*, Göttinger Nachr. 1905 S. 454, andere lasse ich hier folgen.

Die Betonung des Nominativ Sing. Femin. im Enchiridion.

I. Nach geschleifter Silbe, die hochbetont vorkommt, hat die Endung das Längezeichen: *a n t r ā* (vgl. *āntran*, Berneker S. 111 f.) = lit. *antrà* (*añtras*; got. *anþar*); *i m t ā* (vgl. *īmt*) = lit. *imtà*

ansehen können, ob es gestoßen oder geschleift, d. h. ob *ste* Instrumental, oder Ablativ ist. — Die III. Prät. *weddē* ferner nimmt durch ihre merkwürdige Betonung eine Ausnahmestellung ein, die sie von Bernekers und Fortunatovs Beweismaterial vorläufig ausschließt; sie wird gleich *ismigē, milē* u. a. weiterhin zur Sprache kommen. — Auch *ſemmē* kann ich nicht als klassischen Zeugen anerkennen, da ich sein *ē* für *en* halte (s. unten), und *packe* endlich ist belanglos, da es so und nicht **packē* geschrieben ist und unzweifelhaft auf poln. *pokój* beruht, sein *e* also (wenn überhaupt richtig) unursprünglich ist.

Gegen die obigen Regeln verstoßen *kanxta*, wenn hier die Wurzelsilbe geschleift war (*kānxtai, kānxtin* gegen *kanxtei, nikanxts*, vgl. Berneker S. 112), und *krawia* (lit. *kraújas*), wenn es **krauja* zu lesen ist (vgl. Regel I). Darf man es dagegen als dreisilbig ansehen (vgl. Zupitza KZ. XL 252), so wäre das Fehlen des Längezeichens über dem Auslaut richtig (s. Regel II). Zweifelhaft ist auch *tennā* (*tannā*, je einmal, neben dreimaligem *tenna*), das übrigens durch das selbstverständlich richtige *stā* (daneben *sta*) beeinflußt sein kann. In dem dreimaligen *kawida* dagegen ist unbedingt eine Ungenauigkeit anzunehmen. Entweder müßte dafür **kawīda* (gestoßenes *ī*), oder **kawidā* stehen (vgl. *kawīds, stawīds* usw.), denn daß Will sich in diesem Fall, wie vielleicht in anderen (vgl. *aina, sēn bhe prei* im 30. Abschnitt) vom Satzakzent habe leiten lassen, ist durch *kawīds* (*ader kawida*) im 84. Abschnitt ausgeschlossen.

Unter den Nominativen auf *-isku*, von denen ich es hier dahingestellt sein lasse, ob sie sämtlich für *-iskā* stehen (wie ich glaube), oder zum Teil für *-iskvā* (Berneker S. 174), hat nur einer, *aucktimmiskū*, das Längezeichen über dem Auslaut. Die übrigen sind: *deiwūtisku, kanxtisku* (Nomin. fehlerhaft für Akkus.), *labbisku, perōnisku, seilisku*, und von diesen streiten *deiwūtisku, perōnisku* ausdrücklich gegen Betonung des *-u*. Da überdies die litauischen Adjektiva auf *-iszka-s* unwandelbaren Ton auf der Antepenultima haben, so ist *aucktimmiskū* sein Längezeichen zu nehmen.

Im Gegensatz zu den hiermit abgehandelten Nominativen auf langes *a* und langes *u* zeigt kein einziger Nominativ auf *i* = lit. *ė* auslautendes *ī*, und dies ist wahrscheinlich ganz in der Ordnung, obgleich der Setzer des Enchiridions gerade mit dieser Type willkürlich umgegangen ist, und dieselbe, wenn ich nicht irre, hier überhaupt im Auslaut nicht vorkommt. Für die

Richtigkeit des *i* von *mūti, perōni, rīki* (= *ryeky* II), *ſmūni* (als Genitiv gebraucht) und *ſupūni* treten diese Wörter selbst durch ihre Längezeichen ein, und lit. *mótė, żmónes, żiupõnė* bilden dafür eine weitere Bestätigung. Auch der als Vokativ gebrauchte maskul. Nominativ *brāti* (ved. *bhrā'tā*) ist unanfechtbar. Ebenso richtig sind unzweifelhaft *kurpi* (lit. *kùrpė*) und *trintawinni*, eine Bildung wie lit. *margìnė*, beruhend auf *trintawā-*, vgl. lett. *trîtawa, trîtaws* „Wetzstein" und die lit. Nomina auf *-tuwā-* (Leskien Bildung der Nomina S. 565 f., 530); desgleichen *teisi*, das sich zu lit. *tė̃sùs, teisùs* verhält, wie lit. *méilė* zu *meilùs*. Gegen *druwi* (*drūwi*? dreimal *ū*) (neben *druwis*) ist nichts einzuwenden (vgl. lit. *dwãsė, trìdė*), und *duckti* hat zwar lit. *duktē̃* zur Seite, kann aber der Betonung von *mūti, brāti* gefolgt sein. *Altari* und *tapali* brauchen nur erwähnt zu werden. — Die letzten Nominative auf *i* sind *tirti* und *ainaseilingi*.

tirti (neben *tīrts, tīrtan, tīrtin, tīrtian, tīrtsmu*) fehlt unbedingt ein Längestrich. Seine Abweichung von allen übrigen Formen dieses Zahlwortes in der ersten Silbe legt es nahe, ihn der zweiten zu geben, aber der Tonwandel *tir̃t[i]as* : *tirtē̃* wäre so auffallend, daß *tirti* besser in *tīrti* korrigiert wird. Aus analogem Grunde nehme ich in *ainaseilingi* unbetonten auslautenden Vokal an (vgl. *ni-gīdings* und *muſingis*). Die Frage, an welcher Stelle es hochbetont war, will ich in einem Exkurs zu beantworten suchen.

Im Vorstehenden sind alle Nominative enthalten, die das Längezeichen auf dem Auslaute haben, bis auf *ſemmē* und *au-lausē* (je nur einmal), und diese bereiten besondere Schwierigkeiten. Da *ſemmē* dem lit. *żẽmė* widerspricht (wofür **ſemmi* zu erwarten wäre), so erklären es Berneker S. 138 (vgl. Archiv f. slav. Philol. XXV 476 f.) und Fortunatov (BB. XXII 155, 178) für endbetont wie russ. *zemljà*; da aber *zemljà* gestoßene preußische Endung fordert, so gibt Berneker *ſemmē* „geschleiften Ton, wie lit. *duktē̃, naszlē̃, pelē̃* (wohl erst nach dem Muster von *duktē̃*, Streitberg IF. I 295)". Indem ich mich dem gegenüber nur an Tatsachen halte, muß ich einwenden, daß sich der Satz von der Erhaltung der geschleift betonten *ē* oben S. 76 als unglaubhaft ergeben hat, und daß Bernekers Erklärung von *ſemmē* auf *au-lausē* nicht anwendbar ist. Man müßte wenigstens sehr weit ausholen, um hier Endbetonung vorauszusetzen (vgl. lit. *liówusi*, bestimmt *liówusioji*), und wie

au-lausē gar zu geschleiftem *ē* gekommen sein sollte, vermag ich nicht zu erkennen. — Ich trage kein Bedenken in *ſemmē ſemmen* (vgl. BB. XXIII 288) d. i. den Instrumental zu sehen (*tou asse ſemmē* „du bist Erde", wie lit. *ius diewais este* Beiträge z. Geschichte der lit. Sprache S. 240, *galwu moteristes ira wiras* Lit. u. lett. Drucke IV 91 Z. 28, vgl. Gaigalat a. O. S. 239, wo sehr wilde Konstruktionen), und *au-lausē* halte ich für dieselbe Form, falls sein *ē* nicht fehlerhaft ist (vgl. lit. *iu lobis bus appleschimu* Beitr. z. Gesch. etc. a. O.). Wegen seines *e* überhaupt vgl. die lett. femininischen Partizipialformen auf *-use* (Lett. Dialekt-Stud. S. 73 Anm., Sprache der preuß. Letten S. 69).

Was endlich die Nominative auf *-ai*[1]), *-oi*, *-ei* betrifft: *aucktimmisikai* (so!), *deiwutiskai, crixtisnai, po-klūsmai* (s. unten S. 81 Anm. 2), *mensai, quai, rikijiskai, schlāſnikai, septmai, stai, switai, uschtai; giwei, giwāntei* (Nomin.? besser mit J. Schmidt KZ. XXVI 361 Gerund., vgl. *stānintei, -ti*), *ni-eb-winūtei* (fehlerhaft für *-tai*; vorher geht *bousei bhe*); *quoi, pirmoi* — so sind zwar Einzelheiten auffallend: *deiwutiskai* neben *deiwūtisku, mensai* neben *mensā*, aber sie reichen nicht aus, ihre Betonung auf eine allgemeine Regel zu bringen. Wahrscheinlich waren Doppelformen wie die angeführten in bezug auf die Tonstelle nicht verschieden. Besonders zu behandeln ist hier nur weniges.

Berneker S. 177 (vgl. Leskien Deklination S. 114) ist geneigt in *giwei* „einen Mittellaut zwischen *e* und *i* zu sehen". Da aber das von ihm verglichene lett. *dſiwe* gestoßenes *ī* hat, und das Verhältnis *dſiwe : dſiws* = lit. *gýwas* durch lit. *plýnė : plýnas, plónė : plónas* = lett. *pláns* bestätigt wird, so ist für *dſiwe* preuß. *giwī* (vgl. den Akk. *gywin*) zu erwarten, und die zahlreichen übrigen Nominative auf *i* = *ė* gestatten nicht, in *giwei* lediglich einen schriftlichen Ausdruck dieser Form zu sehen. Der Akkusativ *warein* (zweimal), den Berneker geltend macht, ist unbedingt falsch und entweder in *warrin* (gleichfalls zweimal) oder *warien* (vgl. das einmalige *warrien*) zu ändern (vgl. unten S. 92); sein *ei* kann nicht für *ī* stehen, weil die Analogie des Akkus. Sing. der *ā*-Stämme auf *-ā̆n* (Berneker S. 182) einen Akkusativ *warīn* ausschließt[2]). Die richtige Be-

---

[1]) *grikausnai* Berneker S. 175, 177 gibt es nicht.

[2]) Vgl. Nomin. *mergu, perōnisku* : Akkus. *mērgan, perōniskan*. Daneben *dīnckun, grunt-powīrpun*, wie neben den Genit. *ālgas, galwas(-dellīks) : dwigubbus*. Der Unterschied kommt daher, daß nach Analogie von Femininen auf

urteilung von *giwei* gibt *septmai* an dię Hand. Denkt man sich statt seiner einen Nominativ auf *-ā*, so müßte er in der Sprache des Enchiridions entweder *sèptmo* (vgl. ἕβδομος) oder *septmū́* (vgl. skr. *saptamá*) lauten. In *septmai* hat *m* aber auf das folgende *a* nicht eingewirkt, sei es weil es von Haus aus kurz war, oder weil es zwar lang, aber als Komponent eines *i*-Diphthongs einer solchen Einwirkung entzogen war. Das letztere ist das wahrscheinliche. Wie **sèptmo* (**septmū́*) neben *septmai*, steht aber **gīwī* neben *giwei*. Dort ist *-ē* lautgesetzlich zu *ī* geworden, hier aber in der Vereinigung mit *i* geblieben, und wir werden noch genug Fälle kennen lernen, in denen es sich unter derselben Bedingung erhalten hat.

Wenn aber *septmai* richtig ist, warum heißt es *pirmoi?* Klärlich kann es nicht mit J. Schmidt KZ. XXVII 389 dem lit. *pirmóji* gleichgestellt werden (Berneker S. 176), denn es läßt sich von dem Maskulinum *pirmois* (ebenso im II. Kat.) nicht trennen, und *pirmóji* könnte im Enchiridion nur durch **pirmūji* oder **pirmūi*, bezw. **pirmū* vertreten sein (ebenso lit. *sekmóji* durch **septmūji* oder ähnlich: also auch *septmai* sicher nicht bestimmte Form). Unzweifelhaft wäre es das bequemste, *pirmois, pirmoi* für Lettismen zu erklären, aber vor der Hand wird es geratener sein, eine Bildung wie lit. *musūjis* anzunehmen, d. h. die Verbindung einer (adverbiell gebrauchten) Form auf unbetontes *ā* oder *ō* von *pìrmas* (vgl. lit. *pirmà, pìrmai*) mit dem Pronomen *(j)is* (vgl. Leskien Bildung der Nomina S. 340). Dagegen gehören *pirmonnis, pirmonnien* wahrscheinlich zu lit. *pirmonìs*, und *pirmannien* (*pirmannin*) ist bestimmter Akkus. Sing. von *pìrmas*.

Aus den obigen Ermittlungen ergeben sich verschiedene Nutzanwendungen sowohl für das Preußische, wie für das Litauische. Einige von jenen will ich hier anschließen.

Der Instrumental (*sen*) *isspresnān* soll nach Berneker S. 197 „jedenfalls unter dem Hochton seine Länge bewahrt haben". Da aber die Bildungen auf *-snā* nicht alte Oxytona sind, und die Betonung *isspresnān* der Regel III widerspricht, so ist *isspresnan* zu lesen. Überdies ist das *a* seiner Endung wahrscheinlich kurz (vgl. lit. *mergą* und *kaden, kadden* = lit. *kadą*),

---

-ā́, Gen. *'-ās*, Akk. *'-an* zu den Nominativen **powirpū'*, **dwigubū'* der Akk. auf *-un* und der Gen. auf *-us* gebildet wurde. Auch in *teisis, teisin* usw. sehe ich solche Neubildungen (Nomin. *teisi*) — es sei denn, daß der Übergang von *ē* in *i* sich bereits vollzogen hatte, ehe die Verkürzung geschlossener Endsilben eintrat.

und unter dieser Voraussetzung ist (*sen*) *krawian* unbedingt regelrecht. Gegen (*sen*) *mensan* ist in keinem Falle etwas einzuwenden (vgl. lit. *gálwą*).

Der viermalige Akkus. Plur. *rānkans* (lit. *rankàs*) verstößt gegen Regel I. Die Erklärung dieser Unregelmäßigkeit ist bereits von Fortunatov a. O. S. 159 (vgl. S. 161) mit der Bemerkung gegeben, daß hier dieselbe Akzentstelle vorliegt, wie im Akk. Sing. *rānkan*[1]).

In dem einmaligen *asmau* „ich bin" ist nach Fortunatov „*-au* = *ou* aus dem *ū* unter dem Akzent entstanden, dem im Litauischen *ů* mit fallender Betonung entspricht" (a. O. S. 164). Nach Regel III läßt sich aber der Sprache des Enchiridions *asmū'* (mit verschobenem Akzent) nicht zumuten, und gegen die Annahme, daß es in dem gleichbedeutenden *asmu* vorliege, spricht, daß hier kein Längezeichen über dem *u* steht. Es findet sich zweimal, aber innerhalb fünf Zeilen neben viermaligem *asmai*. Berneker, der *asmau* mit Recht verwirft, sucht *asmu* zu rechtfertigen (S. 223). Aber nicht nur sein Auftreten macht es unglaubhaft, sondern auch die Tatsache, daß es im Preußischen sonst keine einzige 1. Sing. auf *-u* gibt. Auch als litauische, oder lettische Form läßt es sich aus geographischen Gründen nicht ansehen. Wenn man es nicht kurzerhand in *asmai*, sondern in *asmei* ändert und also annimmt, daß der Setzer *ei* in *u* verlesen habe, ist ihm genug Rücksicht geschenkt.

Exkurs.

Die Bildungen auf *-ingi-s*, *-ing-s* (Fem. *-ingi*).

Mit *-inga-* werden im Litauischen Adjektiva gebildet a) aus Substantiven, b) aus Adjektiven, c) aus Verben (vgl. Leskien a. O. S. 526 f.). Derselben Einteilung unterliegen die bezeichneten preußischen Bildungen:

a) *ni-gīdings* (lit. *gědingas*; vgl. *gīdan*), *kīsmingiskai* (Adv.; *kīsman*), *ni-quāitings (quāits)*, *aina-seilingi* und *lāngi-seilingins (seilin)*

b) *po-klūsmingi*[2]) und *po-klusmingins* (*po-klūsmai*, *po-klusman* usw.), *wesselingi* (Adv.; *wessals*)

[1]) Berneker S. 195 vermutet in *perpettas* einen Akk. Pl. auf *-ās*. Möglicherweise liegt diese Bildung auch vor in *twaias kīrkis iſlāiku* (Berneker S. 193) als irriger Übersetzung eines „du erhältst deine Kirchen" (Akk. Sing.).

[2]) Nur im 59. Abschnitt *poklūsmingi*, *poklūsmai*, sonst durchweg (elfmal) *u*, das ausserdem auch *poklusmingiskan* und *po-klusmai* „wir gehorchen" zeigen. Die

labbīngs (labs), wertīngs und *ni-wertīngs* nebst *wertīngiskan (werts)*

c) *grēnſings* (lett. *grēſigs*, Leskien a. O. S. 528), *au-lāikings* (zu *laikūt*, III. Präs. *lāiku*), **schlūſingis* in *schlūſingisku (schlūſitwei), dūsai-ſurgawingi (ſurgaut)*

par-eīīngiskai (Adv.; *per-ēit*), *muſīngis* (siebenmal; vgl. *muſīlai*), *iſs-prettīngi (iſs-prestun).*

Einige Wörter sind zweifelhaft. *naunīngs* kann auf *nauns* „neu“, oder auf *er-naunīs[n]an* „Erneuerung“ bezogen werden, und auf *druwīngin, ni-druwīngi* usw. erheben sowohl *druwi* „Glaube“, wie *druwīt* „glauben“ Anspruch. — *teisīngi* hat *ni-teisīngiskan*, aber vielleicht auch *teisingi* (BB. XXII 188 Anm., XXIII 286) zur Seite, indessen diese drei Formen erscheinen je nur einmal, und man kann sie von einem Adjektiv (vgl. lit. *teisìngas*), oder von dem Substantiv *teisi*, oder von dem Verbum *teisint* ableiten. Im letzten Falle wären *brewingi* und *lāustingins* (s. unten) zu vergleichen, die sich so wenig von *brewinnimai* (I. Plur.), *laustineiti* (II. Plur.) trennen lassen, daß sie scheinbar nicht in *brew-ingi, lāust-ingins*, sondern in *brewin-gi, lāustin-gins* zu zerlegen sind. Ohne indessen der Frage vorzugreifen, ob etwa die baltischen *ing*-Bildungen von den Verben auf *-inti* ausgegangen sind, und ohne z. B. *brewingi* aus **brewin-ingi* durch Verlust des ersten *-in-* entstehen zu lassen, glaube ich diese beiden Wörter den obigen gleichauslautenden Formen unmittelbar anreihen zu dürfen, denn *au-lāikings* zeigt eine sehr große Freiheit in der Schöpfung solcher Wörter, und Bildungen, die sozusagen in der Luft liegen, dürfen nicht pedantisch gemessen werden. — Neben *lāustingins* stehen übrigens *lāustīngiskan* und *laustineiti* (alle drei Formen nur einmal), sodaß seine richtige Schreibung nicht auszumachen ist.

Die litauischen Bildungen auf *-inga-* haben den Hochton entweder auf der Stammsilbe, oder — und dies ist die Regel — auf dem *i* des Ableitungselements. In beiden Fällen ist der Hochton gestoßen. Also: *gĕdingas (gĕda), káulingas (káulas), kúningas (kúnas), lýtingas (lỹtų), mìltingas (mìltai) — akmenìngas (ākmenį), darbìngas* (*dárbas*, vgl. BB. XVII 223, XXI 295), *gĕdrìngas (gẽdras), linksmìngas (liñksmas), meilìngas (meĩlu),*

Seite des Originals, auf der jener Abschnitt steht, enthält zahlreiche Setzerflüchtigkeiten (das wiederholte *pertengnin-, -seggīentins, buwinanti, andeiānsts, krīki, bhe bebillē*; die Übersetzung von „und Vermanunge“ in dem 60. Abschnitt fehlt). Aus diesen Gründen ändere ich *-klūs-* in *-klus-*.

bagotìngas (bagótas), szirdìngas (szìrdį). Dies Verhältnis weist darauf hin, daß 1. das *in* von *-inga-* durchweg gestoßen ist, 2. die Bildungen auf *-inga-* ursprünglich den Hochton ihres Stammwortes hatten, 3. derselbe, wenn er geschleift war (und *-inga-* ihm unmittelbar folgte, vgl. BB. XXI 294 Anm. 1), als Stoßton auf die erste Silbe von *-inga-* trat, 4. infolge des nunmehrigen Schwankens der Betonung zwischen Stammwort und Ableitungselement eine Unsicherheit eintrat, welche die Regel verwischte und sowohl *szirdìngas* (statt **szìrdingas*), wie *lýtingas* (statt **lytìngas*) herbeiführte. Ein dunkles Empfinden der Regel hat sich aber gleichwohl erhalten und gab *lýtingas* seinen Stoßton, als käme es von *lýti* und nicht von *lytùs (lỹtų)* her.

Dasselbe Schwanken, dieselbe Regellosigkeit zeigt das Preußische: *ni-gīdings* neben *wertīngs* bei gestoßener Betonung des Stammwortes, *grēnſings* neben *par-eiīngiskai* bei geschleifter. Aber zugleich stellt es vor eine neue Schwierigkeit. Ist nämlich sein *-īng-* zu beurteilen wie *rānkan, āntran* usw., so war es geschleift (Berneker S. 114 f., vgl. Fortunatow a. O. S. 160) und hatte also nicht die Kraft, vorhergehenden geschleiften Ton zu attrahieren, so befindet es sich ferner in einem höchst befremdlichen Gegensatz zum Litauischen. Ein solcher besteht freilich auch in thematischer Hinsicht (preuß. *-īngi*, lit. *-ìnga-*), aber ein Zusammenhang zwischen beidem läßt sich nicht fassen; stimmen doch im Litauischen *bĕ̃ris, jũdis, márgis, pálszis* in der Betonung zu *bĕ̃ras, jũdas, márgas, pálszas.* Einen Ausweg aus diesen Verlegenheiten scheint mir lediglich die Annahme zu bieten, daß das *ī* von *wertīngs* usw. nicht geschleiften Hochton andeutet, sondern gestoßen betontes langes *i* ausdrückt — sei es, daß lit. *-ìnga-* auf *-ínga-* beruht (vgl. Brugmann Grundriß II 252) und diese Altertümlichkeit im Preußischen erhalten ist, oder daß sich aus Wörtern wie *muſīngis (muſīlai)* bezw. *druwīngin (druwīt), naunīngs (er-naunīsnan) -íngi-* als Nebenform von *-ìngi-* losgelöst hat.

Was nun die Betonung von *aina-seilingi* betrifft, das diesen Exkurs veranlaßt hat, so trat neben **seili* (mit gestoßenem Ton) regelrecht **séilīngi.* In der Zusammensetzung *lāngi-seilingins* sehen wir aber das erste Kompositionsglied betont, und es kann kein Zweifel sein, daß dadurch der Hochton des zweiten Gliedes zum Nebenton geworden ist. Demgemäß fasse ich *aina-seilingi* als *áina-sèilīngi* auf.

Die Hauptsachen der Konjugation.

Quoi heißt „ich will“ „du willst“ [1]) „er will“, ist aber nur als III. Sing. formell ohne weiteres verständlich (Berneker S. 146, 221). Hierdurch wird man vor die Frage gestellt, ob in der Sprache des Enchiridions die III. Person auch sonst an Stelle der I. und II. Sing. getreten ist, ob hier also ähnliche Konjugations-Verhältnisse bestanden haben, wie im Nordlettischen (Lett. Dialektstud. S. 136 f.), und schon eine flüchtige Umschau gibt dieser Frage einen Nachdruck, der ihre sorgfältige Prüfung zur Pflicht macht. Stößt man doch sofort auf z. B. *iſ-lāiku* „du erhältst“ und *po-lāiku* „er behält“ = lit. *laíko*, auf *madli* „ich bitte“ und „er bittet“ = poln. *modli*, auf *rikawie (rickawie)* „du herrschest“ und „er herrscht“ = lit. *rykauja*.

Diese Verhältnisse sind selbstverständlich auch von Nesselmann und Berneker (S. 221, 223, Archiv f. slav. Phil. XXV 477) bemerkt, aber jener hat sie einfach hingenommen, und dieser setzt sie auf das große Schuldkonto Wills, „dem man doch wohl schließlich alles zutrauen kann“. Mir dagegen scheinen sie zu den Zügen der absterbenden preußischen Sprache zu gehören, denn es wird sich zeigen, daß die III. Sing. Plur. und nur diese die Grundlage zahlreicher Neubildungen gewesen ist und folglich für den sprachlichen Instinkt besondere Bedeutung gehabt hat.

Praesens Ind.

I. *a*-Stämme (außer denjenigen auf *-ja*, bezw. *-na*).

III. Sg. Pl. *giwa* „lebt“, *po-līnka* „bleibt“, *sen-rīnka* „sammelt“, *er-treppa* „übertreten“ (Inf. *trapt*), *wīrst (wyrst* und einmal *wirst)* „wird“ „werden“

II. Sg. *giwassi* „lebst“

I. Pl. *giwammai* „leben“, *po-prestemmai* „fühlen“

II. Pl. *wīrstai* „werdet“.

imma „ich nehme“ wird später behandelt. — *immati, po-lynku, per-weckammai* und *wīrstmai* sind konjunktivisch gebraucht und scheiden deshalb vorläufig gleichfalls aus. — Auch *giwe, gīwu, giwemmai (giwīt)* stelle ich zurück (S. 89).

(sen-)rīnka ist nicht identisch mit lit. *reñka*, sondern hat sein *i* aus dessen nicht-präsentischen Formen (*rinkaú, riñkti*) bezogen (vgl. lit. Präsentia wie *gimdżu* Geras S. 200, Mitteil. d. lit. liter. Gesellsch. IV 244 Anm., 250 Anm. 2, *ẞindenczius* Lit. lett. Drucke I 26 Z. 32). — *wīrst* (*wirst, werst* [fehlerhaft] I,

[1]) *ny koytu* „wiltu nit“ Grunau.

wirst II) ist = lit. *wir̃sta*, lett. *wirst* (Fortunatov a. O. S. 159, Hirt Akzent S. 120). Berneker bestreitet dies, weil „der Abfall des *a* auffällig und ohne Parallele“ sei (S. 216). In Hinblick auf die Endsilben-Verkürzungen, auf *ainawārst* (Berneker 210), *ast* „ist“, *iſrankīt*[1]) . . . *perklantīt bhe iſmaitint* im 80. Abschnitt (vgl. Beitr. z. Gesch. der lit. Sprache S. 70 f., 350, Brückner Archiv f. slav. Phil. XIII 564), und anderes, besonders auf zahlreiche Formen der III. Präs. (s. unten) ist dieser Einwand aber ohne Bedeutung, zumal bei diesem oft angewandten und begrifflich eng an *ast* geknüpften Worte. — *po-prestemmai* (vgl. das Sup. *iſs-prestun*) dieser Klasse zuzuweisen, habe ich mich nur ungern entschlossen, aber es liegt am nächsten (vgl. J. Schmidt Jen. Lit.-Ztg. 1874 Art. 478) und wird durch die Dat. Pl. *vremmans* „den Alten“, *wirdemmans* (Berneker S. 143, 217) hinreichend begründet. — *wīrstai* steht für *wīrst-tai* und läßt sich mit z. B. lit. *eítam, eítat* (BB. XXVI 177), poln. *jestem, jesteś* usw. vergleichen[2]), d. h. es ist von *wīrst* aus gebildet. Eine ebensolche Neubildung ist vermutlich *giwassi*, dessen Auslaut aber auffallend ist.

II. Stämme auf *-auja-*.

III. Sg. Pl. *rickawie* „herrscht“ (vgl. *rickaūsnan* „Regiment“), *po-gerdawie* „predigen“ und *prei-gerdawi* „verspricht“ (Inf. *gerdaut*), *per-ſurgaui* „versorgt“ (Inf. *ſurgaut*), *wēraui* „währt“, *wūkawi* „fordert“ (vgl. Prät. *pēr-wūkauns* d. i. *-wúkau-uns*; betont wie lit. *szúkauti*)

I. Sg. *gerdawi* „sage“ und *dīnkama (dīnckama)* „danke“ (Inf. *dīnkaut*[3])

II. Sg. *rikawie* „regierst“

I. Pl. *dīnkaumai* „danken“.

Außerdem *dinkauimai* in konjunktivischer, *rikauite* in imperativischer Anwendung, worüber später (desgleichen über die Injunktivformen *gerdaus, dīnkauti*).

---

[1]) *mes ni maſſimai iſrankīt postāt* Berneker S. 97 steht nicht im Text. — Wegen z. B. *grīkai ast etwierpton* vgl. z. B. Mitteil. der lit. liter. Ges. IV 243 Anm. 13, V 237.

[2]) Man beachte auch die altlit. Formen *destitisi, důstit, destities* Beitr. z. Gesch. d. lit. Sprache S. 198 f.

[3]) *dīnkaut* setzt langes gestoßenes ī voraus. Vermutlich beruht es auf *dénkaut*, ebenso **dīnku* (Akk. *dīnckun*) auf *dḗnkā* = poln. *dzięka*, vgl. lit. *Lénkas, wéntaris* (wo *én* vor Konsonant für *ḗn* stehen kann) aus *Lęchъ, więcierz* (Brückner Fremdwörter S. 103, 152).

Das zweifellos unrichtige *dīnkama* erscheint zweimal (an der ersten Stelle *dīnckama*), aber in demselben Abschnitt und in der gleichen Wendung, so daß der Setzer oder Korrektor sich an der zweiten Stelle der ersten notwendig erinnern mußte. Da die Änderung von *dīnkama* in **dīnkaumai* (Berneker S. 222) viel zu gewaltsam wäre, die Änderung in *dīnkawa* oder *-kaua* (Nesselmann S. 95) aber grammatisch und bezw. auch graphisch nicht befriedigt, während ein flüchtiges *ui* leicht in *m* verlesen werden konnte, und diese Buchstaben erwartet werden dürfen, so setze ich beidemal *-kauia* voraus und stelle **dīnkauia* „ich danke" neben *crixtia* „ich taufe", lasse es aber vorläufig unentschieden, ob der Auslaut dieser Formen = *ō* (lit. *u*), oder = *ă* (Endung der III. Sg. Pl.) ist. Im letzteren Falle wäre hier *ă* nach *j (i)* erhalten wie z. B. in dem zweimaligen *etwerpsennian* oder in dem häufigen *rikijan*. Dagegen ist diese Endung in *rickawie*, *po-gerdawie* (über die Schreibung Zupitza KZ. XL 252) zu *e* geworden und in *prei-gerdawi*, *per-ſurgaui* usw. abgeworfen. Den gleichen Verlust zeigt *popeckuwi* „er behütet"[1]), und lit. *praneschaw* = *praneszáuja* (Beitr. z. Gesch. d. lit. Sprachen S. 194, 198), *rikaw* Lit. und lett. Drucke III 22 Z. 16 gehen über ihn noch hinaus. Was Berneker S. 165 über *-ſurgaui* usw. sagt, schließt eine gewaltsame Trennung der III. Sg. Pl. *-gerdawie* und *-gerdawi* in sich und ist deshalb, aber auch wegen seiner Beurteilung von *immimai* usw. für mich gegenstandslos. Nicht minder muß ich seine Vermutung über die II. Sg. *rikawie* (S. 221) ablehnen, denn man würde sich über die Winke, welche die Sprache selbst durch *quoi* usw. gibt, mutwillig hinwegsetzen, wenn man darin und ebenso in der I. Sg. *gerdawi* nicht die III. Sg. Pl. mit der Bedeutung der II. bezw. I. Sg. sehen wollte.

Da von der III. Sg. Pl. *wīrst* aus die II. Pl. *wīrst[t]ai* (ebenso die I. Pl. *wīrstmai*) gebildet ist, so würden die Pluralformen **ſurgauimai*, **ſurgauitai*: III. Sg. Pl. *ſurgaui* in dieser Präsensklasse nicht überraschen können, und solche Neubildungen sind wahrscheinlich *dinkauimai*, *rikauite*. Es erscheint aber keine III. Sg. Pl. auf *-au*, und obgleich ich es für sehr wahrscheinlich halte, daß solche Formen bestanden haben, trage ich wegen ihres Fehlens doch Bedenken, die I. Pl. *dīnkaumai* nach

---

[1]) Vgl. poln. *opiekuje*. Dagegen der Infin. *popekūt (popeckūt)* aus poln. *opiekać*.

Maßgabe von *wīrstai* zu erklären, und sehe in ihr eine unrichtig angewandte Injunktivform.

III. Stämme auf *-īja-*.

III. Sg. Pl. *grīki(-si)* „versündigen (sich)" (vgl. poln. *grzeszyć*, lit. *grēszyti*), *madli* „bittet" (Inf. *madlit*, poln. *modlić*), *maſſi* „kann" und *ni-maſſi* „können nicht" (neben *muſīlai* „möge"; vgl. poln. *móc*, III. Sg. *może*, woher lit. *mažù* „vielleicht", und Brückner Arch. f. slav. Phil. XX 490)

I. Sg. *crixtia* „taufe" (Inf. *crixtitwi*, lit. *krìksztyti*, poln. *chrzcić*), *madli* „bitte", *schlūſi* „diene" (Inf. *schlūſitwei*, lit. *szlū-žyti*, poln. *służyć*)

II. Sg. *maſſi* „magst"

I. Pl. *grīkimai* „sündigen", *madlimai* „bitten", *maſſimai* „mögen", *per-schlūſimai* „verdienen"

II. Pl. *schlūſiti* „dient" (Willent an derselben Stelle: *slußiet*).

Einige dieser Formen sind auch konjunktivisch gebraucht: *maſſi, maſſimai, schlūſimai,* und gleichfalls konjunktivisch sind *mēntimai, ep-mēntimai, er-nertimai.* Sie werden gleich *madliti* „bittet!" später erledigt werden.

Einige oben angeführte Formen decken sich beinahe mit den entsprechenden polnischen: III. Sg. Pl. *madli* = poln. *modli, madlimai* = *modlimy* (masur. *modlim*), *-schlūſimai* = *służymy, schlū-ſiti* = *służycie,* und da die Verben dieser Präsensklasse den Einfluß des Polnischen auf das Preußische auch sonst sehr deutlich zeigen, sehe ich in jenen Formen geradezu Polonismen und nehme folglich auch in den ihnen gleichstehenden polnische Flexionsweise an. Dagegen spiegelt *crixtia* die litauische Flexion dieser Klasse (I. Sg. *krìksztyju*, III. Sg. Pl. *krìksztyja*) klar ab und beweist dadurch, daß auch sie im Preußischen vorhanden gewesen ist. Man darf daher annehmen, daß hier Doppelformen wie **madlia* und *madli* vorgekommen sind, und wer eine besondere Veranlassung der Apokope verlangt, die z. B. *wīrst, prei-gerdawi* zeigen, kann sie in solchen Doppelformen finden. Ebenso werden durch das Verhältnis von III. Sg. Pl. *madli* zu *madlimai*, ferner aber auch durch z. B. *lāiku : lāikumai, turri : turrimai* (s. unten) Neubildungen wie *wīrstai* gerechtfertigt.

Weder der litauischen, noch der polnischen Flexion entsprechen dagegen die I. Sg. *madli, schlūſi* und die II. Sg. *maſſi*. Die Gleichsetzung von II. Sg. **schlūſi* mit lit. *szlūžyji* wäre ein handgreiflicher Fehler. Hier ist vielmehr wieder der Gebrauch der III. Sg. als I., II. Sg. anzuerkennen.

IV. Stämme auf *-ā-*.

III. Sg. Pl. *per-bānda* „versucht“ (lit. *bañdo*), *bia* „fürchten“ (lit. *bìjo-s*), *lāiku* „halten“, *er-lāiku* „erhält“, *iſ-lāika* dass., *po--lāiku* „behält“ (lit. *laíko*)

II. Sg. *iſ-lāiku* „erhältst“.

lāiku (et-lāikusin) ist auch konjunktivisch gebraucht, die I. Pl. *lāikumai (en-laikūmai, po-lāikumai)* kommt nur konjunktivisch, die II. Pl. *lāikutei (en-lāikuti)* nur imperativisch vor.

Die zu *per-bānda, bia, lāiku* gehörigen Infinitivstämme bieten *per-bandāsnan, biātwei, laikūt*. Daß das Litauische *bijóti* — *bandýti, laikýti* gegenüberstellt, glaube ich hier auf sich beruhen lassen zu dürfen (vgl. Geras S. 196 ff.).

iſ-lāika ist in *iſ-lāiku* zu korrigieren (Zubatý IF. VI 300), und mit diesem ist die gleichlautende II. Sg. identisch.

V. Stämme auf *-āja-*.

III. Sg. Pl. *peisai* „schreibt“, *peisāi* „schreiben“ (vgl. *pei-sǎton* „geschrieben“, asl. *pьsati*, poln. *pisać*), *et-trāi* „antworten“ (Inf. *at-trātwei*).

Diese Formen sind apokopiert wie *wīrst, prei-gerdawi* usw. und reihen sich an die litauischen *dekawaij, domoi* (Beitr. z. Gesch. d. lit. Sprache S. 198), *nekaraig* u. a. (Gaigalat a. O. S. 231). Da neben den letzteren auch Formen auf *-o* vorkommen (*waiksczio, tesidabo* Lit. u. lett. Dr. III 47 Z. 12, 106 Z. 9, *neszò, teapsaugô* Zubatý IF. IV 475), ferner lett. *runá* „er redet“ für *runāi* = **runāja* eingetreten (Lett. Dialektstud. S. 107 f.), und endlich im Enchiridion „sie lauten“ durch *kelsāi* und *kaltzā* (worüber w. unten) übersetzt ist, so dürfen dieser Präsens-Klasse auch zugewiesen werden: *maitā* „er nährt“ (Inf. *maitātun-sin*) und *dwigubbū* „er zweifelt“ (vgl. *dwibugūt*) — und sie dürfen es nicht nur, sondern müssen es, weil sie lautlich nur zu Schleichers (Lit. Gram. S. 249) VI. (preuß. *lāiku*) oder VII. (preuß. *peisāi*) Klasse gehören können, ihre Betonung aber (vgl. lit. *kowóju* : *kowóti*) für ihren Anschluß an die VII. Klasse entscheidet.

Zweifelhaft ist dagegen das vereinzelte *en-terpo* „nützt“ (d. i. *en-tèrpā*), das sich auf beide Klassen beziehen läßt (vgl. lit. *laíko* VI. — *láidoja* VII.).

Die III. Sg. *en-waitia* und die I. Pl. *waitiāmai* bleiben vorläufig beiseite, weil sie konjunktivisch gebraucht sind.

VI. Stämme auf *-ēja-*.

III. Sg. Pl. *budē* „wachen“ (lit. *budḗti*, Präs. gewöhnlich *bundù*, aber *budeja* Tiesos Prietel. 1880 Nr. 49), *dergē* „hassen“ (Part. Prt. *dergēuns*, worüber unten; vgl. lit. *dergetuwas* von **dergḗti : *dergiu* [wie *kentḗti : kenczù*], Part. Präs. Pas. *dergemas* Beitr. z. Gesch. d. lit. Spr. S. 280), *druwē* (dreimal, einmal *druwe*) „glaubt“ „glauben“ (Inf. *druwīt*), *giwe* „lebt“ (vgl. *giwīt*[1])), *pallapse* „begehren“ (Inf. *pallaipsītwei*, *pallapsitwei*), *luke* „sucht“ in *kāimaluke*[2]) „sucht heim“ (lit. *lūkḗju : lūkḗti* „harren“), *au-schaudē* „traut“ (Inf. *au-schaudītwei*), *segge* „tut“ (Inf. *seggīt*), *en-wackē* „rufen an“ und *prei-wackē* „beruft“ (Inf. *wackītwei*), *wargē* „ist leid, gereut“[3])

I. Sg. *druwē* (so fünfmal, einmal *druwe*) „glaube“, *segge* „tue“, *pa-skulē* und *pa-skollē* „ermahne“ (daneben das noch unerklärte *po-skulēwie*; Inf. *po-skulīt*, verschieden von lit. *skõlyti*)

II. Sg. *druwē* und *druwēse* „glaubst“, *seggēsei* „tust“

I. Pl. *druwēmai* „glauben“ (Willent an derselben Stelle: *tikim*), *seggēmai* „tun“, *en-wackēmai* „rufen an“ und *giwemmai* „leben“ (Willent: *ßiwata wedam*)[4]), für das ich handschriftliches

---

[1]) Außerdem asl. *o-živêti* (Präs. *-êją*) „reviviscere“ (Miklosich Lex. pal.) und nsl. *živêti* „leben“ (Präs. *živim*; vgl. Wiedemann Beitr. z. abulg. Conjugat. S. 146, Meillet Mém. de la Soc. de Ling. XIII 369).

[2]) In *kāimaluke* liegt gewiß nicht der Stamm *kaima-* vor, sondern *kāima-* hat hier denselben Wert wie *heim* in seinem Vorbild *heimsuchen* (über *heim* Walde Germ. Auslautsgesetze S. 3 ff.), und *doma* in oserb. *domapytać* (Brückner Slav. Fremdwörter S. 197 Anm.), d. h. es ist Adverb. Formell steht es vermutlich auf einer Linie mit *winna* „heraus“, das sich sowenig von *winnen* „Wetter“, *wins* (Vok.) „Luft“ trennen läßt, wie lett. *árá* „hinaus“ von lit. *óras* „Wetter“ „Luft“ — woraus folgt, daß die Zusammenstellung von *winna*, asl. *vъnъ* „hinaus“, *vъnê* „draußen“ mit skr. *vínā* „ohne“ (Bopp Spr. d. alt. Preußen S. 103, J. Schmidt KZ. XXVII 286) keineswegs sicher ist. Die flexivische Beurteilung von *kāima*, *winna* muß ich dahin gestellt sein lassen.

[3]) Andere Formen dieses Verbs fehlen. *wargīsnan* (Berneker S. 213) gibt es nicht. Das begrifflich vergleichbare lit. *gailḗtis* hat das Präs. *gailiũs*, wozu sich *wargē* verhält, wie *dergē* zu lit. **dergiu* (s. oben).

[4]) Berneker S. 143 (vgl. S. 213) setzt *giwemmai* = *giwammai* (oben S. 84). Dies ist zulässig (vgl. *po-prestemmai*), aber das *e* von *giwemmai* wird gestützt durch *giwe*, *giwīt*, und die Konjugation der präsent. *a*-Stämme ist durch eine I. Pl. auf *-emmai* bereits unangenehm genug belastet. — *gīwu* „du lebst“ läßt man am besten beiseite. Es steht an einer korrupten Stelle (*kas du Gīwu* „der du lebst“) und sein *ī* scheint fehlerhaft zu sein, da außer in dem einmaligen *gīwasi* (es ist konjunktiv.) alle ihm zunächststehenden Verbalformen *i* in der Wurzelsilbe haben (10, abgesehen von *giwīt* und *giwāntei*). Es kann auch nicht etwa für **gīwā* stehen (vgl. die II. Sg. *-lāiku* S. 88 und lett. *dſíwát*), da hierfür **gīwo* zu erwarten wäre (vgl. *en-terpo* S. 88).

und vom Setzer mißverstandenes **giwēmai* voraussetze (vgl. *pai-kemmai* neben *au-paickēmai* u. a., worüber später)

II. Pl. *druwētei* „glaubt“ (Willent: *tikit*), *seggēti* „tut“.

Die III. Sg. Pl. *segge* ist auch konjunktivisch gebraucht, und es ist gewiß nur Zufall, daß sie nur in dieser Anwendung mit auslautendem *ē* geschrieben ist. Auch *seggēmai* hat zugleich konjunktivische Bedeutung, und *en-wackēimai* und *waidleimai* kommen nur konjunktivisch vor und fehlen daher in der obigen Übersicht. *seggītei*, das oben gleichfalls ausgelassen ist, ist vielleicht einmal (im 61. Abschnitt) indikativisch, sicher aber nicht immer indikativisch gebraucht, und deshalb als Indikativform zu beanstanden.

Die richtige Erklärung der Indikativformen dieser Klasse [1]) ergibt sich aus dem Vorherigen von selbst und ist übrigens schon von Zubatý (Anzeiger f. indog. Sprach- u. Altert.-Kunde XVI 57) vorgezeichnet. — Die Erhaltung ihres *ē* ist begründet in der halbvokalischen Aussprache des ihm folgenden *j* (vgl. *po-baiint*, *pareiïngiskai*, *an-deiāansts* [?], *krawia* u. a.). Indem es mit diesem eine diphthongische Verbindung einging, wurde es der lautgesetzlichen Verwandlung in *ī* entzogen und erhielt sich, nachdem der Ausgang der III. Sg. Pl. **-ēja* (**-ēia*) seine Endsilbe gänzlich aufgegeben hatte (**-ēia* > *-*ēi* > *-ē*). Man beachte die verschiedene Behandlung von *ē* und *ē(i)* im Germanischen (*ē* > *ā*, *ē(i)* > *ē*).

Wesentlich anders werden *budē*, *dergē* usw. von Fortunatov a. O. S. 178 beurteilt (Bernekers betr. Ansichten sind mir nicht klar geworden), der den Grund der Erhaltung ihres *ē* in dessen angeblich „steigender“ Betonung sieht. Allein ich habe schon bestritten, daß nur gestoßenes *ē* zu *ī* geworden sei (oben S. 76), und bestreite auch, sowohl daß das *ē* der Verba auf *-ēja-* : *-ēti* innerhalb ihrer Konjugation von Haus aus verschieden betont gewesen sei, als auch, daß etwa der Ausgang *-ēja* durch den Verlust des auslautenden *a* geschleiftes *ē* erhalten habe. Denn für eine akzentuelle Wirkung eines solchen Verlustes gibt es im Enchiridion kein sicheres Indicium, und z. B. *grikaut* einerseits, *-wiērpt* andererseits sprechen positiv gegen ihre Annahme; über lit. *żìno*, *żinóti* usw. aber urteile ich anders als Fortunatov:

---

[1]) Ihr Präs. Ind. ist im I. Kat. vertreten durch *aſ drowe* „ich glaube“, *drowe* „er glaubt“, *ni-druwe* „er glaubt nicht“ (vgl. *gobuns* — *per-gubuns*), im II. durch *drowy* (I. Sg.) — *druwe*, *ni-druwe* (III. Sg.). Vorläufig mag ein Hinweis auf diese Verhältnisse genügen.

ich halte das *o* von *žìno* (ebenso *laíko* usw.) für entstanden durch Kontraktion und seine Betonung (*žìno : žinaú*) für eine Nachahmung derjenigen von *sùka* (: *sukù*)[1]).

Erhalten ist der volle Präsens-Stamm nur in dem partizipialen *wargu-seggīentins*, d. i. *-segējantins*[2]). In der I. und II. Sg. und Pl. ist er verdrängt durch die in der angegebenen Weise entstandene III. Sg. Pl. auf *-ē*, indem dieselbe die Vertretung der übrigen Singular-Formen zum Teil einfach übernahm, außerdem aber als Grundlage von Neubildungen benutzt wurde: *druwēse, seggēsei, seggēmai, en-wackēmai, druwētei, seggēti*. Daß *druwēse, seggēsei* die Endung der II. Sg. der Wurzelverba (*assei, dāse, waisei, waisse*) erhalten haben, läßt vermuten, daß zur Zeit ihrer Bildung die sog. thematische Konjugation keine besondere Form der II. Sg. Präs. mehr besaß, und bestätigt insofern die Annahme, daß die II. Sg. *rikawie, iſ-lāiku, druwē* nicht Schnitzer Wills sind.

VII. Stämme auf *-ia-* (aus *-eja-*).

III. Sg. Pl. *milē* (so zweimal, einmal *mile*) „liebt" „lieben" (Inf. *milyt*), *turri* und *turei* (einmal *turrei*), *ture* (einmal) „hat" „haben" (Inf. *turīt, turrītwei, turrit*)

I. Sg. *turri* „habe" (bezw. „soll")

II. Sg. *turri, turei* „hast" (im I. und II. Katech. *tur*)

I. Pl. *kīrdimai* „hören" (Inf. *kirdīt, kirdītwei*), *turrimai* „haben"

II. Pl. *turriti* „habt".

---

[1]) Die merkwürdige Verwandlung des gestoßenen Tons in den geschleiften im lit. Optativ, die Rozwadowski IF. VII 253 ans Licht gezogen hat, bringe ich in Zusammenhang mit der Tonverschiedenheit zwischen den Infinitiven *mazgóti, pa-klóti, bárti, lýti* und den Substantiven *mazgõtė, pa-klõdė, barnis (bar̃nį), lytùs (lỹtų)*: im Optativ steckt das Supinum, also auch eine nominale Form. Allerdings ist eine solche auch der Infinitiv, aber er mag diese Geltung weniger zähe festgehalten haben, als das Supinum. Vgl. Meillet Recherches sur l'emploi du génitif-accusatif en Vieux-Slave S. 162, dessen lit. Beispiele (vgl. Beitr. z. Gesch. d. lit. Spr. S. 259) aber nicht zwingend sind. Vgl. *kiekwiena noretu gimdit karaluno, kunigaykšćio, didžios gimines* Lit. u. lett. Drucke IV 71 Z. 3.

[2]) Das abweichende *ni-druwīntin* ist *-billīntis* nachgebildet infolge des Zusammentreffens von *druwē* und *billē* (S. 99). Weshalb ich *druwīt* (vgl. got. *trauaida*) und einige andere im Texte genannte Verba nicht *billīt* usw. angeschlossen habe, ergibt sich daraus, daß es kein **druwā, *druwi* usw. gibt. — Das Part. Prät. von *seggīt : seggīuns* ist tadellos. Das ihm widersprechende *dergēuns* ist in *dergīuns* zu ändern — es sei denn, daß es von dem denkbaren Prät. **dergē* neu gebildet ist.

turei (III. Sg.) und *turrimai* kommen auch konjunktivisch, *turriti* auch imperativisch vor.

Unregelmäßig sind *milē* und *turei (turrei)*, *ture*. *milē* ist aber ohne weiteres klar: es ist nach *druwē* gebildet. Ebenso läßt sich *ture* (in der Verbindung *turedi*) erklären, das aber besser als Druckfehler angesehen wird (es steht in einer Frage, in deren Beantwortung ihm *turridi* entspricht). Der naheliegenden Annahme aber, daß auch *turei (turrei)* seine Endung der Flexion der Präsensstämme auf *-ēja-* verdanke, stehen die Schwierigkeiten entgegen, daß die II. Sg. *turei* viermal, die III. Sg. Pl. *turei (turrei)* achtmal vorkommt, die entsprechenden Formen der Präsensstämme auf *-ēja-* aber durchweg nicht mehr auf *-ēi*, sondern auf *-ē* (bezw. *e*) endigen (o. S. 89), und daß nie *turēi* geschrieben ist. Bernekers Behauptung: „*turei* ist wieder *turi* + *ai*" (S. 213) ist für mich unannehmbar, denn ich halte seine preußischen Partikel *ai* für eine rein imaginäre Größe (s. später). Irre ich nicht, so wird die richtige Erklärung von *turei* dadurch an die Hand gegeben, daß seine Nebenform auf *-i* *(turri)* ausnahmelos mit zwei *rr* geschrieben ist, *turei* aber nur einmal *turrei* zur Seite hat — ein Unterschied, der zuweilen höchst auffällig ist (vgl. den 71. und 72. Abschnitt). Dies macht vermuten, daß im Manuskript des Enchiridions an Stelle von *turei* durchweg *turri* gestanden hat und nur ein Lesefehler des Setzers, das einmalige *turrei* aber eine mißglückte Korrektur von *turei* ist. Auf demselben Lesefehler (*re* für *rr*) beruht vielleicht der Akkus. *warein* (oben S. 79).

VIII. Stämme auf *-ia-* (*-ja-*).

III. Sg. Pl. *gēide* und *giēidi* „warten" (= lit. *geídża* „verlangen", Inf. *geísti*), *kūnti* „pflegt" und *po-kūnti* „behütet" (Inf. *po-*, *pa-kūnst*), *līſe* „kriecht" (Part. Prät. *līſons*, *-uns*; poln. *leźć*, III. Sg. *lezie*), *trinie* „droht" (vgl. *trinsnan* „Rache"), *et-wiērpei* „vergibt" (Inf. *-wērpt*, *-wiērpt*, *-wīerpt*; lit. *weřpia* „spinnt", Inf. *weřpti*?)

I. Sg. *et-werpe* „vergebe"

II. Sg. *et-wēre* „öffnest" (vgl. lit. *àt-weria*)

I. Pl. *et-wērpimāi* „vergeben" (= *at-werpimay* I, *et-werpymay* II).

Die zu derselben Klasse gehörigen I. Pl. *galbimai*, *girrimai* sind konjunktivisch.

et-wiērpei (von Berneker S. 199 wieder mit seiner Partikel *ai* bedacht) ändere ich in *et-wiērpie*. Hierin und in *trinie* erscheint die zu erwartende Endung (lit. *-ia*), während in *gēide* und *līſe* (wenn dies nicht reiner Polonismus ist) *-ie* durch *e* ausgedrückt, oder zu *e* geworden ist (vgl. lit. *atleidem, gieidenczius* usw. im Katechismus von 1547, BB. XXVI 179), *giēidi* und *kūnti* aber den thematischen Vokal verloren haben. Auf Grund eines ihnen gleichstehenden **et-wērpi* ist *et-wērpimai* neu gebildet, und die I. Sg. *et-werpe*, die II. Sg. *et-wēre* sind formell III. Sg. Pl. — Übrigens ist das *ē* von *et-wēre* nicht richtig, sondern in *et-were* zu ändern (vgl. das optativ. *et-werreis* „öffne“)[1]).

IX. Stämme auf *-ai-*.

	A.	B.	C.
III. Sg. Pl.	*po-gaunai* „empfängt“, *eb-immai* „begreift“, *au-pallai* „findet“, *pīdai* „trägt“	*po-gauni* „empfängt“	
I. Sing.			*imma* „nehme“, *po-ſinna* „bekenne“
I. Pl.		*immimai* „nehmen“ und *en-immimai(sin)* „nehmen (uns) an“, *ser-rīpimai* „erfahren“, *er-ſinnimai* „erkennen“, *po-stānimai* „werden“.	

Die III. Sg. Pl. *en-gaunai (-gaunei)*, *per-pīdai*, *po-ſinna*, *po-stānai* (einmal *po-stanai*), die I. Pl. *au-gaunimai*, *po-gaunimai*,

[1]) Das Partiz. *et-wiriuns* gehört nicht unmittelbar zu *et-wēre*, sondern zu einem Verb **et-wirīt* (für *-wirēt*), das sich zu lit. *ātwiras* „offen“ verhält wie asl. *bogatěti* „reich sein“ zu *bogatъ*, lat. *albēre* „weiß sein“ zu *albus* usw. und bedeutet „offen geworden“, also „aufgetan“ (vgl. BB. XXVII 181 f.). Bernekers (S. 96) und Nesselmanns (im Glossar) Kritik von *wīrst etwiriuns* ist also abzuweisen, und für die von Wiedemann Präterit. S. 120 entwickelte Hypothese ist *et-wiriuns* belanglos. Selbstverständlich ändere ich es in *etwirīuns*, vgl. *kabīuns* (lit. *kabēti*).

gunnimai, pīdimai, po-ſinnimai und die II. Pl. *immati, er-ſinnati* haben konjunktivische Bedeutung und bleiben deshalb hier beiseite; ebenso die imperativ. II. Pl. *rīpaiti*. Die Indikativformen *po-gaunai* und *au-pallai* sind auch konjunktivisch gebraucht (als *po-gāunai, aū-pallai*), desgleichen *immimai*.

Durch *eb-immai : immimai* neben dem Inf. *īmt (en-imt), po-gaunai* : Inf. *po-gaūt*, *po-stānimai* : Inf. *po-stāt* ergibt sich, daß als Infinitiv von *er-ſinnimai* nicht *-ſinnat*[1]) = lit. *žinóti*, sondern **ſint* = lit. *pa-žìnti* anzunehmen ist (vgl. *gunnimai : guntwei*).

In dem nämlichen Verhältnis wie **ſint* und *-ſinnat* stehen vielleicht der Inf. *pyst* (Part. *per-pīsts*) und das Part. **pydauns* (wie ich für *pūdauns* lese, BB. XXIII 300). Aber ich ziehe es vor, in **pydauns* eine Neubildung nach *dāuns, po-stāuns, eb-ſignāuns* zu sehen, welche die Übereinstimmung der III. Sg. Pl. Prät. *per-pīdai, dai, po-stāi, ſignai* hervorgerufen hat, und verwerfe deshalb die Möglichkeit, *pīdai* als **pīdā[ja]* auf **pydauns* zu beziehen, sehe in ihm vielmehr den Präsensstamm *pīdāi-*, dessen Annahme wegen des konjunktivischen *pīdimai* kaum zu umgehen ist.

Die Einordnung von *au-pallai, ser-rīpimai* in diese Präsens-Klasse rechtfertigt die Übereinstimmung der Partizipformen *au-pallusis* und *immusis*[2]), *rīpintin* und *stānintei* (*-ti*), sowie die Injunktivform *rīpaiti* (worüber später).

Zwischen dem Ausgang der Singularformen unter A (*-ai*) und der Pluralformen unter B (*-imai*) besteht ein Ablautsverhältnis, und nach allem, was über die indogermanischen Verbalstämme ermittelt ist, läßt sich hier nur der Ablaut *āi : ī* annehmen (vgl. Bartholomae Stud. z. indogerm. Sprachgeschichte II 155; *aupallei* ist aber ein Druckfehler). Ob das mittlere *i* von *immimai* usw. im Preußischen kurz oder lang war, ist ihm freilich nicht anzusehen, aber prinzipiell kommt darauf nichts

[1]) Einmal *po-ſinnat*, zweimal *er-ſinnat*. Entweder ist hier *a* in *ā*, oder in dem einmaligen Partiz. *po-ſinnāts ā* in *ă* zu ändern. Entscheidet man sich für die Kürze, so ist anzunehmen, daß sich *-ſinnat* su lit. *žinóti* verhält wie *wissa* zu lit. *wisà* (oben S. 75), in *žinóti* also der Akzent verschoben ist.

[2]) Berneker S. 231 scheint nur diese Formen als Nom. Pl. des Part. Prät. anzuerkennen, aber über die Erwägungen J. Schmidts KZ. XXVI 364 kann man nicht einfach hinweggehen, und ich halte *per-schlūſiuns* usw. für echte Formen dieser Art. Wegen ihres Verhältnisses zu *immusis* (vgl. z. B. zem. *tapusis, pawedusis* Żem. Wysk. II 6) sei erwähnt, daß das Litauische *sùkęs-is* und *sùkusỹs-is* gestattet und neben *sùkę* regelmäßg *sùkusē-ji* braucht.

an, denn es kann nach dem vorhergehenden Akzent verkürzt sein (vgl. Geras S. 166; auch in lit. *sùktumbime* läßt sich diese Verkürzung annehmen).

Größere Schwierigkeit, als diese Pluralformen, bereiten die Formen des Singulars, denn hier gilt es, die Endungen *-ai* und *-a*, die Formen *eb-immai* und *imma* in das rechte Verhältnis zu bringen, und dies ist nicht ganz leicht. Beide Endungen begegnen auch im Präsens der Verba auf *-int* und zwar unterschiedslos sowohl in der III. Sg. Pl. (*ni-swintina* „entheiligt", *ni-swintinai* „heiligen nicht"), wie in der I. Sing. (*po-laipinna* „befehle", *po-drūktinai* „bestätige"), aber auch hier liegt ihr gegenseitiges Verhältnis nicht am Tage, und diese Analogie bietet deshalb für die Erklärung von *eb-immai : imma* keinen unmittelbaren Nutzen. Man kommt ihr aber näher, wenn man berücksichtigt, daß *ā* hinter Labial dunkel gesprochen ist und zwar auch dann, wenn ein *j* nach ihm geschwunden ist (vgl. *dwigubbū* S. 88 und das präteritale *po-glabū*). Demnach kann *imma* weder aus **-imāi* entstanden sein, noch — Vertretung von *ō* durch *ā* zugegeben — dem lit. *imù* entsprechen — es sei denn, daß sich vor seinem *a* ein *n* versteckt hat, und **-imāi* für **-imnāi*, lit. *imù* für **imnō* steht[1]). Wie mir scheint, ist diese Fährte anzunehmen, denn auf sie führt auch die III. Sg. Prät. *imma* „nahm", und ohne die Herleitung der I. Sg. Präs. *imma* aus **imnā* würde diese Form in einem befremdlichen Abstand von *-immai : immimai* bleiben. Derselbe würde gänzlich aufgehoben, wenn man dies *imma* = **immāi* (**imnāi*) setzte, aber obgleich dies nicht nur möglich ist, sondern durch die Doppelform *-swintinai : swintina* (s. unten) empfohlen wird, kann ich mich zu dieser Annahme doch nicht entschließen, denn sie würde zu der sehr unwahrscheinlichen Trennung von *po-ſinna* und lit. *žino-* nötigen. Ich nehme deshalb für die I. Sg. *imma, po-ſinna* je einen anderen Stamm an, als für *-immai : immimai, er-ſinnimai.* Wird er als **imnă-*, *ſinnă-* (vgl. J. Schmidt Festgruß an Roth S. 181) angesetzt, so verhält sich **imnă* zu dem Stamm von *-immai : immimai,* wie ungefähr got. *fraíhna* zu lit. *papraszaim : praszýti,* oder — wenn *-immai : immimai* auf *imnāi- :*

[1]) Vgl. J. Schmidt Sonantentheorie S. 144, die hier zitierte Literatur und über lit. *m* = *mn* GGA. 1896 S. 964 ff. Außerdem Meillet Mém. de la Soc. de Ling. XIII 366, Pedersen KZ. XXXVIII 348. — Sehr bedenklich ist *enimumne* „angenehm". Vielleicht ist *-imumn-* verlesen aus *-immim-*, und aus *-imumne* ein Part. Präs. Pas. auf *-ma-* zu gewinnen.

imnī- beruhen — wie *κίρνημι : κίρναμεν* zu skr. *krīṇā[i]ti . krīṇīté*. Eine Entscheidung wage ich nicht zu treffen.

Formell sehe ich sowohl in *po-gaunai* usw., wie in *imma, po-ſinna* die III. Sg. Präs. mit sekundärer Endung (also *-gaunāit, -ſinnāt*). Daß die I. Sg. nur die Endung *-a*, die III. Sg. Pl. die Endung *-ai* (bezw. *-i*) zeigt, ist auffallend, aber zufällig (vgl. das Präsens der Verba auf *-int*). — Das vereinzelte *po-gauni* kann Druckfehler für *-gaunai*, kann aber auch eine Neubildung sein (vgl. z. B. *madlimai : madli*).

In engem Zusammenhang mit den eben behandelten Präsentien stehen diejenigen der Verba auf *-int* und einiger Verba auf *-īt*. Sie weichen von jenen aber dadurch wesentlich ab, daß sie auch Formen vorauszusetzender *ēi*-Stämme enthalten.

I. Präs. Ind. der Verba auf *-int*.

	A	B	C	D	E
III. Sg. Pl.	*dīlinai* „wirkt“ [1]), *klumstinai* „klopft an“, *er-ſchwāigstinai* „erleuchtet“, *ni-swintinai* „heiligen nicht“ [2])	*gewinna* „arbeiten“, *kūmpinna* „hindert“, *mukinna* „lehrt“, *iſ-rankinna* „erlöst“, *saddinna* (und fehlerhaft *sedinna*) „setzt“, *schpartina* „stärkt“, *swintina* „heiligt“, *ni-swintina* „entheiligt“, *waidinna* „zeigt“ „zeigen“	*po-waidinnei* „bedeutet“	*po-waidinne* „bedeutet“	
I. Sg.	*po-drūktinai* „bestätige“	*po-laipinna* „befehle“		*taukinne* „gelobe“	
II. Sg.	*tūlninai* „mehrst“		*sātuinei* „sättigst“		
I. Pl.					*prei-stattinnimai* „stellen vor“

---

[1]) Das Partizip *dīlants* „Arbeiter“ geht zurück auf poln. *działać*.

[2]) In der Erklärung der dritten Bitte: „so uns den Namen Gottes nicht heiligen und sein Reich nicht kommen lassen wollen“. Übereinstimmend in Willents und Sengstocks Katechismus *nepaschwentin*, wozu Bechtel annähernd richtig bemerkt: „man erwartet *nepaschwentinti*“ (so der lettische Katechismus von 1586: *nhe sweetyt*). Allein denselben Irrtum zeigen der Hamburger Katechismus von 1529 („nicht hilliget“) und der Parvus catechismus des Sauromannus („non sanctificent“), Knoke a. O. S. 85.

Einige dieser Formen kommen zugleich — teilweise in abweichender Schreibung — konjunktivisch vor: *spartina (spartinno), swintina, -ſwāigstinai.* Nur konjunktivisch sind die III. Sg. Pl. *en-laipinne, er-kīnina, wartinna* und die I. Pl. *bebinnimai* „spotten", *brewinnimai* „fördern", *mukinnimai* „lehren", *tickinnimai* (und *teckinnimai*) „machen".

Im Infinitiv endigen die zu dieser Klasse gehörigen Verba auf *-int* (bezw. *-intun, -intwei*): *kumpint, mukint, spartint, swintint, po-waidint* sowie *bebbint, ep-deiwūtint, po-gadint, gallintwei, po-gattawint, glandint, jaukint, kackint (kakīnt), en-kausint, kitawidintun-sin, sklaitint, smūnint, sūndintw[e]i, teisint, tickint (teckint), ūlint, walnint (walnennint), wartint.* Hierzu stimmt die Bildung des Part. Prät. Pas.: *en-laipints, mukints, en-sadints, swintints, po-taukinton* nebst *po-augints, po-brendints, en-kērmenints (-inints), iſ-maitinton, au-skandints, ni-skystints, iſ-sklaitints, per-tengninton.*

Die Reihe *dīlinai* (III. Sg.) — *po-laipinna* (I. Sg.) — *preistattinnimai* (I. Pl.) — *kumpint* entspricht nun der Reihe *ebimmai* — *imma* — *immimai* — *īmt* so genau, daß es Überwindung kostet, diese Symmetrie anzugreifen. Aber dies ist nicht zu vermeiden, denn der Ausgang von *po-laipinna* unterscheidet sich in nichts von dem der III. Sg. Pl. *gewinna* usw., und daß hier und dort *-inna* für *-innāi* steht, wird durch die Doppelform *ni-swintinai : ni-swintina*, das korrespondierende *-waidinnei : -waidinne* und die I. Sg. *po-drūktinai* wahrscheinlich gemacht. Auch die Zumutung, in dieser Klasse neben den Formen auf *-āi* > *-ā* und *-ēi* > *-ē* auch noch solche auf echtes *-ā* anzuerkennen, nimmt gegen die formale Gleichsetzung von *po-laipinna* und *imma (*imnā-)* ein. Soll sie trotzdem anerkannt werden, so kann dies nur unter der Annahme geschehen, daß die sonstigen Übereinstimmungen zwischen der Konjugation von z. B. *īmt* und Verben wie *swintint* im Präsens der letzteren *-nā*-Formen einbürgerten. — Daß der Auslaut von *gewinna* usw. *ā* war, ergibt sich mit hoher Wahrscheinlichkeit daraus, daß er nie apokopiert ist. Der Unterschied zwischen *swintina* und lit. *szwéntina* erscheint mir also ebenso groß, wie der zwischen lit. *swéikina* und lett. *sweizina.*

Mit dieser Einschränkung darf aber der aufgeführte Parallelismus der Hauptsache nach wohl für beweisend gelten, und ich schließe aus ihm, daß wie *-immai : immimai,* so *dīlinai : *dīlinimai* auf einem *-āi- : -ī*-Stamme beruht. In ihrer starken

Form haben sich viele solche Stämme dieser Verbalklasse im Litauischen und Lettischen erhalten, und es muß seinen guten Grund haben, daß sie im Litauischen besonders im Präteritum erscheinen (neue Belege für *-inojau*[1]) bei Gaigalat a. O. S. 120). Ich vermute, daß neben der I. Sg. Präs. auf *-ināi-mi* die I. Sg. Imperf. auf *-ināj-on* (vgl. ai. *ásam*, asl. *dvigъ*) stand, und daß diese die Verwandlung von *-ināi-mi* in *-ināj-ō* begünstigte und Infinitive auf *-inā-ti* hervorrief, während andererseits zu den alten Infinitiven auf *-in-ti* Präsentia auf *-in-u* und in der Folge Präterita auf *-in-au* geschaffen wurden. Überhaupt ist diese Klasse reich an neuen Gestaltungen. Ich verweise auf Geras S. 198 f., Lautenbach BB. XVII 279 f. und die Bildung von Präsentien auf **-inā-u*, die den späten Infinitiven auf *-inā-ti* zur Seite gestellt sind: lett. *mitinu, mitini, mitina* (aus **mitinau* usw.) und möglicherweise das vereinzelte lit. *rupinais* (Beitr. z. Gesch. d. lit. Spr. S. 193).

Durch die Basierung von **dīlinai : *dīlinimai* auf einem Stamme *-ināi- : -inī-* treten die S. 96 unter C und D aufgeführten Formen ohne weiteres in ihr Recht. Neben dem *-inā-* der Verba auf *-inti* erscheint nämlich im Litauischen *-inė-*. Vgl. *apsibiaurineies, uſzmuſzdinetų* Gaigalat a. O. S. 121 — *iſchbiaurinoia, ſubiaurinoiau, uſzmuſzdinoia* Beitr. z. Gesch. der lit. Spr. S. 114 (S. 115 Anm. 1). Wie dies Verhältnis[2]) zu erklären ist, lasse ich hier unerwogen. Mir genügt die feststehende Tatsache, und diese weist darauf hin, daß es neben den Stämmen auf *-ināi-* solche auf *-inēi-* gegeben hat.

Was den flexivischen Wert der unter A—E verzeichneten Singularformen betrifft, so sehe ich in ihnen ausnahmelos die III. Sg. mit sekundärer Endung: *dīlināi[t] > *dīlinā (= *dīlina), -waidinnēi[t] > -*waidinnē (= -waidinne).* Wenn es aber jemand vorzieht, *dīlinai, -waidinnei* aus einem in die *a*-Konjugation ausgewichenen *dílināja, -waidìnēja* hervorgehen zu lassen (vgl. lit. *lynója, musznója* „hämmert“, *muszinēja* dass. usw.), so werde ich ihm nicht widersprechen. Ganz unvereinbar mit meinen Anschauungen sind dagegen Bernekers Meinungen, daß *-ſchwāig-*

[1]) Es ist zu bemerken, daß solche Präterita bisher nur bei Verben auf *-inti* nachgewiesen sind, die auf der drittletzten Silbe betont werden: *áuksztinti, naújinti, krùtinti* usw., nicht aber bei Verben wie *mokìnti*. Ich kann dafür aber keinen grammatischen Grund erkennen.

[2]) Vgl. darüber Bartholomae a. O. S. 144, 152 f. und wegen des hier erwähnten *ἀγῑνέω* J. Schmidt An Roth S. 186. Außerdem Meillet a. O. S. 371. — Ob solche Dubletten auch bei asl. *imamь : imēti* zu berücksichtigen sind?

stinai, *po-drūktinai* die angebliche Partikel *ai* enthalten, *tūlninai* und *sātuinei* ihre Endung durch Übertragung von *assai* bekommen haben, in *po-waidinne e* für *a* und in *taukinne* für *ā* stehe (S. 212, 221 f., Archiv f. slav. Phil. XXV 479). — Die einzige Pluralform (*prei-stattinnimai*) ist an sich klar.

Wie im Litauischen (*rúpinti*, *kãkinti* — *mokìnti*), so waren auch im Preußischen die Verba auf *-int* in zwiefacher Weise betont: *dīlinai* usw. — *gewinna* usw. (dort ein, hier zwei *n* : *swintina* lit. *szwéntina*; *saddinna* lit. *sodìna*). — Die litauischen Betonungen *darinẽti*, *dawinẽti*, *klausinẽti*, *mėtinẽti*, *szlawinẽti*, *linksminóti*, *stiprinóti* mögen zum Teil durch regelrechte Akzentverschiebung (von dem neutralen *in* auf die folgende gestoßene Länge) zu erklären sein, sind aber zum anderen Teil nur durch den Druck der Verba auf *-ẽti*, *-óti* verursacht, denn *liñksmas* — *lìnksminti* — *lìnksminoti* (Kurschat Gram. S. 352) bilden eine normale Reihe, die Betonung *linksminóti* dagegen ist eine Inkonsequenz und hat keinen gesetzmäßigen Grund. Es ist folglich in der Ordnung, daß in Rubrik B und D (S. 96) kein Längezeichen über dem Auslaut erscheint.

II. Präs. Ind. einiger Verba auf *-īt*.

	A	B	C	D	E	F
III. Sg. Pl.	*kelsāi* „lauten“	*kaltzā* „lauten“, *billā* (dreimal) „sagt“ „spricht“, *ni-quoitā* „wollen nicht“, *stallā* „steht“	*billa* (einmal) „spricht“	*billē* (viermal) „sagt“ „spricht“ „heißt“, *quoitē* „will“ „wollen“ und *po-quoitē-ts* „begehrt“, *stallē* (zweimal) „steht“ „stehen“ und *per-stallē* „stehen vor“	*bille* (zweimal) „spricht“, *stalle* (dreimal) „steht“ „stehen“ und *per-stalle* „stehen vor“	*stalli* „steht“
I. Sg.					*bille* (einmal) „sage“	*billi* (dreimal) „sage“ „spreche“
II. Sg.						*b[i]lli* (einmal) „sagst“
I. Pl.		*quoitāmai* „wollen“		*billēmai* „sagen“		
II. Pl.				*quoitēti* „wollt“, *stallēti* „steht“		

Außerdem das vereinzelte *stallaē* „steht" (vermutlich eine vom Setzer mißverstandene Korrektur sei es von **stalla*, sei es von *stalle*).

Die III. Sg. Pl. *billē* und *per-stallē* kommen je einmal auch konjunktivisch vor; desgleichen die II. Pl. *quoitēti*. Die III. Sg. *billi* und die I. Pl. *stallēmai* nur so.

Es wird schwerlich einem Einwand begegnen, wenn ich Rubrik C an B und Rubrik E an D anschließe und annehme, daß die in ihnen enthaltenen Formen durch ein Längezeichen über dem Auslaut zu korrigieren sind. Wir haben es daher im Singular nur zu tun mit Formen auf *-āi*, *-ā*, *-ē*, *-ī*, und bei *-ī* ist die Bemerkung S. 77 über das Fehlen eines auslautenden *ī* zu berücksichtigen.

Neben *billā*, *billē* usw., *stallā*, *stallē* usw. liegen die Infinitive *billīt* (auch *billīt*, *billit*, *billītwei*, *bilītwei*), *stallit* (*iſ-stallīt*), die Part. Prät. Akt. *billīuns*, *stalliuns* (in einem Verse, betont *stallīuns*) und das Part. Prät. *billīton*. Von *kelsāi*, *-quoitā* usw. gibt es keinen Infinitiv, aber die Partizipien *po-quoitīuns*, *po-quoitīton* und die (irrtümlich? vgl. den Gebrauch von lat. *clārus*, nhd. *hell*) in der Bedeutung „lauter" („echt" „rein") gebrauchten Formen *kalsīwingiskan*, *kaltzīwingiskai* ergeben auch für sie einen Infinitivstamm auf hochbetontes *-ī*.

Das Verhältnis von *billā* zu *billē* ist analog dem von *gewinna* zu *po-waidinne*, und die hieraus entgegenspringende Vermutung, daß auch für *billā* : *billē* ein Stammpaar auf *-āi-* : *-ēi-* anzunehmen sei[1]), wird bestätigt durch a) *kelsāi*, b) das *ē* von *billē*, *billēmai*, das unbegreiflich wäre, wenn es nicht *ēi* verträte, c) das Ablautsverhältnis *billā*, *billē* : *billīt*.

Verba wie *billīt* stehen demnach Verben wie *pīdai* : *pyst* morphologisch sehr nahe. Sie unterscheiden sich von diesen aber wesentlich durch die Betonung: *pīdai* — *kelsāi*, *billā* (d. i. **billā[i]*). Infolge dessen traten *kelsāi*, *billā* (d. h. Formen wie *pīdai[t]*) neben *peisāi*, *maitā* (S. 88), ebenso *billē*, *quoitē* (aus *-ē[it]*) neben *budē*, *dergē* (S. 89), und dies Zusammentreffen — so nehme ich an — begünstigte die bereits naheliegende Neubildung der Pluralformen *quoitāmai*, *billēmai* usw. auf Grund der III. Sg. Pl. *-quoitā*, *billē* usw. Diese Neubildung verdrängte die ursprünglichen Pluralformen auf *-īmai*, *-ītai*, welche die Analogie

[1]) Vgl. Anzeiger für indog. Sprach- und Altertumskunde XVI 57. Die hier besprochenen Schriften Porżezinskijs kenne ich nicht.

pīdai : **pīdimai* fordert, überdies aber das imperativ. *billītei* „sprecht“ (S. 118) und die partizipialen Formen *ni-aubillīntis, ni--aubillintai* indizieren. Daß aus dem in ihnen enthaltenen schwachen Stamm auf *-ī-* auch der Infinitiv, die präteritalen Partizipien und die Singularformen auf *-i* (*stalli, billi*) entsprungen sind, ist ebenso klar, als daß in sämtlichen Singularformen die III. Sg. Pl. vorliegt. Unklar ist es dagegen, ob jene Formen auf *-i* schon gebildet sind, als noch flektiert wurde **bilāi[t]* : **bilīmai* (vgl. *po--gauni* S. 96), oder ob man sich erst später durch den Infinitiv zu ihnen hat verführen lassen. Wer das letztere annimmt, darf aber nicht mit Berneker S. 214 *madlit* : *madli* als Muster betrachten — denn in dieser Klasse war in der Regel der Infinitivausgang unbetont[1]) —, sondern *turīt* : *turri*.

Im Litauischen entsprechen den Verben dieser preußischen Klasse solche auf *-aú, -ójau, -óti* und solche auf *-aú, -iaú, -ýti*. Die erste Entsprechung liegt klar vor in *bilaú, bilójau, bilóti*[2]) und in Verben wie *dilpsaú, linksaú, mirksaú, timpsaú, wypsaú* : *-sójau, -sóti*, welche dasselbe Ableitungselement[3]) enthalten wie *kelsāi, kaltzā* (vgl. κaλέω, Berneker S. 296). Es ist gewiß kein Zufall, daß auch sie Verba auf *-ēti* zur Seite haben (GGA. 1878 S. 198, Leskien Ablaut S. 448), aber ich lasse dies hier auf sich beruhen, da die Abwandlung der Verba auf *-sėti* und *-soti* verschieden ist (*blingsēti, mirksēti* : Präs. *-siu*; *dilpsēti* : *-sù*?), und die Verfolgung dieses Umstandes mich zu weit ab führen würde. — Außer *bilaú* gehört zu lit. *bilóti* auch das Präs. *bilóju*[4]) und diese Bildungen verhalten sich zueinander wie lett. *mitinu* zu *mitináju* (S. 98). Sie werden also auch ebenso wie diese entwickelt sein. — Mit der III. Sg. Pl. dieses Präsens *bilóju* scheint nun Zubatý IF. VI 303 *billā* zu identifizieren, und ich war früher nicht nur geneigt, ihm darin zu folgen, sondern zwischen *billā* und *billa* dasselbe Verhältnis anzunehmen, wie

---

[1]) *madlīt* nur einmal, dagegen fünfmal *madlit* (wie nach dem Polnischen zu erwarten ist). Vgl. S. 76.

[2]) So der Katechismus Ledesmas; s. übrigens Geras S. 197 Anm. 1.

[3]) Wegen desselben s. Holtzmann Ad. Gram. I 130, Ludwig KZ. XVIII 52, Tobler KZ. XXII 134.

[4]) Außerdem noch *bīlu* Universitas S. 52 (vgl. Rozwadowski IF. VII 246), das gleich dem neben ihm aufgeführten *jëszku* aus dem Präteritum und Infinitiv in die Konjugation von *gēdóti* ausgewichen ist. Wegen des *y* s. Bartholomae a. O. S. 184. Auch im I. und II. Katechismus scheint das Verbum *ī* zu haben (I. *bela, belats*, II. *byla, bilats*, vgl. z. B. *edeitte* — *ydieyti*), aber im Enchiridion wird *ī* durch das regelmäßige *ll* gesichert.

zwischen lit. *bilója* und *bìlo*. Ich bin hiervon aber zurück gekommen, weil *billa* nur eine graphische Variante von *billā* ist (S. 100), und die Erklärung von *billā* aus *bilā[ja]* die Geschichte dieser Form unnötig kompliziert. Sie konnte aus dem auch für *bilója* vorauszusetzenden *bilāi[t]* unmittelbar hervorgehen.

Die angegebene zweite lit. Entsprechung der preußischen Verba *billīt* usw. liegt vor in *klausaú : klausýti*, das sich als *āi*-Verbum durch die Injunktivform *(te)klausai* (Geras S. 201), lett. *klausáit* (Bielenstein Lett. Spr. II 126) ergibt und im Enchiridion durch *klausēmai* „(daß) wir hören", *po-klausīmanas, klausiton, klausiuns, po-klausysnan* vertreten wird. *klausēmai* ist zwar konjunktivisch gebraucht (in Willents Katechismus entspricht *klausitumbim*) und deshalb oben nicht angeführt, aber es wird sich zeigen (S. 115 f.), daß es eine Indikativform sein kann, und als solche ist es gleichwertig mit *billēmai*.

Wie sich gezeigt hat, entsprechen lit. Verben wie *klausaú* aber auch preußische Verba auf *-ā- : -ā-t* (*lāiku : laikūt*), und auch diese können lit. Verba auf *-aú : -óti* zur Seite haben. Was ich hieraus schließe, ist, daß alle diese Konjugationsklassen auf einer morphologischen Einheit beruhen und aus ihr durch eine Menge von Spaltungen und Paarungen erwachsen sind.

Die einzigen Formen des Ind. Präs. der thematischen Konjugation, die ich im Vorstehenden nicht habe unterbringen können, sind *per-lānkei* „gehört", *per-lānki* „gebührt". Für ihre Bestimmung bietet sich kein sicherer Anhaltspunkt.

Der Ind. Präs. der sogenannten Wurzelklasse ist im wesentlichen so klar, daß ich hier von seiner zusammenfassenden Betrachtung absehen und mich auf ein paar Worte über das Verhältnis von *waisei (waisse)* „weißt" zu *waidimai* „wissen" beschränken kann. Entweder spiegelt es asl. *vêsi : vêdêti* ab, und das *i* von *waidimai* ist lang; oder dieser Laut ist der „Bindevokal" ai. *i*, got. *u*, und *waidimai* ist durch Anpassung an *waisei* usw. aus **widimai* entstanden (vgl. asl. *vêmь, vêste, vêdętъ* aus **vêdъntъ*). Ich lasse die Entscheidung dahingestellt sein[1]).

Schließlich sei bemerkt, daß durch die Einführung der

[1]) Beiläufig bemerkt ist *wydikausnan* „Zeugnis" (das vorausgehende *redde* ist Adverb.: „fälschlich", vgl. den I. und II. Katechismus) kein echt preußisches Wort, sondern geht zurück auf poln. *widok* „Zuschauer" (russ. *vidókъ* „Augenzeuge"), das in **vīdikas* umgestaltet wurde (vgl. z. B. *prēisiks*, lit. *skundikas*).

sekundären Endung der III. Sg. in die III. Sg. Pl. der thematischen Präsens-Flexion, durch den späteren Verlust dieser Endung und den hierdurch bewirkten Zusammenfall von Stamm und III. Sg. Pl. eben diese Form für Neubildungen eine Bedeutung erhielt, welche der durch ihre primäre Endung scharf charakterisierten III. Sg. Pl. Präs. Ind. der Wurzelklasse versagt bleibt. Das ist der Grund, weshalb — so weit wir sehen können — in dieser Klasse im Gegensatze zu jener Neubildungen auf Grund der III. Sg. Pl. nicht erfolgt sind.

Präteritum.

	A	B	C	D
III. Sg. Pl.	*dai* „gab“, *driāudai* „bedrohten“, *per-pīdai* „brachten“, *po-stāi* und *po-stai* (je einmal) „ward“, *ſignai* „segnete“, *widdai* „sah“	*en-deirā* „sah an“, *eb-ſignā* „segnete“	*billa* „sprach“, *imma* „nahm“, *kūra* „baute“, *laſinna* „legte“	*per-traūki* „überzog“
I. Sg.	*billai* „sprach“		*laipinna* „gebot“	

	E	F	G	H
III. Sg. Pl.	*billē* „nannte“, *iſmigē* „entschlief“, *weddē* „führte“	*bēi*, *bei*, *be* „war“	*po-glabū* „herzte“, *teikū* (einmal) und *teiku* (zweimal) „schuf“	*billāts* „sprach“, *dīnkauts* „dankte“, *immats* „nahm“, *līmauts* „brach's“

Ich beginne die Besprechung dieser Formen mit der III. Sg. *ſignai* (Inf. *ſignāt* = lit. *żegnóti* und *ſiggnat* = poln. *żegnać*, aus lat. *signāre*). Da ihre Herkunft die Annahme eines *āi*-Stammes ausschließt und Fortunatovs und Bernekers preußische Partikel *-ai* in der Luft schwebt, so kann der Ursprung ihres *i* nur in dem *j* von lit. *żegnójo* gesucht werden (Zubatý IF. VI 301 Anm.), und alte lit. III. Prät. auf *-ei* für *-ėjo* (Gaigalat a. O. S. 28) geben sogar die Gleichung *ſignai* = *żegnójo* an die Hand[1]). Mit Verlust eines auslautenden langen Vokals darf aber weder in der Sprache des Enchiridions, noch im älteren Litauisch gerechnet, und deshalb kann weder *ſignai* aus **ſignājā*, noch ein

[1]) Berneker S. 228 erklärt freilich: „Ein fundamentaler Unterschied gegen das Litauische besteht darin, daß die abgeleiteten Verba sich nie des *-io*-Suffix zur Bildung des Präteritums bedienen“.

narei der Wolfenbüttler Postille aus *norējo* erklärt werden. Demgemäß ist zur unerläßlichen Vereinigung von *ſignāi* (wie für *ſignai* zu schreiben ist) und *żegnójo*, sowie zur Erklärung von *narei* usw. die Annahme notwendig, daß *ſignāi*, *narei* auslautenden kurzen Vokal verloren haben, oder mit anderen Worten: daß sie aus Formen auf *-ēt* verkürzt, und daß in Formen wie *żegnójo* diese Endung durch *-ā* (*-o*) erst recht spät ersetzt ist[1]). Daß ein solcher Ersatz überhaupt stattgefunden hat, ist wegen der Herkunft der präteritalen Endung *ā* (Wiedemann Präter. S. 171 ff.) selbstverständlich. Auf die Annahme einer I. Sg. Prät. auf *ōn* wurden wir bereits S. 98 geführt.

Was ferner *po-stāi* und *dai* (zweimal) betrifft, so wird selbst der, welcher indogerm. *sthāi* „stehen", *dōi* „geben" für annehmbar hält[2]), es unwahrscheinlich finden, daß diese Wurzelformen preuß. *stāi[t]*, *dāit[t]* hätten erzeugen können. Ebensowenig aber kann man sich die Zumutung gefallen lassen, *po-stāi* (nach Berneker S. 228 aus *postā-ai*) von dem gleichbedeutenden lit. *pa-stójo* loszureißen, da *-stāi* und *-stoj-* handgreiflich identisch sind. Alles kommt dagegen in Ordnung, wenn *po-stāi* : *pa-stójo* und *dai* ebenso wie oben *ſignai* : *żegnójo* aufgefaßt und für, sagen wir: III. Sg. des Imperfekts von lit. *stóju* = asl. *stają*, bezw. asl. *dają* erklärt werden. Weder *dāian*, *dāians* (Leskien Bildung der Nomina S. 316), noch *perdāiſan* „Ware" darf hieran irre machen. Das letztere ist Entstellung von **perdāſan*, denn es hat *perdāſai* neben sich und beruht auf poln. *przedaża* „Verkauf". Möglicherweise ist die Enstellung durch poln. *przedaj* dass. (vgl. Brückner Archiv f. slav. Phil. XX 492) veranlaßt.

Auch auf *per-pīdai* und *widdai* (vgl. got. *vitaiþ* „beobachtet" und *vitōþ* „Gesetz") ist diese Erklärung ohne weiteres anwendbar, und ich ziehe sie hier jeder anderen (im besonderen Bernekers S. 117) vor. Es liegt freilich nahe genug, ihr *-ai* dem *-āit* der altindischen Formen *açarait*, *ásaparyait* (BB. II 158, Bartholomae a. O. S. 115) anzureihen; wenn ich aber mit Recht die III. Sg. Präs. *pīdai* als *pīdāi[t]* erklärt habe, ist für die

---

1) Demgemäß sind auch die von Brugmann (Lit. Volkslieder usw. S. 292) nachgewiesenen III. Prät. aus Godlewa zu beurteilen, und da hier die Endung der III. Präs. (*a*) festgehalten wird (S. 316), so ist Verlust von *-et*, nicht etwa von *-at*, sicher gestellt.

2) BB. XXVII 179 f. Vgl. Bartholomae BB. XVII 131, Wackernagel Ai. Gram. I 208.

III. Sg. Prät. eine andere Grundform anzunehmen, denn es ist undenkbar, daß die Präsensform die sekundäre Endung erhalten habe, wenn eine gewisse Verschiedenheit zwischen ihr und der III. Prät. nicht dabei gewahrt geblieben wäre. — Auch die formale Möglichkeit, *per-pīdai* als Form eines Verbs **pīdāt* zu erklären (vgl. **pydauns*, worüber oben S. 94), ist zu verwerfen, denn dieses würde iterative Bedeutung gehabt haben. Die litauische Übersetzung der Bibelstelle, in der *per-pīdai* vorkommt („sie brachten Kindlein zu Jesu" usw.), in der Forma chrikstima und den Katechismen Willents und Sengstocks (*àtneszė*, *nēszanczûsius*) nötigen aber, es einfach perfektiv zu nehmen.

Nach allem dem scheint mir auch die letzte III. Prät. auf *-ai*, *driāudai* (von Nesselmann im Glossar und Fortunatov a. O. S. 157 als Druckfehler verdächtigt), auf *--ājet* zurückgeführt werden zu müssen, obgleich es an einer unmittelbaren Bestätigung hierfür fehlt. Da aber für seine Beurteilung zunächst in Betracht kommen: *ni-draudieiti* „wehret nicht"! lett. *dráudu : dráudét*, lit. *draudżù : draústi*, und sich lit. *draudżù* zu lett. *dráudu* verhalten kann, wie lett. *ráuſchu* zu *ráudu* (Bielenstein Lett. Spr. I 414), diese Formen aber auf *raudāi-* zurückgehen (Geras S. 198), so erscheint eine Basis auf *-āi-*, *-ēi- : -ī-* sehr wohl denkbar. Unter ihrer Voraussetzung läge das lett. Prät. *dráudéju* neben *driāudai* wie *po-waidinnei* neben *dīlinai* (S. 96), *-draudieiti* und *draudżù* enthielten den schwachen Stamm, und *draústi* wäre eine Neubildung zu *draudżù* — und ich bin überzeugt, daß sich die Sache so verhält, denn *driāudai* usw. läßt sich nicht trennen von lett. *dráuwát*, *drauwét* „bedrohen", *drawét* „drohen" (alten Entlehnungen aus dem Deutschen), und *draudét* gehört also zu den lett. Iterativen auf *-dét*, die zuweilen mit solchen auf *-dīt* wechseln (Bielenstein a. O. S. 432) und eng mit den lit. Verben auf *-dau : -dyti* (*stùmdau*, *száudau* usw.) zusammenhängen[1]) — d. h. mit einer Verbalklasse, die als regelrechter Vertreter von *-āi- : -ēi-*-Verben angesehen werden darf (s. z. B. oben S. 102).

Meine Erklärung der I. Sg. *billai* brauche ich kaum auszusprechen. Ich sehe darin die III. Sg. Imperf. des Präsensstammes *billāi-*, *billāj[et]* und ändere sie in *billāi*.

Von den beiden Formen unter B wird die zweite durch das daneben stehende *ſignai* als *eb-ſignā[i]* aus *eb-ſignāj[et]* erwiesen

[1]) In weiterem Zusammenhang stehen ai. *gūrdhaya*, *çrudhīyá*, gr. ἐσθίω A. Ludwig Infin. i. Veda S. 136.

(vgl. Zubatý a. O.), und ebenso erkläre ich *en-deirā* (Inf. *en-deirīt*). Es gehört zu lit. *dairaú-s : dairýti-s* „umhergaffen", lett. *dairû-s* (III. *dairá-s*): *dairétî-s* „sich herumtreiben" (eigentlich „gaffen", Bielenstein a. O. S. 441) und steht neben der lit. III. Prät. *dairė*, wie vielleicht *teikā* (unten S. 109) neben lit. *táikė*.

Nicht minder halte ich *billa* (viermal) für *billā[jet]*[1]), denn es hat neben sich *billāts* „sprach" (dreimal; s. unten), *billē* und das als I. Sg. gebrauchte *billai*. Das ausnahmelose *-a* ist auffallend, allein zur Annahme eines **billā[t]* „sprach" bietet das Preußische ebensowenig eine Handhabe, wie das Lettische, das Litauische aber wenigstens keine sichere Stütze, denn das Verbum *bilti* (Leskien Ablaut S. 320) hat inchoative Bedeutung, das Präs. *bilu* (S. 101 Anm. 4) ist ganz vereinzelt und unbedingt jung — wenn überhaupt echt: „antiquum" nennt es der Verfasser der Universitas —, und *bila* „sprach" in der Bretkenschen Bibel (Beitr. z. Gesch. d. lit. Spr. S. 205) ist gleichfalls vereinzelt und vielleicht ein Schreibfehler für *bilaia* (es folgt unmittelbar *iemus*).

Eine III. Prät. wie lit. *sùko*, *bùwo* (= lat. *fuāt* Fick GGA. 1883 S. 587) ist dagegen *kūra*[2]), obgleich das Lit. hierfür *kúrė* hat — ein Unterschied, den man vorläufig einfach hinnehmen muß. Jede andere Erklärung von *kūra* wäre gesucht.

Für gleichartig mit *kūra* scheint Berneker S. 227 *imma* (neben zweimaligem *imma-ts*) zu halten. Allein **imā[t]* wäre zu **imo* geworden, und *imma* kann nur für **imnāt* (vgl. z. B. ved. *á-str̥ṇāt*), oder für **imnā[jet]* stehen (vgl. S. 95), denn ein auch denkbares **imat* wäre innerhalb der baltischen Sprachen III. Präs. — Nur *im-* (nicht *imn-*) enthält dagegen das Part. Prät.: *en-immans*, *immusis* (beides Nom. Pl.), denn diese Form wird mit wenigen Ausnahmen (*dergēuns*?, **pydauns* S. 89, 91 Anm. 2, 94) im Preußischen vom Infinitivstamme gebildet (vgl. *billīuns* usw. S. 100, *dāuns : dai*, *boūuns : bēi*).

Aus diesem Grunde beweisen die Part. Prät. *laſſīnnuns*[3]), *laipinnons (laipinnans, po-laipinnons)* nicht, daß *laſinna* und

---

[1]) = *bela* im I., *byla* im II. Katechismus, die aber wahrscheinlich ī haben (oben S. 101 Anm. 4).

[2]) Desgleichen *prowela(-din)* „man verriet (ihn)" im I. und II. Katechismus (mit ē; dazu *pra-wilts* im Enchiridion, vgl. Leskien Ablaut S. 354).

[3]) Zu lesen *laſīnnuns*. Vgl. die Aufzählung der gleichartigen Partizipien bei Nesselmann S. 67 f.

laipinna (III. Sg. mit der Bedeutung der I., vgl. *lapynna* Grunau) mit lit. *augìno*, *rakìno*: Inf. *-ìnti* in der Endung übereinstimmen, und das Präsens der Verba auf *-int* spricht gegen eine solche Annahme; ebenso der Umstand, daß im Litauischen *-ināi-* besonders im Präteritum auftritt. Höchstens könnte man annehmen, daß im Preußischen, wie im Litauischen, im Anschluß an den Infinitivstamm und auf ihm beruhende Formen (vgl. *po-gattewinlai* S. 111) ein Präteritum mit der III. Person auf *-inā* neu gebildet sei (S. 98). Für mich ist das preuß. *-inna* der Vertreter von *-inojo* (z. B. *lìnksminojo*), beruhend auf *-inājet*.

Ohne weiteres klar ist *per-traūki*; es steht für *-tráukē* = lit. *tráukė*. Auslautendes *ė* (und zwar litauisches geschleiftes *ė*) ist hier also der Regel nach zu *i* geworden, und wenn Berneker trotzdem in *billē* eine Form wie lit. *sākė* vermutet (S. 228) und *weddē* = lit. *wēdė* setzt (ebenso Fortunatov S. 179), so kann ich darauf eher nichts geben, als bis diese Gleichungen akzentuell und lautlich in Ordnung gebracht sind. Durch Berneker und Fortunatov ist dies nicht geschehen (vgl. oben S. 76 und S. 90).

Für mich ergibt sich die Erklärung von *billē* aus der Nebenform *billa* und der III. Präs. *billē*. Ich sehe darin also *billē[jet]* (vgl. lit. *nārei* o. S. 104).

Um *iſ-migē* zu verstehen muß man sich an lit. *bundù : budëti* „wachen" (oben S. 89) erinnern und an sein Verhältnis zu asl. *bъždą : bъdēti*, weiter an z. B. asl. *pri-lьpnąti* (Präs. *-lьpną*) „adhaerere" : *pri-lьpēti* (Präs. *-lьplją*, *-piši*) dass. (vgl. Meillet a. O. S. 366). Hieraus ergibt sich die unzweifelhafte Berechtigung, *iſ-migē* nicht auf lit. *mingù* (Lit. Forsch. S. 142) : *-mìkti* „(ein)schlafen" (asl. *mьgnąti*), sondern auf asl. *mьžati* „oculos claudere" (poln. *mżeć* „die Augen zumachen, halb wachend schlafen") zu beziehen und darin also eine Form zu sehen, die im Litauischen *-migējo* lauten würde. Hierdurch kommt *-migē* in jeder Hinsicht zu seinem Recht, und es kann auch gar nicht befremden, daß in der Ermahnung „und als denn flugs und fröhlich geschlafen" *en-miggons* = lit. *į-mìgęs* „fest eingeschlafen" (lett. *ē-midſis*, aber Präs. *-mîgu*, vgl. *už-mēgù* Schleicher Glossar) steht[1]).

[1]) Was den von Berneker S. 97 scharf getadelten imperativischen Gebrauch des Part. Prät. betrifft, so muß man sich des ungeheuren Einflusses Luthers und seiner Sprache auf die Zeit Abel Wills erinnern, um ihn entschuldbar zu finden. Andere Übersetzer haben sich von ihren klassischen Vorbildern nicht weniger den Kopf verdrehen lassen, und Will mochte seiner Arbeit zu nützen glauben, wenn er Luthers Stil nachahmte.

weddē erscheint in der Verbindung *weddēdin* „brachte sie". Da wir auch *billē din, poglabūdins* und ferner *kāidi, kāigi* (neben *kai*, Fortunatov a. O. S. 166, 176), *pērdin, prēidin, prēidins* u. dgl. finden (eine Erscheinung, die an das „ἐγείρειν" des griechischen Akuts erinnert), so liegt die Frage nahe, ob *weddē* sein *ē* nur seiner Verbindung mit dem enklitischen *din* verdankt. Sie ist aber zu verneinen, denn wir lesen auch *turedi*, und in *billē din, poglabūdins* ist die auslautende Länge unbedingt alt. Überdies wäre **wedde* als Vorläufer von *weddē* nicht zu rechtfertigen. — Noch näher liegt die Frage, ob *weddē* etwa Druckfehler für **weddi* ist, was lit. *wēdė* erwarten läßt. Aber auch sie ist abzuweisen, denn *weddē* hat die III. Präs. Konj. *per-weddā* „verführe" zur Seite, und diese beiden auffallenden Formen stützen sich gegenseitig[1]) und fordern eine einheitliche Erklärung.

Berneker S. 115 sieht in *-weddā* lett. *wadá* (Inf. *wadát* „hin und her führen") unter Berufung auf *sedinna* (oben S. 96) neben *saddinna* (dessen *a* aber lang sein wird : lit. *sodìnti*; lettisch freilich *sédinát*, das aber im Enchiridion **sīdint* lauten würde, vgl. *sīdons, sīdans*). Wer dies für erlaubt hält, kann ebenso gut zu lett. *wadu : wadít* „führen" seine Zuflucht nehmen und würde — bei der Vertretung der Verba auf *-au : -yti* im Preußischen — dadurch die Berechtigung gewinnen, *-weddā : weddē* nach *billā : billē* zu beurteilen. Das wird auch geschehen müssen, aber gegen die Voraussetzung eines solchen Verbs sprechen in diesem Fall alle zugehörigen Formen (Inf. *west, westwei, pra-weddums, weddeis*) und der unverkennbare Zusammenhang von *weddē* mit lit. *wēdė* und asl. *vedê-achъ*[2]). Soll dieser ganze Zusammenhang nicht zerrissen werden, so wird aber anzunehmen sein, daß aus dem „II. Stamm" im Anschluß an die Mehrzahl der preußischen Präterita ein Präter. III. Sg. *vedē[jet]* gebildet wurde (vgl. lit. *drebù : drebḗjau, żadù : żadḗjau*), und sich ihm später nach dem Muster *billē : billā* eine III. Sg. Präs. *weddā* zugesellte.

Ein ähnliches Verhältnis wie zwischen lit. *wēdė* und *weddē* nehme ich zwischen asl. *bê (bê-achъ)* und *bēi, bei, be* (je einmal) an. Für *bei* ist *bēi*, für *be* wahrscheinlich *bē* = *bē[i]*, möglicherweise aber auch *bēi* zu schreiben (die Stelle, an der es vor-

[1]) Außer ihnen kommt von *west* nur noch eine finite Form vor, die II. Sg. Opt. *weddeis*.

[2]) Vgl. Jagić Arch. f. slav. Phil. XXVIII 28, Meillet a. O. S. 369 ff., Vondrák BB. XXIX 303 f., Wiedemann Beitr. z. abulg. Konjug. S. 124.

kommt, ist in Unordnung). Die Ähnlichkeit dieser Formen mit südostlett. *beju*, *bieju* halte ich für zufällig (Lett. Dial.-Stud. S. 132). *bēi* = *bēj[et]* trat meines Erachtens vor der Zeit des Überganges von *ē* in *ī* für *bē[t]* = asl. *bě* ein, vielleicht unter dem Einfluß von *po-stāi*, neben dem ein *stā[t]* gemutmaßt werden darf. Vgl. übrigens Bartholomae a. O. S. 145 Anm. 3, 191, 195.

po-glabū(dins) entspricht dem lit. *-globójo*[1]) ebenso, wie das neben ihm stehende *eb-ſignā(dins)* dem lit. *-żegnójo* (S. 105). Keine bestimmte Erklärung läßt sich dagegen von *teikū* geben, denn es hat zur Seite 1. die Injunktivform *teīks* (unten S. 110), 2. *teickut* (Inf.), *teikūuns* und *en-teikūuns* (Part. Prät. Act.), *en-teikūtōn* (Part. Prät. Pas.) und *teikūsnan*, *en-teikūsna* (Nom. Act.). Stellt man *teikū* zu *teīks*, so ist es eine Form wie *kūra* (S. 106), und ihre richtige Schreibung ist *teiku* (d. i. **téiko*, **téikā*). Bezieht man es aber auf *teickūt* (wie für *-ut* zu schreiben ist), so wird es III. Prät. eines Verbs wie *laikūt*, *biātwei* (S. 88) sein, da ihm, freilich nur annähernd, lit. *táikau* : *táikyti* (vgl. *laikýti* : *laikūt*) entspricht. Nach seiner Bildung vergliche es sich dann mit lit. *bijójo-s* und würde als III. Präteriti von *laikūt* **laikū* aus *laikā[jet]* (gegenüber lit. *laíkė*) fordern. Wer diese mir wahrscheinlichere Erklärung annimmt, muß die Schreibung *teiku* verwerfen.

Schließlich gibt es vier III. Sg. Prät. auf *-ts* : *billāts* „sprach“ (dreimal), *dīnkauts* und (fehlerhaft) *dinkauts* „dankte“, *immats* „nahm er“ (vorher *imma tans*) und „nahm“, *līmauts* „brachs“.

Läge hierneben nicht *astits* „ist's“ „sei“, so wäre es verlockend, diese Formen und ebenso die III. Präs. *po-quoitēts* „begehrt“ in *billāt-s* usw. zu zerlegen und in *-t* die Endung der III. Sing., in *-s* aber eine Enklitika zu sehen. So aber muß man *-ts* (aus *-d[i]s*?) für enklitisch halten (Bopp a. O. S. 104, Arch. f. slav. Phil. XXV 485) und *billā-*, *dīnkau-*, *imma-*, *līmau-* für fertige Verbalformen. Von ihnen sind *billā*, *imma* bereits erledigt (S. 106), *dīnkau* ist III. Sing. des Injunktivs (s. unten) und *līmau-* entweder dasselbe, oder fehlerhaft. *līmauts* erscheint nur in der Verbindung *dīnkauts bhe līmauts*, wofür der II. Kate-

[1]) Der Gegensatz *iſ-migē* (mit *-ė*, nicht *-ı́*, aus *-ėjet*) — *po-glabú* (mit *-ú* aus *-ájet*) beruht, wenn nicht auf dem verschiedenen lautlichen Verhältnis von *ē*, *ā* zu *j*, so darauf, daß der Übergang von einfachem *ē* in *ī* einer viel früheren Zeit angehört, als das Hervorgehen von *iſ-migē* aus *--ēi[et]*.

chismus *dinkautzt bhe lymuczt* hat[1]). Ändert man es hiernach und zwar in *limū-ts*, so wäre *limū-* eine Form wie *po-glabū* und gehörte zu einem iterativen Verbum, das sich zu *limtwei* verhielte, wie lit. *swyróti* zu *swìrti* (vgl. Rozwadowski IF. IV 409). Hält man dagegen *līmauts* fest, so ist ein Denominativum auf *-aut* anzunehmen. Ich ziehe die angegebene Änderung vor.

Injunktiv.

(Unechter Konjunktiv. Leț.)

Für Injunktivformen nicht abgeleiteter Verba halte ich *teīks* „stelle" (d. i. stelle dar, „indica")[2]) und *po-wiērptei* „lasset" (vgl. **-wiērpie, -wērpimai* S. 92) und sehe in ihrem Ebenmaß den Beweis dafür, daß *teīks* nicht aus *teīks-s* (Injunktiv des *s*-Aorists, bezw. Futurum: Berneker Archiv f. slav. Phil. XXV 481; richtig dagegen Preuß. Sprache S. 226) entstanden ist. Zweifelhaft kann man wohl nur darüber sein, ob *teīks* = *téik-s* oder = *téike-s*, und ob *-wiērptei* eine alte Form ist, oder eine Neubildung aus einer III. Sg. Pl. *-wer̃p-t* oder *-wer̃pe-t*.

Eine andere unechte Konjunktivform sehe ich in *au-dāsin* „geschehe", das Nesselmann (Glossar) und Berneker S. 227 wegen *audasseisin, audaseysin* im I. bezw. II. Katechismus in *audaseisin* bezw. *audāsesin* ändern wollen, ohne (so viel ich sehe) daran Anstoß zu nehmen, daß „es komme" (dein Reich) in I. mit *pergeis*, II. mit *pareysey*, dagegen im Enchiridion mit *perēit* übersetzt ist. In meinen Augen ist *au-dāsin* = *au-dā[t]-sin*, und *-dā[t]* = ved. *dāt*, avest. *dāț*.

---

[1]) Im I. Katechismus dafür *dinkowats bha limatz*, wo *limatz* fehlerhaft für *limutz* (vgl. das zweimalige *stasma*) stehen wird, *dinkowats* aber eine Mißbildung zu sein scheint, die der poln. Infin. *dziękować* veranlaßte. — Außerdem haben der I. und II. Katechismus folgende III. Prät. auf *-ts*:

belats I (zweimal), *bylaczt, bilaṭs* II „sprach", der Form nach = *billāts*

daits, daitz I, *daits, dayts* II „gab's" „gab" = *dai* S. 104 + *ts*

ymmits, jmmitz I, *ymmeits, ymmeyts* II „nahm er". Das Gegeneinander von *-i-* und *-ei-* läßt vermuten, daß das *-i-* lang war und in II durch *ei* bezeichnet ist (vgl. *polleygo* I *poleygo* II, *preiken* I *preyken* II neben *em-prīkin* Ench. [aus poln. *w przeki*], *weydikausnan* II = *widekausnan* I [oben S. 102 Anm.], *reykeis* II = *rickis* I). Dann läge in *ymmi-(ts), ymmei(-ts)* eine Form auf *-ē* (vgl. lit. *ẽmė*) vor. Vgl. Berneker S. 228.

Eine III. Sg. Präs. auf *-ts* ist vielleicht auch *sindats* I („sitzt" hat die „Kinderpredig"), Berneker S. 230.

[2]) Vielleicht nicht zu lit. *teikti* „zuteilen", sondern lett. *téikt* „sagen, berichten" gehörig.

Es gibt ziemlich viele Injunktivformen im Preußischen, die ebenso durchsichtig, außerdem aber mehrere, die durch Anfügung von *lai* verschleiert und in dieser Verbindung einer sekundären flexivischen Behandlung unterzogen sind (vgl. Brugmann Grundriß II 844). Ich beginne mit dieser Gruppe und stelle in ihren Vordergrund *(quai) baulai* „(welche) sei" = *boūlai* „wäre" und *ēilai* „(daß) gehe", *per-ēilai* „(daß) komme", d. i. *bū[t]* = ved. *bhūt (mā bhūt), ei[t]* = lit. *(te) ei* (Brugmann a. O. S. 1278) (vgl. ved. *ait*) + Partikel *lai* (die aber selbstverständlich erst nach Verlust der Personalendung angefügt ist).

Die übrigen auf *-lai* endigenden Formen der III. Person sind: *po-gattewinlai* „(auf daß) er zurichtet" (Inf. *po-gattawint*), *imlai* „(daß) er nehme" (Inf. *īmt*), *muſīlai* „(auf daß) er möge", *quoitīlai* (so zweimal und je einmal *quoitylai*, *quoitilai*) „er wölle" und „(daß) er wölle (wolt)" (vgl. Part. *po-quoitīton*), *iſ-rankīlai* (Text: *iſrāikilai*, Berneker- *rānkilai*) „(daß) er erlöse" (vgl. *iſ-rankīuns, iſ-rankīt* und *iſ-ranckīsnan*), *schlūſilai* „(daß) er diene" (Inf. *schlūſitwei*), *au-skiēndlai* „(daß) es ersaufe", *turīlai* (so einmal und zweimal *turrīlai*) „hat" (konditional) „er sollte" „er müßte" nebst *ni-turrīlai* „(die) nicht habe" (Inf. *turīt*) und neben allen diesen konjunktivischen bezw. optativischen Formen eine mit scheinbar indikativischer Bedeutung: *lemlai* „(wenn Gott) bricht". Ist hier aber nicht etwa ein Verb wie lit. *imloti* (Geitler Lit. Stud. S. 78) vorauszusetzen, so wird anzunehmen sein, daß Will infolge des unzweifelhaft häufigen Gebrauchs von konjunktivischen Formen in Kondizionalsätzen[1]) *lemlai* in die Feder gekommen und unkorrigiert geblieben ist (es folgt das richtige *kūmpinna*), *lemlai* in Wirklichkeit also „brechen würde" bedeutet (Inf. *limtwei*, im I. Katechismus *lembtwey*).

Einige dieser Formen, vielleicht sogar die meisten, mögen nach den Vorbildern *ēilai, boūlai* : Inf. *-ēit, boūt* ohne weiteres vom Infinitiv aus geschaffen sein, aber diese Entstehung ist ausgeschlossen bei *-skiēndlai* wegen seiner Verschiedenheit von seinem vorauszusetzenden Infinitiv (lit. *skęsti*) und bezw. bei *lemlai* (Inf. *limtwei*, vgl. oben S. 106 Anm. 2: *-wela : -wilts* und Leskien Ablaut S. 333; anders Berneker S. 138 f.). Mindestens *-skiēndlai* besteht also sicher aus einer fertigen Verbalform + *lai*, und zwar kann diese Form nicht auf *skend-t* zurückgehen,

[1]) *kadden deiws . . . lemlai* „wenn Gott bricht", nicht *quei . . . lemlai* „wo . . . bricht", wie Berneker S. 97 gegen seine eigene Ausgabe schreibt.

da hieraus **skens* entstanden wäre. Alles ist dagegen in Ordnung, wenn *skend[et]* + *lai* zu grunde lag.

Indem diese Formen erstarrten, erhielten sie das Ansehen von solchen wie *pīdai* (S. 93), und infolge dessen gebrauchte man sie nicht nur als I. Sg.: *schlufilai* (lies: *schlūfilai*) „(daß) ich diene“, sondern bildete auch von ihnen aus die neuen Formen: *quoitīlaisi* „du wöllett“ (vgl. die Neubildungen *druwēse, seggēsei* S. 89) — *turrīlimai* „wir müßten“ (vgl. *immimai* usw. S. 93, während Berneker S. 227 *turrilimai* in *-laimai* ändern möchte) — *quoitīlaiti (quoitylaiti)* „wöllet“ (vgl. unten S. 119 *rīpaiti, klumstinaitai* usw. gleichfalls mit *ai* für zu erwartendes *i*).

Trifft diese Behandlung der *lai*- Bildungen das Richtige, so ist zu deren völliger Klarstellung nur noch der begriffliche Zweck der Anfügung von *lai* nachzuweisen[1]). Dies scheint mir

---

[1]) Den preußischen Formen kommen sehr nahe lett. *es ĩsch' lái, mēs ĩsim lái* „ich will, wir wollen gehen“ (Wolmar). Das für lett. *lái* vorkommende *laid* (Lit. lett. Drucke II 52 Anm.) ist volksetymologisch, und *lai (lái)* mag eine alte Optativform im Sinne von „möge“ „wolle“ sein, ohne aber als **vlai[t]* aufgefaßt werden zu müssen (Brugmann IF. XV 340, vgl. Prellwitz Et. Wbch.[2] unter λῆμα). Lett. *lái winsch ĩt*, preuß. *ēi[t]-lai* vergleichen sich dann syntaktisch mit lit. *nori eysime, iżrausime* (Lit. lett. Drucke IV 116 Z. 28), *kur nori prigatawosim* (Beitr. z. Gesch. d. lit. Sprache S. 259), *vélyj buč'[iau]* Juškevič Dájnos Nr. 527, lat. *quid vis faciam*.

Das Litauische braucht *lai* heute nur in einem Teile seines nördlichen Gebiets, in Übereinstimmung mit dem Lettischen und wahrscheinlich nur als Lettismus. Aber ich glaube, daß es in ihm früher einen großen Spielraum gehabt hat, denn es scheint mir nicht nur in *esliui* (*eslui, esle* Beitr. z. Gesch. d. lit. Spr. S. 64 Anm. 3) enthalten zu sein, sondern auch in dem permissiven *tegùl* (von Chylinski und vermutlich auch in der Wolfenbüttler Postille nicht gebraucht: Mitteil. lit. liter. Ges. IV 235, V 232, dagegen von Pietkiewicz: Archiv f. slav. Phil. XIII 567), dessen Erklärung „er, sie, es liege“, „laß es liegen“ (Schleicher Gram. S. 227, Kurschat Gram. § 1160) durch *tegùl ein* „mag er gehen“, *tegul stoias* (Lit. lett. Dr. IV 98 Z. 16) Lügen gestraft wird. Ich sehe darin *te-gu-l[a]i* und in *gu* die gleichlautende Partikel, die zwar fast nur fragend gebraucht wird, aber noch eine etwas freiere Anwendung erkennen läßt (Beitr. z. Gesch. d. lit. Spr. S. 262, 264, Leskien IF. XIV 98, Mitteil. lit. liter. Ges. IV 240 Anm. 6, „*jéigi* oder *jeigu*“ Kurschat Lit. Wbch., *negu* ib., *negù* „außer“ Juškevič Dájnos Nr. 209, *negut* Geitler Stud. S. 97, Mieżinys unter *neg*) und deren Herkunft (J. Schmidt KZ. XXV 95, Zubatý IF. VI 307) eine solche voraussetzt. Übrigens ist auch das mit *lai* identische asl. *li*, russ. *ĺi, lь* (Fick Vgl. Wbch.[3] II 647) Fragepartikel (die Beurteilung von russ. *jésli* „wenn“, poln. *jeżeli, jeśli, jestli* dass. muß ich den Slavisten überlassen). Unterstützt wird diese Erklärung von *tegùl* durch das neben ihm vorkommende *tegù* (Brugmann Lit. Volkslieder usw. S. 287), das nicht *l* verloren hat, sondern nichts weiter ist, als *te-gu*, entsprechend der Verbindung *te-gi* (alt: *tegistow, tegiweizd*), vgl. in Juškevič' Dájnos:

aber nicht möglich zu sein, denn ein funktioneller Unterschied zwischen ihnen und den übrigen Injunktiven läßt sich nicht behaupten. Sie treten zwar besonders in Nebensätzen auf, aber hier erscheinen auch konjunktivisch gebrauchte Formen ohne *lai*.

Von den übrigen Injunktivformen treten als solche klar hervor:

en-dirīs „siehe an" (Inf. *en-dyrītwei*, lit. *dyrēti*), *gerdaus* „sage"[1]) und *en-gerdaus* „erzähle"[2]) (Inf. *gerdaut*), *en-graudīs* „erbarme dich"[3]) (*en-graudīsnan* „Barmherzigkeit"), *mylis* „liebe"[4]) (Inf. *milyt*).

Diese II. Sg. sind von gleicher Art mit *teīks* (S. 110). Zu *gerdaus* stimmt *dīnkauti* „danket" sowie die III. Sg. *dīnkau-ts* (S. 109) und wahrscheinlich die I. Pl. *dīnkaumai* (S. 85 f.).

Für II. Pl. Inj. halte ich auch: *kirdyti* (zweimal) „höret" (Inf. *kirdīt*, *kirdītwei*; daneben I. Pl. Ind. *kīrdimai* und *kīrdeiti*, worüber unten), *milyti* „liebet" (vgl. oben *mylis* und *milē* S. 91) und *seggītei* (zweimal), *seggīta* „tut!" *seggītei*, *segytei* „(daß) ihr tut" (s. S. 90)[5]).

Die Grundlage aller dieser Formen war nicht der Präsens-, sondern der Infinitivstamm. Dies ergibt sich durch ihr Äußeres

---

gul „liegt" (neben *gùli* Nr. 598, 889) Nr. 190, 224, 225, 411, 505, 599, 839, 843 usw., *gal* (neben *gàli* Nr. 189) Nr. 209, 332, 838 b, *pet* und *tuŕ* Nr. 838, *tuŕ* Nr. 411, *dēl* Nr. 219, 518 (auch *tûdēl*), *kûdēl* Nr. 198, 201, 266, 518, 893, *kol* Nr. 613, *pakól* Nr. 194, 244, 332, *atgàl* „zurück" Nr. 524, *pagàl* Nr. 503 — *tegù* Nr. 79, 229, 266, 468, 511, 530, 889, 891, 937 usw. (vgl. *jagù* „wenn" Nr. 191, 613 und das schon angeführte *negù*). — Das richtige Verständnis für *tegùl[ai]* ist den Litauern früh abhanden gekommen, und infolgedessen bildete man *tegigul*, *tegulgi*, *tegul te-datíria* (Beitr. z. Gesch. d. lit. Spr. S. 212, vgl. Kurschat Gram. § 1160, 1369 f.) und kann im preußischen Nordlitauischen neben *tègul (tàgul) ans gǎl* und *lái ans gǎl* „mag er liegen" sagen: *láigul (lǎgul) ans gǎl*, wo nun *láigul* zweimal *lai* enthält.

[1]) *gerdaus schan* für „sage an" des deutschen Textes, aber wörtlich „sage her" (vgl. *schan bhe stwen*, lit. *szēn*), was der Magdeburger niederd. Katechismus von 1531 bietet (Knoke a. O. S. 94). — Berneker S. 99 bemängelt *jeiti stwen* „gehet hin", und gewiß hätte sowohl *jeiti*, wie *immaiti* in den Einsetzungsworten des Abendmahls genügt. Aber Luther wäre auch mit „gehet", „nehmet" ausgekommen und hat doch beidemal „hin" zugefügt. *stwen* bedeutet eben „dort" und „hin", *schien (schan)* „hier" und „her".

[2]) Im Sinne Luthers vielleicht III. Sg. („recitet", Knoke a. O. S. 95), aber im Zusammenhange eher II.

[3]) *deiwa engraudīs* als Übersetzung von „leider", wie lit. *sźlēk dēwe*.

[4]) Ich ändere in *milys*.

[5]) Desgleichen *crixtity* I, **crixtiti* II „taufet". — Über *segeyti* und *crixteiti* weiter unten.

(man beachte *seggītei* neben *seggèti*) und durch ihre Betonung, die, abgesehen von *mylis*, derjenigen des Infinitivs entspricht. *en-dirīs* (aus *-dīrê-s*) ist also von anderer Art als *au-skiēndlai* (S. 111), und derselbe Unterschied besteht zwischen diesem und *turīlai, quoitīlai*, falls diese Formen nicht schematische Nachbildungen sind.

Die übrigen Formen, die ich für den Injunktiv bestimmt in Anspruch nehme, werde ich weiterhin nennen (s. S. 119 f., 122) und wende mich nun zu denen, von welchen es mir zweifelhaft ist, ob sie diesem Modus zuzurechnen sind, weil sie sich äußerlich von präsentischen Indikativformen nicht unterscheiden, und solche öfters konjunktivisch gebraucht sind. Veranlaßt ist dies durch die Entwicklung der baltischen Konjugation, die den Unterschied zwischen Indikativ und Injunktiv verwischte, indem sie sekundäre Personalendungen in das Präsens einführte, also z. B. **laikāti* „er hält" und **laikāt* „er halte" in *laikā[t]* zusammenfallen ließ (lit. *ẽszko — te-ẽszko*; preuß. *er-lāiku* „erhält", *lāiku* „halten" — *lāiku* „halte", *et-lāikusin* „enthalte sich"), zugleich aber, wie ich glaube, die Freiheit erhielt, Injunktivformen primäre Endungen zu geben (vgl. Delbrück Altind. Verbum S. 31 ff., Bartholomae Altir. Verbum S. 30, 44, 130 ff.). Dies ist vielleicht geschehen in *ēit* (vgl. *ēilai*) : *kai tebbei* (bezw. *tebbe*) *labban ēit*[1]) „daß dir's wohlgehe" (Willent: *idant gier butu*), *per-ēit twais ryks* „dein Reich komme", und *ēit* stände dann auf einer Linie mit der lit. III. Optat. *bú́t* (Kurschat Gram. S. 300, Gauthiot Parler de Buividze S. 52), die ich auf *bú́t[i]* zurückführe (vgl. *boūlai* S. 111)[2]). Ich kenne sie aus dem Südlitauischen, das die Endungen so sehr pflegt, daß mir Entstehung von *bú́t* aus *bú́tū* undenkbar erscheint, zumal da auch diese Form, nicht aber *bú́tũ* hier vorkommt. Freilich besitzt dasselbe Dialektgebiet auch den persönlichen Genit. Plur. *mú́s* neben *mú́sū* (dies seltener), allein die Lautverhältnisse nötigen, auch diese beiden Formen zu trennen.

---

[1]) Die preußische Fassung des vierten Gebotes entspricht der eines Leipziger deutschen Katechismus von 1543 (Knoke a. O. S. 70).

[2]) Beiläufig bemerkt ist jede Behandlung des lit.-lett. Optativs Stückwerk, die nicht den „hochlettischen" Formen auf *-tib, -tim, -timet* Rechnung trägt (Lett. Dial.-Stud. S. 72 Anm.), und es ist klar, daß die Endungen der lit. I. Sg. Opt. *-czą, -czau, -czü, -czo* ein *-ti-* voraussetzen. — Daß *sùktumbiau* nirgends belegt ist (Archiv f. slav. Phil. XXV 487), ist richtig, aber *nusidetumbiau* kann man schon seit 1890 in Bystrons Ausgabe des Katechizm Ledesmy S. 61 lesen

Ob *ēit* so zu erklären ist, muß aber dahin gestellt sein, da es ebensowohl III. Präs. Ind. in konjunktivischer Verwendung sein kann. Bei einer anderen Form ist diese Möglichkeit dagegen ausgeschlossen. „Auf daß ich sein eigen sei und in seinem Reiche unter ihm lebe und[1]) ihm diene“ ist übersetzt: *nostan kai as . . . asmai bhe . . . giwīt bhe . . schlufilai.* Nesselmann S. 73 macht Will diese Stelle zum Vorworf, aber man sieht, daß der Irrtum auf seiten des Tadlers, d. h. daß *giwīt* eine als I. Sg. gebrauchte III. Sg. Inj. mit primärer Endung sein kann (vgl. *giwe, *giwēmai* S. 89)[2]).

Wie dem aber sei — jedenfalls sind Formen, die sich äußerlich ganz als Indik. Präs. darstellen, in den baltischen Sprachen konjunktivisch (bezw. adhortativ, imperativisch) gebraucht. So lit. *eimè, eivà, eite, regite, neded* (Schleicher Gram. S. 252, Gaigalat a. O. S. 233, Beitr. z. Gesch. d. lit. Spr. S. 210), *zegnódës* aus *żegnó[j]dëws*[3]), lett. *eima, palídſ, swétí, sûdí* (Bielen-

[1]) „und“ fehlt im deutschen Text.

[2]) Die beiden deutschen Beichtformen bei Knoke a. O. S. 94 legen es nahe, auch in (*pogāunai* . . .) *dwibugūt* . . . *druwīt* („daß man empfahe . . . nicht zweivel . . . gleube“; Abschnitt 32) solche Formen zu sehen. Aber der deutsche Text des Enchiridions, auf den man doch zunächst angewiesen ist, hat: „(man empfahe . . .) zweifeln . . . glauben“ und nötigt also zu einer ganz anderen Erklärung von *dwibugūt, druwīt*: sie sind imperativisch gebrauchte Infinitive und als solche vielleicht gar keine Germanismen (vgl. Beitr. z. Gesch. d. lit. Spr. S. 218 f., 259).

Ähnlich steht es um *milyt* und *teisint* in der Erklärung des sechsten Gebots Der Magdeburger niederdeutsche Katechismus von 1531 hat: „(dat) ein yeder syne echte gade leff hebbe unde eere“, Sauromannus: ut unusquisque suam coniugem amet et honoret“ (Knoke a. O. S. 71), indessen auch hier genügt der deutsche Paralleltext völlig. Er hat die Infinitive „lieben“ und „ehren“, abhängig von dem einleitenden „wir sollen“, und ebenso hat Will konstruiert. Dasselbe Verhältnis zeigt die Erklärung des neunten Gebotes (wo der deutsche Text mit seinem „trachten“ und „nicht“ auf seiten der „Kinderpredig“ steht [oben S. 70]): *mes turrimai . . . schlufingisku boūton* und Willents lit. Übersetzung des siebenten: *turim . . . padeti dauxinti ir apginti.* — In der Erklärung des achten Gebotes steht im Schluß noch einmal *turrimai* im Gegensatz zum deutschen Text, aber Willent hat es nicht selbständig, sondern im Anschluß an andere Katechismen gesetzt (Knoke a. O. S. 72 f.), und der deutsche Text ist derjenige der Kinderpredigt. Immerhin ist es lehrreich für die Erklärung der betr. Infinitive, die also trotz Nesselmann a. O. und Brückner Arch. f. slav. Phil. IV 27 ganz richtig sind.

[3]) Oder aus *żegnók-dëws*? Zweifelhaft bin ich auch über *padë dēwas* (so Juškevič Dájnos Nr. 518, 822, 893, 974), *padëdis, -daus* (s. Zubatý Anz. f. indog. Sprach- und Altertums-Kunde XVI 53), weil daneben zwar *dëpadë* (Juškevič a. O. Nr. 780), aber auch *dëwe padëk* vorkommt. — Enthalten diese volkstümlichen

stein Lett. Spr. II 164, 208, vgl. *jáezé* Prellwitz BB. XXIX 322). Aus dem preußischen Enchiridion führe ich zunächst an:

asmai „(auf daß) ich sei“, *astits* „(auf daß) er sei“, *astai* „seid!“, *dast* „(daß) er lasse“ (neben *dāst* „gibt“), *sien au-dāst* „(daß) er geschehe“ (neben *audāst sien* „geschieht“)[1]), *billē* „er spreche“ (und „spricht“), *klausēmai* „(daß) wir hören“ (oben S. 102), *en-laipinne* „(daß) sie befehlen“[2]) (vgl. S. 96), *quoitēti* „(daß) ihr wollt“ (vgl. S. 99), *per-stallē* „(der) vorstehe“ und *stallēmai* „(daß) wir stehen“ (s. ebenda), *seggē* „(daß) sie tun“, *segē (segge)* „er (man) tue“, *seggēmai* „(daß) wir tun“ (vgl. S. 89 f.), *waiditi* „wisset“ (und „ihr wißt“, Willent: *ßinnot*; vgl. S. 102), *wīrst* „werde“ (und „wird“) und *wīrstmai* „wir würden“ (Willent: *butumbim*; vgl. S. 84) (*wirst* „werde“ auch in I).

Es wäre ein aussichtsloses Unterfangen, diese Formen von dem Indik. Präs. loszureißen, und deshalb trage ich kein Bedenken, demselben auch die zahlreichen anderen zuzuweisen, die hierunter verzeichnet sind, ohne indessen zu bestreiten, daß sich mehrere von ihnen für den Injunktiv in Anspruch nehmen lassen.

giwa „(welcher) lebe“ (im 31. Abschnitt, Willent: *giwentu*) (vgl. S. 84). — *lāiku* „er halte“ und *et-lāiku-sin* „er enthalte sich“, *en-waitia* „er rede an“ (Inf. *waitiāt*; asl. *vêštati*, Präs. *vêštają*) (vgl. S. 88).

maſſi „er möge“ (vgl. S. 87). — *sen-gydi* „(daß) er erlange“[3]), *turei* „er habe“ (s. indessen S. 121), *po-kūnti* „er bewahre“ (vgl. S. 91 f.). — *billi* „er spreche“ (vgl. S. 99). Ferner *er-lāngi* „er erhebe“ und *po-lycki* „er beschere“[4]).

er-kīnina (falls nicht Druckfehler für *erkīnint*) „er erledige“ (vgl. gr. τίνυμαι), *spartina* (und falsch *spartinno*) „stärke“, *swin-*

Ausdrücke die III. Sg. Imper. auf *-k*, so erschüttern sie die sonst sehr einleuchtende Annahme Brückners Lituslav. Stud. I 165, daß „der Gebrauch der II. Sg. Imper. für die III. Pers. ein Slavismus sei“. Vgl. S. 119 Anm. 1.

[1]) Die Inversion wie im Deutschen: „er begibt sich“, „wie begibt sich“ — „daß sich begebe“, aber unabhängig vom deutschen Text.

[2]) Das entsprechende „anfahen“ des deutschen Textes ist Infinitiv.

[3]) Von einem Verbum der Schleicherschen Klasse IV 2 gehörig zu *gēide*, *giēidi* „warten“ (S. 92; vgl. lit. *láukti* „warten“, *su-láukti* „durch Warten bekommen“), wie lit. *lydżù (lỹdim)*, *lydėti* „begleiten“ zu *léidżu*, *léisti* „lassen“.

[4]) Der lit. Permissiv *te liki* „möge bleiben“ (Zubatý Sitzungsber. der böhm. Ges. d. W. 1901 S. 12) ist für die Bestimmung von *po-lycki* belanglos. Ebenso das zu diesem gehörige Part. Prät. *po-līkins* (die einzige Form dieser Art auf *-ins*) denn es kann sowohl in *po-līkuns*, wie in *po-līkiuns* geändert werden. (Beiläufig bemerkt ändere ich *au-minius* „betrübt“ in *au-miniūs* = *au-minīuns*, Nom. Pl., vgl. S. 94 Anm. 2).

tina „(daß) er heiliget" (Willent: *paschwęnstu*), *po-ſwāigstinai* „er erleuchte", *wartinna sin* „er wende sich" (vgl. S. 96).

giwassi (auch *giwasi*) „(auf daß) du lebest" (vgl. S. 84).

et-skīmai bhe winna *per-ēimai* „(daß) wir auferstehen und heraus kommen" (der deutsche Text umgekehrt: „herauskommen und auferstehen" entsprechend der „Kinderpredig")[1]).

giwammai „(daß) wir leben", *per-weckammai* „(daß) wir verachten" (wörtlich „versprechen", vgl. den mhd. Gebrauch dieses wortes und gr. ϝέπος), *wīrstmai* „(wenn) wir würden" (Willent: *butumbim*) (vgl. S. 84).

maſſimai „(daß) wir mögen", *mēntimai* „(daß) wir lügen" und *ep-mēntimai* „(daß) wir belügen", *er-nertimai* „(daß) wir erzürnen", *schlūſimai* „(daß) wir dienen" (vgl. S. 87).

lāikumai „(daß) wir halten" nebst *en-laikūmai* (so!) „(daß) wir anhalten" und *po-lāikumai* „(daß) wir behalten", *waitiāmai* „(daß) wir reden" (vgl. S. 88).

turrimai „(daß) wir sollen" (im 19. Abschnitt: *kai mes druwīt turrimai*, Willent: *idant tikietumbim*) (vgl. S. 91). — *galbimai* „(daß) wir helfen" (vgl. Part. Prät. *po-galbton* und lit. *gelbsenti*, *-antį* Beitr. z. Gesch. d. lit. Spr. S. 66), *girrimai* „(daß) wir loben" (Inf. *girtwei*; lit. *gìriame* „wir loben") (vgl. S. 92).

au-gaunimai „(daß) wir gewinnen" und *po-gaunimai* „(damit) wir empfangen", *gunnimai* „(daß) wir treiben" (Inf. *guntwei*), *immimai* „(daß) wir nehmen", *pīdimai* (und falsch *pidimai*) „(daß) wir bringen", *po-ſinnimai* „(daß) wir bekennen" (vgl. S. 93).

bebinnimai „(daß) wir spotten", *brewinnimai* „(daß) wir fördern" (vgl. *brewingi* „förderlich"), *mukinnimai* „(daß) wir lehren"[2]), *tickinnimai (teckinnimai)* „(daß) wir machen" (vgl. S. 96).

---

[1]) Will hat unter schuldiger Berücksichtigung der folgenden Stelle des Römerbriefes sowohl exegetisch wie sprachlich richtig übersetzt: der alte Adam in uns soll täglich sterben, wir aber sollen täglich, wie Christus — in dessen Tod wir durch die Taufe eingeleibt sind (so die „Kinderpredig") — aus dem Grabe, auferstehen: (als) ein neuer Mensch, der ewiglich lebe („also sollen wir auch in einem neuen Leben wandeln"). — Hätte „der gute Pfarrer" nach dem Verlangen Nesselmanns S. 73, das Berneker S. 96 zu teilen scheint, die entsprechenden Infinitive gesetzt, so hätte er sich sehr mißverständlich ausgedrückt, denn der alte Adam soll keineswegs auferstehen.

[2]) Nicht „lernen" (Nesselmann S. 118), obgleich dies der deutsche Text hat. Der preußische Text entspricht dem des Lonicerus: „libenter tum audire ab alijs, tum alios docere" (Knoke a. O. S. 71). Veranlaßt mag diese Fassung sein durch die landläufige (auch ostpreußische) Verwechslung der deutschen Wörter „lernen"

au-paickēmai „(daß) wir abtrügen“ (Willent: *atwilotumbim*) und *paikemmai* „(daß) wir trügen“ (vgl. unten *po-paikā*), *klantemmai* „(daß) wir fluchen“ und *per-klantemmai* „(daß) wir verraten“ (vgl. *klantīuns, per-klantīts*)[1].

madliti „bittet!“ (vgl. S. 87). — *turriti* „habt!“ (vgl. S. 91). — *lāikutei* „haltet!“, *en-lāikuti* „haltet an“ (vgl. S. 88). — *billītei* „sprecht!“, *laukyti* „suchet!“ (Inf. *laukīt*; vgl. S. 99 ff. und oben *billi* „er spreche“).

Unrichtig ist *po-paikā* „(daß nicht) betrüge“ (es folgt *bhe perweddā*, vgl. S. 108). Ich ändere es in *-paikā* d. i. *paikā[it]*, das sich zu *-paickēmai* verhält, wie *billā* zu *billēmai*.

Zweifelhaft sind *po-ſinna* „(daß) man bekennt“, *immati* „(daß) ihr nehmet“ und *er-ſinnati* „(daß) ihr erkennet“. Sie können konjunktivisch gebrauchte Indikativ- oder Injunktiv- (vgl. S. 95), können aber auch echte Konjunktivformen sein (*-ſinnimai* : *-ſinnati* = ai. *krīṇīmáḥ* : *krīṇātha*). Die Betonungsverhältnisse (vgl. ved. *pramināma*) bereiten dieser Erklärung nicht mehr Schwierigkeiten als jenen.

Eine echte Konjunktivform ist möglicherweise auch *po-lynku* „(daß) sie bleiben“ neben *po-līnka* „sie bleibt“ (S. 84). Es würde als solche aber die einzige ihrer Art sein[2].

Optativ.

Unzweifelhafte Optativformen sind zunächst *dais* (zweimal) „gib“ „laß“ (= *dais* I, *days* II) und *dǟiti* (fünfmal *ā*, viermal *a*) „gebet“ „lasset“ (neben *dāse* „du gibst“, *dāst* [siebenmal] und *dast* [viermal] „er gibt“ „läßt“), und zwar kann *dais* = *δοίης* sein, da *ē* zu *ī* geworden wäre. Wahrscheinlicher ist es aber im Anschluß an *dǟiti* gebildet, und dies wird = *dā-ī-ti* (nicht *da-ī-ti*) sein. Von gleicher Art sind möglicherweise lit. *dumaik*,

und „lehren“ (das letztere bieten niederdeutsche Parallelstellen), aber es ist klar, daß Will nicht den Begriff „lernen“, sondern den Begriff „lehren“ hat ausdrücken wollen, denn für dies braucht er *mukint*, für „er lerne“ aber lesen wir *mukinsu-sin*.

[1]) Obgleich *paikemmai -paickēmai* neben sich hat und zur Annahme eines abgeleiteten Verbums nötigt, hält es Berneker S. 216 für **paikammai*. — Ich setze Verba wie *billīt, klausiton* voraus (vgl. oben *po-paikā*) und erkläre das *-emmai* von *klantemmai, paikemmai* wie das von *giwemmai* (S. 89 f.). *wertemmai* „(daß) wir schwören“ lasse ich als unklar beiseite (etwa für *werdemmai*, vgl. lit. *war̃dyti, wardóti* „besprechen“?).

[2]) In dem Infinitiv *po-lāikt* „bleiben“ wird *ai* = lit. *ė* sein, vgl. z. B. lit. *szwintù, szwìsti* „hell werden“ neben *szwėczù, szwė̃sti* „leuchten“ (intr.).

žinaik usw., *doik* und wahrscheinlich *buik* (Gaigalat a. O. IV 418, V 30, 233[1]). Mit Brugmann Grundriss II 1302, 1310 *dais* zu den *oi*-Bildungen zu rechnen, ist unnötig (Zubatý IF. IV 476).

Ebensolche Formen sehe ich in *ſignāis* (gedruckt *ſignāts*, von Nesselmann korrigiert) „segne“, *et-trais* (oft) „antworte“ und *at-trāiti* (siebenmal) „antwortet“ trotz der III. Präs. *et-trāi* (S. 88), da eine hiervon neu gebildete II. Sg. als **et-trāisei* (oder ähnlich) erscheinen würde[2]).

Ob auch *dinkauimai* „(daß) wir danken“, *rikauite* „herrschet“ Optativformen sind, ist mir zweifelhaft, und ich ziehe es vor, darin Formen des Indikativs zu sehen (vgl. S. 86). Mit Entschiedenheit trenne ich dagegen vom Optativ:

immais (*imais*; nicht *immeis*, wie Nesselmann im Glossar und Berneker S. 226 schreibt; *ymays* Grunau) „nimm“, *kackinnais* „reiche“, *smuninais* „ehre“

en-gaunai (und falsch *-gaunei*) „(daß) er empfange“ und *po-gāunai* dass. (s. Fortunatow a. O. S. 158), *po-stānai* (so siebenmal, einmal *po-stanai*) (daß) „es werde“ „sie werden“, *au-pallai* (und *aū-*) „(daß) er finde“, *per-pīdai* „(daß) man bringe“

immaiti (imaiti) „nehmet“ (= *ymayti* I, II, *jmmaitty* I, *ymmayti* II), *rīpaiti* „folget“, *buwinaiti* (gedruckt *buwinanti*, von Nesselmann korrigiert) „wohnet“, *klumstinaitai* „klopfet an“, *mukinaiti* „lehret“ (= *mukinaity* I, *mukineyti* II), *er-pilninaiti* „erfüllet“, *tickinnaiti* „machet“, *tūlninaiti* „mehret“,

da sie von den klaren Indikativformen *eb-immai, po-gaunai, au-pallai, pīdai, tūlninai* (S. 93, 96) nicht losgerissen werden können. Da sie sich ferner auch nicht wohl voneinander trennen lassen, so halte ich wegen der Endung von *immais, kackinnais, smuninais* sie

---

[1]) Es liegt am nächsten, *buik* für *būī[t]-ki* zu erklären und anzunehmen, daß die Ähnlichkeit von **buiki* und *láuki, mérki, sẽki, szóki* (II. Sg. Präs.) den Gebrauch von *buik* als II. Sg. Imper. herbeiführte. Vgl. aber S. 115 f. Anm. 3. — Jedenfalls ist *buik* bei der Erklärung von *-bime, -bite* des Optativs zu beachten (vgl. Wiedemann Beitr. z. altbulg. Conjugation S. 34). Vielleicht beruht das eine auf *bū-ī-*, das andere auf *bu-ī-*.

[2]) Die Folgerungen, die Fortunatow BB. XXII 166 aus *dais : dāiti, ettrais : attrāiti* zieht, sind mir zweifelhaft. Die beiden letzten Formen kommen nur formelhaft vor und zwar *ettrais* im Enchiridion und *attrāiti* in dem späteren Taufformular. Man wird nicht annehmen dürfen, daß Will sich um jedes neue *ettrais* sonderlich bemüht habe. Vielleicht wendete er dafür eine Abkürzung an. Ich sehe in *dais, ettrais,* wie in *daiti* nur Nachlässigkeiten.

sämtlich für Injunktivformen[1]). Wegen des *ai* von *immaiti* (neben *immimai*) usw. vgl. *quoitīlaiti* (S. 112) und z. B. got. *ga-kunnaiþ* „καταμάθετε“ (Geras S. 206).

Keine Entscheidung läßt sich treffen über das vereinzelte *po-dingai* „(daß) gefalle“ und *gerbais* „sprich“, *gerbaiti* „sprecht“ (je einmal; Inf. *gĕrbt*), aber wegen lit. *dìngo-s, dingója-s* läßt sich annehmen, daß *-dingai* entweder *dingāi-t* (Inj.), oder *dingā-ī-t* (Opt.) ist, und es empfiehlt sich, *gerbais, gerbaiti* für Injunktivformen eines Verbs *gerbāi- : gerbt* (vgl. *pīdāi- : pyst* und *gerbaisa* „beichten“ Grunau) zu erklären, da hierdurch eine gute Ordnung der preußischen Optativformen erzielt wird. Den oben behandelten von Stämmen auf *ā* (*dais* usw.) stehen nämlich solche mit *-ei-* in beträchtlicher Zahl gegenüber, und dieser Unterschied ist nur einmal verwischt (durch *idaiti*) und wohl begründet. Die folgende Besprechung der *ei*-Formen wird hieran hoffentlich keinen Zweifel lassen.

jeis „gehe“, *jeiti* „gehet“ (= *jeithy* I, *jeiti* II) sind gebildet wie gr. ἴοι, ἴοιμεν (Bopp a. O. S. 109). — *poieiti* „trinket“[2]) ist dagegen nicht eine Form der Wurzelklasse (ai. *pâti*, √*pōi*), sondern beruht auf dem Präsens-Stamm *pōja-* (vgl. Schulze KZ. XXVII 423), den der II. Katechismus durch *puietti* „ihr trinkt“

---

[1]) In den lit. II. Imper. *pa-pildai, isch-klausai, pa-mi-daray* sehe ich den Verbalstamm auf *-āi-*, in den III. Perm. *te klausai* usw. (Beitr. z. Gesch. d. lit. Spr. S. 209, Brückner Archiv f. slav. Phil. XIII 567, Gaigalat a. O. S. 232) und in *pa-praschaim* Injunktivformen (auf *-t*, bezw. *-me*; vgl. Geras S. 200 f.). Ich halte also *(te)klausai* und z. B. preuß. *per-pīdai* für dieselbe Bildung. — Zu den bereits bekannten lit. Permissiv-Formen auf *-ai* füge ich *tegù tájsaj* (neben der III. Präs. *tájsu*) und *te-si-žinaj* Juškevič Dájnos Nr. 514, 436.

[2]) Neben dem zweimaligen *poieiti* stehen die Infinitivformen *poūt, poūton* und *pūton, poutwei* (vgl. ai. *pâtave*) und *poūis* „das Trinken“ (vgl. ai. *-pâyya, -pâyia* „Trinken“ und formell auch lit. *mõjis*). Dieser Unterschied (*o* — *oū, ū*) erinnert an *kūnti, po-kūnti, po-kūnsi*, Inf. *-kūnst : -po-kuntieis; *et-wiērpie, et-wērpimai, -wērpt, -wiērpt* (freilich auch *et-werpe*) : *et-werpeis; tiēnstwei : tenseiti* „reizet!“ und an die verschiedene Behandlung von betontem und unbetontem *o* = *ā* nach Labial (*o* — *ū*, GN. 1905 S. 460). Es scheint also, daß das Preußische wenigstens teilweise den Optativcharakter betonte (vgl. lit. *te-sukẽ*), und altes *ō* = lit. *ů* im Enchiridion nach Labial in betonter Stellung zu *ū, oū* geworden ist (vgl. *wūkawi*). Bei der Spärlichkeit des Materials will ich vorläufig nicht mehr sagen. Daß *poūt* usw. altes *ō* enthalten, steht mir fest (*puotu* Lit. lett. Dr. IV 95 Z. 4, *puota* Szyrwid Dict. unter *biesiada*). An eine Wurzelform *pu* (Berneker S. 150, Archiv f. slav. Phil. XXV 476) hat schon J. Schmidt Jen. Lit.-Ztg. 1874 Art. 478 gedacht. — Über den akzentuellen Unterschied *poieiti* (d. i. *-éiti*) : *te-sukẽ* S. 123.

In dem *ū* von *-winūt* sehe ich die Tiefstufe von *ōu* > lit. *ů* in *āszarůti* usw. (Geras S. 193 f. Anm.). Vgl. *āi* : *ī*.

neben *puieyti* „trinket!" ergibt (der I. Katechismus braucht beidemal die Optativform: *pugeitty* bezw. *pogeitty* mit *o* für *ū*, wie in *taykowuns* und *gobuns*; Grunau bietet *pogeys* „trinck").

An *poieiti* schließt sich von selbst *po-kuntieis* „behüte" (II. Sg., worüber S. 124) aus *-kuntio-ī-s*, gehörig zu *kūnti*, *po-kūnti* „er behütet" und „er bewahre" (S. 92, 116), und an dieses reihen sich: die II. Sg. *et-werreis* „öffne", *et-werpeis* „vergib" (ebenso II, *at-werpeis* I) (vgl. S. 92) nebst *tenseiti* „reizet" (Inf. *tīenstwei*; lit. *tęsiù : tę̃sti*), in denen die „Erweichung" vernachlässigt, d. h. *ei* = *iei* ist. Dasselbe nehme ich an in *kīrdeiti* „höret" (vgl. S. 113), dessen Betonung übrigens verdächtig ist (vgl. das von Schleicher Lit. Gram. S. 227 angeführte *gulē̃*; im allgemeinen bilden solche lit. Verba nicht den Permissiv auf *-ē̃*, Kurschat Gram. S. 279). — Wer will, kann auch *turei* (S. 116) hierherziehen.

Dem Anscheine nach reihen sich an *po-kuntieis* auch *nidraudieiti* „wehret nicht" und *klausieiti* „gehorchet", allein diese Formen beruhen auf *-āi- : -ī*-Basen (S. 102, 105) und sind zu beurteilen wie *jeiti*, d. h. sie stehen für *-ī-oite*. Wurde in diesem Ausgange *ī* verkürzt, so konnte es nach einem Konsonanten in der Schrift vernachlässigt werden (s. oben), und daher läßt sich *crixteiti* auf *krìkstī-oite* zurückführen (diese Betonung ist vorauszusetzen). Es wäre dann Optat. Aor. Aber im Hinblick auf *crixtia* „ich taufe" (S. 87) glaube ich, daß es sich auch als Optat. Präs. auffassen läßt[1]). Unbedenklich ist diese Auffassung bei *dellieis* „er teile mit"[2]), über dessen Endung noch zu sprechen sein wird (vgl. lit. *dalyjù : dalýti*).

Ein Opt. Aor. scheint mir dagegen vorzuliegen in *po-skuleis* „ermahne" (II. Sg.). Aus *-skālējo-īs* (vgl. S. 89) wird es nicht entstanden sein, da dies zu *-skulīeis* oder *-skulieis* geworden wäre (vgl. *-seggīentins* S. 91 und *dellieis*). Als *-skālē-īs* ist es dagegen in der Ordnung[3]). — Ebenso steht es vermutlich um *en-wackēimai* „(daß) wir anrufen" (Willent: *praschitumbim*) und *waidleimai* „(daß) wir zaubern" (Willent: *ßolinetumbim*). Der Gegensatz *en-wackēimai* — *en-wackēmai* (Ind.; S. 89) scheint von Fortu-

[1]) Nach seiner Erklärung hat sich die von *plateys* „bezall" Grunau (poln. *płacić*) zu richten.

[2]) Das Objekt „allerlei gutes" ist unübersetzt geblieben, vielleicht weil ihm Will am Ende des Satzes Rechnung tragen wollte, aber es hier vergessen hat (vgl. die lit. Übersetzung Willents, bei der Erasmus benutzt zu sein scheint, s. Knoke a. O. S. 109).

[3]) In gleicher Weise erkläre ich *segeitty* I, *segeyti* II „tut".

natov a. O. S. 167, 178 und Berneker S. 218 für ganz bedeutungslos gehalten zu sein.

Schwer zu beurteilen sind die II. Sg. *dereis* „siehe“ (vgl. S. 106) und *iſ-rankeis* „erlöse“ (vgl. S. 111), welches durch den I. und II. Katechismus bestätigt wird, sowie das vereinzelte *kurteiti* „irret“ (aus poln. *karcić* „bestrafen, tadeln“? dann wie *crixteiti*). Ich vermute in *dereis*, wofür ich *deireis* lese, und *-rankeis* II. Sg. des Injunktivs von Präsens-Stämmen auf *-ēi-* (S. 100). Wer ihr *-eis* = *-īs* setzt, hat es bequemer. Ihrer Vereinigung mit *-werreis, tenseiti, kīrdeiti* oder *crixteiti* stehen mancherlei Bedenken entgegen.

Keine Optativ-, sondern Injunktivformen sind bestimmt *po-auginneiti* „erziehet“, *laustineiti* „demütiget“ und *po-waidinneiti* „beweiset“, denn sie lassen sich von *po-waidinnei* (S. 96) nicht losreißen.

Zu erledigen sind hiernach nur noch: *īdeiti* und *īdaiti* (im Druck: *Idaiti*) „esset“ (jede Form nur einmal; in I *edeitte*, in II *ydieyti*), *seīti* „seid“ (fünfmal *ei*, zweimal *eī*) nebst *seisei* „er sei“ (worüber später) und *weddeis* „führe“ (einmal; in I *wedais*, in II *wedeys*) [1]).

Soweit sich sicher urteilen läßt, bilden also alle Stämme, die nicht auf *-ā* auslauten, den Optativ mit *-ei-* und zwar fast ausnahmslos (s. *īdaiti*). Hieraus ergibt sich aber eine Schwierigkeit, insofern dies *ei* griech. *οι*, got. *ai* vertritt. Bei *jeis, -kuntieis* usw. läßt sie sich dadurch umgehen, daß man in dem *e* die Wirkung von *i (j)* auf folgendes *a* sieht. Dies tut Berneker S. 225 und hat sich dadurch zu einer Erklärung von *seīti, seisei* verleiten lassen, die nicht nur sehr gekünstelt, sondern auch objektiv zu bestreiten ist, weil 1. ein Stamm *sio-* in den baltischen Sprachen nicht nachzuweisen ist (ob ihn jemand aus lett. *eschu* Bielenstein Lett. Spr. II 258, Kauliń BB. XIV 143, XVI 337 zu folgern wagt, ist abzuwarten), 2. für ind. *syās* usw. im Enchiridion *siēs* > *sīs* zu erwarten wäre, 3. *seīti, seisei* durch ihr konsequentes *ei* (nie *iei* oder *iai*, vgl. Berneker S. 163 f.) ihrer Zurückführung auf *siai-* widersprechen [2]).

Ebensowenig läßt sich *iai* für *īdeiti* (vgl. gr. *ἔδοι*; *édē̃* Juškevič Dájnos Nr. 792) und *weddeis* voraussetzen, und *weddeis* auf *weddē* zu beziehen, nicht aber auf lit. *te-wedē̃* (asl. *vedi*) wird sich wohl niemand entschließen.

---

[1]) Dazu *kyrteis* „slo“ Grunau, vgl. lit. *kertù : kir̃sti* „hauen“. Wegen des *y (i)* vgl. *-rīnka* S. 84.

[2]) Daher darf man auch nicht an den Stamm *[e]sī* denken, der mir in got. *siju* (I. Dual. Imperf. aus **sī-va*?), *sijaiþ* usw. zu stecken scheint.

Da also das optat. *ei* nicht nur nach *i (j)* erscheint und in *jeis, po-kuntieis, seīti, īdeiti, weddeis* unzweifelhaft identisch ist, so muß sein Hervorgehen aus *oi* als ein Vorgang betrachtet werden, der durch das Vorhergehen von *i (j)* nicht bedingt ist. Als solcher erscheint es aber, wenn man mit mir annimmt, daß das Preußische in einer früheren Zeit das litauisch-lettische *ë (ī)* besessen (BB. XXIII 299) und in unseren Optativformen ebenso zu *ei* verwandelt hat, wie in *tennei* (vgl. lit. *tē̃, anē̃*), *tennēimans (-mons), stēimans* (*ēi* und *ei* ungefähr gleich oft, selten *eī*; vgl. lit. *tē̃m[u]s*, got. *þaim*), *tenneison* (einmal *-ēison*), *stēison* (*stēisan*, meist *ei*, seltener *ēi*; vgl. asl. *têchъ*, an. *þeira*; anders Berneker S. 202). Durch diese Verwandlung scheint teilweise die Ton-Qualität alteriert zu sein: *deiws* lit. *dē̃was, deinan* lit. *dē̃ną* (im Lettischen freilich *dîws, dînu*) und ebenso: *seiti (seīti)* lit. *te-sē̃, weddeis* lit. *te-wedē̃* usw. (vgl. indessen Vondrák BB. XXX 135 f.). — Weshalb *ë* nicht immer durch *ei*, sondern auch durch *ai* vertreten, und ob *īdaiti* geradezu fehlerhaft ist, wird Sache einer eigenen Untersuchung sein müssen[1]. Einstweilen sei nur daran erinnert, daß die deutsche Schriftsprache der Zeit, welcher das Enchiridion angehört, *ain* neben gewöhnlicherem *ein* duldete.

Eine besondere Abteilung des Optativs bilden die Formen *boūsei* usw., die von Bopp a. O. S. 104 (vgl. Lottner KZ. VII 45) dem Aorist, von anderen dem Futurum angeschlossen sind. Ehe ich auf sie eingehe, will ich bemerken, daß ich in *ēisei* „du gehest“ (Willent: *eisi*), *po-stāsei* „wirst“ „werdest“ (Willent: *busi, pawirsi*) und *et-skīsai* „du fährst“ (erhebst dich; Willent: *kelsiesi*) die II. Sg. Fut. (*-sei* = lit. *-si*) vermute (vgl. Berneker S. 220). — Die betreffenden Formen sind:

1. Endung *-sai* : *bousai* „er sei“, *dāsai* „er gebe“, *galbsai* „er walte“ (je einmal)

2. Endung *-sei* : *boūsei* „er sei“ „sie seien“ und (daß) „sie sei“ „seien“ (siebenmal) und *baūsei* „er sei“ (zweimal), *au-dasei* (sc. *sien*) „geschehe“ (einmal), *seisei* „er sei“ (einmal)[2]

---

[1] In Grunaus *maysta* sehe ich weder die dem asl. *mêsto* urverwandte Form (Berneker S. 306), noch Verschreibung von *myasta* (Brückner Arch. f. slav. Phil. XX 506), sondern das entlehnte lit. *mē̃stas* mit demselben *ay* = *ei, ë*, wie in *sanday* (Fortunatov BB. XXII 172 Anm.).

[2] Vgl. *au-dassei-sin* I, *au-dasey-sin* II, *par-eysey* II.

3. Endung *-se* : *boũse* „er sei" (zweimal), *dase* „er gebe" (zweimal), *galbse* „er walte, helfe" und einmal nach dem deutschen Texte „hilf" (zusammen dreimal), *tussīse* „er schweige" (einmal)[1])

4. Endung *-si* : *po-künsi* „er behüte", *eb-ſignāsi* „er segne" (je einmal).

5. Endung *-s* : *dellieis* „er teile" (einmal).

Außerdem scheinbar die Endung *-su* in *mukinsusin* „er lerne", das aber nicht richtig sein kann und wahrscheinlich in *mukinsei-sin* zu ändern ist.

Daß Will *galbse* nicht, wie Nesselmann meint, als II. Sg. gebraucht hat, ergibt die Stelle, an der es dem deutschen „hilf" entspricht (Abschnitt 20). Wir lesen hier: *sta galbse mans myls taws endangon* „das hilff uns lieber Vatter im Himmel" . . . *essestan pokuntieis mans dengnennis tawa* „da behüt uns für himlischer Vatter". Also bei *galbse* der Nominativ, bei *pokuntieis* der Vokativ; folglich *galbse* auch hier III. Sg. und *po-kuntieis* II. Sg.

Ist aber *po-kuntieis* nicht III. Sg., so steht *dellieis* im Enchiridion vereinzelt. Vielleicht ist es falsch. Es folgt ihm unmittelbar anlautendes *s* *(stesmu)*, und es kann also verhört sein[2]). Aber die Endung *-s* der III. Opt. ist darum doch nicht zu leugnen, s. *pergeis* (d. i. *per-jeis*) „zukomme" im I. Katechismus.

Zur Erklärung von *bousai* usw. hat Brugmann Grundriss II 1187, 1351 (mit der Bemerkung: „auch *-ei-*, *-e* für *-ai*") die Dowkontschen Formen *sógausaj, turiesaj* herangezogen und hier wie dort *-ai* „für ein angefügtes, ursprünglich selbständiges Element" erklärt, „dasselbe, das in den Nom. Sg. wie *tasaí* neben *tàs* vorliegt" (eine nicht ganz neue Ansicht: Geitler Stud. S. 60). Berneker ist ihm darin gefolgt (S. 226 f., vgl. S. 212 f.). — Solche Formen der III. Fut. sind in Dowkonts Sprache ganz gewöhnlich, haben aber, wie Geitler a. O. bereits betont hat, nichts Optativisches. Im Prasmą sind sie Nebenformen derjenigen auf *-s*, und ihre Anwendung in den „Dajnes Żiamajtiû" scheint nur durch den Rhythmus bedingt zu sein: *nepalinksmins* |

---

[1]) Vgl. *wirse* „werde" II.

[2]) Umgekehrt scheint mir in *stai wirdai ka stwi stallē* (Berneker S. 175) *ka* fehlerhaft für *kas* zu stehen, das hier und in *sta druwi, kas . . . auschaudē* (Abschnitt 30), *ſwīrins, kas noſemmien līſe* (Berneker S. 98) nach lettischer Weise gebraucht ist (vgl. die lett. Bibel von 1877: *par wissahm dwaschahm, kas leen wirs ſemmes* 1. Mos. 1, 28; 9, 16).

tĩj paukszteleј — *kad tau reksaj | iszważióuti* Nr. 32 (vgl. *rejks mąn ĩszjotĩ* Nr. 73, *reks į karę jotĩ* Nr. 75); *par bieksaj żĩr-gélis* | — *par nesz ikapelès* Nr. 75. Ferner gehören bekanntlich auch zum Präsens Formen der III. Sg. Pl. auf *-ai* (sogar „*essai, yra, est, essa*" Prasmą S. 50), und auch diese sind nicht nur rein indikativisch, sondern scheinen von Dowkont gleichfalls nur dem Rhythmus zuliebe gebraucht zu sein: *krimtaj rasele | krim-taj mĩglele | krimt ĩr merguželęs* Nr. 71, *wyst rutelej, wyst roželes* Nr. 3 — *pawystaj roželes . . ĩr wajnikas kad pawĩstaj* Nr. 109 und in Prosa: *kas nesz nasztą, tas tór žĩnotĩ dieł ko ję neszaj* Budą S. 173.

Ich glaube hiernach nicht, daß noch „dies *-ai* im Permissiv besonders wichtig scheinen" kann (Schleicher Lit. Gram. S. 228); *(te) listaj, (te) jedaj* sind lediglich III. Präs. Ind. Weder sie, noch die indikativischen Futurformen auf *-sai* haben also eine innere Beziehung zu preuß. *bousai* usw. und eine maßgebende Bedeutung für die Erklärung der letzteren. Im besten Falle könnten sie demnach nur als zufällige Analoga in Betracht gezogen werden, allein, wie mir scheint, ist auch dies nicht angängig.

Die Annahme eines preuß. Partikel *-ai*[1]) schwebt völlig in der Luft. Gerade da, wo sie zunächst zu erwarten wäre, im Nom. Sg. Msk. der pronominalen Deklination, fehlt sie hier, und wenn Berneker sie trotzdem sogar in der I. Sg. Präs. und der III. Prät. annimmt, also an Stellen, die ihr selbst im Litauischen unbedingt verschlossen sind, so ist das nur ein Eingeständnis der Verlegenheit.

Aber es fehlt dem Preußischen nicht nur das zweite Glied der angeblichen Zusammenrückung *bous* + *ai*, sondern auch das erste: es gibt kein *bous*, kein *dās*, kein *galbs* usw., und *dellieis, pergeis* berechtigen nicht, dergleichen Formen anzunehmen, weil sie ihr *s* nur einer Übertragung aus Formen wie *bousai* verdanken können.

Endlich bleiben die Formen auf *-sai* an Zahl weit hinter denjenigen auf *-sei* und *-se* zurück, und um *boũsei, boũse* mit der Trennung *bous-ai* in Einklang zu bringen, müßte man zu lit. *patsey* u. dgl. (Beitr. z. Gesch. d. lit. Spr. S. 173, Reinhold

[1]) Oder *-sai*? Ich lasse diese Frage hier auf sich beruhen, gebe aber einige sie betreffende Verweise: Gaigalat a. O. S. 131 f.; Jawnis Praelectio (Petersburg 1900) S. 27; Meillet Mém. de la soc. de ling. X 135 (vgl. BB. XIV 176); Reinhold Mitteil. d. lit. liter. Gesellschaft IV 236 Anm. 4.

a. O. S. 229 Anm. 14, Gaigalat a. O. S. 26) seine Zuflucht nehmen, oder Übergang von *-ai* (nicht etwa *-ë*) in *-ei* überzeugend nachweisen, oder endlich Bernekers Behandlung von *-sai, -sei, -se, -si* beipflichten. Er sieht in *-sai* „die Injunktivform“ (auf *-s-t*) + *ai*; „*-si* kann der lit. Futurendung *búsi* (wie *tùri*) direkt entsprechen[1]), während *-se* für **sia* steht: lit. *búsiame* neben *búsime*“. „Trat an eine dieser letzteren die Partikel *-ai* an, so entstand *-sei* aus **-siai*“ (S. 226 f., vgl. 199 f.). — Ich brauche dem gegenüber weder meine obigen Einwendungen zu wiederholen, noch das Fehlen von *-siai, -siei* geltend zu machen, denn ich verwerfe grundsätzlich ein Verfahren, wie es Berneker hier angewandt hat. So lange nicht die lautliche Vereinbarkeit gleichwertiger Formen als unmöglich bewiesen ist, ist ihre einheitliche Erklärung anzustreben.

Eine solche scheint mir in unserem Ealle aber recht nahe zu liegen. Ich halte die fünf Endungen *sai, sei, se, si, s* für Spielarten einer einzigen, die ich als *-së* ansetze. Die Berechtigung hierzu ergibt sich aus den Nomin. Pl. *stai, quai : tennei, assai : assei : asse* „du bist“ (vgl. *giwassi* S. 84 f., 117 und lit. *essie-gu* Beitr. z. Gesch. d. lit. Spr. S. 198), *dāse* „du gibst“, *waisei : waisse* „du weist“, *stānintei : stāninti* „stehend“ (vgl. S. 79), *istwei : istwe* „essen“, *biātwei : biātwi* „fürchten“ (vgl. ai. *krátve* und J. Schmidt KZ. XXVI 361), die Infinitive auf *-t*, die Nomin. Pl. *iſ-rankīt, per-klantīt, iſ-maitint, em-pyrint*[2]).

---

[1]) Wie hier, so setzt Berneker auch Archiv f. slav. Phil. XXV 481 Anm. eine lit. III. Fut. auf *-si*, wenn auch als „Nebenform“ voraus, was ich unterstreiche. — Meillet (s. Mém. de la soc. de ling. XI 318, XII 230, XIII 362) wolle mir gestatten, ihn auf *neminsi* Gaigalat a. O. S. 232, lett. *netezési, búsi* (Bielenstein a. O. II 155) und die inflāntischen Formen *atraś, dûś* usw. (Lett. Dialekt-Stud. S. 145 Anm.) hinzuweisen, die auch dem Verfasser der Dispositio nicht fremd waren (Königsberger Studien I 203, 209). Das Aufgeben eines auslautenden *i* gehört, wie Meillet anerkennt, zu den Freiheiten der alten litauischen Sprache. Weshalb diese Endung in der III. Fut. schonungsloser behandelt ist, als in der III. Präs., liegt am Tage: *tùri* war von *turì* akzentuell verschieden, während **turë̃si* „er wird haben“ „sie werden haben“ mit *turë̃si* (aus *-së̃*) „du wirst haben“ zusammengefallen wäre, und so benutzte man die Freiheit der lautlichen Verkürzung, um eine unzweideutige flexivische Unterscheidung zu gewinnen.

[2]) Vgl. S. 85. Nesselmann S. 63 und Berneker S. 97 sehen in *iſ-rankīt* usw. fehlerhaft gebrauchte Infinitive, aber Will hat *boūt, po-stāt,* womit sie verbunden sind, oft genug richtig konstruiert. Freilich steht im 83. Abschnitt *kai tāns . . . erlaikūt maſſi postāt.* Aber hier scheint mir die Redaktion des

In Übereinstimmung mit dieser Annahme stelle ich *bousai*, *boūsei* usw. zu lett. *īsīt* usw. (Bielenstein a. O. II 154, Kaulin BB. XIV 122, Lett. Dial.-Stud. S. 164). — Was endlich *seisei* und *pergeis*, bezw. *dellieis* angeht, so ist hier die optativische Endung *-së* an fertige III. Sg. Opt. (**sei* vgl. *sēīti*, **jei* vgl. *jeis*, *jeiti*) angetreten, und dies ist wohl verständlich. **sei* „er sei“ wurde dem gleichbedeutenden zweisilbigen *boūsei* angeähnlicht, und indem dafür *seisei* eintrat, erhielt *-së* den Anschein einer Endung der III. Sg. Opt.

Ich bilde mir nicht ein, jede in dieser Abhandlung untersuchte Form endgültig bestimmt zu haben. Da ich die Entscheidung oft über das Knie brechen mußte, wird sich vielmehr über zahlreiche Einzelheiten streiten lassen. Aber es würde wenig nützen, wenn dies mit der gewöhnlichen Geringschätzung Wills geschähe, der vorläufig doch noch der beste Lehrer des Preußischen ist.

A. Bezzenberger.

Ägyptische Lehnwörter in der älteren griechischen Sprache.

Die Frage, ob das klassische Griechisch ägyptische Lehnwörter[1]) beherbergt, ist vor etwa 20 Jahren von Erman BB. VII 96 und 337 ff. verneint worden. Ich glaube, so nahe diese negative Beantwortung damals lag, so befremdlich wird uns

Textes nicht abgeschlossen zu sein, der einen Infinitiv nahe legt, und daß Will wirklich einen solchen im Kopf gehabt haben wird, macht die entsprechende Stelle der Forma chrikstima wahrscheinlich (*ięng . . . pergalegima apturetu*).

[1]) Natürlich rede ich hier mit Erman nur von solchen Lehnwörtern, die sich im älteren Griechisch das volle Bürgerrecht erworben haben, d. h. solchen, die nicht mehr als ägyptische Fremdlinge empfunden wurden. Aus diesem Grunde sind hier Wörter wie *Φαραώ(ν), βᾶρις, κῦφι, κόμμι, σίμμι, πάπυρος* nicht aufgenommen worden. Auch *κῆπος* (Affe), das ebenso wie קוף auf altägypt. *gf(w)* (bereits 2500 v. Chr. zu belegen) zurückgeht, ist als spätgriechisch beiseite gelassen worden.

heute aus allgemeinen Gesichtspunkten dieses Resultat erscheinen, wo wir die nahen Beziehungen Ägyptens zu der gesamten Mittelmeerkultur mehr und mehr feststellen können.

Man wird immer die größte Aussicht haben, auf solchen Gebieten Lehnwörter zu treffen, wo sich auch stofflich eine Entlehnung nachweisen oder doch mit großer Wahrscheinlichkeit vermuten läßt. Aus diesem Grunde habe ich mich auf demjenigen ägyptischen Industriegebiet umgesehen, welches zu allen Zeiten im Altertum eine große Bedeutung hatte, die Linnenindustrie. Eine sehr lehrreiche alte Stelle findet sich in den Pyramidentexten: *Mrnrʿ* 591 ff. (= P I 413) — um 2500 v. Chr.[1])

šsd pw n(j) wꜣḏ·t n ʾdmj šṯꜣj m jr·t Ḥr(w) „jene Binde aus grünem und rotem Linnen, welche aus dem Horusauge gesponnen ist".

Es ist nun interessant, daß fast alle in diesem alten Zitat erscheinenden Wörter in andere Sprachen Eingang gefunden haben.

Daß *šṯꜣ* „spinnen" in שָׁתִי und den zugehörigen semit. Stämmen steckt, hat Bondi Aeg. Zeitschr. 1895 S. 139 ff. sicher erwiesen.

In *wꜣḏ·t* dem „grünen" Linnen[2]) liegt wahrscheinlich das Prototyp von בּוּץ und *βύσσος* vor. Zu dieser Gleichung ist zu bemerken, daß die Wiedergabe von anlautendem *w* durch *β* im Koptischen (s. Sethe Verbum I § 162) häufig ist. Das weibliche *wꜣḏ·t* würde eine Form *בּוּצָה erwarten lassen. Aber einmal beweist צֹעַן gegenüber *Ḏʿn·t*, daß die Femininendung nicht immer durch die entsprechende weibliche Form wiedergegeben wurde, sodann könnte das Fem. im Ägyptischen das einzelne Stück bezeichnen, während *wꜣḏ*[3]) den Kollektivbegriff darstellt. Da im neuen Reich (1500 v. Chr. und später) *wꜣḏ* zu *wt* (**ⲟⲩⲱⲧ**) geworden war, so kann *βύσσος* als relativ junge Entlehnung nicht direkt aus dem Ägyptischen entlehnt sein. Die griechische Wiedergabe des Stadtnamens *Βουτω* (aus *P(r)-Wꜣḏj·t*) bei Herodot

[1]) Aus dieser Zeit stammt die uns vorliegende Kopie, deren Original (Archetypus) sehr viel älter sein mag.

[2]) Vgl. Brugsch Wörterb. V 95 und 172 und dazu Demotic magical papyrus III 33—34.

[3]) Das Maskulinum ist mehrfach belegt. Siehe Brugsch Wb. V 404.

zeigt zudem klar, daß der Grieche bereits im 5. vorchristlichen Jahrhundert das aus *d* entwickelte *t* in diesem Wort durch wiedergab.

Also muß *βύσσος* auf semit. בוץ zurückgehen, und dieses ist aus dem Ägyptischen zu einer Zeit entlehnt, wo das *ḏ* noch nicht zu *t* geworden war, im alten oder mittleren Reich. Da wir jetzt auch für diese frühe Zeit, namentlich die letztere Periode, lebhafte Handelsbeziehungen zwischen Ägypten und Syrien annehmen dürfen, so hat die Entlehnung eines ägyptischen Wortes durch den semitischen Nachbarn in dieser frühen Zeit nichts Auffälliges. Es steht also der Annahme nichts im Wege, daß das ägyptische *wꜣḏ*, der Name einer Linnenart, durch die Vermittlung des semitischen בוץ in die griechische Sprache gelangt ist[1]). Dazu stimmt die alttestamentliche Angabe (Ez. 27, 16) gut, daß בוץ (ܒܘܨܐ) syrische Leinwand sei im Gegensatz zu שֵׁשׁ, der ägyptischen, die bekanntlich[2]) auf *šš(ꜣ)*[3]) zurückgeht.

Ebenso wie *wꜣḏ* = *βύσσος* ist nun auch der Name der zweiten in der obigen alten Stelle genannten Linnenart nur in indirekter Entlehnung in das Griechische eingedrungen. Das ägyptische Wort *'dmj* „rötliche Leinwand" lautet vokalisiert etwa *^{a}'d^{û}m^{e}j*[4]): *^{a}'d^{ô}m^{e}j* (*ATωM). Die Nominalbildung ist dieselbe wie in TOYωT „Statue" aus *tw^{ô}t^{e}w* AMOYN aus *'m^{ô}n^{e}w*. Das tonlose *^{e}j* ist nach Sethe Verbum I § 99 b abgefallen. Auf dieses *^{a}'d^{ô}m(^{e}j)* geht nun gewiß griech. *ὀθόνη*, *ὀθόνιον* zurück, aber wie schon angedeutet wurde, nicht unmittelbar. Denn *^{a}'d^{ô}m(^{e}j)* lautet im neuen Reich[5]) (etwa von 1500 v. Chr. an) *^{a}t^{ô}m(^{e}j)*, und damit bleibt das *ϑ* in dem entsprechenden griechischen Lehnwort unerklärt. Vielmehr geht dieses wieder auf das zunächst aus dem Ägyptischen entlehnte אטון zurück. Daß dieses Wort seine Heimat in Ägypten

---

[1]) Ich bin hier nicht auf die anderweitig vorgeschlagenen Etymologien von *βύσσος* eingegangen. Unmöglich ist auch Brugschs (Wb. VII 1203) Ableitung von *p*+*šs*, denn der Artikel verbindet sich in griech. Umschreibungen stets mit dem folgenden *s* zu *ψ*.

[2]) So auch Erman im „ägyptischen Glossar".

[3]) Nicht auf kopt. ϢNC, wie meist angenommen wird. Das koptische Wort geht, wie Griffith Stories of the High Priests of Memphis S. 89 richtig erkannt hat, auf *šsꜣ n stnj* „Königsleinwand" zurück.

[4]) Der Bildungsvokal *û* bezeichnet die ältere Vokalisation. Siehe Sethe Verbum I § 44, 2.

[5]) Für die relativ späte Entlehnung spricht auch der Übergang des *m* in *n*, von dem weiter unten die Rede sein wird.

hat, ist oft[1]) auf Grund der Verbindung אטון מצרים (Prov. 7/16), in welcher das hebräische Wort allein vorkommt, vermutet worden. Ich halte es für sicher[2]), daß *'dmj* das gesuchte ägyptische Wort ist. Beispiele für den Übergang von *m* in *n*, der hier vorliegt, findet man bei Sethe Verbum I § 220, 3. Ich will noch נֹף neben מֹף „Memphis" (ΜΗϤΕ) hinzufügen. אטון (vokalisiere אֵטוּן oder אֵטִין) ist demnach ganz regelrecht aus *a'd^{o}m(^{e}j)* entwickelt. Auffallend bleibt nur, daß das *t* des neu ägypt. *a't^{o}m* durch ט wiedergegeben worden ist. Ich könnte mir das etwa so erklären, daß das Wort zur Zeit der ersten Entlehnung, als das altägyptische Prototyp *a'd^{o}m^{e}j* (oder *a'd^{u}m^{e}j* siehe oben) lautete, *אטומי gesprochen wurde. Als später das מ in נ überging, hat man vielleicht die etymologische Schreibung mit ט bewahrt. Wie dem auch sei, ὀθόνη, ὀθόνιον kann nur auf dem Wege über das semitische אטון in das Griechische eingewandert sein.

Als ein weiteres der Linnenindustrie angehöriges ägyptisches Lehnwort wird häufig σινδών betrachtet, welches vielfach auf *šndw·t* ϣΝΤω „Schurz" zurückgeführt worden ist. Diese Annahme erledigt sich indessen dadurch, daß das vermeintliche griechische Derivat eine ganz andere Bedeutung haben würde als das ägyptische Prototyp. Man tut also recht daran, bei diesem Wort vor der Hand Ägypten aus dem Spiel zu lassen.[3])

Aber auch außerhalb der Weberei, für die ich zur Zeit nur die besprochenen Wörter nennen kann, besitzt das Griechische ägyptische Lehnwörter, von denen zwei Handelsartikel darstellen. So ist νίτρον, λίτρον „Laugensalz", wie bereits Brugsch (Wörterbuch VI 708) richtig erkannt hat, altäg. *nṯr(j)* „Natron"[4]). A. Müller (a. O. S. 294) hat also recht gehabt, wenn er die semitische Etymologie von נתר (نطرون) bezweifelte. Das hebräische wie das

---

[1]) So auch von A. Müller in seinem bekannten Aufsatz „Semitische Lehnworte im älteren Griechisch" (BB. I 294).

[2]) Einen Grund, das alte *'dmj* sic für ein Lehnwort aus אדמי (Max W. Müller in Äg. Zeitschr. XXX 59) zu halten, sehe ich nicht ein. Das ägyptische Wort ist gut ägyptisch und aus *dmj* „vereinigen, verbinden", wohl einem term. techn. der Weberei, zu erklären.

[3]) Diese ablehnende Stellung hat auch Wiedemann: Herodots zweites Buch S. 358 eingenommen.

[4]) Die Natronseen des Wâdi Natrûn (Nitria, Nitriotis der Griechen) im Westen des Deltas lieferten im Altertum wie noch heute Natron. Vgl. z. B. die Beschreibung dieses Distrikts in Égypte-Guide Joanne III 613, bei Steindorff: Das Kloster des heiligen Makarios in Velhagen und Klasings Monatsheften XX, 7 S. 78 ff.

griechische Wort gehen auf das ägyptische *nṯr* zurück, vielleicht daß wieder die semitische Sprache die Mittlerrolle übernahm.

Daß das Wort *Υασις*, *Ουασις* auf das ägyptische *wꜣḥ* kopt. ⲟⲩⲁϩⲉ „Oase" zurückgeht, hat Sethe (Ägyptische Zeitschrift XLI 47) einwandfrei begründet.

Auch *ἔβενος* (Herodot III 97. 114) ist, wie seit langem[1]) erkannt worden ist, ägyptischen Ursprungs und geht auf *hbnj* zurück, ein Wort, mit dem schon im alten Reich (um 3000 v. Chr.) das aus Nubien importierte Ebenholz bezeichnet wird. Aus diesem *hbn* ist auch das הבנים (Ezech. 27, 15) — Plural von *הבני — entlehnt. Dabei bleibe dahingestellt, ob nicht das ägyptische Wort seinerseits ein altes nubisches Lehnwort ist. Für unsere Frage ist das belanglos, denn das ändert nichts an der Tatsache, daß das griechische *ἔβενος* aus ägypt. *hbnj* „Ebenholz" entlehnt worden ist.

Als einen weiteren Kandidaten, der in der Liste ägyptischer Lehnwörter in Frage kommt, möchte ich *κώνωψ* „Mücke" nennen, die Herodot (II 95) als ägyptische Plage erwähnt. Die z. B. bei Prellwitz[2]) gegebene Ableitung aus *κῶν-ος* „Kegel" (im Sinne von Stachel!) ist kaum möglich. Nun heißt die Mücke ägyptisch *ḫnmš* kopt. ϣⲟⲗⲙⲉⲥ. Nehmen wir als Vokalisation *ḫnômᵉš* an[2]), so konnte sich daraus *ḫnᵒps* entwickeln, wie aus *rms* „Papyrusnachen" *ρωμσις* und *ρωψ* geworden ist[3]). Das *ḫ* ist wie so häufig[4]) griechisch durch *κ* wiedergegeben und das so entstandene **κνωψ*, vielleicht in Angleichung an die *κωνος*-bildungen, in *κώνωψ* umgebildet worden. Schwierigkeiten macht bei dieser ganzen Entwicklung nur das kopt. ϣⲟⲗⲙⲉⲥ, welches auf eine Vokalisation *ḫᵒnmᵉš* weist, aber nur scheinbar. Denn wir kennen auch sonst Fälle, wo ein ägyptisches Wort im Laufe der Zeit seine Vokalisation verändert hat, z. B. *Μέμφις*, ⲘⲈⲘⲂⲈ, ⲘⲈⲚⲂⲈ aus *Mᵉn-nôfᵉr*, *χέμμις* aus *'ēḫ-ebjôte*[5]).

Fassen wir das sichere Resultat der obigen Ausführungen kurz zusammen, so ließen sich mit Sicherheit vier ägyptische Lehnwörter *βύσσος*, *ὀθόνη* (*-ιον*), *νίτρον*, *ἔβενος* und *αὔασις* im

1) Siehe zuletzt Schrader Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde I 148.

2) Bildung wie ϣⲱϣⲉⲛ aus *ššôšᵉn* (Steindorff Kopt. Gramm.² § 109).

3) Siehe Griffith-Thompson: Demotic magical papyrus S. 56 und Wilcken Mélanges Nicole S. 587.

4) Siehe Orientalist. Litteraturztg. IX (1906) S. 108.

5) Sethe Äg. Zeitschr. XXX 116. Vgl. auch *Ὄμφις* für *Wen-nᵒfrᵉw*.

älteren Griechisch nachweisen, während *κώνωψ* zweifelhaft blieb. Unter den sicheren Beispielen ließ sich für die ersten beiden Wörter eine mittelbare Entlehnung durch Semiten wahrscheinlich machen; ob wir in ihnen Phönizier sehen dürfen, denen man ja so gern die Rolle der Kulturvermittler zuweist, lasse ich dahingestellt, da sich doch namentlich durch den Amarna-Fund auch andere Möglichkeiten bieten.

Mit diesen wenigen Worten ist natürlich der Besitzstand der ägyptischen Lehnwörter im älteren Griechisch keineswegs erschöpft. Je besser wir die ägyptische Sprache kennen lernen — wir stehen ja noch in den Anfängen lexikographischer Forschung — um so häufiger werden wir solche Wörter entdecken, die namentlich dem Handel [1]) und der Industrie entlehnt sind. So will ich denn zum Schluß noch von einem Worte sprechen, das oft unter die ägyptischen Lehnwörter eingereiht worden ist, *ξίφος* „Schwert". Schon Brugsch hat es (Wörterbuch IV 1213) mit *sft* ⲤⲎϤⲈ „Messer" zusammengestellt.[2]) Diese Gleichung gewinnt jetzt, wo wir die Technik der mykenischen Dolchklingen für ägyptisch zu halten geneigt sind, einen historischen Halt[3]). Man könnte z. B. annehmen, daß in der mykenischen Periode das ägyptische Wort für Messer mit diesem selbst zu den Trägern der Mittelmeerkultur (Kreta) gekommen und durch diese in die griechische Sprache gelangt sei. Jedenfalls — und das allein gibt das Recht, in der angegebenen Richtung zu suchen — gibt es im Indogermanischen keine befriedigende Etymologie für das Wort.[4])

Straßburg. Wilhelm Spiegelberg.

---

[1]) Beiläufig erwähne ich hier *γαῦλος*, das schon mehrfach mit ägypt. *ḳ-r*, *ḳwr*, *k-rj* „Schiff" und ebenso mit כלי „Schiff" zusammengestellt worden ist. Das ägyptische Wort kann ich vor dem 13. vorchristl. Jahrhundert nicht nachweisen. Welche Beziehungen indessen zwischen diesen drei Wörtern bestehen, ist vor der Hand unklar.

[2]) Zu der Wiedergabe von *s* durch *ξ* vgl. Lagarde Mitteilungen IV 380 ff. und G. Meyer Indogerm. Forschungen I 328.

[3]) Vgl. mein kurzes Referat in dem Bulletin de la Société de linguistique de Paris VIII (1893) — Séance du 11. juin 1892.

[4]) Siehe z. B. Schrader Reallexikon der indogerman. Altertumskunde S. 748. Die dorische Form ist *σκίφος* Slg. griech. Dialektinschriften Nr. 4446, 23 *σκιφατόμος*, *σκιφύδριον* Epicharm. Fragm. 42, 5 (Kaibel), *σκιφίας* ib. 58, 1 (in guter Athenäusüberlieferung). Vgl. auch Hesych-Glossen *σκίφος* und *σκιφίζειν* (Meyer Griech. Gramm.[3] S. 339). Die Angabe der Grammatiker, daß das Wort

Slavische Akzent- und Quantitätsstudien.

II[1].

Zu den schwierigsten Problemen der slav. Akzentlehre gehört ohne Zweifel die Frage, wie das Verhältnis der litauischen Intonation zur slavischen aufzufassen sei und wie die durch die Intonation verursachten Gesetze im Litauischen und Slavischen zu begründen wären, was ja zum Teil mit der ersten Frage zusammenhängt. Diese Fragen berührte ich a. a. O. S. 149—152, sehe mich aber genötigt, einige der dort vorgebrachten Ansichten zu modifizieren, da ich für die hier in Betracht kommenden Tatsachen eine andere und, wie ich glaube, bessere Erklärung gefunden habe. So glaube ich zwar nach wie vor, daß der Wortakzent in russ. *ruká,* čak. *rukȁ* usw. erst im Slavischen von der Stammsilbe auf die Endsilbe verschoben worden sei und analog auch in lit. *rankà* ganz unabhängig vom Slavischen. Nun ging Meillet, wie wir sahen, so weit, daß er diese Akzentverschiebung nicht einmal als eine gemeinslavische Erscheinung auffaßte. Ich glaubte ihm hierin nur insofern folgen zu müssen, als ich annahm, daß nicht das ganze gemeinslavische Gebiet von ihr tangiert wurde (S. 151). Nun muß ich aber selbst auch diese Restringierung zurücknehmen, d. h. ich fasse die Akzentverschiebung als eine gemeinslavische Erscheinung auf, die sich auf das ganze urslavische Gebiet erstreckte.

Meillet führte als Grund folgendes an. Wäre das Gesetz urslavisch, so hätte ein urslav. **kópaje-* zu *kopáje-* werden müssen (das *a* war lang und hatte infolge dessen eine gestoßene Intonation). Nach der eventuellen Kontraktion hätte man daraus *kopá-* erhalten müssen. Statt dessen hätten wir dort, wo kontrahiert wird, also im Serbischen *kȍpām, kȍpāš* (das *ā* habe denselben Effekt wie ein ursprüngliches *ā* mit geschleifter Intonation hervorgerufen, sonst müßte es *kopáš* heißen), aber in der 3. P. Pl. *kòpajū.* So auch *ȉgrām, ȉgrāš,* aber *ìgrajū; pîtām, pîtāš,* aber *pítajū* usw. Ebenso auch im kašubischen Heisternestschen Dialekt (MSL. XI 350—351). Aber wie schon Pedersen gezeigt hatte (KZ. XXXVIII 335), ist dieser Einwand nicht stichhaltig, da wir im

äolisch sei, beruht wahrscheinlich auf Irrtum (Hoffmann Griech. Dialekte II 510). Prellwitz Etymolog. Wörterbuch der griech. Sprache[2] S. 319 kann nur lettische Formen zum Vergleich heranziehen. — Ich verdanke diese Orientierung der Güte Bruno Keils.

[1]) Vgl. BB. XXX 100—153.

Russischen doch auch nach der erwarteten Regel: *kopáju, kopáješь* etc.; *igráju, igráješь; pitáju, pitáješь* haben. Dazu kommen noch die östlichen bulgarischen Dialekte mit ihrem *igráją, igráješ, igráje* gegen *glédam, glédaš, gléda* (Leskien Afsl. Phil. XXI 8 f.). Wir müssen daher mit Pedersen das serb. *kȍpām* unbedingt für eine jüngere Form halten; sie setzt eben ein *kopáje-* voraus. Wurden nun zwei Silben, von denen die erste betont war, kontrahiert, so entstand daraus entsprechend den slavischen Intonationsverhältnissen eine lange Silbe mit fallender Intonation. Das sehen wir ganz deutlich im Slov., worauf schon Valjavec aufmerksam machte (Rad CXXXII 208). So haben wir hier *igrâm* aus *igràjem, igràam; igrâš* aus *igràješ, igràaš* r. *igráješь*, dagegen *gospá* aus *gospojà, gospaà*, weil die zweite der zu kontrahierenden Silben betont war. Nun wurde weder im Urslavischen noch dann einzelsprachlich im Serbischen eine fallend betonte Silbe im Wortinnern geduldet, sondern gab ihren Akzent an die vorhergehende Silbe ab. So mußte aus *kopâm* ein *kȍpām* entstehen, ebenso *kȍpāš* aus *kopâš*, aber ganz regelrecht *kòpajū*. Analog verhält es sich mit dem Gen. Pl. *jȅzīkā*. In *jèzik* hatte das *i*[1]) als eine ursprachliche Länge eine gestoßene Intonation (daher wurde sie im Serbischen verkürzt: *jèzik*, nicht *jèzīk*). Im Gen. Pl. wurde eine gestoßene Länge bei der Dehnung, wie ich S. 142 gezeigt habe, zu einer geschleiften (fallenden), daher **jezîk(ā)*; daraus mußte aber *jezīk(ā)*, bez. *językъ* schon im Urslavischen entstehen. Analog setzt das štok. *bèsjeda* ein *ě* mit steigender (gestoßener) Intonation voraus, im Gen. Pl. war daher *besjêdъ* (urslav. *besě̄dъ*), das schon im Urslavischen zu *bésědъ*, štok. *bȅsjēd(a)* führte, wie Leskien richtig erkannt hat (Afsl. Phil. XXI 398). Weiter serb. *òrah*, Gen. *òraha*, aber Gen. Pl. *ȍrāhā; kòrito*, Gen. Pl. *kȍrītā* usw. Meillet macht nun dagegen geltend, daß *kòrito, òrah* ihren Akzent auf *i* und *a* infolge des Saussureschen Gesetzes hatten, und daß sich der ursprüngliche Sitz des Akzentes im Gen. Pl. *kȍrīt(ā), ȍrāhā* finde (Afsl. Phil. XXV 426). Damit sollte offenbar bewiesen werden, daß auch in serb. *kȍpām, kȍpāš* der ursprüngliche Sitz des Akzentes gewahrt ist. Allein das ist nicht richtig, wie man bei serb. *jèzik* — und in dieselbe Kategorie gehören alle die hier angeführten Worte – nachweisen kann. Wäre in diesem Worte der Akzent ursprünglich auf *ę* gewesen und wäre er erst infolge des Fortunatov-Saussureschen Gesetzes verschoben worden, so hätte das *ę*, da es als Nasal lang war,

[1]) Urslav. eigentlich *y* vgl. aksl. *językъ*.

eine geschleifte Intonation haben müssen. Nun würden wir aber nicht begreifen, warum diese geschleifte Länge im Serbischen verloren gegangen wäre: *jèzik* und nicht *jézik*, wenn sie in anderen analogen Fällen erhalten worden ist, man vgl. serb. *bráda*, čak. *brādȁ*, serb. *rúka*, *zíma* usw. Der Gen. Pl. *jȅzīkā* wäre noch mit Rücksicht auf serb. *mlȁdōst*, *pȍtpašāj* (*pâs*) usw. vom serb. Standpunkte aus halbwegs begreiflich, nicht aber der Nom. *jèzik*. Es kann sich also hier nicht um eine Akzentverschiebung, wie Meillet meint, handeln, vielmehr verhält sich die Sache wohl folgendermaßen. In aksl. *językъ* war schon vor der Akzentverschiebung im Urslavischen das *y* betont und hatte eine gestoßene Intonation. Was die Silbe *ję* anbelangt, so geht ihr Nasal, wie schon Bezzenberger (BB. III 134) nachgewiesen hat, auf ein silbisches *n̥* zurück (**dn̥gu̯ā*, got. *tuggo*, lat. *lingua*, preuß. *insuwis*, *d* vor *n* ist abgefallen). Im Slavischen muß aber dieses *n̥* bei der Wortbildung eine Dehnung erfahren haben, denn nur ein *n̥̄* führte zu *ę* (bez. *ą*, vgl. BB. XXIX 207 f.). Nun wurde, wenn zwei Längen aufeinander folgten, die erste häufig verkürzt (vgl. BB. XXX 133) und zwar besonders dann, wenn die zweite betont war und eine steigende Intonation hatte (vgl. auch Šachmatov Kъ istorii zvukovъ russk. jaz. 1903 S. 55), was eben in unserem Falle zutrifft, daher serb. *jèzik*[1]). Was im Gen. Pl. eintreten mußte, haben wir schon oben erwähnt. Nur muß daran festgehalten werden, daß aus **jęzŷkъ* schon im Urslavischen ein *językъ* oder *jȩ̀zykъ* entstehen mußte, letzteres im

[1]) Daß die Kürze speziell im Serbischen erst vom Gen. Pl. aus, wo sie lautgesetzlich wäre (eine gestoßene Länge müsste unter dem Akzente verkürzt werden), auch in die anderen Kasus eingedrungen sei, braucht man nicht anzunehmen, da wir sie ja auch im böhm. *jazyk* und im poln. *język* finden. Übrigens spricht das böhm. *jazyk* mit seinem kurzen *y* dafür, daß dieses auch im Böhmischen ursprünglich betont war, da in solchen Fällen, wenn dann der Akzent nach der allgemeinen Regel auf die Anfangssilbe verlegt wurde, die nachfolgende ursprünglich betonte Länge verkürzt wurde (vgl. die Imperative *chvali*, *chval*, *piši*, *piš* etc., BB. XXX 135; wir werden weiter unten darauf noch zu sprechen kommen). In dieselbe Kategorie gehört auch z. B. *koryto*, russ. *korýto*, serb. *kòrito*; dann böhm. *ořech*, serb. *òrah*. Vgl. dagegen böhm. *kamýk*, weil hier schon im Urslavischen die Anfangssilbe betont war, vgl. böhm. *kámen*, serb. *kȁmen*. Wenn also auch das Böhmische auf eine ursprüngliche Betonung *korýto*, *jęzýkъ*, *oréchъ* etc. hinweist, so hätte, wenn man hier überhaupt eine Akzentverschiebung nachweisen könnte, selbe schon im Urslavischen stattgefunden haben müssen, was eben gegen die ganze Theorie Meillets spricht. Außerdem ersehen wir aus dem Böhmischen, daß *jāzyk*, *koryto*, *ořech* ganz analog beurteilt werden müssen.

Sinne des Südslavischen. Das sehen wir auch im Sloven. Zu *óręh* lautet der Gen. Pl. *orȩ̂hov* für *orȩ̂h*, nicht für *orȩ̀h*, wie Valjavec meint (Rad CXXXII 172), ebenso zu *jézik* Gen. Pl. *jezî-kov* für *jezîk*, nicht für *jezȉk*, denn eine gestoßene Länge mußte im Gen. Pl. zu einer geschleiften oder fallenden werden, wie schon oben hervorgehoben worden ist. Nun können wir nicht annehmen, daß im slov. *orȩ̂h(ov)*, *jezîk(ov)* hinsichtlich des Akzentes der direkte Fortsetzer eines urslavischen *orêchъ*, *języ̑kъ* zu suchen sei, da schon im Urslavischen der Akzent auf die erste Silbe verschoben werden mußte, indem ein Wortakzent im Wortinnern mit fallender Intonation nicht geduldet wurde. Die slov. Formen sind also erst aus *ôrěchъ*, *ję̂zykъ* nach der bekannten slovenischen Akzentregel entstanden. In keinem Falle kann in slov. *orȩ̂hov*, *jezîkov* der ursprüngliche Sitz des Akzentes gesucht werden, auch nach Meillet nicht, sondern diese Formen setzen ein *ôrěchъ*, *ję̂zykъ* voraus, das selbst wieder nach uns sekundär ist, nach Meillet aber primär sein müßte. Wie würde uns aber Meillet in diesem Falle die fallende Intonation der betreffenden Kürzen — wie die des *o* von *ôrěchъ* — erklären? Diese kann doch nur etwas Sekundäres sein, d. h. sie setzt eben schon im Urslavischen eine folgende betonte Silbe mit fallender Intonation voraus.

Doch selbst auch wenn Meillet diese Fälle richtig gedeutet hätte, würde daraus nur das folgen, daß die Akzentverschiebung im Fortunatov-Saussureschen Sinne erst eintrat, nachdem im Gen. Pl. die bekannten Ersatzdehnungen mit Intonationsänderungen schon vorüber waren. Da aber diese noch ins Urslavische fallen, so hätte Meillet dadurch nicht nachgewiesen, daß auch die Akzentverschiebung nicht urslavisch sein könnte. Und das serb. *kȍpām*, *kȍpāš* kann, wie wir insbesondere aus dem Slovenischen ersehen haben, schon gar nicht in diesem Sinne, wie etwa Meillet wollte, erklärt werden. Meillet macht zwar auch auf den Dialekt von Ublja aufmerksam (russ.): 1. P. *byváu̯u*, 3. P. *byváu̯ut*, aber 2. P. Sg. *bývaš* (das erklärt sich ganz einfach, wie auch serb. *kȍpāš*). Das Serbische hätte *bivȁju* durch *bîvām* ersetzt und sonst müsse es erklärt werden, wie im Serb., d. h. es folge daraus, daß die Akzentverschiebung nicht urslavisch sei (Afsl. Phil. XXV 425—426). Hier ist von *byti* auszugehen, das *y* war lang und hatte eine gestoßene Intonation: böhm. *býti*, serb. *bȉti*; daraus ist das Iter. *byvati* gebildet worden, indem das *y* den Dehnungsgesetzen unterworfen werden mußte, d. h. aus dem gestoßenen *y* wurde ein geschleiftes. Da aber das *a* lang

war und eine gestoßene Intonation hatte, mußte hier der Akzent verschoben werden: russ. *byvátь*, serb. *bívati*, ebenso im Präsensstamme *byvájo-*, *byváje-*. Durch Kontraktion entstand hier wieder eine lange Silbe mit fallender Intonation, weshalb der Akzent auf die erste Silbe verschoben werden mußte: *bîvām*. Daß er hier wieder eine fallende Intonation aufweist, könnte unter anderen Umständen eine speziell serbische Erscheinung sein, auf die ich (BB. XXX 139) aufmerksam machte, und man kann daraus durchaus nicht schließen, daß in serb. *bîvām* noch der ursprüngliche, unverschobene Akzent zu suchen sei.

Die Bedenken, die Meillet gegen die Annahme, daß die bewußte Akzentverschiebung schon im Urslavischen stattgefunden habe, geltend macht, sind also durchaus unbegründet. Es wäre auch von vornherein eine Annahme, daß die Akzentverschiebung erst einzelsprachlich im Slavischen sei, recht unwahrscheinlich. Sie kann doch nur die Folge von bestimmten Intonationsänderungen sein und wäre es da wahrscheinlich, daß diese in den so vielen Dialekten alle gleichmäßig vor sich gegangen wären?

Wir gehen also hier von der Ansicht aus, daß die bewußte Akzentverschiebung im Urslavischen vor sich ging. Da sie aber auch im Litauischen analog stattgefunden hat, so kann man von vornherein nicht die Frage abweisen, ob sie etwa nicht lituslav. sei. Ich habe zwar schon in der ersten Studie S. 150 auf Grund des Acc. Sg. russ. *rúku*, serb. *rûku* die These verteidigt, daß die Akzentverschiebung erst auf slavischem Boden ebenso wie unabhängig davon auf litauischem vor sich gegangen wäre. Aber die erwähnte Form allein genügt nicht, um das zu beweisen, zumal sie auch, wie wir sehen werden, andere Deutungen zulassen könnte. Wir müssen uns also noch nach einem anderen Beweismaterial umsehen. Am meisten würde ein solches Material überzeugen, aus dem hervorgehen möchte, daß die Akzentverschiebung in solchen Fällen vor sich ging, in denen es sich um eine speziell litauische oder slavische Intonationsänderung handelt. Solche Fälle haben wir wirklich im Slavischen. Es ist dies vor allem der Imperativ (ehemaliger Optativ) russ. *nesí*, *nesíte*, serb. *plèti*, *plètite* usw., worauf ich S. 135—136 aufmerksam machte. Hier ist also erst auf slavischem Boden infolge der Analogie die Intonation der Endsilbe von einer geschleiften zu einer gestoßenen geändert worden, was dann auch die Akzentverschiebung im Gefolge hatte. Wenn nun die Akzentverschiebung infolge eines Gesetzes schon lituslavisch gewesen wäre, ist es

da wahrscheinlich, daß es auch noch auf slavischem Boden fortgewirkt hätte? Ich glaube nicht. Gegen diese Ansicht könnte man nun das früher erwähnte r. *rúku,* serb. *rûku* geltend machen, da es auch im Litauischen entsprechend *rañką* heißt. Es sollte nämlich auch endbetont sein, da die Endung auf den gestossenen Langdiphthong *-ām* (vgl. gr. *τιμήν*) zurückgeht. Da nun weder im Litauischen noch im Slavischen die erwartete Akzentverschiebung stattgefunden hat, so könnte man daraus schließen, daß auch hier eine schon lituslavische Intonationsänderung vorliegen müsse, was eben eher dafür spräche, daß die Akzentverschiebung schon lituslavisch sei. Aber eine solche Schlußfolgerung wäre, wie ich glaube, nicht zwingend. Ich glaube, daß in diesem Worte deshalb der Akzent nicht verschoben wurde, weil sich dabei sowohl im Litauischen als auch im Slavischen der Einfluß der weiblichen *i*-Stämme geltend machte. Der Akkusativ dieser Stämme war nämlich im Litauischen und Slavischen stammbetont. Man braucht also nicht an eine Übertragung von den *o*-Stämmen zu denken, wie es Hirt tat (Der idg. Akz. S. 147—148, IF. Anz. VI 20). Wo dagegen der Nom. Sg. schon ursprünglich endbetont war, blieb er auch so im Akk. Sg., daher russ. *travú,* serb. *trávu*; russ. *chvalú,* serb. *hválu*; russ. *ženú,* serb. *žènu* usw.

Wenn es nun wahrscheinlich gemacht worden ist, daß die Akzentverschiebung erst auf slav. bez. litauischem Boden stattgefunden hat, so fragt es sich, wodurch sie eigentlich hervorgerufen worden ist. Man hat bekanntlich die Nähe, bez. mit Rücksicht auf das Slavische die Entfernung der Tongipfel dafür verantwortlich gemacht. Letzteres könnte aber unmöglich richtig sein, weil sowohl im Litauischen als auch im Slavischen eine Akzentverschiebung stattfindet, wenn vor einer gestoßenen Länge eine betonte Kürze vorhergeht, z. B. lit. *plutà* „Kruste" gegen Gen. *plùtos,* russ. *kosá,* Akk. *kósu,* čak. *kosȁ, kȍsu,* lit. *kasà,* Akk. *kãsą*. Nun wird aber hier im Slavischen nicht die äußerste Grenze der Entfernung vom Intonationsgipfel erreicht, wie es z. B. der Fall ist bei zwei aufeinanderfolgenden Längen, von denen die erste eine geschleifte und die zweite eine gestoßene Intonation hat. Da aber die Verschiebung doch stattfindet, so kann ihr Grund nicht in der Entfernung der Gipfel liegen. Man könnte ihn somit nur in der Nähe der Intonationsgipfel suchen, da diese im Litauischen in beiden Fällen ihre äußerste Grenze erreicht hat, d. h. in beiden Fällen folgen zwei Intonationsgipfel unmittelbar aufeinander. Daraus würde notwendig folgen, daß

die litauischen Intonationen älter sind und daß sie auch im Slavischen einmal so beschaffen gewesen wären, daß sie sich aber dann erst hier geändert hätten, nachdem die Akzentverschiebungen schon vorüber waren. Das wäre gewiß recht unwahrscheinlich, schon auch mit Rücksicht darauf, daß die Intonationen sich so ziemlich in das Gegenteil verwandelt hätten, ohne daß eine Konfusion eingetreten wäre.

Die Akzentverschiebung kann demnach weder durch die Entfernung noch durch die Nähe der Intonationsgipfel hervorgerufen worden sein, sie ist vielmehr dadurch veranlaßt worden, daß mit dem Wesen der Intonation selbst eine Veränderung, aber in einem anderen Sinne (nicht was die Lage der Tongipfel anbelangt), vor sich gegangen ist und zwar sowohl im Litauischen als auch — davon unabhängig — im Slavischen. In diesem Sinne suchte ich eine Erklärung der Akzentverschiebung (I 150—152), indem ich annahm, daß sich sowohl im Litauischen wie auch im Slavischen bei der reg. gestoßenen Intonation der eine Intonationsgipfel erst einzelsprachlich aus einer einfachen Länge entwickelt habe. Allein eine solche Erklärung befriedigt mich nun nicht. Die Intonationen müssen viel älter sein, schon auch mit Rücksicht auf das Griechische. Ihr Wesen muß sich demnach in einem anderen Sinne geändert haben, und da liegt es nahe, anzunehmen, daß die Intonationen ursprünglich tonische (musikalische), nicht exspiratorische Gipfel aufwiesen, die also durch eine Stimmerhöhung, aber nicht durch eine Stimmverstärkung hervorgebracht wurden. Dadurch würde also auch eine Übereinstimmung mit dem Griechischen herbeigeführt. Später änderte sich jedoch das Wesen der Intonation sowohl im Litauischen als auch im Slavischen, indem die exspiratorische Komponente, die ja allerdings gleich von Anfang an auch mit im Spiele war, zu überwiegen anfing: aus den tonischen Gipfeln sind exspiratorische geworden oder sie wurden wenigstens von intensiveren exspiratorischen Gipfeln allmählich begleitet, als es früher der Fall war. Es ist klar, daß bei dieser Änderung am meisten die geschleifte Intonation in Mitleidenschaft gezogen wurde, d. h. daß sie am meisten ihr Wesen ändern mußte. Das charakteristische derselben war jedenfalls gleich von allem Anfang das, daß sie zwei gleiche Gipfel hatte. Nun ist es wohl nicht recht denkbar, daß sich diese Gipfel, wenn sie einmal mehr exspiratorisch geworden sind, hätten behaupten können. Vielmehr wird wohl nur einer von beiden mehr hervorgetreten sein, wie wir es jetzt noch z. B. im

Serbischen beobachten können. Der zweite konnte sogar ganz verloren gehen, so daß die geschleifte Intonation auch eingipflig geworden ist, wie wir es in einzelnen Sprachen wahrnehmen können. Welcher der beiden Gipfel den Sieg davontragen sollte, ließ sich von vornherein nicht bestimmen, indem es sich da um einzelsprachliche Erscheinungen handelte; jedenfalls war selbst auch ein Kausalnexus zwischen der Änderung der geschleiften und jener der gestoßenen Intonation, indem sie dieselben Wege einschlagen konnten, nicht ausgeschlossen, so daß die Differenzierung nicht mehr aufrecht erhalten wurde, wie wir es in einzelnen Sprachen bemerken. Hinsichtlich der geschleiften Intonation hat jedenfalls das Slavische noch das ältere bewahrt, indem sich hier noch der zweite Gipfel im Serbischen, wenn auch in verkümmerter Form, nachweisen läßt (MSL. XI 336 f.). Auch im Griechischen ist beim Zirkumflex nur ein Gipfel erhalten und zwar der erste, also ähnlich wie im Slavischen, nur wurde er ein wenig verschoben, indem diese Intonation auch zu einer steigenden geworden ist. Die ganze ansteigende Bewegung wurde aber der ersten More zu teil, während die zweite eine geringere Höhe hatte, so daß ein *Ζεῦ* etwa als *Ζέὺ* aufzufassen ist. Die geschleifte Intonation im Litauischen würde, falls sie zu einer absolut steigenden geworden ist, schon eine bedeutende Abweichung von dem ursprünglicheren, älteren darstellen.

Was die gestoßene Intonation anbelangt, so erwarten wir, daß sie, da sie im Griechischen absolut steigend ist, diese Eigenschaft gleich vom Anfang her hatte. Da nämlich die geschleifte wegen der Zweigipflichkeit ursprünglich im Anfang der Silbe unbedingt fallend gewesen sein mußte, so können wir nicht annehmen, daß sich beide Intonationen im Griechischen nach einer Richtung hin (steigend), die überhaupt von allem Anfang an hier nicht vertreten gewesen wäre, verändert hätten, d. h. beide steigend geworden wären. Viel wahrscheinlicher ist es, daß eine von ihnen von Haus aus steigend war — und das konnte nur die gestoßene gewesen sein — und daß die andere (die geschleifte) teilweise ihrem Einflusse unterlag, indem sie auch in ihrer ersten Hälfte zu einer steigenden wurde. Nun hat die gestoßene Intonation im Slavischen dieselbe Eigenschaft wie im Griechischen, d. h. sie ist auch hier steigend, folglich hat auch hier das Slavische dem Litauischen gegenüber das ältere bewahrt. Wenn Leskiens Wahrnehmung richtig wäre, daß nämlich im

Litauischen sowohl der gestoßene als auch der geschleifte Ton fallend sei (Unters. S. 552, bez. 26), so hätte hier ein teilweiser Ausgleich stattgefunden wie etwa im Griechischen, nur in der entgegengesetzten Richtung. Ihre Richtigkeit wird allerdings bestritten, aber ich muß gestehen, daß eine solche Konstatierung der Tatsachen die Differenzen zwischen der litauischen und slavischen Intonation am einfachsten erklären würde. Denn Leskien selbst sagt: „... ich kann aber zugeben, daß bei dem sogenannten geschliffenen Tone nach dem Sinken oder Schwächerwerden, sei es überall, was ich dann nicht höre, sei es lokal, eine leise Wiedererhebung oder Verstärkung im zweiten Teile der Silbe stattfindet, ein zweigipfliger Akzent eintritt, und bin der Meinung, daß die Lehre vom geschliffenen Tone als steigendem (auch bei Baranowski-Weber Ostlitauische Texte S. XX ff., XXIX) auf solchen Nebenakzenten beruht“[1]). Daraus würde nämlich hervorgehen, dass sich auch im Litauischen der erste Gipfel bei der geschleiften Intonation erhalten hat und daß davon allmählich die gestoßene Intonation beeinflußt wurde, so daß aus ihr auch eine fallende geworden ist. Daß diese Qualität der gestoßenen Intonation im Litauischen nicht ursprünglich sein kann, geht auch aus folgendem hervor. Bei der gestoßenen Intonation mußte der einzige Gipfel durch das Überwuchern des exspiratorischen Elementes an Intensität nur gewinnen. Wäre nun im Litauischen von allem Anfang an die gestoßene Intonation fallend gewesen, so müßte sich hier dieselbe Erscheinung wiederholen, die wir im Slavischen bei der geschleiften Intonation bemerken, die auch mit einem Gipfel beginnt also fallend ist: es könnte nämlich im Litauischen im Wortinnern keine gestoßene Intonation vorkommen ebenso wie im Slavischen keine geschleifte Intonation hier vorkam, da eine Silbe nicht mit einem tonischen und gleichzeitig exspiratorischen Gipfel anheben konnte, vielmehr begann die Steigung (Erhöhung) schon in der vorhergehenden Silbe, wodurch schließlich eine Akzentverschiebung auf die vorhergehende Silbe stattfand, eine Erscheinung, die sich dann später im Serbisch-Štokavischen wiederholte und auch im Böhmischen, wie ich glaube, die Anfangsbetonung der Worte herbeiführte[2]). Da nun im Litauischen im

[1]) Auch Gauthiot spricht bekanntlich der lit. geschleiften Intonation die Zweigipfligkeit zu (MSL. XI 345).

[2]) Bezüglich des Urslavischen vgl. serb. *pȍvēst*, russ. *póvêstь*, das ein älteres *povȇstь* voraussetzt (ě mit geschleifter Intonation), slov. *povêst*, das erst auf slov. Gebiet aus einem *pȍvēst* entstanden ist. Vgl. auch russ. *pérekipь* und zahlreiche

Wortinnern sowohl geschleifte als auch gestoßene Längen vorkommen können, so folgt daraus, daß die gestoßene Intonation nur allmählich ihren Gipfel unter dem Einflusse der geschleiften gegen den Anfang zu verlegte, daß aber auch die geschleifte Intonation selbst teilweise unter dem Einflusse der gestoßenen stand, da sie nicht gleich mit dem Gipfel einer Silbe anhob, sonst wäre sie im Wortinnern nicht recht möglich. Auf Grund der Leskienschen Wahrnehmung würden wir uns also die Differenz zwischen der litauischen und slavischen Intonation ganz gut erklären können. Damit könnte auch die lettische Intonation als die ältere, die mehr mit dem Slavischen übereinstimmt, ganz gut in Einklang gebracht werden. Jedenfalls wird richtig sein, daß sich auch im Litauischen bei der geschleiften Intonation der erste Gipfel erhalten hat. Das Verkümmern des zweiten Gipfels mag nun in verschiedenen Gegenden einen verschiedenen Grad erreicht haben. Ging er ganz oder fast ganz verloren, so wurde der erste und jetzt einzige Gipfel weiter hinausgeschoben, so daß man es dann auch mit einer steigenden Intonation zu tun hat. Es müßte aber angenommen werden, daß noch bei der ausgeprägten Zweigipfligkeit der geschleiften Intonation ein Ausgleich oder besser ein Kompromiß zwischen den beiden Intonationen hinsichtlich der Situation der Tongipfel (bei der geschleiften kommt nur der erste in Betracht) stattgefunden hat, wobei sich jedoch der Einfluß der geschleiften als der stärkere erwies.

Wir haben oben erwähnt, die bewußte Akzentverschiebung sei der Intonationsänderung, bei welcher die früher tonischen (musikalischen) Gipfel jetzt mehr exspiratorisch wurden, zuzuschreiben. Das wäre nun folgendermaßen zu erklären. Dadurch, daß die Gipfel exspiratorisch wurden, hat jedenfalls der eine Gipfel der gestoßenen Intonation ungemein an Intensität gewonnen, da sich hier die Stimmverstärkung innerhalb einer Silbe sozusagen auf einen Punkt (Gipfel) konzentrieren mußte. Anders bei der geschleiften, da hier zwei Gipfel waren, so daß anfänglich jeder etwas von der Stärke erhalten mußte, indem es nicht gleich im Anfang zu einem Verluste des einen von beiden kam. Es ist

---

andere Beispiele, aus denen wir ersehen, dass schon im Urslavischen im Wortinnern eine betonte Silbe mit geschleifter Intonation ihren Akzent auf die vorhergehende abtrat. Auch oben bei der Erklärung des serb. Gen. Pl. *jȅzīkā* begegneten wir derselben Erscheinung. Auf štok.-serb. Gebiete wirkte dann wegen der speziell štokavischen Intonationsänderungen dieses Gesetz weiter, daher ein *kȍpāš,* das auch oben zur Sprache kam.

daher begreiflich, daß eine Silbe mit gestoßener Intonation den Wortakzent der vorhergehenden geschleiften langen oder selbst auch jenen einer einfachen Kürze an sich reißen konnte.

Es wäre auch der Fall nicht undenkbar, bei dem die erste von zwei aufeinander folgenden gestoßenen Längen den Wortakzent der zweiten an sich riß. Der erste gipfel stach infolge des neuen Exspirationsstromes so stark hervor, daß der zweite allmählich seine Intensität nicht mehr erreichen konnte, obzwar er einer Silbe zukam, die ursprünglich den Wortakzent enthielt. Durch eine solche Akzentverschiebung suchte P e d e r s e n den lit. Instr. *gálva*, Akk. Pl. *gálvas* (hier war *-as* im Litauischen gestoßen, vgl. *rankàs* aus *rankans* sekundär nach *-ons*) gegen den Gen. Sg. *galvõs* (KZ. XXXVIII 333) zu erklären. Den slav. Pl. *dolóta* (russ.) gegen den Sg. *dolotó* möchte ich nicht so erklären wegen *μηρός-μῆρα, νεῦρον-νευρά* usw.

Nach unserer Erklärung wäre es also ganz irrelevant, in welcher Lage sich die betreffenden Intonationsgipfel befinden. D a s E n t s c h e i d e n d e i s t h i e b e i e i n z i g u n d a l l e i n d a s Ü b e r w u c h e r n d e s e i n e n G i p f e l s b e i d e r g e s t o ß e n e n I n t o n a t i o n a l s d e s u r s p r ü n g l i c h e i n z i g e n.

Wie die Situation der Intonationsgipfel im Urslavischen war, verrät sich ziemlich deutlich aus den lautlichen Resultaten, zu denen einige diphthongische Laute eben unter dem Einflusse der verschiedenen Intonation führten. Wir erwarten, daß sich vor allem jener Bestandteil eines derartigen Lautes erhält, der mit dem Intonationsgipfel koinzidiert und das trifft auch tatsächlich einigemal zu. So ist bemerkt worden, daß das urslavische *ě* im Auslaute in der Regel zu *i* wird, wenn es eine geschleifte Intonation hatte, z. B. aksl. *mati* „Mutter“ aus **matě*, lit. *motẽ*. Analog auch noch in einigen anderen Formen. Daraus folgt, daß schon im Urslavischen der zweite Gipfel bei der geschleiften Intonation dem ersten gegenüber ganz verkümmert war, so daß der Nachdruck auf dem ersten Bestandteil eines diphthongischen Lautes, in unserem Falle auf dem *i* — denn das *ě* muß unbedingt als ein urslav. *ie*, *ⁱe* aufgefaßt werden — ruhte. Die geschleifte Intonation war also schon im Urslavischen fallend. Daß die gestoßene Intonation dagegen steigend war, folgt aus folgendem. Wie ich BB. XXIX 207 f. darzustellen suchte, geht ein ursprachliches *m̥̄*, *n̥̄* im Slavischen in *ę* oder *ą* über, während ein kurzes *m̥*, *n̥* zu *ъ* oder *ь* führte. Das ist auch nur einfach durch die Intonationsqualität zu erklären. Wie über-

haupt ein langer Vokal hatte auch *m̥̄*, *n̥̄* eine gestoßene Intonation, d. h. als dann im Slavischen daraus *ьn̥, ъn̥, ьm̥, ъm̥* geworden war, da fiel der Nachdruck auf das *n̥, m̥*, so daß diese diphthongischen Laute zu einem Nasal führen mußten. Bei den Reflexen des kurzen *m̥, n̥*, die auch zunächst *ъm̥, ьm̥, ъn̥, ьn̥* ergaben, fiel dagegen der Nachdruck auf den Halbvokal, während der Nasal verloren ging, so daß es nicht zur Entstehung von nasalierten Vokalen kommen konnte.

Merkwürdig ist es, daß auch jene langen Vokale, die erst durch Dehnung aus kurzen auf slavischem Boden entstanden, eine gestoßene Intonation erhielten. So z. B. in dem Worte aksl. *tysąšta, tysęšta* „tausend“. In der oben erwähnten Abhandlung S. 208—209 habe ich es aus **tūsm̥̄tjā* im Gegensatze zu **sm̥to* „hundert“ abgeleitet. Es ist mir aber damals noch nicht gelungen, die Länge — das *m̥̄* — zu erklären. Sie kann auch nicht ohne weiteres hier angenommen werden, denn wäre sie hier wirklich im Urslavischen vorhanden, so hätte sie sich wohl noch im Serbischen nach dem Akzente (štok. *tȉsuća*) erhalten können (vgl. im Montenegrinischen *gȉnūt, umȕknūt* usw. Rešetar Die Betonung usw. S. 33, 159). Ich glaube daher, es ist hier vom Gen. Pl. auszugehen. Im Gen. Pl. mußte eine ursprünglich kurze Silbe vor dem Suffixe gedehnt werden und bekam eine gestoßene (steigende) Intonation, wie ich (BB. XXX 142) gezeigt habe. Aus *m̥̄* wurde hier *ę*, bez. *ą*, und die Nasale drangen, allerdings als Kürzen[1]), auch in die anderen Casus ein, was sich bei *sъto* nicht wiederholt hat. Daß der Einfluß des Gen. Pl. bei *tysąšta, tysęšta* größer war als bei *sъto*, ersehen wir aus poln. *tysiąć*, böhm. *tisíc* (alt *tiśúc*), slov. *tisọ́č*, denn alle diese Formen sind eigentlich nichts anderes, als der alte erstarrte Gen. Pl., der eben die Länge noch aufweist und der infolge des häufigen Gebrauches dieser Form erstarrte und als ein Nom. Sg. dann gebraucht wurde und zwar analogisch als ein Maskulinum, im Slov. noch als Fem. und Mask. Für die erwähnte Erstarrung spricht auch der Umstand, daß das Wort im Slov. meist indeklinabel ist: *dva (dve) tisoč, tri tisoč* usw. Für den Gen. Pl. spricht auch der Akzent im Slov., wo das *tisọ́č* sonst nicht recht

[1]) Man muß annehmen, daß die ursprünglich langen Vokale in bestimmten Stellungen schon im Urslavischen verkürzt worden sind, so s. B. das *a* des Nom. Sg. der *a*-Stämme. Dasselbe gilt auch von *ę* und *ą*, von denen man nicht behaupten kann, dass sie im Urslavischen durchweg als Längen anzusetzen sind, vgl. das *ę* des schon oben besprochenen *językъ*.

begreiflich wäre. Pleteršnik gibt allerdings an, daß auch *tîsoč* vorkommt, das kann aber nicht ursprünglich sein. Das *tū- (ty-)* war ursprünglich lang, mußte eine gestoßene Intonation ergeben; im Böhmischen war es daher ursprünglich lang: *tý-*, aber vor der folgenden Länge *-súc-* ist es verkürzt worden, daher *tišúc, tisíc* (*ti* st. *ty* wegen des folgenden weichen Konsonanten *ś*), im Serbischen regelrecht eine Kürze: *tȉsuća*[1]).

Aus gewissen lautlichen Vorgängen können wir uns demnach einen Schluß erlauben, wie die Situation der Intonationsgipfel schon im Urslavischen beschaffen war.

Umgekehrt können wir aber auch aus dem Akzente und den durch ihn bedingten Quantitätsverhältnissen mitunter ersehen, wie bestimmte Formen zustande kamen. So habe ich S. 135 f. gezeigt, daß die Kürze in den böhmischen Imperativformen *chval, chvalte* ein langes betontes *ī* in *chvalī, chvalīte* voraussetzt. Als dann der Akzent auf die erste Silbe verlegt wurde, ist auch das *ī* verkürzt worden. So erkläre ich nun auch, nebenbei bemerkt, böhm. *nerad* gegen *rád* „gern“, *čist* (altböhm.) und *nečist*, wo ich früher den Grund der Kürze in dem Zuwachs einer Silbe sah (S. 134), was offenbar unrichtig ist. Diese Erscheinungen geben uns nun einen Wink, wie wir uns die Konjugation *milują* — *milovati* erklären sollen. Da das *u*, wie wir sehen werden, eine gestoßene Länge, die auf einen langen Vokal oder Langdiphthong zurückgehen kann, voraussetzt, so hat man diese Verba von Nominalstämmen *ōu̯(o)* abgeleitet und mit griechischen Verben auf *-εύω*, el. *είω* = **ηϝ-i̯ω*, wie *ἱππεύω* „ich reite“ verglichen (Meillet Études S. 147 ff., Brugmann Kurze vgl. Gramm. § 693, 3, b). An *ēu̯* wollte man nicht recht denken wegen seines vermeintlichen Überganges in *ju*, was allerdings nicht ganz berechtigt wäre, denn ein *eu*, *ēu* brauchte nicht unbedingt zu einem *ju* zu werden, wenn ich mich auch der Erklärung Mikkolas, der diesen Übergang absolut leugnet (IF. XVI 95—101), nicht anschließen kann[2]). Aber solche Substantiva haben wir überhaupt nicht im Slavischen und wenn man den ganzen Bestand

[1]) Es kann daran gedacht werden, daß auch die abweichenden Längen in poln. *miesiąc, zając, pieniądz*, die sonst bis jetzt nicht befriedigend erklärt worden sind, als Reflexe des Gen. Pl. aufgefaßt werden müssen. Analog auch im Böhmischen: *měsíc, zajíc, peníz*, wo also die Längen auch vorkommen.

[2]) Mikkola meint, *eu* hätte im Slavischen nur *u* ergeben, das *ju* wäre dagegen aus *əu*, *ᵉu* und zwar durch die Übergangsstufe *ⁱäu̯* (!) entstanden. Wir fragen ihn aber vergeblich, wie wieder diese Übergangsstufe entstanden ist, und einen Diphthong wegen slav. *u* lit. *au* brauchen wir unbedingt.

der Verba der VI. Klasse noch so genau prüft, nirgends wird man eine derartige Spur finden. Die Verba weisen vielmehr wo anders hin.

Es kann nicht daran gezweifelt werden, daß unsere Verba ursprünglich denominativ waren und von *u*-Stämmen abgeleitet worden sind, vgl. *cělovati* „salutare" zu *cělъ* „sanus"; *sladovati* „süß sein" zu *sladъ-kъ* „süß", lit. *saldùs*. Desgleichen mögen hier ursprünglich einige substantivische Stämme vorliegen, die jetzt nicht mehr klar sind und die anderen Stämmen zum Vorbilde dienten, vgl. *darovati* zu *darъ; dlъgovati* zu *dlъgъ*.

Die Konjugation war ursprünglich ganz analog wie jene der *o*-Stämme in *uměti*, *umějq* zu *umъ; běléti*, *bělějq* zu *bělъ* „weiß" usw. Der *o*-Stamm hat also die gedehnte *e*-Stufe im Stammesauslaut. Übertragen wir es auf unseren Fall, so erhalten wir im Präsens **cělēu̯-i̯esi*, **cělēu̯-i̯eti* usw. Daß die Silben so getrennt und behandelt wurden, wie hier angegeben, wissen wir z. B. aus aksl. *uj* „Onkel" aus **au̯-i̯os*, preuß. *awis* „Oheim" und aksl. *šuj* = ai. *savyas* „links". Nun wissen wir aus anderen Tatsachen der slavischen Lautlehre, daß sich die Diphthonge im Slavischen verhältnismäßig lange behaupteten. Das *ēu̯* führte hier, so wie im Loc. Sg. der *u*-Stämme zu *ū* mit einer gestoßenen Intonation, wie wir es eben bei einem ursprünglichen Langdiphthong erwarten. Im Serbokroat. ist daher das *u*, wie schon Meillet darauf aufmerksam gemacht hat, in allen Fällen kurz, sowohl unter dem Wortakzente, wie in *psȕjēm, kȕpujēm*, als auch als ursprünglich unbetonte Silbe, wie in *vjȅrujēm*. Als eine gestoßene Länge zog es natürlich den Wortakzent an sich, falls die vorhergehende Silbe eine geschleifte Intonation hatte (oder auch wenn sie kurz war, nach dem Saussureschen Gesetze): russ. *torgúju*, serbokr. *tȑgujēm* zu russ. *torgъ*, *tórga*, serbokr. *tȑg*, *tȑga*, dagegen russ. *vě̑ruju*, serbokr. *vjȅrujēm* zu russ. *vě̑ra*, serbokr. *vjȅra*, böhm. *víra*; russ. *besě̑duju* zu russ. *besě̑da*, serb. *bȅsjeda*. Auch das Böhmische bezeugt die gestoßene Länge. War sie unter dem Wortakzente, wurde sie erhalten, was hier ursprünglich wahrscheinlich verallgemeinert wurde, und das hatte zur Folge, daß eine lange Stammsilbe, die vorherging, verkürzt werden mußte, daher *kraluju* zu *král*, *kupuji* zu *koupiti* usw. Ich ging früher hier vom Infinitiv aus (S. 135), wir werden aber sehen, daß der Inf. auf *-ovati* sekundär ist und daß er in akzentueller Hinsicht ganz vom Präsens beeinflußt wurde. Später als der Akzent im Böhmischen auf die erste Silbe verschoben wurde, ist die nach-

folgende und früher betont gewesene Länge — hier das *u* — verkürzt worden, wie wir schon früher derartige Beispiele angeführt haben. Jetzt ist das *u* hier durchwegs kurz: *miluju*, *miluješ* etc., ebenso wie das *i* im Imper. *chvali*, *piši* etc. kurz geworden war[1]). Die gestoßene Länge wird schließlich noch durch das lit. *tarnáuju*, *tarnáuti*; *ragáuju*, *ragáuti* bezeugt. Hat die vorhergehende Silbe eine gestoßene Intonation, so wird natürlich auch hier der Wortakzent nicht verschoben: *rẽkauju*.

Es ist noch der Infinitiv auf *-ovati* zu erklären. Da zu *uměją* etc. der Inf. *uměti* gehört, erwarten wir zu **milēu̯-ši* einen Inf. **milēu̯-ti*, wie wir es auch tatsächlich analog im Litauischen haben: *tarnáuti* usw. Es ist wahrscheinlich, daß auch im Slavischen der Infinitiv analog hieß. Da aber die Deverbativa wie *kupovati* etc. eine iterative Bedeutung erlangten, erlagen sie in den Infinitivformen offenbar der Analogie der so zahlreichen Iterativa auf *-ati*. Das hatte zur Folge, daß **milēu̯ti* von *milēu̯-āti* verdrängt wurde und zwar schon zu einer Zeit, als der Diphthong noch bestand. Durch die verhältnismäßig späte Monophthongierung ist dann *milovati* entstanden. Dort, wo der Akzent infolge seiner Verschiebung auf *ēu̯* ruhte, kam er im neuen Infinitiv auf das *o*, und da das *a* des Infinitivs eine gestoßene Intonation hatte, mußte er neuerdings verschoben werden: russ. *torgovátь*, serbokr. *trgòvati*; russ. *cělovátь* usw. Wahrscheinlich ist übrigens der Akzent sofort verschoben worden, als es noch den Diphthong *ēu̯* gab, bevor also daraus noch ein *ou̯* wurde. Der Regel entspricht natürlich *zdrávstvovatь*, vgl. *zdoróvъ*, böhm. *zdráv*, serbokr. *zdrȃv* „gesund".

Große Schwierigkeiten bereitet die Erklärung des Präsens aksl. *ležą*, *ležiši* zum Inf. *ležati* „liegen" und aksl. *prošą*, *prosiši* zu *prositi* „bitten". Da das Präsens bei beiden Konjugationsarten dieselben Formen aufweist, so werden auch beide häufig aus denselben Urformen abgeleitet. Allein das ist nicht richtig, denn wenn auch beide im Präsens das Suffix *i* aufweisen, so ist doch dieses verschiedenen Ursprungs. Das zeigen uns eben wieder die Akzentverhältnisse. Was nun das *i* der III. Konj. 2. Gruppe anbelangt, so glaubte Meillet, daß es eine geschleifte Intonation gehabt hätte (MSL. XI 347), allein nach dem vorliegenden Material müssen wir es gerade umgekehrt für gestoßen erklären. War also die Stammsilbe kurz oder fallend (geschleift) betont, mußte das *i* den Akzent auf sich ziehen, und das bemerken

[1]) Hierher gehört auch das oben erwähnte *jazyk*, *koryto*, *ořech* usw.

wir auch tatsächlich: russ. *boljú, bolíšь, bolítъ; gorjú, goríšь, gorítъ; gljažú, gljadíšь, gladítъ; ležú, ležíšь, ležítъ; bojúsь, bojíšьsja, bojítsja* usw. nur *smotrětь, terpětь, deržátь* wechseln den Akzent: 1. P. nach der Regel *smotrjú, terpljú, deržú*, aber in den übrigen Personen *smótrišь, térpišь, déržišь* usw. Meillet hält dies für die ältere Betonung, die den Verbis der 3. Konj. 2. Gruppe zugekommen wäre, da das *i* nach seiner Ansicht geschleift gewesen sei; allein das ist wohl nicht richtig. Die Betonung der erwähnten drei Verba ist offenbar dem Einflusse einer großen Gruppe der Verba der IV. Konj. wie *prošú, prósišь* usw. zuzuschreiben, während wir sonst, wenn wir *boljú bolíšь* etc. für ein sekundäres Produkt halten wollten, keine entsprechende Analogie hier ausfindig machen könnten. An den Infinitv ist, wie wir sehen werden, nicht zu denken. Daß das die ältere Betonung war, dafür spricht auch folgender Umstand. Wo die Stammsilbe eine gestoßene Länge aufwies, da wurde der Akzent nicht verschoben: russ. *vížu, vídišь, víditъ* etc.; *slýšu, slýšišь, slýšitъ*; so auch serbokr. *vȉdi*, ostbulg. *víde̊, vídiš; vísè, vísiš* (Leskien Afsl. Phil. XXI 9) und im Dialekt von Sofia: *vídim, vídiš* (S. 7).

Sonst bei anderen Verben im Serbokr. auch: *tŕpī, dŕžī* (hier ist also bei beiden Verbis im Gegensatze zum Russischen noch der Reflex der urslavischen Betonung erhalten); *žívīm, žívīš* etc. zu *žívjeti* (das *ī* wird weiter unten erklärt werden). Meillet hat diese Betonung durch den Einfluß des Infinitivs erklärt. Es wäre aber ein merkwürdiger Zufall, daß sich gerade hier, wo wir die urslavische Betonung oder ihren Reflex finden, der Einfluß des Infinitivs geäußert hätte. Wenn der Infinitiv mit seinem *ě* (*-ěti*) auf *i*-Formen des Präsens in akzentueller Hinsicht eingewirkt hätte, so würden wir es um so mehr beim Inf. der IV. Konjugation (*prosiši, prositi*) mit seinem *i* (*-iti*), da auch hier die Präsensformen ein *i* enthalten, erwarten. Wir werden aber gleich sehen, daß hier der Infinitiv akzentuell und demnach überhaupt nicht auf die Präsensformen eingewirkt hat. Folglich ist es auch bei der III. Konjugation 2. Gruppe nicht anzunehmen. Im Infinitiv mußte allerdings, da das *ě* auf *ē* zurückging und demnach eine gestoßene Intonation hatte, unter den bekannten Bedingungen der Akzent verschoben werden: russ. *velětь, bolětь, gorětь, smotrětь, terpětь, deržátь*. Dagegen ganz nach der Regel: *vídětь, slýšatь*, serbokr. *vȉdjeti, slȉšati*, russ. *za-víšětь* = serbokr. *vȉsjeti*, weiter *stȁrjeti*. Weiter im Serbokr. *gòrjeti, žèljeti, kléčati, kríčati* usw. Im Infinitiv bemerken wir diese Erscheinung auch im Litauischen.

Wenn wir nun als den ursprachlichen Typus dieser Konjugation im Sing. z. B. ein *legēi-mi*, *legēí-si*, *legēí-ti*, im Plur. *legī-més*, *legī-té*, *legī-nti* ansetzen, so erwarten wir auch, daß das *i* eine gestoßene Intonation habe, da im Sing. ein Langdiphthong und im Plur. ein langer Vokal vorliegt.

Anders verhält sich jedoch die Sache mit dem *i* der IV. Konjugation. Wäre das *i*, das wir auch hier haben (aksl. *nošą*, *nosiši*, *nositъ* etc.), aus den Infinitivformen im Präsens eingedrungen, wie Brugmann meinte (Grundr. II 1144), so müßte hier dieselbe Erscheinung auftreten, die wir bei der III. Konjugation 2. Gruppe beobachtet haben, denn das *i* des Inf. war gestoßen, vgl. lit. *vartýti*. Wir bemerken hier aber statt dessen etwas anderes. Bei den Iterativen und Kausativen, die hier zunächst in Betracht kommen müssen, ist der Akzent beweglich: in der 1. P. Sing. auf der letzten Silbe (Akzentverschiebung, da das *ą* aus **-ām* eine gestoßene Intonation hatte), in den übrigen auf der vorletzten, also russ. *vožú, vódišь, vóditъ; nošú, nósišь, nósitъ; prošú, prósišь* etc.; *chožú, chódišь . . .; bužú, búdišь; ljubljú, ljúbišь* . . . usw. (Boyer S. 37). Serbokr. *nòsiti, nȍsīm, nȍsīš, nȍsī, nȍsīmo, nȍsīte, nȍsē*. Die 1. P. Sg. ist also hier nach den übrigen ausgeglichen. Ebenso *vòditi, gòniti, dèsiti, mòliti, hòditi* (Daničić S. 51—52). Bei den Denominativen ist der Akzent entweder fix: russ. *gostítь, goščú, gostíšь; veseljú, veselíšь, veselítъ; govorjú, govoríšь, govorítъ*; nur wenige davon gehen nach der ersten Gruppe: *ženítь, ženjú, žénišь; kupljú, kúpišь*. Man muß überhaupt sagen, daß die Denominativa eher die Akzentuation der Iterativa und Kausativa annehmen; das umgekehrte bemerkt man äußerst selten. Oder es richtet sich der Akzent überhaupt nach dem Nomen: *gotóvitь*, vgl. *gotóvyj*, und bleibt dann fix.

Wir sehen hier demnach, daß das *i* anders auf den Akzent einwirkt als bei der III. Konjugation 2. Gruppe: es war also geschleift. Nun handelt es sich darum, diese geschleifte Intonation zu begründen. Neben den Kausativen und Iterativen haben wir hier Denominativa, die meist einen *o*-, *a*- oder *i*-Stamm voraussetzen: aksl. *plъniti* „füllen" zu *plъnъ* „voll", *chvaliti* „loben" zu *chvala* „Lob" und *gostiti* „bewirten" zu *gostь* „gast". Alle diese Kategorien haben im Slavischen im Präsens ein *i*, was auffallend ist, da wir im Litauischen ein *a* hier finden: *vartaũ*, 1. Plur. *var̃to-me, vartýti*. Daher vermutete Brugmann, daß der Sieg der *ā*- über die *e̯io*-formen (vgl. ai. *patáyāmi*, gr. ποτέομαι „ich

flattre, fliege umher" und *pātáyati* „er macht fliegen") bei diesen Verben in die Zeit der balt.-slav. Urgemeinschaft falle und daß der slav. Flexion *vraštą*, *vratiši* eine andere und zwar eben 3. Pers. Sing. **vortātь*, 1. Plur. **vortāmъ*, vgl. *imatъ, imamъ* vorangegangen ist (Grundr. II 2, S. 1145). Das ist aber nicht wahrscheinlich, vielmehr müssen wir annehmen, daß auch im Urslav. eine der *ei̯o*-Flexion entsprechende vorhanden war und zwar zunächst bei den altüberkommenen Iterativen und Kausativen. Da ferner die Denominativa jetzt dieselbe Konjugation haben, so ist ein Zusammenfallen dieser Gruppen dann begreiflich, wenn sie auch im Slavischen ursprünglich eine der ursprachlichen entsprechende Konjugation hatten (vgl. ai. *mantráyatē* „er berät" zu *mántras* „Rat", got. *hailja*, ahd. *heil(i)u* „ich heile", die *o*-Stämme sind hier als solche ganz deutlich erhalten, und die davon abgeleiteten Verba nahmen ursprünglich die *ei̯ó*-Konjugation an). Neben der *ei̯o*-Flexion — ein Reflex derselben sind auch die *ěio*-Stämme wie *uměją-uměti* — war auch die *-āi̯o*-Flexion wie *vonjati-vonjają* zu *vonja*, *igrati-igrają* zu *igra* und dann auch *dělati* etc. zu *dělo* vorhanden. Diese Flexion bemerken wir auch in anderen Sprachen, wie z. B. im Griechischen γοάω „jammere" zu γόος „Geheul" nach τιμάω etc. Das hatte zur Folge, daß diese beiden Flexionen einander beeinflußten, vgl. z. B. gr. ποτάομαι neben ποτέομαι, also selbst auch da, wo es sich nicht mehr um Denominativa handelt. Analoge Erscheinungen finden wir im Litauischen, wo die Verba auf *-au, -oti* im Präsens gelegentlich auch die Konjugation *-oju* annehmen, z. B. *lìndoju*, also wie die Denominativa, z. B. *pãsakoju*, *pãsakoti* „erzählen" von *pãsaka* „Erzählung". Es muß aber hervorgehoben werden, daß sie im Lettischen auf *-āju, -āt* ausgehen, also wie im Slavischen die Iterativa, denen sie sich hier auch hinsichtlich der Bedeutung anschließen, indem sie ebenfalls iterativ sind. Daher ist es auch begreiflich, wenn die Verba auf *yti* mit ihrem Präsens in diese Gruppe übergingen, also *sakaũ, sakýti* „sagen"; *pìldau*, *pìldyti* „füllen". Diese Präsensformen sind demnach sekundär. So meinte auch Reichelt, daß die lit. Verba auf *-au, -yti* ihr Präsens ursprünglich wie aksl. *vraštą*, *vratiši*, bezw. thematisch wie *vēlyju* bildeten und erst unter dem Einflusse der Verba auf *-au*, *-oti* diese Bildungen aufgegeben hätten (BB. XXVII 83). Tatsächlich führt auch Uljanov aus dem Altlit. Formen an wie *pudžiu* für *púdau*, *žudžiu* für *žudaũ*, *žũdo*; *giesiu* für *gesaũ*, *rodžiu* für *ródau* usw. (Značenie I 57). Es

liegt hier demnach eine der alten ideur. Iterativ-Kausativflexion auf *éi̯o* noch mehr entsprechende Flexionsart vor, indem *rodžu*, *ródyti* = sl. *raždą*, *raditi*, wofür jetzt *ródau*, *ródyti* gebraucht wird (Berneker Afsl. Phil. XXV 497).

Es ist nun zu ermitteln, wie die alte Flexionsart mit *éio* im Slavischen zu einem *i* mit geschleifter Intonation führen konnte: aksl. *vratiši*, *vratitъ* usw. Wir haben schon Denominativa wie *uměją-uměti*, *běleją-běleti* von *o*-Stämmen angeführt. Desgleichen gab es auch analoge Bildungen von *u*-Stämmen, wie wir sahen, z. B. *célują* aus **cēlēu̯-i̯ām*. Analog mußte es auch von *i*-Stämmen Bildungen geben wie z. B. **gostēi̯-i̯esi* **gostēi̯-i̯eti* zu *gostь* „gast". Zu diesen Kategorien gehört auch lit. *jůkūju*, fut. *jůkūsiu* zu *jůkas* „Scherz". Es ist möglich, daß es auch im Slavischen solche Verba von *o*-Stämmen gab, also nicht bloß ein *běleti* etc. mit *ē*, sondern auch solche mit *ō*, das im Slavischen ein *a* ergeben mußte, also *-ają*, *aješi* wie *dělają*. Wenn wir sagen, daß bei dieser Flexionsart die von *a*-Stämmen abgeleiteten Verba (wie *vonjati*) maßgebend gewesen sind, so ist es also vielleicht nicht ganz richtig. Wahrscheinlich ist nun unter dem Einflusse eines **legēisi*, **legēiti*, das wir oben ansetzen mußten, auch das **gostēi̯-i̯esi*, **gostēi̯-i̯eti* zu **gostēi̯si*, *gostēi̯ti* geworden, nur mußte das *ēi*, da es sich auch um eine Kontraktion zweier Silben oder, wenn man will, um eine Ersatzdehnung[1]) handelte, eine geschleifte Intonation bekommen, die natürlich dann auch dem daraus entstandenen *i*- zukam. Bevor jedoch die Monophthongierung eintrat, wirkten Formen wie *gostēi̯-i̯esi* etc. wahrscheinlich assimilierend auf die anderen verwandten wie *vodei̯esi* usw., unter welchen es auch viele Denominativa gab. So würden wir uns etwa erklären können, warum alle hierher gehörigen Verba die *i*-flexion angenommen haben. Daß es das *i* der Infinitivformen wäre, ist mir aus dem schon erwähnten Grunde unwahrscheinlich. Nach unserer Erklärung hatte also das *i* der III. Konjugation eine gestoßene Intonation, dagegen das der IV. eine geschleifte. Bei der III. Konjugation sollte demnach im Serbokr. in allen Fällen, wo der Akzent im Urslavischen auf das *i* verschoben wurde, dasselbe verkürzt werden. Statt dessen finden wir hier zwar die Länge: *tr̀pī*, *dr̀žī* usw., das darf aber nicht befremden, weil wir diese Längen sonst auch bei der

[1]) Das *ēi̯* hatte als Langdiphthong eine gestoßene Intonation. Wird aber eine derartige Länge nachträglich noch gedehnt, bekommt sie eine geschleifte Intonation (vgl. BB. XXX 142).

serbischen Konjugation im Suffixe finden und zwar auch dort, wo es sich um urslavische Kürzen handelt. Sie ist also einfach übertragen worden und zwar hier wohl von der IV. Konjugation aus. Im Böhmischen könnte man wieder bei *nosíš, nosí, vodí* etc. den Einfluß der III. Konjugation sehen: *ležíš, leží, trpí* usw., denn hier wurden gestoßene Längen unter dem Akzente erhalten.

Das Walten der beim Gen. Pl. der *a*- und *o*-Stämme konstatierten Dehnungsgesetze (BB. XXX 141—143) wird sich mit der Zeit wohl auch in anderen Fällen, in anderen Bildungen noch nachweisen lassen. Ich habe zwar S. 144—145 Deminutiva meist aus dem Böhm. und Serbokr. angeführt, bei denen auch etwas Analoges beobachtet werden kann, aber hier müßte es sich wohl um einzelsprachliche Erscheinungen handeln, da man ja nicht annehmen kann, daß der Halbvokal in diesen Bildungen schon im Urslavischen verloren gegangen wäre.

Dagegen kann man bei den Iterativa noch ziemlich deutliche Spuren finden, woraus wir ersehen, daß die Gesetze hier auch schon im Urslavischen wirkten. Diese Bildungen datieren nämlich meist aus dem Urslavischen, und es wurde bei ihnen der Stammvokal gedehnt; derselbe konnte natürlich von Haus aus kurz oder lang sein, im letzteren Falle konnte er weiter entweder eine gestoßene (steigende) oder geschleifte (fallende) Intonation haben, so daß hier alle drei Dehnungsgesetze zur Geltung kommen konnten. Dabei ist zu bemerken, daß das *a*-Suffix der Iterativa als ein einfach langer Vokal eine gestoßene Intonation hatte und daß es infolge dessen bei Vorhandensein der uns bekannten Bedingungen den Wortakzent auf sich reißen mußte. So haben wir hier unsere drei Gesetze in folgender Weise vertreten:

1. War der Stammvokal kurz, so erlangte er bei der Dehnung eine g e s t o ß e n e Intonation: serbokr. *klȁnjati, klȁnjām*, russ. *klánjatь, klánjaju*, aböhm. *kláněti* (bei Hus), daneben dann *klaněti*, aber in Zusammensetzungen noch *-kláněti* (aus *klánjati*) zu böhm. *kloniti*, serbokr. *klòniti*; serbokr. *zàslanjati* (*zàklanjati*) „schützen“, böhm. *za-sláněti* „verdecken, beschirmen“ zu böhm. *zasloniti*, serb. *zaslòniti* usw. Im Böhm. namentlich zahlreiche Fälle, wie *házeti* zu *hoditi* „werfen“, *táčeti* zu *točiti* „drehen“; *kráčeti* zu *kročiti* „schreiten“, *dýchati* zu aksl. *dъchnąti* „atmen“; *nášeti* zu *nositi* „tragen“, *házeti* zu *hoditi* „werfen“ usw.

2. War die Stammsilbe lang und hatte sie eine gestoßene Intonation, so wird diese in eine geschleifte verwandelt; daher

muß hier regelrecht eine Akzentverschiebung stattfinden: russ. *byvátь, byváju*, serbokr. *bívati, bîvām* (das ist sekundär) zu serb. *bȉti*, böhm. *býti*, lit. *búti*. Im Böhm. ist hier natürlich die Länge erhalten, weil sie vor dem urslav. Akzente steht, daher: *být vati*; russ. *ubivátь*, serbokr. *ubíjati, ùbījām* zu *ùbiti*, russ. *ubítь, bȉti, bȉjem*, böhm. *bíti*; russ. *pokryvátь*, serbokr. *pokrívati* „bedecken", böhm. *pokrývati* zu serb. *krȉti, pòkriti*, böhm. *krýti*; russ. *umyvátь*, serbokr. *umívati, ùmīvām*, böhm. *umývati* zu serbokr. *mȉti*, böhm. *mýti* usw.

3. War die Stammsilbe lang und hatte sie eine geschleifte Intonation, so wird diese in eine gestoßene verwandelt; daher kann es hier ursprünglich zu keiner Akzentverschiebung kommen: russ. *kúšatь*, serbokr. *kȕšati, kȕšām*, böhm. *koušeti* zu serb. *kúsiti, kûsīm* (Daničić Akcenti u glag. S. 44, bez. 90), böhm. *kusiti, o-kusiti*; russ. *bѣ́gatь*, serbokr. *bjȅgati, bjȅgām*, böhm. jetzt nur in Kompositis, wie *ubíhati, přebíhati* etc., sonst jetzt kurz *běhati* zu serb. *bjȅžati*, russ. *bѣžátь*, böhm. *běžeti*; böhm. *-bouzeti* zu *buditi*, serb. *búditi, bûdīm*. Insbesondere ist lehrreich: russ. *voróčatь, voróčaju*, serbokr. *vrȁćati, vrȁćām* zu serbokr. *vrátiti, vrâtīm*, russ. *vorotítь, voročú, vorótišь*. Daß die Stammsilbe eine schleifende Intonation hatte, ersehen wir ganz genau aus dem Inf. russ. *vorotítь*, serb. *vrátiti*, da ja hier eine Akzentverschiebung sonst nicht möglich gewesen wäre. Im Russischen ist offenbar aus einem ursprünglichen *voročú, *vórotišь* etc. ein *voročú, vorótišь* nachträglich geworden. Im Böhmischen ist im Infinitiv die Länge vor dem Wortakzente erhalten worden, daher *vrátiti* und unter dem Einflusse des Infinitivs offenbar auch das Präsens: *vrátím, vrátíš* etc. modifiziert worden. Da sich aber bei der Bildung des Iterativums die Intonation sonst änderte, so mußte zu einem *vrátiti* ein Iterativum *vraceti* gebildet werden, was also eine speziell böhmische Form ist.

Es gibt hier aber sonst auch zahlreiche Ausnahmen, da sich der Einfluß gewisser Typen mächtig äußerte. So griff im Serbokr. mehr die geschleifte Intonation des Stammvokals um sich: *bírati, bîrām* (also mit Akzentverschiebung); *pro-rícati, prò-rīčem* usw. Analog zeigt es sich auch im Russischen, da hier auch häufig das *a* betont erscheint, wo die Stammsilbe nicht eine geschleifte Intonation haben konnte: *ražátь, ražáju*.

Wien. W. Vondrák.

Zwei kleine Abhandlungen.

I. Noch einmal die neugriechischen Zahlwörter.

In einem Aufsatz, dessen Erscheinen in der „Byzantinischen Zeitschrift“ XVI, 1—2 in nächster Zeit bevorsteht, habe ich versucht, die Synkope der Silbe *-κο-* in den griechischen Zahlwörtern wie *τριάντα, σαράντα, πενῆντα* etc. durch vulgärlateinischen Einfluß zu erklären. Meine Erklärung, an der ich auch jetzt noch festhalte (siehe unten), ist also mit der Erklärung Hatzidakis Einleitung S. 149—150; Dieterichs Untersuchungen S. 125; Thumbs Byz. Zeitschr. IX 238—239 nicht in Einklang zu bringen, die darin eine Dissimilationserscheinung sehen, und steht auch mit der Auffassung Jannaris Historical greek grammar S. 172 sq. in Widerspruch, der an eine Abnutzung dieser Formen durch öfteren Gebrauch denken möchte. Nachträglich erfahre ich aus dem Aufsatz Thumbs Indogerm. Forsch. Anz. XV 179, daß Densuşianu Romania XXVI 290 ngr. *δεκατρεῖς* statt *τρεῖς καὶ δέκα* und *τριάντα* statt *τριάκοντα* aus romanischem Einfluß erklärt, doch ist mir der betreffende Aufsatz, dessen erste Behauptung mir sehr zweifelhaft, die zweite dagegen recht glaubhaft erscheint (darüber unten), nicht zugänglich.

Ein guter Kenner des Mittel- und Neugriechischen, Herr Akademiker Th. E. Korsch in Moskau, hatte neuerdings die Güte, mir gegenüber seinen Zweifel an meiner Erklärung der Synkope des *-κο-* in den Zahlwörtern auszudrücken. Da, wie ich sehe, auch Thumb IF. Anz. XV 179 diese Erklärung bezweifelt, so haben die vorliegenden Zeilen den Zweck, meine Ansichten gerade nach dieser Seite hin zu verteidigen: Gegen meine, a. a. O. näher begründete Erklärung könnte eingewendet werden, daß die griechischen Zahlwörter überhaupt zu wenig Ähnlichkeit mit den lateinischen haben und daher wohl schwerlich von ihnen beeinflußt werden konnten. Lateinisch *octojinta,* nachlässig ausgesprochen: *ogdojinda*[1]), stimmt indes genau mit der griechischen Form überein. Wenn das Romanische auch die Betonung *octóginta*[2]) erschließen läßt, woraus späteres **octónta* (vgl. ital. *ottanta,* wobei Anlehnung an das *-anta* von *quarranta,*

[1]) Daß eine derartige Artikulationsökonomie im Vulgärlateinischen gang und gäbe war, zeigen die Beispiele bei F. Sommer Handbuch der lateinischen Laut- und Formenlehre S. 275.

[2]) Mit spirantischem *γ* s. Sommer Handbuch S. 498.

cinquanta, sessanta etc.[1]) vorauszusetzen ist), wobei der Akzent nicht mit dem Griechischen (auf -ί) übereinstimmt, so ist dies für die Entwicklung der griechischen Formen wohl kaum von Belang: gerade die vulgärlateinischen Formen der Zahlwörter zeigen, wie stark gerade hier die Wirkung der Analogie ist[2]) (siehe Sommer Handbuch S. 498 sq.): bis zum lateinischen Einfluß hatten die betreffenden griechischen Zahlwörter die Endung -ήκοντα, und das betonte ί dieser Endung hat auch später, nachdem der lateinische Einfluß durchgedrungen war, den Sieg davongetragen.

Ferner konnte aus *sexaginta*, durch volksetymologische Anlehnung an ἕξι, ἑξήκοντα, nur ἑξήντα entstehen. Desgleichen unter dem Einfluß von *nonaginta* — ἐνενήντα, aus ἐνενήκοντα. Daß aber diese drei Formen durch Analogie die Entwicklung zweier anderer, von den entsprechenden lateinischen Zahlwörtern entfernterer griechischer Formen nach sich ziehen konnten, wird wohl von niemand bezweifelt werden. So erklären sich, wie mir scheint, die Formen: πεντήντα aus πεντήκοντα, ἑβδομήντα aus ἑβδομήκοντά (also nicht direkt unter dem Einfluß von *quinquaginta, septuaginta*, die gewiß wenig Ähnlichkeit haben).

Eine eigene Bewandtnis hat es mit mgr. σαράντα und τριάντα.

Gerade weil hier die Endung -ήκοντα ursprünglich fehlte, so war hier eine Wirkung der Analogie der anderen Formen von vornherein ausgeschlossen. Wir bemerken jedoch, daß τεσσαράκοντα schon früher zu σαράκοντα geworden ist (siehe Jannaris Historical greek gr. S. 173; Hatzidakis Einleitung S. 150). Die vulgärlateinische Form lautet, wie bereits erwähnt: *quarranta*, und unter ihrem Einfluß geschah die Umbildung von σαράκοντα zu σαράντα[3]). — Wiederum isoliert steht τριάκοντα. Doch auch hier

---

[1]) Gerade diese Formen zeigen, wie schwach im Vulgärlateinischen in solchen Fällen der intervokalische Spirant *j* ausgesprochen wurde, was meine Ansicht noch bekräftigt, denn dadurch wird vulgärlat. **octointa* dem griechischen ὀγδοήντα noch näher gebracht. Daß aber der lateinische Einfluß gerade von dieser Form ausging, sehen wir an der zweiten neugriechischen Form dieses Zahlwortes: ὀγδῶντα was genau zu vulg.-lat. **octónta* stimmt. Über ὀγδώκοντα siehe Hatzidakis Einleitung S. 150; Mayser Grammatik der griechischen Papyri der Ptolemäerzeit II 2; Dieterich Byzant. Zeitschr. X 652.

[2]) Daß diese Wirkung der Analogie auch im Griechischen sehr groß gewesen ist, sieht man an einer ganzen Reihe von Beispielen: so ist ngr. τρακόσοι, τρακόσιοι aus agr. τριακόσιοι unter dem Einfluß von τετρακόσιοι entstanden (s. Jannaris Histor. greek gr. S. 174).

[3]) Daraus, daß die Synkope der Silbe -κο- in σαράντα schon in so früher Zeit eintrat, folgt, nebenbei bemerkt, die Unmöglichkeit einer slavischen Ety-

ist der vulgärlateinische Einfluß leicht nachzuweisen: bekannt ist die vulgärlat. Form *trienta* (Sommer Handbuch S. 498), auch wissen wir, daß latein. *-en* aus Gründen der Artikulationsökonomie von den Griechen durch *-an* wiedergegeben wurde. Vgl. καλάνδαι aus *calendae*[1]) (belegt bei Dieterich Untersuchungen S. 19—20; G. Meyer Neugriechische Studien II 33; III, 7 und 23), gleichwie auch im späteren Griechisch *-av* für slav. *-ov*, *-ev* erscheint: κόλιαντα, κολιαντίνα zu aksl. *kolęda* (s. G. Meyer Neugr. Stud. II 32—33), vgl. πάγγος — *pąkъ*, ἀγγούτικας — *ąkotь*, λαγγός λαγγάδα — *ląka*[2]) (G. Meyer Neugr. St. II 10). — Bei direkter Entlehnung hätte also vulgärlatein. *trienta* gerade das ngr. τριάντα ergeben. Also war hier sogar eine volksetymologische Umbildung unter dem Einfluß von τρία, τριάκοντα nicht einmal notwendig.

So glaube ich die Synkope der Silbe -κο- in den oben angeführten Zahlwörtern erklären zu müssen. Nahe zu liegen scheint die Erklärung durch Verkürzung infolge häufigen Gebrauches, wie Thumb Byz. Zeitschr. IX 239 anzunehmen geneigt ist: doch ist, so glaube ich, eine dissimilatorische Abkürzung der Zahlwörter im Griechischen um eine so frühe Zeit kaum zu erwarten. Ferner, wenn schon in Formen wie τριάκοντα καὶ δύο etc. eine Dissimilation von nicht unmittelbar aufeinanderfolgenden Silben eintreten mußte (an deren lautphysiologischer Möglichkeit ich natürlich nicht zweifle), so wäre doch gerade hier der dissimilatorische Schwund des vollständig überflüssigen, wohl in der Schrift, aber nicht in der S p r a c h e betonten καὶ zu erwarten (vgl. dagegen Thumb Byz. Zeitschr. IX 239). — Ich fasse das Ergebnis meiner Ausführungen folgendermaßen

---

mologie: russ. *sorokъ*, vierzig, ist nicht aus griech. σαράκοντα (s. Miklošič Etym. Wörterb. d. slav. Spr. S. 317) entlehnt, denn dieses war schon zu σαράντα geworden (s. Jannaris Historical greek gr. S. 172), sondern wie das einst aus dem Russischen entlehnte poln. *sorok* „Bund Zobelfelle zu 40 Stück" zeigt, aus urslav. **sorka*. Es gehört also zu aksl. *sraky*, *sraka*, *sračica*, russ. *soročka*, *soroka* etc. s. Miklošič Etym. Wörtb. S. 316.

[1]) Es ist also hier wohl kaum mit Dieterich Untersuchungen S. 119 an eine Vokalassimilation zu denken; viel näher liegt die Erklärung durch das Bestreben zur Ersparung der Artikulationsenergie. Denn *av* ist entschieden leichter auszusprechen als *ev* und *ov*, da *a* der artikulatorisch einfachste Vokal ist, denn die Zunge entfernt sich hierbei nicht viel aus ihrer Ruhelage (s. E. Sievers Grundzüge der Phonetik[5] S. 81).

[2]) Wohl schwerlich ist λαγγός eine Kontaminationsform von λαγών + ἄγκος (wie neuerdings Amantos Die Suffixe der ngr. Ortsnamen S. 25 sq. und Kretschmer Archiv f. slav. Phil. XXVII 234 annehmen). Denn dies hätte *λάγγος ergeben. Auch hindert uns die Bedeutung, diese Etymologie anzunehmen.

zusammen: die vulgär-lateinischen Zahlwörter unterlagen einer volksetymologischen Umbildung auf griechischem Boden; diese Umbildung geschah unter dem Einfluß der griechischen Zahlwörter ohne Synkope, *τριάκοντα*, *σαράκοντα* etc. und wurde begünstigt durch den Umstand, daß die Formen mit *-κο-*, infolge häufigen Gebrauches, ihre unbetonten Silben beträchtlich reduzierten (übertrieben ist diese Reduktion bei Jannaris Hist. greek gr. S. 172). Diese synkopierten neugriechischen Zahlwörter sind also gewissermaßen Kontaminationsformen der vulgärlateinischen und altgriechischen Zahlwörter.

II. Zur slavischen Vertretung von arioeurop. *o*.

P. Kretschmer hat soeben eine interessante Studie: „Die slavische Vertretung von idg. *o*“, Archiv f. slav. Phil. XXVII 228—240 veröffentlicht, die aus mancherlei Gründen das Interesse der griechischen Sprachforscher beansprucht. Auf Grund griechischer Orts- und Eigennamen slavischer Herkunft, sowie der nicht besonders zahlreichen slavischen Lehnwörter im Griechischen hat Kretschmer den Versuch gemacht, die Brugmannsche Lehre vom arioeurop. *o*, wonach idg. $o <^{\text{balt. } a}_{\text{slav. } o}$ (s. Brugmann Grundriß I² 146), durch eine neue (von ihm übrigens schon an anderer Stelle aufgestellte) Lehre[1]) zu ersetzen, wonach:

idg. *a o*
V
balt.-slav. *a*
Λ
balt. *a* slav. *o*.

Gerade wegen der großen Wichtigkeit der betreffenden Frage für die arioeuropäische Sprachwissenschaft ist eine Revision der Kretschmerschen Arbeit von seiten der Neogräzisten höchst wünschenswert. Vor allen Dingen muß geprüft werden, ob nicht die lautlichen Eigentümlichkeiten derjenigen Sprachen, aus denen Kretschmer seine slavischen Belege zusammenstellt, eine andere Erklärung der von ihm beobachteten Wiedergabe des slavischen Reflexes von arioeurop. *o* zulassen. Die lateinischen und deutschen Belege sind denn auch wohl kaum stichhaltig zu nennen: sie entstammen einer späten Zeit, deren Sprache uns auch noch durch slavische Denkmäler überliefert worden ist, wo von einer *-a*-Artikulation des slavischen Reflexes von arioeur. *o* keine Spur zu merken ist. Dalmatinische Schreibungen wie

[1]) Vgl. Kretschmer Einleitung in die Geschichte der griech. Sprache S. 111, 115.

Dabra — *Dobra*, Balislaua — *Boleslava* etc. (Kretschmer S. 237) bezeugen daher nur, daß roman.-lat. *o* eine bedeutend geschlossenere Artikulation hatte als slav. *o*, und daß letzteres daher näher zu roman. *a* als zu *o* zu neigen schien und infolge dessen durch lat. *a* wiedergegeben werden mußte. Diese Annahme wird schon dadurch gestützt, daß roman.-lat. *a* in slavischen Lehnwörtern durch *o* wiedergegeben wurde: z. B. *poganъ* aus *paganus*, *komora* — *camera* etc. (siehe Vondrak Altkirchenslavische Grammatik S. 42; Sobolevskij Drevnij cerkovno-slavjanskij jazykъ: Fonetika[1]) S. 27). — Die germanischen (deutschen) Belege Kretschmers, wo *a* für slav. *o* erscheint, sind schon von ihm selbst (Archiv XXVII 238—239) angezweifelt worden. Ihre Beweiskraft wird vollständig erschüttert, wenn man in Betracht zieht, daß germ. *a* in slavischen Lehnwörtern regelmäßig als *o* erscheint: vgl. *gonьznąti* aus got. *ganisan*, *Spolinъ* — Spali = Σπάλοι (siehe Vondrak Altkirchensl. Gramm. S. 42; Sobolevskij Fonetika S. 27). — Zieht man ferner in Betracht, daß germ.-lat. *o* im Slavischen regelrecht durch *u* wiedergegeben wird (siehe E. Th. Korsch Sbornikъ statej po slavjanovêdêniju posvjaščennychъ prof. M. S. Drinovu S. 58; Vondrak Altkirchensl. Gramm. S. 52—53; Sobolevskij Fonetika S. 27), so ergibt sich daraus mit Sicherheit, daß zur Beurteilung des Schicksals des arioeur. *o* auf slavischem Boden sämtliche lateinisch-germanischen Belege Kretschmers (S. 237—240) wegfallen müssen[2]).

Um die Beweiskraft der griechischen Belege Kretschmers (S. 231—236), auf die er das Hauptgewicht gelegt zu haben scheint, zu prüfen, müssen wir die Geschichte des *o* auf griechischem Boden näher ins Auge fassen. Gerade weil die Beispiele Kretschmers so verschiedenen Zeiten angehören, muß die Artikulation des griech. ο für alle Zeiten festgestellt werden. Kretschmer (S. 236) behauptet davon: . . . „daß das griech. *o* (ο, ω) ein durchaus offener Laut ist und schon zur Zeit der Aufnahme der slavischen Wörter war: dies folgt aus der Wiedergabe des geschlossenen italienischen *ọ* und des lat. *ō* durch griech. ου (siehe Byz. Zeitschr. X 586)[3]). Griech. ο (ω)

[1]) Dieses von Zubatý IF. A. I 145—146 so streng verurteilte Buch ist als Materialsammlung gerade in solchen Fällen mit Erfolg heranzuziehen.

[2]) Schon dadurch freilich, daß sie alle den späteren Jahrhunderten angehören, deren Sprache uns durch slavische Sprachdenkmäler überliefert ist, ist ihnen von vornherein keine große Bedeutung beizumessen gewesen.

[3]) Ich hoffe in nächster Zeit in der Byz. Zeitschr. mich mit dem Verfasser über diesen Punkt ausführlich auseinandersetzen zu können.

wäre also zur Wiedergabe eines offenen slav. *o* sehr geeignet gewesen, und wenn statt seiner griech. *α* verwendet wurde, so muß der slavische Vokal mehr nach *α* als nach offenem *o* hin gelegen haben, d. h. er war entweder reines *a* oder höchstens ein *å* mit minimaler labialer Färbung. Nun wird ja tatsächlich, wie wir erwarten, in der Zeit, wo die Slaven schon *o* sprachen, dieses immer durch griech. *o* wiedergegeben, und nur in den ältesten Belegen slavischer Namen und Wörter im Griechischen findet sich dafür *a*. Daraus folgt mit Sicherheit wenigstens das eine, daß im Slavischen ein Vokalwandel stattgefunden hat (!!), der sich in der Richtung von *a* nach *o* hin bewegte". — Eine ungenaue Formulierung hat, wie ich im folgenden zu zeigen versuchen werde, Kretschmer zu einer höchst ungenauen Folgerung verleitet.

Wie bekannt, hatte agr. *ο* eine g e s c h l o s s e n e Aussprache (siehe Brugmann Griechische Grammatik[3] S. 30 § 9). Diese geschlossene Artikulation zeigt sich auch später darin, daß griech. *ο* in vulgärlateinischen Lehnwörtern ständig durch *u* wiedergegeben wird: *amurca* (*ἀμόργη*), *cummi, gummi* (*κόμμι*), *purpura* (*πορφύρα*), *rumpia* (*ῥομφαῖα*) etc. (siehe Klaussen Die griechischen Lehnwörter im Französischen, Erlangen 1903 § 12; desselben: Griechische Elemente in den romanischen Sprachen, Neue Jahrb. f. d. klass. Altertum, Gesch. u. deutsch. Litt. u. Pädagogik XVI (1905) S. 412 u. 417). Geschlossene Aussprache von griech. *ο* (*ο, ω* nach dem Zusammenfall langer und kurzer Vokale) wird also auch für die vulgärlateinische und „urromanische" Zeit bestätigt. Klaussens Annahme (l. c.) erhält noch eine Stütze dadurch, daß lat. *u* in griechischen Schreibungen öfters durch *o*[1]) vertreten ist: *Σατορνῖνος* Appiani Histor. Romana ed. Mendelssohn p. 592, 14 für *Saturninus*; *Πόπλιος* ibid. 604, 16; 605, 1; 619, 2 etc. für *Publius*; *Ἰογόρθα* ibid. 607, 9 für *Jugurtha*; *Ὀμβρικός* ibid. 612, 14 für *Umbricus* usw.[2]) — Die Annahme, daß griechisch *ο* zu vulgärlateinischer Zeit und auch später noch eine g e s c h l o s s e n e Aussprache hatte, wird durch andere Tatsachen noch gestützt: Syrische Quellen zeigen *u* für griech. *ο*: *konūnō* — *κανών*, *hīgmūnō* — *ἡγεμών*, *hedjūtō* — *ἰδιώτης* usw. (siehe Sobolevskij Fonetika S. 27). Dazu stimmen die älteren slavischen Entlehnungen: *poroda* *παρά-*

---

[1]) Dieses war eben lateinischem *u* näher als lat. *o*.

[2]) Die Belege, die ein besser Ausgerüsteter leicht wird vermehren können, stammen aus meinen zufälligen Aufzeichnungen.

δεισος[1]), *olъtarь* — *ἀλτάριν* (dafür Belege bei G. Meyer Neugr. St. IV 8) usw. (siehe Vondrak Kirchensl. Gramm. S. 42), wo griech. *α* durch slav. *o* wiedergegeben ist, ferner *Solomunъ* — *Σολομών*, *Solunъ* — *Θεσσαλονίκη* (Vondrak a. a. O. S. 52—53), wo griech. *ο* durch slav. *u* vertreten wird. Die Beispiele zeigen ganz deutlich, daß griech. *ο* zu alter Zeit schon (vgl. die orientalischen und lateinischen Belege) eine geschlossene Aussprache hatte, die es auch in späterer Zeit behielt, wie wir aus den slavischen Beispielen ersehen. Griechisch *ο* war also dem slav. *u* näher als dem slav. *o* und mußte daher in slavischen Lehnwörtern zu *u* werden. Vgl. russ. *uksusъ* — griech. *ὄξος* etc.

Erst in späterer Zeit, vielleicht sogar unter dem Einflusse des Verkehrs mit Slaven, erhält das griech. *ο* eine offenere Artikulation: nur so können wir die älteren, eben angeführten Belege für geschlossene Aussprache des griech. *ο* mit den späteren, auf eine offene Aussprache desselben hinweisenden Beispielen in Einklang bringen. Denn daß griech. *ο* nach dem XII. Jahrhundert ungefähr schon ein offener Laut war, folgt aus der Wiedergabe des geschlossenen italien. *ọ* und des lat. *ō* durch griech. *ο* (worauf Kretschmer selbst aufmerksam gemacht hat, Byzant. Zeitschr. X 586; übrigens schon früher ungenau angedeutet von G. Meyer Neugr. St. IV 3 sq.).

Meine Ansicht von der Artikulationsveränderung des griech. *ο* in christlicher Zeit wird durch noch einen Umstand wesentlich gestützt: die griechischen Lehnwörter im Armenischen (die zu verschiedenen Zeiten entlehnt und daher für die Geschichte der griechischen Sprache besonders wichtig sind, vgl. Hübschmann Armenische Grammatik I 322 sq., Thumb Byz. Zeitschr. IX 388 sq.) deuten auf geschlossene Aussprache des griech. *ο* in alter und offene Artikulation desselben in neuerer Zeit (s. Thumb und Hübschmann Byz. Zeitschr. IX 449 sq., Thumb ibid. 393 sq.). Gleichzeitig zeigen die armenischen Quellen *ο* für griechisch *α*:

---

[1]) So und nicht anders sind auch die von Kretschmer beigebrachten Beispiele zu verstehen: aksl. *molotrъ* aus gr. *μάραθρον*, *polata* — gr. *παλάτια*, *παλάτιν*, *popъ* — *παπᾶς* vom Genet. *παπᾶ* s. Korsch Sbornik otdѣl. russk. jazyka i slovesnosti Imp. Ak. Naukъ LXXVIII 24, *kotьlъ* — got. *katils*, *osьlъ* — got. *asilus* (ungenau Kretschmer S. 230; Belege bei Schmidt Vokalismus II 170 Anm.). Es liegt kein Grund vor, in dem *o* dieser slavischen Belege mit Kretschmer „eine Labialisierung von *a* zu *o* in jüngerer Zeit" (!!) zu sehen: gerade daraus sieht man, daß slav. *o* dem germ.-lat.-griech. *a* näher stand als dem *o*, und daher das *a* dieser Sprachen wiedergeben musste.

so erkläre ich das von Thumb Byz. Zeitschr. IX 393 nicht gedeutete: *siułobay* neben *siułabay* = griech. *συλλαβή*.

Wenn indogerm. *o* im Slavischen wirklich, wie Kretschmer zu beweisen sucht (s. Archiv f. slav. Phil. XXVII 229 sq., Einleitung in die Geschichte d. gr. Spr. S. 111, 115), zu *a* geworden wäre, so müßten die Beispiele dieses Lautwandels bereits in älteren Quellen (jedenfalls nicht später als die ersten Jahrhunderte unserer Ära) zu suchen sein, denn selbst die ältesten slavischen Sprachdenkmäler zeigen keine Spur einer -*a*-Aussprache der slavischen Reflexe des indogerm. *o*. Gerade für die ältere Zeit aber, welcher dieser „eventuelle" Wandel von arioeurop. *o* zu slav. *a* angehören könnte, muß die geschlossene Aussprache des griechischen *ο* (*ο*, *ω*) in Betracht gezogen werden: also können griechische Quellen über die betreffende Frage keinen Aufschluß geben; wegen seiner geschlossenen Artikulation war das griechische *ο* (nach dem Zusammenfall der Quantitäten) zur Wiedergabe eines offenen slavischen *o* wenig geeignet, und gerade daher wurde der slavische *o*-Laut von den Griechen durch *a* wiedergegeben.

Aus dem Gesagten folgt, so scheint mir, die Unhaltbarkeit der Kretschmerschen Lehre. Freilich könnte diese Lehre vom „Übergang" idg. *o* in slav. *a* vielleicht auf andere Weise bewiesen werden; doch sieht man gerade an den aufgeführten Beispielen, mit welcher Vorsicht hierbei zu Werke gegangen werden muß. Vorläufig aber, glaube ich, muß bei der alten Lehre von der slavischen Vertretung des idg. *o* beharrt werden (Brugmann Grundriß I² 146: *o* idg. blieb ... auch im Slavischen *o*), die, als die einfachere, von vornherein, finde ich, mehr Wahrscheinlichkeit für sich hatte.

Ich habe einen großen Umweg machen müssen, habe griechische, slavische, orientalische Belege scheinbar durcheinandergeworfen, um meine Zweifel an der neuen Lehre von idg. *o* im Slavischen näher zu begründen. Leider ist hierbei der Widerspruch ausschließlich zu Worte gekommen. Trotzdem scheint mir Kretschmers Abhandlung für die Lösung einer anderen Frage von großer Wichtigkeit zu sein: Indem er das Material der griechischen Orts- und Eigennamen, auch Lehnwörter slavischen Ursprungs für die Slavistik auszubeuten versuchte, zeigte er, was für ein Interesse er der Erforschung der „Slavischen Ele-

mente im Neugriechischen" entgegenbringt[1]). Und in der Tat gibt uns das von Kretschmer (S. 231—236) zusammengestellte Material die Möglichkeit, mindestens zwei verschiedene Entlehnungsperioden slavischer Wörter durch die Griechen zu unterscheiden: Die ältesten slavischen Lehnwörter des Griechischen gehören der Zeit an, wo griech. *ο* noch einen geschlossenen Klang hatte; das offene slavische *o* war also dem griech. *α* näher und wurde daher durch dieses ersetzt: außer *Πειράγαστος* — *Pirogostь* (Kretschmer S. 231) vgl. *ῥαγάζιον* (Kretschmer S. 233; G. Meyer Neugr. St. II 53), aksl. *rogozъ*; *καρούτα* — *koryto* (Kretschmer S. 233; G. Meyer Neugr. St. II 30); *bοστάλι, ποστάλι*[2]) — kroat. *postol* etc. (s. Miklošič Et. Wb. d. slav. Spr. S. 260; griechische Belege bei G. Meyer Neugr. St. II 45) usw.[3]) — Für die Ge-

[1]) Kretschmer berührt hier eine Frage, deren gründliche, detaillierte Behandlung schon seit langer Zeit ein dringendes Desideratum der slavischen Sprachwissenschaft ist: die Bearbeitung des in griechischen (vorzugsweise mgr.) Quellen verborgenen slavischen Sprachgutes nach dem Muster, wie Baudouin de Courtenay das slavische Sprachmaterial lateinischer Quellen ausgebeutet hat (s. seine Schrift: O drevnje-pol'skom jazykě do XIV stolětija, Leipzig 1870).

[2]) G. Meyer Neugr. St. II 45 glaubt, griech. *bοστάλι, ποστάλι* etc. sei aus türk. *postal* entlehnt, welches wiederum auf die slavischen Formen zurückgehe. Soviel ich weiß, ließe sich dann aber das *-á-* dieser Form nicht aus dem Türkischen erklären. Mir scheint daher direkte Entlehnung der griechischen Form aus dem Slavischen näher zu liegen. Das griech. *-α* aus slav. *-o* erkläre ich durch die offene Aussprache des slav. *-o* zu der Zeit, wo griech. *ο* noch eine geschlossene Artikulation hatte. Türk. *postal*, wie auch bulg. *postalъ* sind also griechische Lehnwörter. Bulg. *postalъ* kann Kontaminationsbildung von früherem **póstolъ* + griech. *ποστάλι* sein. Vgl. dagegen G. Meyer Albanes. Wörterb. S. 18; Matovъ Grъcko-bъlgarski studii S. 78.

[3]) Die Beispiele *ζάκανον, γαραδοειδής* (Kretschmer S. 232—233), *παστάβι* (Kretschmer S. 234), *παγανιά* (mit Anlehnung an *παγανός* G. Meyer Neugr. St. II 49, was durch den Akzent bestätigt wird) hätten nicht angeführt werden dürfen: es liegt auf der Hand, daß wir es hier mit einer Vokalassimilation zu tun haben, die zu allen Zeiten vorkommen kann. Der Einwand Kretschmers (S. 236—237 Anmerkung), daß im Griechischen Assimilation von *o* an *a* selten sei, befriedigt wenig und scheint durch die Autorität Hatzidakis' verursacht worden zu sein. Gerade Hatzidakis ist aber in der Annahme von Assimilationserscheinungen äußerst skeptisch. Vgl. Hatzidakis Einleitung S. 331 sq., desselben *Ἀθηνᾶ* IV 471. Doch haben die Forschungen anderer Gelehrter gezeigt, welche Verbreitung diese Erscheinung im Griechischen hat. Siehe Thumb IF. II 80 sq., 121 sq.; IF. VII 35—36 (und die daselbst verzeichnete ältere Literatur); W. Meyer-Lübke Byz. Zeitschr. II 143; Ökonomides Lautlehre des Pontischen I 5—6; W. Meyer Portius S. 73 etc.; auch Hatzidakis IF. II 374 hat später neue Belege der Assimilation beigebracht.

Die von Kretschmer übersehene Form *bοστάλι* (Belege bei G. Meyer c. l.) kann auf den ersten Blick, wegen ihres tönenden Verschlusslautes, als Entlehnung

schichte der kulturellen Beziehungen zwischen Griechen und Slaven ist es wichtig, zu konstatieren, daß einige slavische Lehnwörter im Griechischen schon seit längerer Zeit fortleben. Diese Annahme erhält aber durch die zahlreichen Ortsnamen (Kretschmer S. 231—236) eine Stütze, wo griech. *α* für slav. *o* erscheint. — Einer späteren zweiten Entlehnungsperiode, wo griech. *o* schon einen offenen Klang hatte, weshalb es auch zur Wiedergabe des slav. *o* geeignet war, gehören die zahlreichen, von G. Meyer Neugriechische Studien II zusammengestellten Beispiele an, wo slavischem *o* griechisches *o* entspricht.

Andere lautliche Eigentümlichkeiten gestatten uns, die zwei Entlehnungsperioden slavischer Wörter im Griechischen noch genauer zu präzisieren: Wie bekannt, besitzt die südslavische Sprachgruppe heutzutage nur eine „einseitige Palatalisation“ (siehe Baudouin de Courtenay Lekcii po sravnit. gramm. slavjansk. jaz. S. 55—56), d. h. eine Nichtunterscheidung nichtpalataler und palataler Konsonanten, welche den Zusammenfall von Vokalen wie *i* — *y*, *ь* — *ъ* zur Folge hat (siehe Florinskij Lekcii po slavjanskomu jazykoznaniju I 62 sq.; Lavrovъ Obzorъ zvukovychъ i formalьnychъ osobennostej bolgarskago jaz. S. 114 sq.). Diese Eigentümlichkeit ist dem Altkirchenslavischen noch fremd, obgleich wir auch hier bereits ihre Anfänge bemerken können (siehe Leskien Handbuch[4] S. 32 sq.; Vondrak Altkirchenslav. Gramm. S. 88—91). Sie zeigt sich auch in einer ganzen Reihe slavischer Lehnwörter im Neugriechischen: *κουρύτα* aus bulg. *korito* (Belege bei G. Meyer Neugr. St. II 30), *γριμπός* aus *grъbъ* (s. G. Meyer Neugr. St. II 37), *μουρκίζω* — serb. *mrknuti* (G. Meyer S. 42), *μοτίκα* — bulg. *motika*

aus neuester Zeit angesehen werden. Man muß jedoch in Betracht ziehen, daß dieses *b* den slavischen Formen fremd war und auf griechischem Boden entstanden ist. Hier aber liegt schon zu byzantinischer Zeit eine phonetische Erscheinung vor, die im Neugriechischen recht große Dimensionen angenommen hat und lebhaft ans Vulgärlateinische erinnert (leider ist diese Erscheinung bis jetzt wenig beachtet worden). Es ist dies der Wandel von tonlosen Verschlußlauten zu tönenden (also *p*, *t*, *k* > *b*, *d*, *g*). Vgl. *γοῦβα* aus *κύπη*, *βουτίνα* aus *βυτίνη*, *πυτίνη* usw. (Foy Lautsystem S. 18), *γράββατος* aus *κράββατος* (Sophoclis Lexicon s. v.) sind Beispiele desselben Wandels aus älterer Zeit. Dazu die neueren Belege: *bιστός* — *πιστός*, *bοντικός* — *ποντικός* etc. (Foy Lautsystem S. 25), *gριdέλλι* — slav. *krdel* (G. Meyer Neugr. St. II 23), *bιστερή* — *peštera* (G. Meyer Neugr. St. II 44), *dεbερόζα* — ital. *tuberoso* (G. Meyer Neugr. St. IV 65). — Die Erscheinung scheint auf den Anlaut beschränkt zu sein, doch hoffe ich in nächster Zeit ihre Verbreitung, Bedingungen und Chronologie in einem besonderen Aufsatze feststellen zu können.

(G. Meyer c. l. S. 43), μπίκας — bulg. *bik* (G. Meyer S. 44) usw. Alle diese Lehnwörter entstammen also einer Zeit, wo im Südslavischen die „eingliedrige Palatalisation“ bereits durchgedrungen war. Ihre tönenden Verschlußlaute sind ja auch ein Merkmal der späteren Entlehnungszeit, denn ältere Entlehnung hätte diese Wörter die griechische Lautverschiebung (*b*, *g*, *d* zu β, γ, δ) durchmachen lassen müssen (s. G. Meyer Neugr. St. II 12). — Daneben haben wir einige, wenn auch nur wenige slavische Lehnwörter, die Spuren älterer Entlehnung tragen, denn sie zeigen *υ* für slav. *y* welches später mit *i* zusammenfiel (also griech. ι ergeben musste): καρούτα, καρούτι (G. Meyer Neugr. St. II 30) — *koryto*, μαγούλα — *mogyla* (G. Meyer Neugr. St. II 69), ρουγκαΐζω — *rygati* (G. Meyer Neugr. St. II 78) usw.

Diese kurzen Andeutungen mögen genügen, um auf die Notwendigkeit einer Neubearbeitung der „Slavischen Elemente im Neugriechischen“ hinzuweisen. Daß in Meyers schätzenswerter Arbeit noch lange nicht das ganze Material zusammengebracht ist, habe ich an anderer Stelle zu zeigen versucht.[1]) Der neue Erforscher der interessanten und für die Lösung wichtiger Probleme der slavischen Philologie durchaus nicht gleichgültigen Frage wird also vor allem das reichhaltige Material der griechischen Ortsnamen und auch Eigennamen (wie Πειράγαστος, Κελαγαστός etc.) berücksichtigen müssen, auf deren Wichtigkeit Kretschmer soeben (Archiv f. slav. Phil. XXVII 231—235) hingewiesen hat, ferner wird er auch verschiedene Entlehnungsperioden unterscheiden, das Lehnwörterbuch Meyers durch die zahlreichen neugriechischen Dialektwörterbücher und namentlich mittelalterlichen Sprachdenkmäler bereichern und das ganze Material sprachwissenschaftlich und kulturhistorisch für die Slavistik auszubeuten haben. Wer eine derartige Arbeit unternimmt, handelt gewiß im Sinne des verstorbenen Balkansprachforschers.

St. Petersburg. M. Vasmer.

[1]) Mein Nachtrag zu G. Meyers Neugr. Studien II erscheint demnächst in den Izvěstija otděl. russk. jaz. i slovesnosti Imp. Akad. Naukъ XI, Heft 2, S. 386—413 in russischer Sprache.

Gotica.

1. In des Ulfilas Bibelübersetzung liest man

Akaja [cod. A, *Axaia* B] Ἀχαΐα[1])

aikklesjons Asiais αἱ ἐκκλησίαι τῆς Ἀσίας, *aikklesjom Galatiais* ταῖς ἐκκλησίαις τῆς Γαλατίας, *ana fera Kileikiais* εἰς τὰ κλίματα τῆς Κιλικίας, *at wisandin kindina Syriais* ἡγεμονεύοντος τῆς Συρίας[2])

in allai Akaïjai ἐν ὅλῃ τῇ Ἀχαΐᾳ, *in Asiai* ἐν τῇ Ἀσίᾳ, *us Asiai* ἀπὸ Ἀσίας, *du Dalmatiai* εἰς Δαλματίαν, *du Galatiai* εἰς Γαλατίαν, *af Makidonjai* ἀπὸ Μακεδονίας, *in Makidonjai* εἰς Μακεδονίαν[3])

Makidonja Μακεδονίαν, *in Makidonja* εἰς Μακεδονίαν[4]),

dagegen

all Iudaialand πᾶσα ἡ Ἰουδαία χώρα[5])

Galeilaias τῆς Γαλιλαίας[6]), *Ituraias* τῆς Ἰτουραίας[7]), *Iudaias* τῆς Ἰουδαίας[8])

in Arabia ἐν τῇ Ἀραβίᾳ[9]), *in Galeilaia* ἐν τῇ Γαλιλαίᾳ[10]), *fram Galeilaia* ἀπὸ τῆς Γαλιλαίας[11]), *us Galeilaia* ἀπὸ (ἐκ) τῆς

---

[1]) 2 Cor 9, 2

[2]) 1 Cor 16, 19 B [A fehlt] — 1 Cor 16, 1 B [*Galatie* A] Gal 1, 2 B [A fehlt] — Gal 1, 21 B [A fehlt] — Lc 2, 2

[3]) 2 Cor 1, 1 B [A fehlt] — 2 Cor 1, 8 B [A fehlt] 2 Tim 1, 15 AB, 1 Cor subscr A [B fehlt] — 2 Tim 4, 10 A [fehlt in B] — 2 Tim 4, 10 AB — 2 Cor 1, 16. 7, 5 B [*Makaidonjai* A mit gelehrter Anpassung an die Originalform]

[4]) 1 Cor 16, 5 AB (zweimal) 2 Cor 1, 16. 2, 13 B [*Makaidonja* A]

[5]) Mc 1, 5

[6]) 9mal (Elis Die Fremdworte und fremden Eigennamen in der gotischen Bibelübersetzung [Göttinger Dissertation 1903] 52), z. B. *synagogim Galeilaias* Lc 4, 44 im Gegensatze zu *aikklesjom Galatiais* Gal 1, 2. *þis Galeilaias* sc. *landis* Lc 3, 1

[7]) *þis Ituraias jah Trakauneitidaus landis* Lc 3, 1

[8]) 6mal (Elis 58), z. B. *aikklesjom Iudaias* ταῖς ἐκκλησίαις τῆς Ἰουδαίας Gal 1, 22 AB im Gegensatze zu den schon genannten Stellen, die von *aikklesjons Asiais, Galatiais* reden. Unmittelbar vorher, Gal 1, 21, steht der Genetiv *Kileikiais.*

[9]) Gal 4, 25 B [A fehlt]

[10]) Mc 15, 41 Ioh 7, 1. 9. Dazu *qam Iesus in Galeilaia* ἦλθεν Ἰησοῦς εἰς τὴν Γαλιλαίαν Mc 1, 14. Elis 52 hat die Form ganz mechanisch als Accusativ gebucht. Aber die gotische Syntax zieht in solchen Fällen, neben *qiman* und *briggan,* den Dativ vor. vdGabelentz-Loebe 2, 1, 92 r. Col. (91 l. Col.). Vgl. dazu JGrimm DG 4, 939. 967. 975 n. Abdr. [Reste alten Sprachgebrauchs bei Otfrid 2, 24, 31 und 2, 14, 99. 3, 1, 8 verglichen mit 1, 16, 6?], H. M. Belden Engl. Stud. 32, 366.

[11]) Mt 27, 55

Γαλιλαίας[1]), *wiþrawairþ Galeilaia ἀντιπέρα τῆς Γαλιλαίας*[2]), *us Idumaia ἀπὸ τῆς Ἰδουμαίας*[3]), *in Iudaia ἐν τῇ Ἰουδαίᾳ* (*ἐν γῇ Ἰούδα, ἐν Ἰούδα*)[4]), *us Iudaia ἀπὸ τῆς Ἰουδαίας*[5]), *raginondin Puntiau Peilatau Iudaia ἡγεμονεύοντος Ποντίου Πειλάτου τῆς Ἰουδαίας*[6])

in Galeilaian εἰς τὴν Γαλιλαίαν[7]), *þairh Galeilaian διὰ τῆς Γαλιλαίας*[8]), *and alla Galeilaian εἰς ὅλην τὴν Γαλιλαίαν*[9]), *in Iudaian εἰς τὴν Ἰουδαίαν*[10]), *þairh midja Samarian jah Galeilaian διὰ μέσου Σαμαρίας καὶ Γαλιλαίας*[11]), ganz vereinzelt *and alla Iudaia ἐν ὅλῃ τῇ Ἰουδαίᾳ* [Lc 7, 17, vielleicht nach Mc 1, 39 *and alla Galeilaian* zu korrigieren] und *gasandjan mik in Iudaia προπεμφθῆναι εἰς τὴν Ἰουδαίαν* [2 Cor 1, 16, wo die Syntax vielleicht auch dativische Auffassung der Form zuläßt[12])].

Eine ähnliche Differenzierung der Flexion läßt sich auch bei einigen Städtenamen auf *-a* beobachten:

in Antiaukiai ἐν Ἀντιοχείᾳ, qam Paitrus in Antiokjai ἦλθεν Πέτρος εἰς Ἀντιόχειαν, in Bairaujai, qimands in Rumai γενόμενος ἐν Ῥώμῃ[13]),

aber

Beþania ἡ Βηθανία[14])

Iosef af Areimaþaias Ἰωσὴφ ὁ ἀπὸ Ἀριμαθαίας, Lazarus af Beþanias Λάζαρος ἀπὸ Βηθανίας, weihsa Kaisarias þizos Filippaus τὰς κώμας Καισαρείας τῆς Φιλίππου[15])

in Laudeikia ἐν Λαοδικείᾳ[16])

in Beþanian εἰς Βηθανίαν[17]).

---

[1]) Mc 3, 7 Lc 2, 4 Ioh 7, 41. 52 (Skeir VIII d)

[2]) Lc 8, 26 — [3]) Mc 3, 8 — [4]) Ioh 7, 1. 1 Thess 2, 14 Neh 5, 14. 6, 18

[5]) Mc 3, 7 (fehlt bei Elis 56). Dazu *af Iudaia* Skeir IV b — [6]) Lc 3, 1

[7]) Mc 16, 7 Lc 2, 39. 4, 14 — [8]) Mc 9, 30 Lc 17, 11 — [9]) Mc 1, 39

[10]) Lc 2, 4 Ioh 7, 3. 11, 7

[11]) Lc 17, 11. Die Angabe bei Heyne s. v. *Samaria* „(decl. sw. m.)" ist falsch.

[12]) Vgl. Lc 10, 3. Freilich steht da auch im griechischen Texte *ἐν μέσῳ λύκων*.

[13]) 2 Tim 3, 11 AB — Gal 2, 11 B [A fehlt] — 2 Tim 1, 17 AB. *Bairaujai* steht in dem gotischen Kalenderbruchstück. Gemeint ist *Beroia* in Thrakien. HAchelis Der älteste deutsche Kalender, Zeitschrift f. d. neutestamentl. Wissenschaft 1, 1900, 317. 326. Got. *Rumai* wird man aus dem Lateinischen herleiten müssen, nicht aus dem gr. *Ῥώμη*. Die Form des Ethnikons *Rumoneis* = *Romani* läßt darüber keinen Zweifel.

[14]) Ioh 11, 18 — [15]) Mt 27, 57 Mc 15, 43 — Ioh 11, 1 — Mc 8, 27

[16]) Col 4, 13. 15 A [*Laudikaia* B, nach *Laudekaion Laudeikaion Λαοδικέων* 16 willkürlich geändert]

[17]) Mc 11, 11

Nur tritt hier eine neue Variation hinzu, da sich die mit *hana hanan, arbja arbjan* zufällig fast identischen Formen des Nominativs und Accusativs *Beþania Beþanian* — ebenso wie die weiblichen Personennamen *Marja Marþa Sarra* — in die Analogie der männlichen *n*-Stämme haben abdrängen lassen: *nehwa was Beþanijin* ἤγγισεν εἰς Βηθανίαν, *in Beþani(j)in* εἰς Βηθανίαν, *us Beþaniin* ἐκ Βηθανίας[1]).

Der Unterschied der beiden Flexionstypen ist seiner Art nach ganz klar. Hier mechanische, nur gelegentlich in die gotische Analogie ausweichende Beibehaltung des griechischen Paradigmas, zuweilen sogar unter gröblicher Mißachtung der gotischen Syntax[2]):

n. *Iudaia* g. *Iudaias* d. *Iudaia* a. *Iudaian*[3]),

dort konsequente Angleichung an die national-gotischen Paradigmata von *fera* [n. a. *fera* d. *ferai*] und *qens* [g. *qenais* d. *qenai*]:

n. *Akaja* g. *Asiais* d. *Makidonjai* a. *Makidonja*.

Merkwürdig scheint es freilich auf den ersten Blick, daß man die Flexion dieser fremden Ortsnamen so ungleichmäßig gestaltet hat, indem man die Formen der *ō*- und der *i*-Stämme miteinander mischte. Vielleicht darf man vermuthen, daß hier ein ganz bestimmter, die Wirkung der scheinbar nächstliegenden Analogie durchkreuzender Einfluß gewirkt hat. Unter den altgermanischen Völker- und Stammesnamen spielen die *i*-Stämme keine unwichtige Rolle; fremde Namen haben sich ihrer Analogie mehr als einmal fügen müssen[4]): ahd. *Kriachi* [got. *Krekos*] „Griechen" *Môri*

---

[1]) Lc 19, 29 — Mc 8, 22 [neben *qemun*] 11, 1 Ioh 12, 1 [wie Mc 8, 22] — Mc 11, 12

[2]) Bernhardt zu Mt 27, 57

[3]) So steht auch *Abeileni* für *Abeilene* Lc 3, 1 und reflektiert einen gr. Dativ Ἀβειληνῇ so gut wie das unmittelbar vorangehende *Iudaia* griechischem Ἰουδαίᾳ (oder Mc 16, 9 *Magdalene* griechischem Μαγδαληνῇ) entspricht. *þis Ituraias jah Trakauneitidaus landis* τῆς Ἰτουραίας καὶ Τραχωνίτιδος χώρας an derselben Lucas-Stelle, beidemal mit Beibehaltung der nur mechanisch ins Gotische transskribierten fremden Genetivform.

[4]) Sievers Ags. Gr.³ 138 § 264, Noreen An. Gr.³ 233 § 377. 237 § 382 [umlautlose g. pl. in *Roga-land þela-mǫrk*, die genau zu den got. Formen auf *-e* stimmen], Pogatscher Zur Lautlehre der griech., lat. und roman. Lehnwörter im Altenglischen [QF 64], 159 (über *Embene* = *Ambiani* noch 198 n. 208), Kluge Stammbildungslehre² 5 § 5, der mit Recht got. *Saur* an das lat. *Surus* statt an gr. Σύρος anknüpft. In den Donauländern hatten die Goten jedenfalls Gelegenheit genug, *Suri* als Händler oder Soldaten kennen zu lernen. CIL III s. col. 2545 s. v. *Syria*, Tamm Ursprung der Rumänen 31, Brandis bei Pauly-Wissowa 4, 1967.

„Mohren“ *Sarzi* „Araber“ [1]) wie got. *Saureis* [= *Suri*] *Rumoneis* [= *Romani*] *Makidoneis*, das sich im Suffix offenbar an das schon länger eingebürgerte *Rumoneis* angeglichen hat, *Galateis* [= *Γαλάται*] [2]). Nach uraltem Brauche können die Völkernamen für das Land eintreten [3]): *at [wisandin kindina Syriais] raginondin Saurim Kyrenaiau ἡγεμονεύοντος τῆς Συρίας Κυρηνίου* Lc 2, 2, wo die in den Text eingedrungene Übersetzungsdoublette die Identität von *Saurim* und *Syriais* beinahe urkundlich beweist [4]). Daneben hat sich nun im Gotischen eine ziemlich sonderbare Freiheit des Gebrauchs herausgebildet, die auch die Singularformen eines Ethnikons vom Typus der *Saureis* und *Makidoneis*, mit der Flexion allerdings der weiblichen *i*-Stämme, wenigstens im Genetiv und Dativ direkt als Ländernamen zu verwenden erlaubt:

---

[1]) *Sarci· Arabes* Ahd. Gl. 3, 610_{12} *Serzi* 1, 816_{53}, doch *Serzo· Arabs* 1, 602_{6}. *Serzlant* (*Sercilant*) 1, 814_{22}. Dazu das Adjectivum *sarcisc sercisc serzisc* 1, 498_{54}. 656_{9}. Mit erhaltenem *k* an. *Serkir* [ags. *Sercingas* Widsíđ 75].

[2]) Hierher sicher auch *Kretes* [lies *Kreteis*] *Κρῆτες* Tit 1, 12 A [B fehlt].

[3]) Ai. *Kuruṣu Mahāvṛṣeṣu* „im Lande der Kuru, der Mahāvṛṣa“, *Gandhārebhyaḥ* „aus dem Lande der Gandhāra“ Chāndogya-upan. 1, 10, 1. 4, 2, 5. 6, 14, 1. Ebenso im Pāli, *Magadhesu* „im Lande Magadha“, *Kosalesu* „im Gebiete der Kosala“. Gr. *Ἰφιγένεια ἐν Ταύροις*. Lat. *Bruttii Lucani* Wölfflin Arch. f. lat. Lexikographie 12, 332. Ahd. Gl. 1, 30_{27} *Aethiopia· Mori* 3, 13_{8} *in Romana· in Walhum* (aus den Kasseler Glossen). *Germania· thiudisca liudi* Wadstein 108, 2. *Israhelo* Graff I 503 (Altalem. Ps 113, 1). JGrimm DG 3, 418. 4, 343 n. Abdr. Bernhardt zu Ulfilas Mt 11, 21 Stolzenburg ZfdPh 37, 358. *ἀπαρχὴ τῆς Ἀχαΐας anastodeins Akaïje* 1 Cor 16, 15 B *ἐν τοῖς κλίμασιν τῆς Ἀχαΐας in landa Akaje* 2 Cor 11, 10 B *ἀπὸ Βηθσαϊδὰ τῆς Γαλιλαίας fram Beþsaeida Galeilaie* Ioh 12, 21 *τῆς θαλάσσης τῆς Γαλιλαίας τῆς Τιβεριάδος marein þo Galeilaie jah Tibairiade* 6, 1 (cf. Mc 7, 31) *Ἰούδα Iudaie* Neh 6, 17. Vgl. auch Col 4, 16. „In Italien“, altdeutsch *in Walhum*, heißt čechisch *ve Vlašich* — so liest man's z. B. auf dem zweisprachigen Radetzki-Denkmal der Prager Kleinseite —, „nach Italien“ *do Vlach* Act 27, 1. 6 [poln. *do Włoch*], „aus Italien“ *z Vlach* 18, 2 [poln. *z Włoch*]. Im Čechischen wie im Polnischen ist diese Art, Ländernamen zu bilden oder zu ersetzen, bis heute herrschend geblieben. Gebauer Příruční mluvnice jazyka českého [2] 94 § 108 Soerensen Poln. Grammatik I 43 § 50. Sicher ist sie einmal gemeinslavisch gewesen. Miklosich Syntax 45 [Lex. palaeoslov. s. v. *Vlachъ*; aus seiner vergleichenden Lautlehre 431, 6 habe ich mir gelegentlich ein klr. *z Uhor* „ex Ungaria“ angemerkt] Jagić Beiträge zur slav. Syntax [Denkschriften der Wiener Akademie, phil.-hist. Cl. 46, 5] 27: an beiden Stellen kommen merkwürdigerweise Polen und Čechen nicht zu ihrem besonderen Recht. — Vgl. noch čech. *v židech* „in der Judenstadt“, Ahd. Gl. 1, 453_{10} *zi den chasarun* „ad cameram pastorum“.

[4]) So muß einmal 1 Cor 16, 1 die Doppellesart *Galatiais* [so B] und *Galate* = *τῆς Γαλατίας* bestanden haben. Durch Kontamination ist daraus in A die Unform *Galatie* geworden.

ana fera Saurais jah Kileikiais εἰς τὰ κλίματα τῆς Συρίας καὶ τῆς Κιλικίας[1]), *aikklesjom Makidonais* ταῖς ἐκκλησίαις τῆς Μακεδονίας, *us Filippai Makidonais*[2]), *in allai Makidonai* ἐν ὅλῃ τῇ Μακεδονίᾳ, *af Makidonai* ἀπὸ Μακεδονίας[3]), vielleicht hierhergehörig auch *in Kretai* = ἐν Κρήτῃ[4]), das sich zu *Kreteis* [überliefert *Kretes*] genau verhält wie *Saurais* zu *Saur Saurim* und wie *Makidonai* zu *Makidoneis Makidonim*[5]). Daß hier der Grund zu suchen ist für das Umschlagen von *Asia Asiai* in die Analogie der femininischen *i*-Stämme, der die Genetive *Asiais Kileikiais* usw. folgen, scheint mir deutlich zu sein. Das Schwanken zwischen *Makidonjai* und *Makidonai*, die Nachbarschaft von *Saurais* und *Kileikiais* in Gal 1, 21, der Parallelismus von *aikklesjom Makidonais* und *aikklesjons Asiais* lassen erkennen, wie leicht beim Sprechen oder Schreiben der Sprung aus der einen in die andere Analogie vollzogen werden mochte. Der auf diese Weise entstandene Mischtypus[6]) zeigt seine werbende Kraft nicht nur gegenüber den Namen der Städte Φίλιπποι und Θεσσαλονίκη, deren allein belegte gotische Dativformen *Filippai* und *þaissalauneikai* aus der Lautgestalt des griechischen Originals kaum unmittelbar, ohne den konkurrierenden Einfluß einer gotischen Analogie, abgeleitet werden können[7]), sondern auch bei Τύρος und Σιδών[8]). *us Filippai*

---

[1]) Gal 1, 21 B [A fehlt]

[2]) 2 Cor 8, 1 AB — 2 Cor subscr A. Dazu 1 Tim 1, 3 *galeiþands Makidonais* [B, *Makedonais* A] πορευόμενος εἰς Μακεδονίαν

[3]) 1 Thess 4, 10 B — 2 Cor 11, 9 B Phil 4, 15 B [A fehlt überall]

[4]) Tit 1, 5 B [A fehlt]

[5]) Unwillkürlich denkt man an die Analogie der slavischen Collectiva wie asl. *Murь* „Aethiopes“ *Surь* „Syri“ russ. *Čudь* „Finnen“ *Donь* „Dani“ *Rusь* „Russi Russia“. Miklosich Stammbildungslehre 54. 57 Jagić aao. 27. Das von Miklosich erwähnte russ. Collectivum *znatь* „Bekannte“ zeigt, wie die Formdifferenz von gr. γνωτός lett. *ſnůts* lit. *žéntas* und ai. *jñātiḥ* asl. *zętь* zu erklären, und damit zugleich, daß der Wortbildungstypus alt ist.

[6]) Solche Deklinationsmischungen sind nicht ohne Beispiel. Z. Geschichte lat. Eigennamen 302. Im Ags. *Mierce Miercna* Kluge Stammbildungslehre[2] 9 § 16 a. Aus dem Gotischen gehören die bekannten Fälle *aggilus*: *aggileis* ua. hierher. Vielleicht darf man aus Iordanes 76, 13 Mo. [*ansis*] schließen, daß schon die heidnischen Goten *ansus* „Gott“: *anseis* flektierten.

[7]) Doch beachte die mir nicht recht verständliche Form *Aiwneika* Εὐνίκῃ 2 Tim 1, 5.

[8]) In jüngerer Zeit noch bei Ἱερόπολις (Ἱεράπολις): *in Jairupulai* steht im Kalenderbruchstück, da ist das auch Col 4, 13 erwähnte phrygische Hierapolis gemeint [Altertümer von Hierapolis 46]. Dagegen lautet sein Name in der Bibelübersetzung vielmehr *in Jairaupaulein* ἐν Ἱεραπόλει ganz wie *in Daikapaulein* ἐν τῇ Δεκαπόλει Mc 5, 20. Hier hat der griechische Dativ [sprich *-póli*] ein *n*

ἀπὸ Φιλίππων [1. 2. Cor subscr A] gegen *in Lystrys ἐν Λύστροις* [2 Tim 3, 11 AB]; *in þaissalauneikai ἐν Θεσσαλονίκῃ* [Phil 4, 16 B], *du þaissalauneikai, du Galatiai, du Dalmatiai εἰς Θεσσαλονίκην, εἰς Γαλατίαν, εἰς Δαλματίαν* [2 Tim 4, 10 AB], wogegen man etwa das S. 167 Anm. 3 erwähnte *Abeileni Ἀβειληνῆ* [Lc 3, 1: lies *Abeilene*] halten mag. *in markos* (*af markom*) *Tyre jah Seidone εἰς τὰ μεθόρια* (*ἐκ τῶν ὁρίων*) *Τύρου καὶ Σιδῶνος* [Mc 7, 24. 31 vgl. Lc 6, 17], *Tyrim jah Seidonim Τύρῳ καὶ Σιδῶνι* [Mt 11, 22]: hier vertritt das pluralische Ethnikon den griechischen Stadtnamen[1]), nach welcher Analogie ohne Zweifel auch *in Aþeinim ἐν Ἀθήναις* [1 Thess 3, 1] zu beurteilen ist. Anders *in Saraipta Seidonais εἰς Σάρεπτα τῆς Σιδωνίας* [Lc 4, 26], *in Tyrai jah Seidonai ἐν Τύρῳ καὶ Σιδῶνι* [Lc 10, 13], *Tyrai jah Seidonai Τύρῳ καὶ Σιδῶνι* [Lc 10, 14], *bi Tyra jah Seidona περὶ Τύρον καὶ Σιδῶνα* [Mc 3, 8][2]). Der Einfluß von *Makidoneis*: *Makidonais Makidonai, Saureis*: *Saurais* ist ebenso handgreiflich wie der Parallelismus des Ablaufs in den Flexionsreihen n. *Akaja* g. *Asiais* d. *Akajai Makidonjai* a. *Makidonja* und [n. *Tyra Seidona*] g. *Seidonais* d. *Tyrai Seidonai* a. *Tyra Seidona.* Die Nominative *Tyra Seidona*, auch *Filippa þaissalauneika* darf man darnach, wie es längst geschieht, unbedenklich erschließen; die im Gotischen durchgeführte Einheitlichkeit der Form, die so merkwürdig absticht von der Vielgestaltigkeit der griechischen Originale — *Τύρος Σιδών Φίλιπποι Θεσσαλονίκη* — beweist, daß hier eine vom Griechischen unabhängige Analogie zu freier Wirkung gekommen ist. Indes bezeichnenderweise nicht bei allen Städtenamen. *Τύρῳ καὶ Σιδῶνι ἀνεκτότερον ἔσται ἐν ἡμέρᾳ κρίσεως Tyrim jah Seidonim (sutizo wa)irþiþ in daga stauos* [Mt 11, 22], *Tyrai jah Seidonai sutizo wairþiþ in daga stauos* [Lc 10, 14]; dagegen trotz gleicher Wortfügung *ἀνεκτότερον ἔσται Σοδόμοις ἢ Γομόρροις ἐν ἡμέρᾳ*

---

angenommen, um sich in die Flexion der got. Stämme auf *-ein-* einfügen zu lassen. Ebenso sind die Dative *Aifaison* [5 mal] *Damaskon* 2 Cor 11, 32 [= *Δαμασκῷ*, in demselben Verse wechselnd mit *baurg Damaskai* = *τὴν πόλιν Δαμασκηνῶν*] *Eikaunion* 2 Tim 3, 11 *Kaurinþon* 2 Cor 1, 1 [= *Κορίνθῳ*, *us Kaurinþon* Rom subscr] direkt aus den griechischen Formen auf *-ῳ* erwachsen (vgl. *hyssopon jah wullai* Skeir III c). Auch 2 Cor 1, 23 *ni qam in Kaurinþon οὐκέτι ἦλθον εἰς Κόρινθον* meint der Gote den Dativ.

1) Mt 11, 21 ist den Pluralgenetiven vom Übersetzer *land* beigefügt worden. *Tyrio landa endi Sidunio landa* [Mc 3, 8] Wadstein 53_7 = Ahd. Gl. 4, 294_{18}.

2) Wegen *baurg Damaskai* S. 169 Anm. 8. Hier an adjektivische Verwendung [vgl. JGrimm DG 3, 418 Anm. n. Abdr.] zu glauben, sehe ich keinen rechten Anlaß.

κρίσεως *sutizo ist Saudaumjam aiþþau Gaumaurjam in daga stauos* [Mc 6, 11], Σοδόμοις ἐν τῇ ἡμέρᾳ ἐκείνῃ ἀνεκτότερον ἔσται *Saudaumjam in jainamma daga sutizo wairþiþ* [Lc 10, 12], γῇ Σοδόμων ἀνεκτότερον ἔσται ἐν ἡμέρᾳ κρίσεως *airþai Saudaumje sutizo wairþiþ in daga stauos* [Mt 11, 24]. εἰ ἐν Τύρῳ καὶ Σιδῶνι ἐγένοντο αἱ δυνάμεις *iþ in Tyrai jah Seidonai waurþeina mahteis* [Lc 10, 13] *(iþ wa)urþeina (in Tyre jah Seidon)e landa mah(teis)* [Mt 11, 21], dagegen wiederum εἰ ἐν Σοδόμοις ἐγενήθησαν αἱ δυνάμεις *(jabai in S)audaumjam (waur)þe(ina m)ahteis* [Mt 11, 23]. Die Nominative Σόδομα Γόμορρα sind Rom 9, 29 unverändert als *Saudauma Gaumaurra* in den gotischen Text herübergenommen worden. Das zu *Tyrim Seidonim Aþeinim* stimmende, durch die lebendige Analogie germanischer Völkernamen geformte *Saudaumim* begegnet demgegenüber nur ein einzigesmal: ἀπὸ Σοδόμων *us Saudaumim* [Lc 17, 29].

Und noch an einer vierten Stelle beobachten wir das gleiche eigentümliche Verfahren der Differenzierung, das an der griechischen Form gar keinen Anhalt hat und deshalb zunächst launenhaft erscheint. *in Trauadai* ἐν Τρῳάδι [2 Tim 4, 13 A] *qimands in Trauadai* ἐλθὼν εἰς τὴν Τρῳάδα [2 Cor 2, 12 AB] gegenüber *þis Ituraias jah Trakauneitidaus landis* τῆς Ἰτουραίας καὶ Τραχωνίτιδος χώρας [Lc 3, 1] *us Tibairiadau* ἐκ Τιβεριάδος [Ioh 6, 23][1]). Dort finden wir die uns nun schon geläufige Analogie der Dative auf *-ai* wirksam, hier ist der griechische Genetiv auf -δος ohne ernstlichen Versuch einer Germanisierung beibehalten und das Schriftbild, das an die gotischen Genetive der *u*-Stämme erinnerte, hat weiter zu der etwas gewaltsamen Neubildung des Dativs auf *-dau* geführt[2]).

Diese differenzierende Behandlung, die vielen im Griechischen gleich oder ähnlich auslautenden Ortsnamen zu teil wird, wirkt zunächst wie ein Symptom der Willkür und der Unsicherheit des Übersetzers gegenüber der für die eigene Sprache erst zu gewinnenden Masse fremden und durch seine Fremdartigkeit ungefügen Sprachstoffes. Aber genauerer Betrachtung enthüllt sich

---

[1]) *ufar marein þo Galeilaie jah Tibairiade* πέραν τῆς θαλάσσης τῆς Γαλιλαίας τῆς Τιβεριάδος Ioh 6, 1. Hier hat sich *Tibairiade* mechanisch nach dem unmittelbar vorausgehenden *Galeilaie* gerichtet, das als Ersatz für τῆς Γαλιλαίας auch sonst vorkommt. Oben S. 168 Anm. 3.

[2]) Vgl. *miþ Klemaintau* μετὰ Κλήμεντος Phil 4, 3. Anders, aber ebenso willkürlich ist der Name der Herodias von dem gotischen Übersetzer behandelt: n. *Herodia* g. *Herodiadins* a. *Herodiadein*.

doch bald eine gewisse Stetigkeit und Konsequenz, die trotz einzelner Irregularitäten und Schwankungen den Stoff im ganzen sicher und bestimmt gruppiert. Auf der einen Seite stehen fast ausschließlich die Namen der heiligen Geschichte, deren Kenntnis den Goten erst durch die christliche Predigt vermittelt sein wird. Sie reflektieren, auch in den obliquen Casus, entweder einfach die griechische Grundform oder sind aus ihr durch eine mechanische Zurechtmachung umgebildet: *Abeileni Areimaþaias Beþania* (*Beþaniin*) *Galeilaias Gaumaurra* (*Gaumaurjam*) *Idumaia Ituraias Iudaia Kaisarias Samarian Saudauma* (*Saudaumjam*) *Tibairiadau Trakauneitidaus*[1]). Das ferne Land *Arabia* und das selten genannte *Lystra* ihnen beirechnen zu müssen, wird niemandem befremdlich sein. Das einzige *Laudeikia* tritt als Name einer bekannten phrygischen Stadt ganz aus der Reihe heraus[2]). Auf der anderen Seite haben wir die Provinzen, Landschaften und Hauptstädte des römischen Reiches in Europa und Asien, bis zu denen der Gesichtskreis der durch ihre Raubzüge in der praktischen Geographie gewiß vielseitig orientierten Goten schon vor dem Beginn einer intensiven Missionstätigkeit gereicht haben mag[3]): *Akaja Antiokjai* (*Antiaukiai*) *Asiais Aþeinim Dalmatiai Filippai Galatiais Kileikiais Kretai Makidonja* (*Makidonais*) *Rumai Syriais* (*Saurais Saurim*) *Seidona* (*Seidonim*) *Trauadai Tyra* (*Tyrim*) *þaissalaunikai*, vielleicht auch *Damaskai*. Erst hier spüren wir das lebendige, gewiß unbewußte Wirken echt gotischer Analogien, die Befreiung von der Tyrannei des Buchstabens. Recht im Gegensatze zu der ersten Reihe machen die Formen in ihrer Gesamtheit den Eindruck, daß sie auf dem Boden natürlicher Sprachentwicklung frei gewachsen, nicht von der überlegenden Willkür des einzelnen künstlich zurecht gemacht

---

1) Vgl. noch den transskribierten Genetiv *Daikapaulaios* Mc 7, 31; außerdem die Ethnika *Kananeiten* Mc 3, 18 *Samareites* Lc 17, 16 Ioh 8, 48 *Israeleites* Rom 11, 1 pl. *Israelitai* 9, 4 (daneben *Israeleiteis* 2 Cor 11, 22 unmittelbar nach voraufgegangenem *Haibraieis*).

2) Man beachte auch den Gegensatz zwischen dem mechanisch beibehaltenen g. pl. *Laudikaion Laudekaion* Λαοδικέων Col 4, 16 AB und den gotisch flektierten Formen *du þaissalaunekaium* πρὸς Θεσσαλονικεῖς 2 Thess praescr B [*þaissalaunekaum* A] *aikklesjon þaissalauneikaie* τῇ ἐκκλησίᾳ Θεσσαλονικέων 1, 1 AB.

3) Vgl. Rappaport Die Einfälle der Goten in das Römische Reich bis auf Konstantin [Leipzig 1899]. Thessalonike haben sie mehrmals berannt, in der Troas Ilion zerstört, Kreta verwüstet, Illyricum und Achaia ebenso wie die Landschaften Asiens plündernd durchzogen. Von Tyros, Sidon und Damaskos kann ihnen dabei leicht durch Hörensagen Kunde zugekommen sein.

sind. Hätte Ulfilas geographischen Namen wie *Iudaia* und *Asia, Arabia* und *Dalmatia* in gleicher Freiheit gegenübergestanden: was in aller Welt hätte ihn veranlassen sollen, die Genetive als *Iudaias* [= Ἰουδαίας] und *Asiais*, die Dative als *Arabia* [= Ἀραβίᾳ] und *Dalmatiai* zu differenzieren? Alles wird erst begreiflich durch die Voraussetzung, die sich mit zwingender Notwendigkeit dem unbefangenen Beobachter aufdrängt, daß Ulfilas bei einer schon beträchtlichen Anzahl fremder Namen durch den Sprachgebrauch seiner Goten im voraus bestimmt und beschränkt wurde[1]). Frei war seine Entscheidung nur in solchen Fällen, wo sie ihm durch die lebendige Entwicklung noch nicht vorweggenommen worden war, und da sehen wir, wie er geneigt ist, sich der Autorität des Originals knechtisch zu beugen oder nach Analogien zu greifen, die nicht immer den natürlichen Tendenzen der Volkssprache gerecht werden: *Beþaniin* gegenüber *Asiai*, *Saudaumjam* gegenüber *Seidonim*.

Nicht recht klar will mir werden, auf welche Seite eigentlich Dative wie *Aifaison Kaurinþon* oben S. 169 Anm. 8 zu stellen sind. Den Goten, die beide Städte erobert und geplündert haben, müssen die Namen von Ἔφεσος und Κόρινθος gewiß geläufig gewesen sein. Das Nebeneinander von *in Damaskon* und *baurg Damaskai* 2 Cor 11, 32 erinnert an ähnliche Fälle beabsichtigter Variation, die ich in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie 1905, 743 Anm. 4. 744 Anm. 3—9 verzeichnet habe.

Verhältnismäßig volkstümlich sieht in seinen gotischen Formen auch der Name Ierusalems aus, trotz des aus dem Original beibehaltenen fremdartigen *y*-Vokals: g. *Iairusaulymos*[2]) d. *Iairusaulymai* a. *Iairusaulyma* [kontaminiert aus Ἰερουσαλήμ und Ἰεροσόλυμα][3]) neben mechanisch transskribiertem *Iairusaulymon*

[1]) Echte Volkstümlichkeit der Form wird für *Makidoneis* ganz deutlich durch die eigentümlich abweichende Vokalisation erwiesen: *i* für ε wie in *aggilus*; *-oneis* nach der Endung von *Rumoneis*. Die Varianten unserer Überlieferung lehren, daß spätere gotische Theologen vom Schlage der Sunja und Friþila in übel angebrachter Gewissenhaftigkeit einen engeren Anschluß an die griechische Originalform herzustellen versuchten.

[2]) *in allaim usbeidandam laþon Iairusaulymos* πᾶσιν τοῖς προσδεχομένοις λύτρωσιν Ἰερουσαλήμ Lc 2, 38 (vgl. *beidands laþonais Israelis* προσδεχόμενος παράκλησιν τοῦ Ἰσραήλ 2, 25). Ulfilas substituiert hier dem unflektierten Ἰερουσαλήμ der griechischen Vorlage in Gedanken das gotischer Flexion bequem zugängliche Ἰεροσόλυμα. Merkwürdig, daß der Genetiv hier auf *-os*, nicht auf *-ais* ausgeht! Wie mag Ulfilas den Genetiv von *Ruma* gebildet haben? Belegt ist nur der Dativ *Rumai*.

[3]) Elis aao. 54.

= *Ἰεροσολύμων*[1]) und unflektiertem *Iairusalem*, das im Texte des gotischen NT als n. d. a. (nicht als g.) vorkommt[2]), *Iairusaulymeis οἱ Ἰεροσολυμῖται* Mc 1, 5 *us Iairusaulymim ἀπὸ Ἰεροσολύμων* 3, 8[3]). 7, 1 neben *Iairusaulymiam* Ioh 11, 18, das nach Analogie von *Saudaumim*: *Saudaumjam* auf eine ehemalige Doublette *Iairusaulymim*: *Iairusaulymjam* schließen läßt, und *Iairusaulymeite Ἰεροσολυμιτῶν* Ioh 7, 25[4]). In diesem Durcheinander mechanischer Transskription und lebendiger Umformung mag, wer will, ein Zeichen des Kampfes zwischen volksmäßiger Tradition und theologischer Buchstabentreue erblicken. Ich wage keine bestimmte Entscheidung über die Stellung, die Ulfilas selbst in diesem Kampfe eingenommen hat.

---

[1]) *us allamma haimo Galeilaias jah Iudaias jah Iairusaulymon ἐκ πάσης κώμης τῆς Γαλιλαίας καὶ Ἰουδαίας καὶ Ἰερουσαλήμ* Lc 5, 17. Wieder substituiert der Übersetzer die Form *Ἰεροσόλυμα*, um die Möglichkeit einer kenntlichen Genetivbildung zu gewinnen, aber diesmal fügt er sich einfach griechischer Analogie, ganz wie bei *Galeilaias Iudaias*. Anders in der S. 173 Anm. besprochenen Stelle. S. auch Bernhardt zu Lc 5, 17. In der Parallelstelle *af allamma Iudaias jah Iairusalem ἀπὸ πάσης τῆς Ἰουδαίας καὶ Ἰερουσαλήμ* Lc 6, 17 soll man nach der Absicht des Ulfilas das unflektierte *Iairusalem* gewiß aber als Dativ, abhängig direkt von *af*, auffassen. Ein Genetiv *Iairusalems* steht nur im Nehemiasbruchstück 7, 2. 3; er widerstrebt, wie aus den in den Anm. besprochenen Stellen mit *Iairusaulymos* und *Iairusaulymon* = g. *Ἰερουσαλήμ* hervorgeht, der Praxis des Übersetzers, dem wir das NT verdanken. — Auch das von mir in den Sitzungsberichten der Berl. Akademie 1905, 745 behandelte indeklinable *sabbato* ist Nominativ und Dativ, aber unfähig, zugleich den Genetiv mitzuvertreten.

[2]) *af Iairusalem* Lc 10, 30 ~ *af Iairusaulymai ἀπὸ Ἰεροσολύμων* Mc 3, 22, *du Iairusalem* Lc 9, 53 ~ *du Iairusaulymai εἰς Ἰεροσόλυμα* Mc 10, 32. 11, 15. 27, *in Iairusalem* Lc 2, 25. 43. 9, 31 ~ *in Iairusaulymai ἐν Ἰεροσολύμοις* Ioh 10, 22, *nehwa Iairusalem* Mc 11, 1 Lc 19, 11 ~ *nehwa Iairusaulymiam* [sic] Ioh 11, 18; [*iddjedun, gaggan, iddja, usgaggam*] *in Iairusalem* Mc 15, 41 Lc 9, 51. 17, 11. 18, 31 ~ [*usgaggan, galaiþ, usiddja*] *in Iairusaulyma* Mc 10, 33. 11, 11 Lc 2, 42. 19, 28 Gal 2, 1. [*briggan*] *in Iairusalem* Lc 2, 22. 1 Cor 16, 3 muß verglichen werden mit [*qimiþ Iesus*] *in Iairusaulymai* Ioh 12, 12. Denn *qiman* und *briggan* werden gleichmäßig als Ruheverba konstruiert. Oben S. 165 Anm. 10. *þizai nu Iairusalem τῇ νῦν Ἰερουσαλήμ* Gal 4, 25 *so iupa Iairusalem ἡ ἄνω Ἰερουσαλήμ* 26. Bei der Wahl zwischen den beiden Formen folgt Ulfilas, wenn nicht besondere Rücksichten ihn zu einer Abweichung bestimmen, deutlich seiner Vorlage, die zwischen *Ἰερουσαλήμ* und *Ἰεροσόλυμα* abwechselt. Daß es indes nicht ganz an Diskrepanzen zwischen den auf uns gekommenen Bibelhandschriften und dem von ihm zu Grunde gelegten Texte fehlen kann, ist selbstverständlich. Vgl. Mc 15, 41.

[3]) *us Iairusaulymim jah us Idumaia ἀπὸ Ἰεροσολύμων καὶ ἀπὸ τῆς Ἰδουμαίας.*

[4]) Wie *Samareite* Lc 9, 52.

2. Die gotischen Codices schreiben *Esaïas* (*Esaeias*) *Esaïan*, *Helias* (*Heleias*) *Helian* (*Heleian*), *Iairaimian*, *Zakarias Zakarian* voc. *Zakaria* — im ganzen 32mal. Aber neben *Esaïin* Mc 1, 2 *Esaeiins* Lc 3, 4. 4, 17 Ioh 12, 38 *Heleiins* Lc 4, 25 *Haileiins* 1, 17 *Zakariins* 1, 21. 40 *Zaxariins* 3, 2[1]) läßt die Überlieferung auch *Helijin* zu, Mc 9, 5 Lc 9, 33. Ebenso heißt es *Beþania* Ioh 11, 18 *Beþanias* 11, 1 *Beþanian* Mc 11, 11 — in Übereinstimmung mit *Aiodian Antiaukiai Arabia Asiais Dalmatiai Galatiais Kaisarias Kileikiais Laudeikia Samarian Syriais* —, aber neben *Beþaniin* Mc 8, 22. 11, 1. 12 begegnet wieder die Schreibung *Beþanijin* Lc 19, 29 Ioh 12, 1. Daraus ergibt sich von selbst die Regel, daß der *j*-Einschub nur zwischen zwei *i* erfolgt. Der Nominativ zu *Abijins* Lc 1, 5 [gr. Ἀβιά] muß also als *Abia(s)* angesetzt werden, nicht wie es meines Wissens jetzt ganz allgemein geschieht[2]), als *Abija*. Ein ähnlicher Unterschied der Behandlung läßt sich bekanntlich auch für *saian*: *sai(j)iþ* konstatieren: das ganz vereinzelte „*saijands* Mc 4, 14 ist wohl durch das folgende *saijiþ* beeinflußt"[3]). Das parasitische *j* hat sich demnach nicht sowohl aus dem vorangehenden als aus dem folgenden *i* entwickelt. Vgl. über *sauil* : *sugil* vGrienberger PB 21, 217. Das anscheinend widersprechende *Akaïjai* 2 Cor 1, 1 B ist vermutlich nichts anderes als Kontamination aus den Schreibungen *Axaia* 2 Cor 9, 2 A und *Akaja* ibid. B, etwa wie das unmögliche *Galatie* aus den Varianten *Galatiais* und *Galate*, *Iairusaulymiam* aus *Iairusaulymim* und *Iairusaulymjam* zusammengeschweißt sein muß[4]). Nach dieser Analogie darf man dann gewiß auch *Akaïje* 1 Cor 16, 15 B neben *Akaje* 2 Cor 11, 10 B beurteilen. Die Schreibungen *Akaïjai Akaïje* beruhen nur auf dem Zeugnis des cod. B; A versagt an beiden Stellen.

Berlin. Wilhelm Schulze.

[1]) Dazu kommen aus Neh 6, 17. 18. 7, 2. 21. 45 noch mehrere Beispiele für *-eiin -iin -eiins*.

[2]) Bei Streitberg im Glossar des Elementarbuches [1897], bei Bethge in der Laut- und Formenlehre der altgermanischen Dialekte 1, 209 [1898], in der 10. Auflage des Heyne-Wredeschen Ulfilas 233. 354 [1903]. Dagegen richtig *Abia* vdGabelentz-Loebe 2, 1, 3. 2, 70.

[3]) Streitberg Got. Elementarbuch 35 § 35 b nach Bremer PB 11, 75.

[4]) Oben S. 168 Anm. 4. 174.

Indische Miscellen.

1. σάμμα.

Hesychios hat die Glosse: σάμμα · ὄργανον μουσικὸν παρὰ Ἰνδοῖς. Louis H. Gray und Montgomery Schuyler haben im American Journal of Philology XXII 200 σάμμα = Sanskrit *sāman* gesetzt mit der Bemerkung: „the meaning attached to σάμμα by Hesychios is hardly to be pressed too closely". Bei der vorgeschlagenen Etymologie macht aber nicht bloß die Bedeutung, sondern auch die Form Schwierigkeiten. σάμμα ist = Pāli **sammā* = Sanskrit *śamyā* „a kind of cymbal" (Apte). Im Pāli ist das Wort bisher nur als Maskulinum zu belegen, z. B. Milindapañha 60, 20 f.: *duve sammā . . . eko sammo . . . dutiyo sammo*; Dīghanikāya 16, 5, 18 = Parinibbānasutta 55, 24 ed. Childers (vgl. Jātaka I, 3, 5): *sammasaddena*. Hier steht es vor *tālasaddena*. Öfter wird es mit *tāla* oder *tāḷa* zu einem Kompositum *sammatāla*, °*tāḷa* verbunden, das ebenfalls „Cymbel" bedeutet nach Abhidhānappadīpikā 142. So z. B. Theragāthā 893. 911: *sammatāḷappabodhano*. Im Sanskrit lautet das Wort *śamyātāla* (B. s. v.). Im Lalitavistara 40, 20; 163, 6; 206, 14 schreibt Lefmann, wie Rājendralāla Mitra irrig *sampatāḍa*, 301, 16 *tāḍasampa*. Auch *tāla* bedeutet für sich „Cymbel".

2. Pāli *samma*.

Das im Pāli so häufige *samma* „mein Lieber!" „Freund!" wird von Childers s. v. = Sanskrit *saumya* gesetzt. Das ist unmöglich. *samma* ist = Sanskrit *śamba*, das die Lexikographen in der Bedeutung „glücklich", „schön", „schmuck" anführen (B-R. s. v.). Das Wort stellt sich also zu Pāli *ammā* = *ambā*, *ārammaṇa* = *ālambana*, Prākrit *ammā*, Apabhraṃśa *ammi* = *ambi*, *ammiĕ* = *ambike* und dem *Lummini°* = *Lumbini°* der Rummin-dei-Inschrift. (Pischel, Materialien zur Kenntnis des Apabhraṃśa S. 23, wo hinter *ammā* = *ambā* Deśīn. 1, 5 noch der Verweis auf Prākritgrammatik § 391 hinzuzufügen ist).

3. *trikoṇa*.

W. Schulze hat in dieser Zeitschrift XXXIX 611 f. gezeigt, daß die Bezeichnung δέλτα für das αἰδοῖον γυναικεῖον lediglich wegen der gleichen Gestalt gewählt worden ist. Daß sie auch bei uns nicht unbekannt ist, zeigt die fünfte Strophe eines im Kladderadatsch vom 6. Juli 1902 veröffentlichten „Zur

Mode" überschriebenen Gedichts. Sie ist aber auch altindisch. Für *trikoṇa* „Dreieck" führen B-R. s. v. nach dem Śabdārthakalpataru im Śabdakalpadruma auch die Bedeutung „vulva" an. Böhtlingk hat im kürzeren Wörterbuche diese Bedeutung nicht mehr erwähnt. Sie steht aber bei Apte und auch in der zweiten Auflage des Śabdakalpadruma, wo nach der Kavikalpalatā neun Dinge aufgeführt werden, die die Gestalt eines Dreiecks haben: *trikoṇaṃ yoniḥ | iti Śabdārthakalpataruḥ | . . . trikoṇavastūni yathā | halaḥ* 1 *Śivacakṣuḥ* 2 *Kāmākhyā* 3 *vahnimaṇḍalam* 4 *ekāraḥ* 5 *vajram* 6 *śṛṅgāṭam* 7 *śakaṭādi* 8 *yoniḥ* 9 | *iti Kavikalpalatā* || „Nach dem Śabdārthakalpataru ist *trikoṇa* = vulva . . . Die Kavikalpalatā nennt als dreieckige Dinge 1. den Pflug, 2. das Auge des Śiva, 3. Kāmākhyā, 4. den Feuerkreis, 5. den Buchstaben e, 6. den Diamant, 7. das Dreieck, 8. den Karren usw., 9. die vulva." „Das Auge des Śiva" bedeutet natürlich die drei Augen des Śiva, die in der Form eines Dreiecks stehen. Kāmākhyā ist Name eines Tempels in Assam (vgl. B. s. v.). *śṛṅgāṭa* kann auch die dreieckige Nuß der Trapa bispinosa oder einen dreieckigen Platz bedeuten. Ob *vajra* als „Diamant" oder als „Donnerkeil" zu fassen ist, bleibt unsicher. Der Diamant heißt sonst *ṣaṭkoṇa* (Rājanighaṇṭu ed. Garbe 174; vgl. 176 *ṣaḍāra*; Agastimata 33. 35; Agastīyā Ratnaparīkṣā 18), und die Zahl der *vajrakoṇa* ist sechs (Alaṃkāraśekhara 18, 1; Kāvyakalpalatāvṛtti S. 183, 19). Auch der Donnerkeil ist sechseckig (*ṣaḍasri*; MBh. 3, 100, 11). *vahnimaṇḍala* bezieht sich, wie *Śivacakṣuḥ*, auf die Anordnung der drei Feuer; vgl. die Abbildung bei Hillebrandt Das altindische Neu- und Vollmondsopfer (Jena 1880) S. 191.

Die Bedeutung „vulva" für *trikoṇa* läßt sich auch aus der Literatur belegen. Im Bṛhaddharmapurāṇa 31, 6 ff. erzählt Śuka dem Jaimini eine Schöpfungsgeschichte, die damit endet, daß Śiva sich in einen daumengroßen Penis verwandelt (*aṅguṣṭhamātraḥ samabhūl liṅgarūpī maheśvaraḥ* 34), die Prakṛti, die die Gestalt eines Leichnams angenommen hatte, in eine Vulva (*devī sā śavarūpiṇī śavarūpaṃ parityajya yonirūpā babhūva ha* 35). Dann heißt es weiter:

trikoṇamaṇḍalākāre liṅgam āropya svātmani |
māheśvaraprajāsṛṣṭyai mamajja salile dvija || 36 ||

„Nachdem sie, die die Gestalt einer runden Vulva hatte, den Penis in sich eingeführt hatte, tauchte sie in das Wasser, um die Nachkommenschaft des Śiva zu erschaffen, o Brahmane".

Hier ist *trikoṇa* = *yoni*, und *maṇḍala* „Kreis", „Rund" zeigt, daß die ursprüngliche Bedeutung von *trikoṇa* „dreieckig" bereits ganz in den Hintergrund getreten war. In den Abbildungen erscheint die Yoni oft als ein mit der Spitze nach unten gerichtetes Dreieck und wird als Dreieck oder Triangel auch in älteren, europäischen Werken bezeichnet, wo von dem Liṅga die Rede ist. Vgl. z. B. Niklas Müller Glauben, Wissen und Kunst der alten Hindus (Mainz 1822) Tab. III, Fig. 28; Tab. IV, Fig. 32 und Darstellung der Brahmanisch-indischen Götterlehre, Religionsgebräuche und bürgerlichen Verfassung. Nach dem lateinischen Werke des Vaters Paullinus a St. Bartholomaeo bearbeitet (Gotha 1797) S. 47. 49 („dies Joni oder Dreyeck der Göttin Bhavani").

Ob hierher auch *yoni tribhuj* AV. 8, 9, 2 gehört, worauf B-R. s. v. *trikoṇa* verweisen, ist bei der Dunkelheit der Stelle nicht zu sagen.

4. *hamma gatau.*

In der viel besprochenen Stelle Mahābhāṣya 1, 1, 1, 5 bestreitet Patañjali die Ansicht, daß es Worte gäbe, die nicht gebraucht würden. Bei dem überaus großen Gebrauchsgebiete eines Wortes fänden sich manche Worte nur in bestimmten Gegenden. So werde *śavati* in der Bedeutung „gehn" nur bei den Kambojas gebraucht, während die Āryas nur die Ableitung *śava* gebrauchen. Die Surāṣṭras gebrauchen für „gehn" *hammati*, die Östlichen und Mittleren *raṅhati*, die Āryas nur *gacchati*. In den Dhātupāṭhas erscheint in Übereinstimmung mit Patañjali das den Surāṣṭra zugeteilte Wort mit doppeltem *m*. So heißt es in dem Pāṇini zugeschriebenen Dhātupāṭha 13, 24 = 1, 495 ed. Böhtlingk *hamma gatau*. Hemacandra Dhātupāṭha 1, 394 führt unter ausdrücklicher Berufung auf das Bhāṣya die Formen *hammati, jahamma, hammitā, hammitum, jaṃhammyate*, oder nach andern *jāhammyate*, an. Der Dhātupāṭha des Cāndravyākaraṇa 1, 155 hat *hamya gatau*.

In der älteren Form *ghammati* führt das Wort im Pāli an Kaccāyana 6, 4, 20 S. 256 ed. Senart: *gamussa ghammaṃ* || *gamu icc etassa dhātussa sabbassa ghammādeso hoti vā* | *ghammatu* | *ghammāhi* | *ghammāmi* || Bisher ist das Wort im Pāli nicht belegt. Im Prākrit wird *hammaï* mit den Komposïten *ṇihammaï, ṇīhammaï, āhammaï, pahammaï* von Hemacandra 4, 162 ohne nähere Angabe erwähnt. Im Gaüḍavaha 871 erscheint *paham-*

manti als v. l. für *pavajjanti*, und der Scholiast Haripāla weist irrtümlich *hamma-* der Sprache der Kambojas zu. Vgl. Pischel Grammatik der Prākritsprachen § 188. E. Kuhn (Beiträge zur Pāli-Grammatik S. 7 Anm.) ist geneigt, *hammati* dem Dialekte von Girnar zuzuteilen.

Es ist nicht erkannt worden, daß die „bis jetzt noch nicht weiter nachgewiesene" (Weber Hāla S. 351; Ind. Studien XIII 364) Wurzel längst in einem vedischen Texte vorliegt. Aitareya Upaniṣad 3, 3 heißt es: *tad etat sṛṣṭaṃ parāṅ atyajighāṃsat.* Śaṃkara erklärt *atyajighāṃsat* mit *atigantum aicchat*, Sāyaṇa mit *atiśayena hantuṃ gantum aicchat.* Dementsprechend übersetzt Max Müller (Sacred Books of the East I 240): „it wished to flee" und Deussen (Sechzig Upanishad's S. 17) „suchte ihm wegzulaufen". Böhtlingk (Drei kritisch gesichtete und übersetzte Upanishad mit erklärenden Anmerkungen S. 41 des SA.) setzt hinter die Erklärungen der Scholiasten ein Credat Judaeus Apella! und verändert willkürlich *atyajighāṃsat* in *atyajigāṃsat,* wie bereits im PW. und BW. s. v. *han* mit *ati* vermutet worden war.

Daß wir in dem Anlaut *gh* für *g* eine Eigenheit des Dialektes in dem die Aitareyins schrieben, vor uns haben, beweist Aitareya Brāhmaṇa 8, 28, 12 ff. Dort steht fünfmal *parāṅ prajighyatu* und *parāṅ prajighyati,* das Sāyaṇa mit *vimukho bhūtvā prakarṣeṇa gacchatu* oder *gacchati* erklärt. Böhtlingk (Sanskrit-Chrestomathie[2] S. 352) hat allerdings auch diese Formen verworfen und in *°jigātu, °jigāti* geändert, Aufrecht (Das Aitareya Brāhmaṇa S. 431) sie unter die „grammatischen Ungetüme" gestellt. Das von Weber erwähnte *jighāti* (Suparṇādhyāya 29, 2) und die ganze Art der Überlieferung des Aitareya Brāhmaṇa schließen aber jede Änderung schlechterdings aus. Die Formen *prajighyatu, prajighyati* dürfen freilich nicht zu √*hi* gezogen werden, wie auch Liebich (Pāṇini S. 76) tut, sondern zu derselben Wurzel *ghā* „gehn", von der das Präsens *jighāti* belegt ist. *jighyati* zeigt denselben Verlust des Wurzelvokals wie *chyati* zu *cho, dyati* zu *do, śyati* zu *śo, syati* zu *so*, Wurzeln, die man als *chā, dā, śā, sā* anzusetzen pflegt (Whitney § 761, d, 3). Die Formen *jighāti, prajighyati, prajighyatu* verhelfen uns zum richtigen Verständnis von *atyajighāṃsat.* Es ist Imperfekt des Desiderativs zu *hamma gatau* der Grammatiker. Offenbar verhält sich *ghā* zu *gā,* wie *gham* zu *gam,* d. h. *hammati* = Pāli *ghammati* ist eine präkritisierende Präsensform von

gham = **ghamyati* im Sinne von *gam, gacchati.* Der im Sanskrit ungewöhnliche Präsensstamm *hamma-* wurde als eine Wurzel *hamm* aufgefaßt, die in Wahrheit *ham* ist. Daß Patañjali im Mahābhāṣya Prākritworte erwähnt, ist bekannt (Weber Ind. Stud. XIII 365; Kielhorn ZDMG. XXXIX 327). Zu derselben Wurzel *ham* für *gam* = *gham* wird auch das *hanti* gehören, das Naighaṇṭuka 2, 14 in beiden Rezensionen neben *ganti*, in der zweiten auch neben *hammati* im Sinne von „gehn" aufgeführt wird. *hanti* wird also ursprünglich für **hamti* stehen, genau wie *ganti* für **gamti.* Daraus ist dann die Wurzel *han* „gehn" erschlossen worden, die die Dhātupāṭhas erwähnen, wie der angebliche Pāṇini § 24, 2 = 2, 2 ed. Böhtlingk: *hana hiṃsāgatyoḥ*; Hemacandra Dhātupāṭha 2, 42 *hanaṃk hiṃsāgatyoḥ*; Bopadeva IX, 6: *han lau hiṃsāgatyoḥ*, auch einige Pāli-Dhātupāṭhas (Franke JPTS. 1903, S. 110). Wahrscheinlich gehört zu *ham* auch die Partikel *hanta*, Pāli *handa*, die ursprünglich wohl ein Imperativ = „allez" ist. *ham* wurde mit *han* zusammengeworfen, und es ist nicht unmöglich, daß so auch das präkritische Passivum *hammaï* zu *han* „schlagen" entstanden ist, das auch als Deponens gebraucht wird (Grammatik § 540. 550; Kumārapālacarita 7, 77—79). Auch *hanati* neben *hanti*, wie *gamati* neben *ganti* (Naighaṇṭuka 2, 14) kann Analogiebildung sein.

han „gehn" wird oft zu Etymologien verwendet. Wo es in der Literatur erscheint, betrachten die Rhetoriker es als Fehler (Kāvyaprakāśa ed. Maheśacandra Nyāyaratna S. 132 f.; Sāhityadarpaṇa 574, S. 218 f.; Vāgbhaṭālaṃkāra 2, 13; Alaṃkāraśekhara 4, 1), weil die Dichter es nicht gebrauchen (*kavibhir na prayuktaḥ; na kaviparamparāyāṃ prasiddhaḥ*), und es die beabsichtigte Bedeutung nicht klar wiedergibt *(asamartha).* Überall steht die 3. Sing. *hanti. han* „gehn" gilt als der mlecchabhāṣā angehörig, wie Nīlakaṇṭha zu Mahābhārata 1, 145, 23 bei der Erklärung von *kakṣaghna* = *pārśvacara* in Übereinstimmung mit Mahābhārata 1, 2, 103; 1, 147, 6 bemerkt: *hanter aprasiddhaṃ gatyarthatvaṃ ca mlecchabhāṣātvāt* [1]).

Wir werden also annehmen dürfen, daß die Aitareyins im Dialekt von Surāṣṭra schrieben, was auch die zahlreichen andern Eigenheiten in ihren Schriften erklärt, die Aufrecht und Böhtlingk zusammengestellt haben.

---

[1]) Die ganze Stelle erfordert eine eingehende Behandlung in Verbindung mit zahlreichen anderen Stellen, wo bhāṣāśabdās erwähnt werden.

Ich möchte noch die Frage aufwerfen, ob zu *ham* „gehn" nicht *haṃsa* „Gans" gehören kann. Vom indischen Standpunkt aus wäre diese Herleitung mit Uṇādisuffix *sa* ganz tadellos. Der Gang gilt den Indern als charakteristisch für die Gans. Es ist ein Kompliment für Frauen, wenn ihnen der Gang der Gans zugeschrieben wird, weil dieser auf ihre vollen Hüften hinweist. So heißt es z. B. im Sarasvatīkaṇṭhābharaṇa ed. Borooah 199, 10: *haṃsāyate cārugatena kāntā,* und umgekehrt Vikramorvaśī ed. Bollensen 62, 8 *haṃsa prayaccha me kāntāṃ gatir asyās tvayā hṛtā.* Beispiele sind sehr zahlreich.

Nach den Lexikographen von Naighaṇṭuka 1, 14 an bedeutet *haṃsa* auch „Pferd". In dieser Bedeutung wird das Wort mehrfach im Jaiminīya Aśvamedhaparvan gebraucht: 4, 72. 76. 108; 15, 104; 41, 10; 43, 6; 51, 55. Wie *haya* „Pferd" zu *hayati gatau* gehört, so könnte auch *haṃsa* „Pferd" von *hammati gatau* stammen. Ob aber die verwandten Sprachen für *haṃsa* „Gans" die Herleitung von *gham, ham* „gehn" gestatten, kann ich nicht entscheiden.

Im Gāthādialekt findet sich öfter eine Form *gaṃsāmi* „ich gehe". So Mahāvastu II, 86, 5 *gaṃsāmi Yavakacchakaṃ*; II, 86, 18 *eṣa gaṃsāmi vo gṛhaṃ*; II, 87, 7 *eṣa gaṃsāmi te gṛhaṃ*; II, 240, 15 *gaṃsāmi te akāmasya*; III, 168, 8 *gaṃsāmi ahaṃ pravrajitvā punaḥ tātasya sakāśam.* Das Wort scheint als Präsens zu fassen zu sein, wie II, 86, 12 *gacchāmi Yavakacchakaṃ* zeigt. Vgl. auch *gansi* d. h. *gaṃsi* III, 45, 10. Das würde also eine Wurzel **gaṃs* „gehn" voraussetzen, die sich zu **ghaṃs* in *haṃsa*, falls dies *haṃs-a* abzuteilen ist, verhalten würde, wie *gam* zu *gham* und *gā* zu *ghā*. Ehe aber ein **gaṃs* nicht anderweitig nachgewiesen ist, möchte ich darauf kein Gewicht legen. Es wäre nicht unmöglich, daß *gaṃsāmi* nichts weiter ist als abgekürzte Form für vedisches *jigāṃsāmi* = klassischem *jigāṃse,* also Desiderativ. Dem Sinne nach paßt dies an allen Stellen.

Sollte es sich bestätigen, daß *haṃsa* zu *hamma gatau* gehört, so wäre damit der wichtige Nachweis erbracht, daß indische Dialektworte zur Erklärung bereits indogermanischer Worte verwendet werden dürfen. *haṃsa* wäre etwa „der Watschler".

5. *gandha ardane.*

Der Dhātupāṭha § 33, 11 = 10, 145 ed. Böhtlingk kennt eine Wurzel *gandh, gandhayate* in der Bedeutung „bedrängen", „peinigen", „hart mitnehmen". Hemacandra Dhātupāṭha 10, 262

führt sie als *gandhiṇ ardane* auf, flektiert sie ebenfalls *gandhayate* und gibt als Ableitungen *gandha, gandhana* und, was gar nicht unmöglich ist, auch *gandharva*. Das Adjektiv *gandhana* „zerstörend", „vernichtend", substantivisch „der Zerstörer", „der Vernichter" hat Bühler (WZKM. VIII 39) aus dem Pāli nachgewiesen in *kulagandhano* Itivuttaka S. 64, 9. Der Kommentator Dhammapāla erklärt es mit *kulacchedako* und erwähnt die v. l. *kuladhaṃsano*. Unsicher sind die beiden Beispiele, die Franke (WZKM. VIII 329) beigebracht hat.

Bühler erklärte *gandhayati* für ein Denominativum von *gandha*, das, wie er glaubte, öfter „eine Spur", „etwas unendlich Kleines" bedeute. Aber in dem von ihm angeführten, modernen Beispiele *amuṣya vidyāgandho 'pi nāsti* bedeutet *gandha* „Geruch" = „der bloße Geruch", wie in BW. ganz richtig erklärt wird.

Die Wurzel *gandh* findet sich in dem alten Padhānasutta = Suttanipāta 443:

yaṃ te taṃ na ppasahati
senaṃ loko sadevako
taṃ te paññāya gacchāmi
āmaṃ pattaṃ va amhanā ||

Für *gacchāmi* hat die Handschrift B[a] *vĕcchāpi*, B[1] *vĕjjhāmi* d. h. *vĕcchāmi* = *vetsyāmi*, Futurum zu *vidh*, eine deutliche Glosse. In der Version des Lalitavistara 329, 12 ed. Rājendralāla Mitra = 263, 1 ed. Lefmann lautet der letzte Vers: *bhetsyāmi prajñayā tāṃ te āmapātram ivāmbunā*, im Mahāvastu II 240, 11: *tāṃ prajñāya te bhetsyāmi āmapātraṃ va ambunā*. Bisher ist *gacchāmi* ganz rätselhaft gewesen. Fausböll (SBE. X 71 Anm.) veränderte es in *bhañjāmi*, was Andersen (A Pāli Reader I 104) angenommen hat. Windisch (Māra und Buddha S. 8 Anm. 3) sah in *gacchāmi* eine alte Korruptel für *bhĕcchāmi*, das er in den Text setzte.

gacchāmi ist ganz richtig überliefert[1]). Es ist Futurum zu *gandh*, steht also für **gatsyāmi*. Whitney § 155 zeigt, daß man nicht notwendig **ghacchāmi* erwarten darf. Es sei noch darauf hingewiesen, daß dem Sanskrit *grathita* auch die Bedeutung „verletzt", „beschädigt" gegeben wird. Ob etwa zwi-

[1]) Ganz richtig überliefert ist in Strophe 440 auch *esa muñjaṃ parihare*. Es erklärt sich aus dem von Fleet JRAS. 1906, S. 173, Anm. 1 besprochenen indischen Gebrauch des Schilfrohrs und Grases, über den ich später ausführlich handeln werde.

schen *granth* und *gandh* ein Zusammenhang besteht, wage ich nicht zu entscheiden.

6. *galda.*

Die Erklärung, die ich Vedische Studien I 83 f. von dem Worte *galda* gegeben habe, hat nicht allgemeine Billigung gefunden. So erklärt sie Fortunatov (KZ. XXXVI 12 Anm. 2) für nicht überzeugend; andere haben sie überhaupt nicht erwähnt. Inzwischen hat sich eine Parallele zu dem zweiten von Yāska 6, 24 erwähnten Beispiele in der Literatur gefunden. Sie steht Mānava Śrautasūtra 1, 7, 2, 18 und verderbt auch bei Āpastamba Śrautasūtra 8, 7, 10. Im Mānava Śrautasūtra lautet die Strophe in Knauers Text:

ā mā viśantv indava ā galdā dhamaninām |
rasena me rasaṃ pṛṇa vājino me yajñā vahāni ||

Für *vahāni* ist mit M[1]C zu lesen *vahān*. Bei Āpastamba steht *ā galgā dhavaninām*. Von der bei Yāska zitierten Stelle unterscheidet sich die unsrige nur dadurch, daß für Yāskas *tvā* hier *mā* steht.

Der Sinn ist ganz klar: „Eindringen möge in mich der Soma, eindringen, indem er die Adern anschwellen macht. Fülle mit Saft meinen Saft an; die Pferde mögen mein Opfer ziehn!" Was ich Ved. Studien I 84 über diese Stelle bemerkt habe, ist also nur darin zu ändern, daß nicht *āgaldā* als ein Wort zu lesen ist. Zu *ā* ist nochmals *viśantu* zu ergänzen. Die Wiederholung steigert die Aufforderung. An meiner Erklärung von ṚV. 8, 1, 20 hat man vor allem deswegen Anstoß genommen, weil *gáldayā* zu weit entfernt von *girā́* steht. Sobald man aber die dazwischen stehenden Worte als das auffaßt, was sie sind, nämlich als Parenthese, schwindet jedes Bedenken. An *mā́ tvā sómasya sávaneṣu cukrudham, gáldayā sádā yā́cann ahā́ṃ girā́, bhū́rṇiṃ mṛgáṃ ná* würde man keinen Anstoß nehmen. Ganz ähnlich liegt der Fall in ṚV. 10, 93, 6, worüber ich Ved. Stud. II 99 gehandelt habe. Vgl. auch Ved. Stud. I 265, II 91.

Daß *galda* und *garda* identisch sind, ist doch kaum zu bestreiten, ebensowenig, daß *garda* „geil", „brünstig" bedeutet. Sāyaṇa zu TS. 3, 1, 11, 7. 8 (S. 78) erklärt *gardā* mit *bubhukṣitā*. Er hat aber die ganze Strophe mißverstanden. Sie kann nicht getrennt werden von AV. 6, 22, 3, wo für *gardā* steht *glahā* oder *galhā*, wie die v. l. hat. Gegen meine Erklärung von AV. 6, 22, 3 hat sich Whitney (Atharva-Veda Saṁhitā translated I 296) gewendet. Er selbst übersetzt den zweiten

Teil: „the *gláhā* shall bestir itself, like a girl that is thrust, thrusting the *eru*, like wife with husband". Dazu bemerkt er: „The text of this verse is hopelessly corrupt, and all attempts to make connected sense of the second half must apparently be (like that of Pischel in Ved. Stud. I 81 ff.) forced and unsuccessful". Was an meiner Erklärung „forced" sein soll, vermag ich nicht einzusehn. Sie ist grammatisch und sachlich ganz tadellos. Whitneys Übersetzung ist hier, wie auch sonst meist, jedenfalls kein Fortschritt. Für *eru* läßt sich jetzt nachweisen, daß ich das Richtige getroffen hatte. *eru* hängt offenbar zusammen mit *eraka* Jātaka 4, 88, 4. 9, Sanskrit *erakā* (PW. und BW. s. v.; in BW. ist VP. 5, 37, 11. 39 zu lesen) „eine Schilfart". Das ist aber eine Parallele zu *nada*, von dem ich (ZDMG. XXXV 717 f.; Ved. Stud. I 183 ff.) gezeigt habe, daß es „Schilfrohr" und „Penis" bedeutet, wie *vaitasa* und *śaryā* (Ved. Stud. I 106). Es wird wohl also auch mit *glaha* oder *galha* seine Richtigkeit haben.

Zu den für *han* Ved. Stud. I 84 beigebrachten Stellen kann ich jetzt noch zwei hinzufügen: Sarasvatīkaṇṭhābharaṇa ed. Borooah S. 16, 15 und Kuṭṭanīmata S. 153. Eine deutsche Parallele finde ich in dem Gedichte „Schuld" in Des Knaben Wunderhorn ed. Boxberger II 55: „Er zog ihr aus die Kleider und schlug sie also sehr, hat ihr genommen die Ehr".

7. *babhau* = *babhūva*.

Mahābhārata 12, 283, 3 lesen wir: *katham eṣa mahāprājña Jvaraḥ prādur babhau kutaḥ*. Das kann nur heißen: „Wie und woher, o sehr Verständiger, kam dieser Jvara zum Vorschein?" In Strophe 39 steht dagegen *prādur babhūva sumahān agniḥ*. Viṣṇupurāṇa 1, 12, 24 findet sich: *rakṣāṃsy āvir babhus tataḥ*. Die Adverbia *āvis* und *prādus* werden so regelmäßig mit *bhū* verbunden, daß es schwer ist, anzunehmen, *babhau* und *babhus* seien zu Wurzel *bhā* „scheinen", „erscheinen" zu ziehen. Beide Formen *babhūva* und *babhau* stehen nebeneinander Mahābhārata 12, 283, 7: *devo . . . upaviṣṭo babhūva ha śailarājasutā cāsya nityaṃ pārśve sthitā babhau*. Auch hier wäre *babhau* von Wurzel *bhā* sehr sonderbar. Auch Jaiminīya Aśvamedhaparvan 28, 24: *tathāvidhaṃ vanaṃ dṛṣṭvā Sītā romāñcitā babhau* und Brahmapurāṇa in Lassens Anthologia Sanscritica[2] 54, 6 *ity uktvā muditā babhau* zieht man *babhau* besser zu *bhū* als zu *bhā*. Zweifelhaft kann man sein bei Mahābhārata 13, 153, 16: *aṇḍād*

bhinnād babhuḥ śailāḥ. Besser paßt *bhū* als *bhā*, das aber in ähnlichem Zusammenhange steht Mahābhārata 12, 289, 14: *Uśanā dūratas tasya babhau*. Nīlakaṇṭha erklärt *babhau* hier mit *ātmānaṃ darśitavān*.

In Verbindung mit Partizipien des Präteritum dürfte *babhau* sich noch öfter finden, namentlich in Purāṇas. In den drei angeführten Beispielen steht es am Ende des Verses, wo ursprünglich überhaupt sein Platz gewesen sein wird. Es reiht sich also, ebenso wie *babhus*, den abgekürzten Formen am Ende des Verses an.

Berlin-Halensee. R. Pischel.

Etruskisches.

1. Das Wort *etnam*.

In der Nordisk Tidsskrift for Filologi 1905 S. 113 nennt Herr S. P. Cortsen meine Deutung von *ciz* als „dreimal" eine „reine und schiere" Hypothese, die u. a. auf der falschen Vermutung beruhe, daß *vacl* „Spruch" bedeute. Gegen diese Behauptung muß ich bestimmt Einspruch erheben. Meine Deutung von *ci* als „drei" beruht auf einer ganzen Reihe von Beobachtungen. Die Bedeutung von *vacl* kommt dabei gar nicht in Betracht. Zwar bin ich noch immer davon überzeugt, daß das Wort „Spruch" bedeutet, aber wenn das auch ganz falsch wäre, so würde für *ci* die Bedeutung „drei" die einzig mögliche bleiben. Auch auf den Agr. Mumienbinden würde für *ciz*, weil dort von sakralen Handlungen die Rede ist, die sakrale Zahl drei besser passen als z. B. zwei oder vier. Ich habe auch auf das *triuper* der iguvinischen Tafeln hingewiesen, welches ja auch in Verbindung mit anderen Verben als solchen, die Rezitation bezeichnen, vorkommt, sowie auf altbabylonische Rituale, in denen sehr häufig gesagt wird, daß die eine oder die andere Ritus-Handlung dreimal zu wiederholen sei.

„*vacl*", sagt Herr C. weiter, „kann nicht 'Spruch' bedeuten, weil es mit *etnam* zusammengesetzt wird: *vacltnam*". Diese Folgerung scheint mir etwas voreilig. Weiß denn Herr C., was dieses vermutete Kompositionsglied bedeutet? Krall hat sich zwar dabei so etwas gedacht wie „Opfergabe", aber das bleibt ja immerhin nur eine Vermutung, sogar eine „reine und schiere",

und solange wir nicht bestimmt wissen, was *etnam* bedeutet, kann ja unmöglich der Umstand, daß das Wort scheint mit *vacl* zusammengesetzt werden zu können, als ein Argument angewendet werden, sei es für oder wider die Annahme, daß dieses letztere Wort „Spruch" bedeute.

In meinen Etr. Beitr. I 82 habe ich gesagt, daß ich die Vermutung Kralls in betreff der Bedeutung von *etnam* wahrscheinlich finde. Jetzt bin ich von der Unrichtigkeit derselben überzeugt. Im folgenden will ich eine andere Erklärung versuchen.

Ob das Wort (oder ein verwandtes) auch außerhalb der Agr. Mb. vorkommt, ist unsicher. Vielleicht in Ga. *etnaceχamiarce,* und möglicherweise in der Inschrift von Capua, Z. 6, in der Form *itna.*

Wenn wir nun die Agr. Mb. durchmustern, so merken wir uns alsbald in betreff des Wortes *etnam* die folgenden Eigentümlichkeiten:

1. Das Wort *etnam* kommt hier weit häufiger vor als irgend ein anderes Wort, nämlich 36mal, und noch dazu anscheinend als zweites Zusammensetzungsglied 9mal, also im ganzen 45mal. Zum Vergleich mag erwähnt werden, daß die drei Wörter, die nach *etnam* die größte Häufigkeit aufweisen, *nunϑen(ϑ), fler* (mit den Flexionsformen und Ableitungen *flere, flerś, fleres, flereri, flerχva, flerχve*) und *vacl* bezw. 25-, 23- und 22mal vorkommen.

2. Es weist keine Flexionsformen auf, indem es immer in derselben alleinigen Form *etnam* erscheint.

3. Es wird anscheinend auch als zweites Zusammensetzungsglied verwendet. Dies ist, so weit wir sehen können, mit keinem anderen Wort der Fall. Zwar habe ich in meinen Etr. Beitr. II auch andere etruskische Zusammensetzungen vermutet; allein das bleibt alles unsicher.

4. Es wird oft in der Weise wiederholt, daß ein einzelnes Wort, und zwar jedesmal ein anderes, worin man leicht ein Attribut vermuten könnte, unmittelbar darauf folgt. Außer den je einmal vorkommenden Verbindungen *ϑesan tinś ϑesan aiseraś śeuś* und *apniś aniaχ apniś urχ* findet derartige Wiederholung bei keinem andern Worte statt. Solche Wiederholungen sind:

etnam tesim etnam celucn, öfters.

(Daneben einmal: *tesim etnam celucum*).

etnam velϑinal etnam aisunal

etnam velϑite etnam aisvale
etnam ϑi truϑ etnam hanϑin etnam celucn etnam aϑumitn.

Häufige Wiederholung des Wortes findet auch statt Col. VII 2 f. Hier wird aber immer dasselbe *ciz vacl*, einmal nur *ciz*, hinzugefügt. Über diese Stelle siehe im Folgenden.

5. Wenn solche unmittelbar auf *etnam* folgende Worte als Attribute zu dem Wort zu betrachten sind, so hat dieses Wort eine große Menge von Attributen. Enthält *etnam* einen nominalen Begriff (z. B. „Opfergabe") so muß eine große Anzahl von Arten dieses Begriffs oder von Umständen bei demselben angenommen werden. Wir haben dann mindestens die folgenden aufzustellen: *tesim, celucn, hamφeϑi, laeti, velϑinal, velϑite, aisunal, aisvale, ϑi truϑ, hanϑin, aϑumitn, aisna,* woran noch die fünf Zusammensetzungen mit *(e)tnam* anzureihen sind.

6. Wenn das Wort in dieser Weise durch eine große Anzahl von Attributen näher bestimmt wird, so ist es sehr auffällig, daß es andererseits so aussieht, als ob es auch in einer großen Anzahl von Fällen ohne jedes Attribut gebraucht werden könnte. Besonders fällt es auf, daß, wie es scheint, eine und dieselbe Formel das Wort *etnam* enthalten oder weglassen kann:

Vgl. *nunϑenϑ etnam farϑan aiseraś śeuś cletram śrencve* V 7—8
und *nunϑen farϑan aiseraś śeuś cletram śrencve* II 11—12.

Auch das scheinbare Attribut, das in dem einen Fall erscheint, kann in einem anderen ganz analogen fehlen:

etnam aisna esa iχ huϑiś zaϑrumiś XI 15
etnam iχ eslem cialχuś XI 17
etnam aisna iχ matam XII 9
etnam iχ matam VII 22, XI 5.

Andere Eigentümlichkeiten bei dem Vorkommen des Wortes sind:

7. Es steht öfters unmittelbar vor dem Wörtchen *iχ, ic*:
etnam eisna iχ fleres crapśti VI 12
etnam ic clevrnϑ VII 16
etnam iχ matam VII 22, XI 4. 5
etnam aisna iχ matam XII 9
etnam ic esviti enaś VIII 2
etnam aisna esa iχ huϑiś zaϑrumiś XI 15
etnam iχ eslem cialχuś XI 17
etnam aisna iχ nac reuśce XII 1—2.
Vielleicht auch: *etnam raum ica ϑluϑcva* XI 2.

Sonst findet sich *iχ* auf den Agr. Mumienbinden nur in den beiden Verbindungen: *śnutuφ ịχ reuśceśç* VI 2, und *eis cemnaχ iχ velϑa* X 10.

8. Es erscheint zweimal in der Nähe von gewissen Zahlangaben, worin ich Bezeichnungen für Monatsdaten gesehen habe[1]).

Diese beiden unter 7 und 8 genannten Arten von Verbindungen geben kaum irgend einen Aufschluß über die Bedeutung des Wortes. Mehr Licht scheinen die übrigen, unter 1—6 verzeichneten Eigentümlichkeiten darauf zu werfen. Daß das Wort kein reines Adjektiv ist, scheint schon aus der unverhältnismäßigen Häufigkeit desselben hervorzugehen, sowie auch ganz bestimmt aus dem Umstande, daß wir neben *etnam aisna iχ* usw. auch *etnam iχ* finden. Wir könnten dann annehmen, was von vornherein viel näher liegen würde, daß *etnam* ein Substantiv sei. Daß es keine Bezeichnung einer Person (z. B. irgend eines Opferpriesters) sein kann, davon überzeugt man sich sofort. Es wäre dann vielleicht irgend ein Gegenstand dadurch bezeichnet, und die verschiedenen anscheinend angefügten Worte wären als Attribute zu demselben aufzufassen. Allein dagegen scheint mir besonders das unter 5. und 6. angeführte zu sprechen. Es scheint nicht möglich, daß irgend ein nominaler Begriff, der offenbar, wie Krall annahm, ein sakraler (z. B. „Opfergabe") sein müßte, so viele verschiedene Bestimmungen zu sich nehmen könnte, und ebensowenig, daß ein Begriff, der in dem Maße solcher Bestimmungen bedürfte, andererseits ebenso oft ohne irgend eine nähere Bestimmung auftreten könnte.

Wenn wir neben *etnam farϑan aiseraś śeuś cletram śrencve* auch *farϑan aiseraś śeuś cletram śrencve* finden, also dasselbe ohne *etnam*, so spricht auch dieses gegen die Auffassung von *etnam* als einem Nomen. Denn in diesem Satz haben wir schon ein Nomen, *cletram*, das offenbar das Objekt des Verbs *farϑan* bildet: „bringe (oder: man bringe?) der Aisera Seu ein *cletram*". Sollte das in der Variante fehlende *etnam* ein (irgend einen Gegenstand bezeichnendes) Nomen sein, so könnte es hier nur als eine Apposition aufgefaßt werden: „wie ein *etnam*" (z. B. eine Opfergabe); aber dies ist sehr wenig wahrscheinlich. Und jedenfalls ersieht man deutlich, daß es in anderen Fällen (z. B.

---

[1]) Etr. Monatsdaten.

da wo es mit Zwischenräumen von nur einem Worte wiederholt wird) nicht in der Weise angewendet wird. Man könnte zwar zur Stütze der Meinung, daß die auf *etnam* unmittelbar folgenden einzelnen Worte Attribute seien, die Verbindung *etnam aisna* anführen. Denn diese kommt nicht weniger als fünfmal vor (und dazu noch die beiden vielleicht verwandten *etnam aisunal* und *etnam aisvale* je einmal) und sieht somit allerdings wie eine feste Verbindung aus. Allein dies wiegt meines Erachtens gegen die übrigen Bedenklichkeiten wenig, zumal da *aisna* auch sechsmal ohne *etnam* vorkommt.

Wir dürfen somit gewiß davon ausgehen, daß *etnam* weder „Opfergabe“ bedeutet, noch überhaupt ein Nomen ist. Es kann auch nicht ein Verb sein. Ich bedaure, daß ich in Etruscan Notes S. 10 eine solche Vermutung ausgesprochen habe. Denn dagegen spricht sowohl der Umstand, daß wirkliche Verben wie *farθan* und *trin* dicht bei *etnam* vorkommen, wie auch der Gebrauch des Wortes als eines zweiten Zusammensetzungsgliedes. Das scheinbare Fehlen einer Flexion stimmt auch wohl mit der Auffassung, daß das Wort weder Nomen noch Verbum sei.

Es bleiben dann Pronomen und Partikel übrig. Daß es kein Demonstrativum ist, geht sowohl aus dem Zusammenhang an den betreffenden Stellen, wie aus der Häufigkeit des Wortes hervor, um gar nicht davon zu reden, daß ein Demonstrativ, das hier so häufig gebraucht wäre, doch wohl auch irgend einmal in anderen Inschriften erscheinen müßte. Auch der Gebrauch des Wortes am Ende einer Zusammensetzung spricht nicht nur gegen ein Demonstrativ, sondern gewiß auch gegen ein Pronomen überhaupt. Sollte das Wort ein Pronomen sein, so wäre wohl zunächst an die Bedeutung „derselbe“ zu denken. Für diese Annahme könnte die Verbindung *etnam iχ* angeführt werden. Denn für *iχ* habe ich Beitr. I 25 etc. die Bedeutung „wie“ nachgewiesen, und „derselbe wie“ würde ja trefflich zusammen passen. Aber schon die Häufigkeit des Wortes macht diese Bedeutung wenig wahrscheinlich — denn von dem Wort „derselbe“ wäre doch wohl schwerlich fast doppelt so oft Gebrauch gemacht als von den sonst am häufigsten vorkommenden Wörtern — und direkt widerlegt wird sie sowohl von Col. VII 2 f., worüber im folgenden, wie auch von anderen Stellen, auf die ich hier nicht näher eingehe. Daß auch nicht „selbst“ paßt, davon überzeugt man sich noch leichter. „Keiner“ ist noch un-

gereimter. Und es wird sich sofort zeigen, daß es überhaupt kein indefinites Pronomen gibt, das *etnam* vertreten könnte.

Es bleibt dann, so weit ich sehen kann, einzig die Kategorie Partikel übrig. Für die Bestimmung der Bedeutung scheint mir besonders die Col. VII 2 f. wichtig. Denn diese Stelle gestattet ein gewisses Verständnis des Inhaltes, indem hier ganz offenbar von gewissen Beschwörungen oder Formeln ähnlicher Art die Rede ist.

Wir nehmen wahr, daß gewisse Worte mit einigen Abweichungen in den Hinzufügungen wiederholt werden, im ganzen (wie es scheint, denn der Anfang fehlt) fünfmal. Hier ist offenbar in dem Aufbau des Ganzen eine gewisse Synmetrie vorhanden, die uns dann auch bei der Zerlegung der einzelnen Teile Hilfe gewähren muß. Denn selbstverständlich ist das Ganze so zu zergliedern, daß die größte Symmetrie erreicht wird. Dann haben wir aber die Stelle so zu zerlegen:

(Zu ergänzen:) — — *ciz vacl* „— —] | *ceia hia*“
etnam ciz vacl trin „*velϑre* | *male ceia hia*“
etnam ciz vacl „*aisvale* | *male ceia hia*“ *trinϑ*
etnam ciz „*ale* | *male ceia hia*“
etnam ciz vacl „*vile vale* | *staile staile hia*“.

Die hier zwischen „ “ gesetzten Teile enthalten den Wortlaut der Beschwörungen. Sie enden alle mit *ceia hia* (bezw. einmal *hia*). Ich fasse die Worte als Formeln zur Verscheuchung gewisser Dämonen, oder eines gewissen Dämons. Vergl. meine Erklärung von *ceia hia* als „nicht hier“ (Etr. Notes 3). Die einleitenden Sätze enthalten alle das Wort *ciz* „dreimal“, was ja vor Beschwörungen trefflich paßt. Das Verb ist *trin*, resp. *trinϑ*; *trin* und *trinϑ* sind nach meiner Erklärung, Etr. Beitr. I 58 f., gleichwertige Imperativformen. Das Verb steht nur die beiden ersten Male; leider fehlt, wie gesagt, der erste Teil dieser Stelle, da aber am Anfang von Z. 1 noch *-in-* gelesen werden kann, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß auch diese Zeile *trin* oder *trinϑ* enthielt. Daß das Verb die beiden letzten Male fehlt, ist nicht auffällig; es mag dadurch veranlaßt sein, daß es da, wo es zum letzten Mal steht, hinter die Beschwörung gestellt und somit dem Folgenden nahe gerückt worden ist. Das Objekt, welches dreimal steht und einmal fehlt, ist *vacl*, d. h. „Spruch“ oder ähnl. Als die Bedeutung des Verbs *trin* scheint somit etwa „machen“ angenommen werden zu müssen;

wahrscheinlich ist es mit *ar-*, welches öfters mit *vacl* verbunden wird (*vacl ar* u. ä.), wesentlich synonym.

Es bleibt uns dann das Wort *etnam*, welches alle vier Male vorkommt und worin, wie wir glaubten, eine Partikel zu sehen wäre (daß es nicht ein Nomen ist, ist jetzt ganz offenbar, da wir hier in *vacl trin* Objekt und Verb gefunden haben).

Da *etnam* hier mit einem Imperativ verbunden ist, so kann es natürlich nicht eine relative Partikel irgend einer Art sein („wenn", „wie", „nachdem" usw.), was übrigens auch aus anderen Stellen deutlich hervorgeht. Die Partikel muß notwendig eine demonstrative sein: Man könnte dann an „so" denken: „so soll man einen Spruch tun, dreimal", also auf den folgenden Wortlaut hinweisend. Diese Annahme könnte durch die Verbindung *etnam iχ* gestützt scheinen, denn hier würde ja „so wie" sehr gut stimmen. *etnam tesim etnam celucn* wäre dann: „so (wohl auf das vorhergehende bezogen) (soll man) das *tesim* (machen), so das *celucn*". Auch an vielen anderen Stellen würde, soweit wir von dem Inhalte eine Vermutung haben können, die Bedeutung „so" (oder vielleicht „in derselben Weise") nicht unmöglich scheinen, wenn man auch zugeben müßte, daß der reichliche Gebrauch dieses Ausdrucks befremdend wäre. Allein gegen diese Annahme spricht bestimmt der Umstand, daß *etnam* als letztes Zusammensetzungsglied gebraucht werden kann.

Dann bleibt kaum etwas anderes übrig als „darauf". Diese Bedeutung paßt für VII 2 f. trefflich. Ich verstehe die Stelle so:

[facito ter deprecationem „— —] *ceia hia*"; deinde ter deprecationem facito „*velϑre male ceia hia*"; deinde ter deprecationem „*aisvale male ceia hia*" facito; deinde ter „*ale male ceia hia*"; deinde ter deprecationem „*vile vale staile staile hia.*"

Darauf folgt *ciz trinϑaśa* usw. mit den beiden weiteren Imperativen *sal* und *arϑ*. Ich habe Beitr. I 60 f. *trinϑaśa* als eine Bildung gleicher Art wie *tenϑas* und *svalϑas* erklärt, als eine Art von Gerundium. *svalϑas* scheint ganz bestimmt zu bedeuten: ζήσας. Ich faßte früher *-ϑaśa* als eine vollere Form von *-ϑas* auf. Wahrscheinlicher steckt aber in der Endung *-a* ein pronominales Objekt.

Es wird somit mit der Wiederholung fortgesetzt: „nachdem man ihn (diesen letztgenannten Spruch) dreimal gemacht hat, soll man usw."

Für die Verbindung *etnam tesim etnam celucn* und die analogen, die wirklich wie Aufzählungen aussehen, paßt „danach" vollkommen: „danach *tesim*, danach *celucn*". Die Variante *tesim etnam celucum* wäre: „*tesim* deinde et *celuc*".

etnam iχ matam, etnam aisna iχ matam ist wahrscheinlich: „danach ('Opfergabe' oder ähnliches, wenn *aisna* dies bedeutet) wie zuvor".

Eine abgeschwächtere Bedeutung, etwa „ferner" oder „weiter", scheint *etnam* zu haben, da wo es auf Monatsdaten (?) folgt (es ist zu bemerken, daß es in diesem Falle nachgestellt ist).

eslem cealχus etnam aisna — — eϑri XI 12, d. h. „An dem 28. ferner soll ein *aisna* gebracht werden" (oder ähnliches; über *eϑri* siehe meine Beitr. II 13 f. usw.).

ϑunem cialχus etnam iχ eslem cialχuś XI 17, d. h. „An dem 29. ferner wie am 28".

Endlich haben wir die Zusammensetzungen *vacltnam, cntnam, suntnam, putnam, calatnam,* wahrscheinlich synkopiert aus *vacl-etnam* usw. (Weniger wahrscheinlich wäre *etnam* in *e-tnam* zu zerlegen und in *e* ein Pronomen, in *-tnam* eine Postposition zu sehen.)

Hier scheint *etnam* als Postposition zu fungieren: *vacltnam* wäre „nach einem Spruch", *cntnam* „nach diesem". *suntnam, putnam* und *calatnam* enthalten unbekannte erste Glieder. Nach *putnam* und *calatnam* folgt, wenn ich in meiner Deutung von *tei* (Etr. Notes S. 51 ff.) recht habe, je eine Quantitätsbezeichnung: *putnam ϑu calatnam tei.* Dieser Umstand braucht keineswegs gegen meine Auffassung von *etnam* zu streiten. Denn die Quantitätsbezeichnung kann sehr gut zu dem vorangehenden, ebenfalls dunkeln, *canva* gehören, z. B. „man soll nehmen (oder ähnl.) nach *pu* ein *canva*, nach *cala* alle".

Somit ist *etnam* ein Wort, das sowohl als Adverb wie als Postposition gebraucht werden kann, ganz wie z. B. lat. *post*, Adv. und Präp. Mit *etnam* ist meines Erachtens *hetum* verwandt. Ich habe schon Beitr. II die Vermutung ausgesprochen, daß *hetum*, das oft neben *vinum* und mit z. T. denselben Attributen versehen vorkommt, irgend einen Opfertrank bedeuten muß. Jetzt glaube ich, daß *hetum* und *vinum* dem *pune* und dem *vinu* der iguvinischen Tafeln entsprechen. Wie das lat. *posca* mit der Präp. *pos(t)* und das umbr. *pune* wahrscheinlich mit der Präp. *po* verwandt ist (vgl. auch an. *afr* „Nachgebräu"

: skr. *ápara-*), so etr. *hetum* mit *etnam*. In *etnam* ist dann das ursprüngliche *h-* geschwunden.

2. Zum Zahlwort.

Eine in Foiano bei Bettolle gefundene Schale trägt die folgende Inschrift (Ga. App. 912 bis):

ekuϑutiialzreχuvazeleśulzipulϑesuvapurtisuraprueuneturareketi.

Die Zerlegung einer Inschrift ohne Wortabtrennung bleibt immer eine heikle Sache. Trotzdem glaube ich, daß in dieser Inschrift wenigstens der erste Teil sich mit ziemlicher Sicherheit in einzelne Worte zergliedern läßt. *eku* ist aller Wahrscheinlichkeit nach mit *eka* „dieser" entweder identisch oder nahe verwandt. Teilen wir dann weiter *ϑutiialz reχuva zeleśulzi pulϑesuva,* so erhalten wir zwei Wortpaare, die ganz symmetrisch gebaut erscheinen, indem in jedem auf ein Wort auf *-lz,* bezw. *lzi*, ein anderes auf *-uva* folgt. Diese Symmetrie, die nicht zufällig sein kann, zeigt uns, daß unsere Zerlegung richtig war. In den beiden Worten auf *-uva* möchte ich weiter *-va* als ein eigenes Element ausscheiden (siehe Etr. Notes 3. 11). Wir erhalten dann zwei auf *-u* endigende Wörter *reχu-* und *pulϑesu-*, sehr wahrscheinlich Präteriti ptcpia auf *-u* (Beitr. I 5), von welchen das letztere wohl mit *pultuce* zusammengehört. *ϑutiialz* und *zeleśulzi* zeigen die gleiche Endung, denn *-zi* ist die vollere Form von *-z*, der Endung der Zahladverbia, z. B. in *ciz, cizi* „dreimal". Hier liegen also Zahladverbia vor, was auch dadurch bewiesen wird, daß der Anfang beider Wörter von je einem Zahlwort gebildet wird: *ϑu-*, *zel-*; in dem letzteren ist eine Nebenform zu *zal* zu sehen. Was ist nun das *l* vor der Endung *-z(i)*? Die Antwort ist einfach. Da das Wort *zeleśulzi* ein Zahladverb sein muß, da es aber nicht direkt von dem Zahlwort *zal*, der Kardinalzahl, gebildet ist, so kann es allein von der entsprechenden Ordinalzahl gebildet sein, und diese Ordinalzahl lautet demgemäß *zeleśul*. Dies ist um so sicherer, weil wir jetzt auch aus einer neugefundenen Inschrift (Torp-Herbig Nr. 48[1])) gelernt haben, daß die Ordinalzahlen auf *-l* ausgehen, indem von *ci* die Ordinalzahl *cianil* gebildet wird.

Die der Cardinalzahl *ϑu* entsprechende Ordinalzahl lautet, wie ich vermutet habe (Etr. Notes und sonst), *ϑuϑi, ϑuti*. Jetzt lernen wir auch die Nebenform *ϑutiial* kennen. Wenn die von

[1]) Sitzungsb. d. K. Bayr. Ak. d. Wiss. 1904 S. 489 ff.

mir begründete Reihenfolge der ersten 6 Zahlen noch immer weiterer Stütze bedürfen sollte, so liegt hier in dem Umstand, daß auf *ϑu- zel-* folgt, eine solche vor. Denn „zum zweitenmal" paßt doch sicher besser nach einem „zum erstenmal", als z. B. „zum drittenmal" nach einem „zum fünftenmal", wie es hier heißen müßte, wenn *ϑu* und *zal*, wie Thomsen meint, fünf und drei bedeuten.

Auf weitere Deutungsversuche lasse ich mich nicht ein. Was hier zum ersten- und zum zweitenmal geschehen sein soll, weiß ich nicht. Es genügt mir, die drei Ordinalzahlen *ϑuti(al)*, *zeleśul* und *cianil* nachgewiesen zu haben.

Christiania. Alf Torp.

Zur Entstehung der indirekten Rede im Deutschen.

Die indirekte Rede, wie wir sie gebrauchen, kennzeichnet sich — soweit überhaupt Kennzeichen gegenüber der direkten Rede vorliegen — durch den Moduswechsel und die Verschiebung der Personen. Beiden Differenzpunkten ist man bereits nachgegangen (vgl. vor allem Wunderlich Der deutsche Satzbau[2] I 343 ff.), um eine Erklärung des Vorgangs zu gewinnen. Man zieht die Redeweise des „gemeinen Mannes" heran und sieht in einer gerichtlichen Aussage wie „Herr Prof. Lenbach sagte, die Bilder im Keller brauchen nicht aufgehoben zu werden, da kann ich mir nehmen" eine Art Urzeugung. Das ist in keiner Weise zwingend: der Aussagende schließt ein augenblickliches Kompromiß zwischen der Erinnerung an die gehörten Worte und einer in der gebildeten Sprache feststehenden und alten Ausdrucksweise.

Die indirekte Rede folgt heute in der Stellung der Worte durchaus der direkten. So ergab sich ein Schein des Rechts, von „Parataxe" zu reden. Diese Auffassung wird aber hinfällig durch die Tatsache, daß die indirekte Rede da, wo sie uns zuerst entgegentritt, sehr deutliche Kennzeichen der Nebensatz-Stellung trägt: einstweilen nur éin Beispiel: Notker Bo. 54, 4 Tu putas fortunam erga te esse mutatam = *Tû uuânest síh tiu fortuna hábe uuíder díh keuuéhselôt.* Vgl. auch Erdmann Deutsche Syntax I 169 f. Wir hätten also eine spontane Entwicklung von der Parataxe zum Nebensatz und wieder zur Parataxe,

oder von einer nicht weiter erklärten Hypotaxe zur Parataxe. Beides wird man verwerfen müssen.

Wunderlich nennt I 347 als ein wesentliches Moment der Oratio obliqua die enge Verbindung mit einem Verbum dicendi oder sentiendi, die den Satzinhalt diesem unterordnet. Er versucht S. 349 die Ausbreitung des Gebrauches verständlich zu machen. Auch mir scheint es richtig, diese Beziehung zu bestimmten Verben aufzuzeigen, die in der alten Sprache deutlicher ins Auge fällt als in der gegenwärtigen. Ich beschränke mich dabei im wesentlichen auf Notkers philosophische Schriften (Pipers Ausgabe Bd. I). Die sonstige ahd. Prosa ist sehr arm an Beispielen. Den Grund dafür sieht Wunderlich II 320 mit Recht in dem Einfluß der lateinischen Vorlagen.

Wir finden die indirekte Rede nach

quedan: No. Bo. 58, 27 *únde er chît. uuóla sô tûon mûosi.* 67, 8 *Ér chît ter scriptor uuólti. dáz man . . .* 127, 5 Sed quod tu te dicis avidum audiendi — *Áber dáz tû chîst kérno gehórtist.* 161, 12 Honestissima quidem foret iocunditas coniugis et liberorum = *Íh châde chíuske uuúnnâ uuârîn . chéna únde chínt.* 257, 12? Categg. 411, 3 *únde chît iz éin iâruuérh sî.* 422, 7 *Táz iz íst. táz chît man sî éines ánderis.* 470, 13 sed contrarium = *ér chît iz ímo sî uuíderuuártîg,* ähnlich 470, 15. 486, 17 *fóne díu chît man iz sî êrera únde áltera.* Int. 505, 3 Dico autem quoniam consignificat tempus = *Íh chído iz tempus pezéichenne. mít ánderro bezéichennîssedo.* Mcp. 728, 20 Se igitur eos iam pridem amore mutuo colligatos idcirco paulolum distulisse ne . . . = *Únde chád er síe íu fórn gemínne . dárúmbe gefrístet hábeti . nîo er . . .* Wess. GlB. II Dm. 95, 22 *Nu kit diu heilige schrift, der gloube der sii tot an diu werch die . . .* — poetisch: Dm. Samar. 10, 24 *siu quat sus libiti, commen ne hebiti.* Georg 17, 50 *quuat so uua*** ferloreno, . . .* Merigarto 32, 1^b, 31 *der chuit man vara uber daz rota mere.* 2^a, 62 *zeinem urspringe chuit man zuene rinnen, . . .* 2^b, 67 *man chuit ouh si ein prunno . . .* 94 *unt wirt iz . . ., so chodint si diu wolla irsprechila mittalla.* 96 *In Idumea chuit man ouh si ein aha.* Summa Theol. 34, 5, 7 *er chot wolti sizzin nordin, . . .*

sagen: poetisch Merigarto Dm. 32, 1^b, 65 *der sagata mir ze uuara . . ., er ware givarn in Islant, dar . . .* 2^b, 72 *ouh sagant maniga ein wazzer si in Campania, daz . . .*

sprechan: poetisch Friedb. Chr. Dm. 33, D^a, 9 *ouch sprach er er were godes sun.*

uuânen: No. Bo. 30, 20 Nec arbitror mihi fas esse . . . = *Nóh íh neuuâno mír mûoza sî* . . . 33, 4. 52, 6 Sed ut arbitror haud multum laborauerim . . . = *Íh neuuâno óuh túrfe bóreuílo ríngen* . . . 54, 4 Tu putas fortunam erga te esse mutatam = *Tû uuânest síh tiu fortuna hábe uuíder díh keuuéhselôt*. 88, 27 *Uuânest tu daz kólt tíurera sî . únde díu gesámenôta mánegi des scázzes . tánne* . . . 104, 20 Num mentem coherentem sibi firma ratione amouebis a statu . . . = *Uuânest tu dehéin mûot keuéstenôtez . mít rédo ába stéte eruuékkest . únde iz príngêst ûzer* . . . 169, 16 An tu arbitraris . quod nihilo indigeat . egere potentia? = *Uuânest tû dáz nîehtes túrftîg neíst . múhte dúrftîg sî?* Cat. 443, 5 Fortasse autem difficile sit . . . = *Íz neuuâno óuh îeht sémfte sî* . . . — poetisch Dm. Hildebrd 2, 29 *ni waniu ih iu lib habbe.* Musp. 3, 28 *uuanit sih kinada diu uuenaga sela,* . . . Merigarto 32, 1b, 25—28 *nah ieglichemo lante wan iz sinen sito wente, nah ieglicher erda uuan iz fara uuerda.*

mir dunchet: No. Bo. 37, 22 Uidere autem uideor nefarias officinas . . . fluctuantes . . . = *Mír dúnchet íh nû séhe fólleuuémon* . . . 169, 2 Uideor mihi intueri quidem ueluti . . . = *Mír dúnchet íh iz séhe . . . sámo dúrh* . . .

uéstenôn: No. Cat. 483, 8 *Áber uéstenôndo . únde lóugenendo . socrates sî . álde nesî . uuírdet* . . .

lóugenen: s. unter *uéstenôn.*

neíst nehéin zuîuel: No. Bo. 86, 18 Dubitari nequit, si . . ., quin omne mortalium genus fine mortis in miseriam labatur = *Sô neíst nehêin zuîuel . . . álle ménnisken stérbendo . zeuuêneghéite uárên.*

sich vermezzen: poetisch Friedb. Chr. Dm. 33, Da, 7 *Sich vermaz Jhesus, cebreche wir daz godes hus, er wolde iz eino geberon.*

geheizzan: Benedb. GlB. III Dm. 96, 32 *er geheizzet uns, ob der rehte begriffen werde mit dem gahem tode, er chome ze rawe.*

sî mûoza: No. Bo. 32, 29 Sed fas fuerit nefarios homines . qui . . . nos quoque perditum ire uoluisse . quos . . . = *Nû sî óuh múoza dien árgên . dîe . . . óuh míh kérno uerlîesên . uuánda ih* . . .

manon: No. Bo. 347, 24 Qui petis . . ., animum quoque feras in sublime = *Tíz pílde mánôt tíh . . . Tûdir . . ., taz mûot óuh ûfhéuêst.*

thiggen: poetisch Samar. Dm. 10, 21 *ih thicho ze dir, thaz uuazzer gabist du mir, daz ih mer* . . .

bidden: poetisch Friedb. Chr. Dm. 33, Fb 63 *si badun er bit in wolde gan in Emmaus* . . .

uuellen: No. Bo. 46, 30 *Sî uuólta er châde ad bonum.* cf. 47, 29. — 175, 16 *Táz uuólta íh tû darmíte châdist.* 303, 9 *Íh uuólta si ráhtî incidentes questiones.*

suohhen: Monseer Fragmente ed. Hench 15, 2 quaerentes eum tenere = *enti sohhitun . sie inan kafengin.*

Diese Liste der unverbunden angefügten Nebensätze (indirekte Rede oder Absichtssätze) läßt sich aus Otfrid leicht ergänzen, ich verweise auf Erdmann Syntax der Sprache Otfrids, bes. I § 288 ff. und 296 ff. Auch Erdmann konstatiert für die Absichtssätze, daß gewisse Verba eine von beiden Konstruktionen ausschließlich oder vorwiegend erfordern (§ 294), für die indirekte Rede im Konjunktiv, sie sei häufig nur nach zwei Verben, nämlich nach *quedan* und *wânen*, sonst nur in vereinzelten Fällen, und zwar nach *gilouben, thenken, mih thunkit, firneman, râtan, huggen, bidrahtôn, lesan, sagên, sprechan, zellen, wîsi und mâri duan, zeinen, sih biheizan, giheizan, intheizan, swerien* (§ 298).

Mir kam es darauf an, durch Sammlung der Prosabelege den Nebensatzcharakter der Satzform außer Zweifel zu stellen, nicht weil er im Verborgenen liegt, sondern weil man das Faktum bei der Erklärung durchaus nicht genügend berücksichtigt hat. Erweist sich die indirekte Rede als ein Nebensatz zur Ausführung gewisser Verben, so ist jeder Versuch, ihre heutige Fortsetzung als „Parataxe" zu deuten, verfehlt. Wer in der alten Form „einfache Hypotaxe" sieht, erklärt nicht, welche Veränderung der Voraussetzungen den Übergang in eine ebenso einfache Parataxe veranlaßt haben könnte.

Es ist begreiflich genug, daß ein unverbundener, d. h. mit keiner einleitenden Konjunktion versehener, Nebensatz der Analogie der Hauptsatzstellung verfällt. Die Zahl der ganz indifferenten Fälle ist sehr groß. Will man aber nicht annehmen, daß dasselbe Sprachgefühl die Hypotaxe schuf und wieder vernichtete, so bleibt nur die Möglichkeit, daß mechanische Zerstörung einer ursprünglich vorhandenen Einleitung den Nebensatzcharakter verdunkelt hat.

Erdmann hat seltsam geirrt, wenn er (DS. I 169) die indirekte Rede des Ahd. in Gegensatz zum gotischen Gebrauch stellte, der die Anfügung ohne Partikel nicht kenne. Gerade das Gotische weist uns den Weg, denn der Unterschied der *daz*-Sätze und der indirekten Rede im Ahd. entspricht einigermaßen dem got.

der *þatei-* und *ei*-Sätze. Aus Delbrücks Sammlungen (PBB. XXIX 207 ff.) wird dies sofort klar: *ei* herrscht in den „finalen Optativsätzen, welche die Absicht enthalten, durch die das Subjekt des Hauptsatzes bei der Vollziehung der Handlung des Hauptsatzes geleitet wird“ (vgl. dazu den parallelen, aber immerhin sehr zurückgedrängten Gebrauch der Finalsätze bei Otfrid, Erdmann I § 279; z. B. IV 11, 12 *legita sîn giwâti, er in mándat dâti*), ferner bei zielstrebigen Verben: *bandwjan* „durch Zeichen auffordern“, *andbeitan, bidjan, anabiudan, faurbiudan, (ni letan), gameljan, merjan* „predigend auffordern“, *qiþan* „befehlen“, *biswaran, wiljan, wilja ist. munan, sokjan, saihwan* usw.

In Sätzen mit potentialem Optativ herrscht *ei*, wie D. nachweist, nach *wênjan, þugkjan, (hugjan). qiþan* hat wenigstens *ei* c. ind. in sicheren Fällen nach sich, *ei* c. opt. scheint dagegen zu fehlen.

Ich behaupte demnach: In Sätzen wie *wenja ei und andi ufkunnaiþ* ist das *ei* ebenso geschwunden wie in den Relativsätzen und den Sätzen mit *þatei*. Die Analogie zu bemühen, wie es Delbrück für die *dass*-Sätze und die Relativsätze tut (S. 213) halte ich für überflüssig: Die Annahme eines rein mechanischen Schwundes kann aus unserer Kenntnis der außergotischen Lautgeschichte weder bewiesen noch widerlegt werden.

Berlin. Paul Diels.

Hesychglossen III[1]).

1. ἀποφεῖν · ἀπατῆσαι.

„pro ἀπαφεῖν“ bemerkt M. Schmidt mit Recht. Hierzu ist vielleicht das homerische ἀποφώλιος zu stellen, das bis jetzt keine genügende Ableitung gefunden hat. Für die Zurückführung auf ὄφελος läßt sich die Bedeutung des Wortes geltend machen; auch ließe sich die Zusammensetzung mit ἀπό im negierenden Sinne durch die Parallelen hom. ἀπηνής und ἀπηλεγέως „rücksichtslos“ zu ἀλέγω (dies jedoch nur *I* 309) allenfalls rechtfertigen. Gegen ὄφελος spricht jedoch die ganz abweichende Behandlung des Wortes in οἰκ-ωφελίη ξ 223 nach οἶκον ὀφέλλειν ξ 233. Ganz unpassend dachten einige Alten an

[1]) Vgl. BB. XXVIII 84. XXIX 196.

φωλεός!! andere an *φῆλος* „trügerisch“, aber dann wäre *ἀπο-* müßig oder gäbe gar den Gegensinn.

Die Herleitung von *ἀποφεῖν* = *ἀπαφεῖν* trifft die Bedeutung, die Bildung würde mit *ἁμαρτωλός* zu *ἁμαρτεῖν* und *ἀπατήλιος* zu *ἀπατηλός* stimmen, und *ο* neben *α* ist im äolischen Dialekt häufig und beliebt. *ἀπαφεῖν* galt freilich sonst als redupliziert aus *ἀφαφεῖν*, allein es kann ebensogut zu *ἀπα* in *ἀπά-τη* (wie *ἀϝά-τη* zu *ἀϝα-*) gehören. Über die „Wurzel“ *φη* handelt Prellwitz sehr gut BB. XXII 81 und Wb.[2] unter *φαίνω*. *φῡ* „werden“ ist aus *φέϝα* = skr. *bhavi-* entstanden, wie skr. *brû* aus *bravi-*. (*ἀπα-φεῖν* zu *ἀπάτη* etwa wie *ὑ-φή*, germ. *we-ban* zu ved. *váyanti*, *uta* „gewoben“?).

βάκχος· κλάδος.

βάκχος· ὁ ἱερεὺς τοῦ Διονύσου καὶ κλάδος ὁ ἐν ταῖς τελε(ν)ταῖς. Auf diese Bedeutung von *βάκχος* geht ein Vers in den Sillen des Xenophanes. Hiller liest ihn in seiner Anthologia lyrica S. 52: *ἑστᾶσιν δ' ἐλάτης πυκιν(οὶ) περὶ δώμα(τα) βάκχοι.* Wie mir Blaß mitteilt, gibt Diels in den Fragmenten der Vorsokratiker unter Xenophanes die Fundstelle Schol. zu Aristides Panegyr. *ἤτοι βάκχους τοὺς κλάδους μέμνηται δὲ Ξενοφάνης ἐν Σίλλοις· ἑστᾶσιν δ' ἐλάτης (βάκχοι) πυκινὸν περὶ δῶμα* wie es scheint, in besserer Fassung.

Sollte dieser Gebrauch von *βάκχος* für *κλάδος* für die Benennung des Gottes *Βακχεύς* zu verwerten sein? Nach einer Notiz bei Pherekydes hieß Dionysos so, als *Διο-νυσος* von *νύσα: ἐκάλουν νύσας τὰ δένδρα.* Welcher Sprache mögen *βάκχος· κλάδος* und *νύσα* „Baum“ angehören?

βρί-ηρον· μεγάλως κεχαρισμένον

und dazu *βρί· ἐπὶ τοῦ μεγάλου καὶ ἰσχυροῦ καὶ χαλεποῦ τίθεται.* *N* 521 heißt Ares *βριήπυος* . *βρῖ*, auch in *βρῖ-θω* „wuchte“, ist entstanden aus *βρια* in *βρια-ρός*, wie *ἱ-ρός* aus *ἱα-ρός*. *-ηρον* in *βρί-ηρον* ist *ϝηρον*. Wie Prellwitz Wb.[2] unter *ἦρα* gezeigt, gehören hierher die homerischen *ἐρί-ηρες, ἐρί-ηροι ἑταῖροι*, die a. a. O. richtig mit ksl. *věra* „Glaube“, lat. *vērus*, got. *tuz-vêrjan*, deutsch *wahr* verbunden werden.

κοδομαί· αἱ φρύκτριαι

und dazu *κοδομή· ὄνομα θεραπαίνης ἀπὸ τοῦ κοδομεύειν, ὅπερ ἐστὶν ἐν ἰπνῷ φρύγειν* und *κοδομεύει· φρύγει τὰς κριθάς* mit

weiteren Ableitungen. Prellwitz stellt Wb.[2] das Wort mit *κίδναι · αἱ ἐγχώριοι πεφρυγμέναι κριθαί*, sskr. *kádru* „braun" u. m. zusammen.

Sollte *κοδομή* griechisch sein?

Die Sitte „Sangen" oder Grünkorn zu bereiten, stammt aus Kilikien nach Stephanos unter *Ταρσός*, und unter *κίδναι* werden „einheimische" (*ἐγχώριοι*) Sangen, offenbar im Gegensatz zu ausländischen erwähnt. Dazu kommt, daß *κοδομή* und seine Ableitungen nur von alten Lexikographen bezeugt werden.

Wir lesen bei Stephanos unter *Κάδρεμα · πόλις Λυκίας ἄποικος Ὀλβίων. ἑρμηνεύεται δὲ σίτου φρυγμὶς ἡ πόλις.* Kadrema ist echt lykisch gebildet; man vergleiche die lykischen Personennamen *Padräma* und *Padrmmah* Kretschmer Einleitung S. 323. Das in *κοδομά* fehlende *ρ* ließe sich gewinnen, wenn M. Schmidt mit Recht *κίδναι* der Hesychglosse in *κίδραι* verändert hätte; der Codex bietet *κίδναι*.

Aus *κοδομήιον* bei Suidas neben *κοδομεῖον* Poll. läßt sich schließen, daß das Lehnwort seinen Weg über Ionien nahm. Die Verse des Hipponax zeigen, daß das vulgäre Ionisch von kleinasiatischen Lehnwörtern strotzte.

Zu der Sammlung der Ionika bei Hesych BB. XXVIII 84 f. sind *κολοιή* und *συσσοΐη* nachzutragen.

κολοιή · φωνή

ist das Feminin zu *κολοιός* „Gelärm", das bei Homer *κολῳός* geschrieben wird, wohl zur Unterscheidung von *κολοιός* „die (lärmende) Dohle". *κολοιάω* wird bei Pollux auf das Lärmen der Dohle bezogen, besser auf obiges *κολοιή*, Homers *κολῳάω* wird damit identisch sein: *ο* und *ω* waren im attischen Homertexte nicht geschieden.

συσσοΐη

von *συσσεύω* Hymn. Merc. 94 wird glossiert: *ἡ ἀνεμπόδιστος φορά.* Glosse wie Glossem haben einen philosophischen Beigeschmack. M. Schmidt wird daher mit Recht das Wort dem Demokritos zuschreiben. *σοῦς σόος σσόϝος* ist auch altes Namenwort. Zu den GP.[2] S. 252 f. sind nachzufügen *Εὐσοίδας* Kephallene (5. Jhdt.) Blaß Jahrbb. f. klass. Philol. 1891 S. 577 und *Λᾶσος* Hermione (6. Jhdt.) d. i. *Λᾶ-σσος*. Vgl. *λᾱοσσόος* (Ares, Athene).

Unter ῥύψαι

sind zwei verschiedene Wörter vereinigt, wie das Glossem zeigt: σμῆσαι, σμῆξαι, πλῦναι, λοιδορῆσαι, καθᾶραι gehen auf ῥύπτω, dagegen ῥοφῆσαι auf ῥυφεῖν, ῥοφεῖν. Ebenso unter ῥυψόμεθα· καθαρισόμεθα. ῥοφησόμεθα. — ῥύψαι „schlürfen" verhält sich zu ῥυφεῖν wie z. B. σαλάξαι Hesych zu σαλαγεῖν Hesych, λαλάξαντες· βοήσαντες Hesych zu λαλαγεῖν (Basis ist bloß λαλα-). Die Glosse

καταρυβδήσας· καταπιών, ῥοφήσας

hat uns schon BB. XXVIII 94 als Ableitung zu ῥυφεῖν beschäftigt. M. Schmidt bemerkt zu der Glosse: „L. καταρροιβδήσας aut κατα(χα)ρυβδίσας". Offenbar hält er -ροιβδησας, weil es bei Homer steht, für das allein richtige. Aber die Glosse steht an richtiger Stelle: zwischen καταρτύοντα und καταρυῆναι, und die Ableitung von ῥύψαι s. o. ῥυφεῖν ist tadellos. Dagegen ist das οι im homerischen ἀναρροιβδεῖ, ἀναροιβδεῖ μ 104. 105, ἀνερροίβδησε μ 236. 431 schwer zu erklären, auch durch Heranziehung von lit. *srėbti* „schlürfen" nicht zu rechtfertigen. Dazu kommt, daß die Hss. AH zu μ 105 bieten: ἀναρυβδεῖ mit übergeschriebenem οι. Ferner entsteht durch die Lesung mit υ μ 104 in Χάρυβδις ἀναρρυβδεῖ ein hübscher Anklang, wie das alte Epos solche liebt. So spricht vieles, wenn nicht alles dafür, daß im Homer υ statt οι zu lesen ist.

Die Ableitungen mit δ sind im Griechischen sehr beliebt, man denke nur an μει-διάω, φιλομειδής zu sskr. *smáyate*. Prellwitz stellt φείδομαι zu s. *bhédati*, lat. *findere* „spalten", deutsch *beißen*; sollte es nicht viel näher liegen, in φείδομαι eine Weiterbildung von sskr. *bháyate*, ksl. *bojati sę* „sich fürchten" zu sehen? Von „sich scheuen" zu „schonen" ist der Übergang doch sehr leicht.

χνίει· ψακάζει („zerstiebt"), θρύπτει („zerreibt"),

χνιαρωτέρα· χνοωτέρα nach Schmidt χνοω(δεσ)τέρα zu lesen. Hierher auch χνόος „Flaum"? und χνόη „die Radbüchse", die auch χοινίκη (für χνοινίκη?) heißt? Jedenfalls ist χνει : χνι die Basis zum germanischen *gnîdan*, s. Trautmann BB. XXX 329: „ags. *gnîdan* st. v. 'reiben', ahd. *gnîtan*, md. *gnîden*, ndän. *gnide*, nschwed. *gnida* dass. verbinde ich mit aksl. *gnětiti* 'anzünden'". So ergibt sich die Reihe *ghnei : ghni ghnoi — ghneit : ghnoit*.

Hannover. A. Fick.

Lat. *concinnus* „symmetrisch“, *concinnare* 1. „verwüsten“ 2. „zurichten“.

Lat. *concinnus* „wohlzusammengefügt, gefällig, harmonisch abgemessen“ *concinnare* „gehörig zurechtmachen“ finden bei Walde (Lat. et. Wb. S. 136) noch keine befriedigende Erklärung. Denn seine Vergleichung von *κόσμος*, das er aus **kot-smos* erklärt, mit einer angenommenen lat. Grundform **ket-snos* von einer sonst nicht bekannten Wurzel **ket* „passend fügen“ wird andere ebensowenig befriedigen, wie ihn die Vermutungen Ficks (KZ. XXII 378, BB. II 196, Wb. I[4] 41: aisl. *hagr* „geschickt“) und Vaničeks (S. 67: *cado*).

Unerwähnt läßt er die Erklärung von Niedermann (ĕ u. ĭ im Lateinischen S. 54) aus **con-centnos*, das er zu lat. *cento* „Flickwerk“, ai. *kanthā* „geflicktes Büßerkleid“ stellt, wozu gr. *κέντρων* „Rock aus Lumpen“ gehört. Diese Wörter gehören mit *κεντέω, κέντρον, κοντός* zusammen (s. Vf. Et. Wb. der gr. Spr.[2] S. 216), ich sehe aber nicht, wie *con-cinnus* mit der Grundbedeutung „stechen, zerreißen“ in Zusammenhang gebracht werden kann. Auch lautlich erhebt sich der Einwand, daß lat. *enn* sonst erhalten wird, wie *end, ent.* Daß dem gegenüber vor den drei Konsonanten *ntn e* zu *i* werden müsse, soll nach Niedermann außer *concinnus* noch *hinnus* und *pinna* beweisen. Ersteres **kann** zweifellos griechisches Lehnwort sein (Weise Gr. Wörter S. 22), für letzteres setzt er neben *penna* ein **petsna* an, für das er in dem bei Festus (244, 17 Th.) überlieferten *pesnis* (= pennis) den Beweis findet. Aber diese Form **pesna* aus **petsna* zeigt m. E. doch gerade, daß dieses **nicht** zu *pinna* geworden ist. Diese Form mit *i* von der Schwesterform mit *e* ganz zu trennen, wie es Brugmann vorgeschlagen hat, scheint mir wie Niedermann unmöglich. Auch ist die Vergleichung von lat. *pannus*, gr. *πῆνος* bei Brugmann an sich sehr unwahrscheinlich. Vielleicht hilft hier die Annahme eines reduplizierten **pipt-na*[1]) neben **pet-na, *pet-sna* am ehesten, zu dessen Reduplikation das von Niedermann S. 117 besprochene *cicindela* „Glühwurm“ (und *cicendula* „Lämpchen“) ein Gegenstück böte. Auch ndd. *finne* „Floßfeder“, das Kluge[5] S. 107 mit *pinna* vergleicht, mag auf eine solche Grundform zurückgehen, ja selbst ai. *piccha-m*

[1]) **piptna* zu **pitna, pinna*; vgl. *vitricus* aus **viptricus* (BB. XXIII 69 A. 2; doch s. Walde S. 678) und *annus* aus **atnus*.

„Schwanzfeder“, čech. *pisk* „junge Feder“ eine so starke Erleichterung an Konsonanten erlitten haben. Vgl. Walde S. 468.

Wir kehren zu *concinnus* zurück, dessen Deutung durch Niedermann weder in der Bedeutung noch den Lauten von Zweifeln befreit worden ist. Georges erklärt *concinnare* mit „zusammenfügen, so daß alle Teile zusammen passen“. Aber ist dies immer möglich? Sicher nicht, man muß solche zunächst nicht passenden Dinge, die man concinn haben will, eben zurecht schneiden. *Vinum concinnāre* entspricht ganz unserm „Wein verschneiden“. Ich stelle also *con-cinnus* zu *caedo* „haue, schneide“, indem ich als Grundform **con-cid-no-s* ansehe. Dies ist ein Partizip und bedeutet „zusammen geschnitten“[1]), d. h. so, daß etwas mit dem Vorbilde oder eine Seite mit der andern zusammenpaßt, „symmetrisch, harmonisch, angepaßt, bequem“; in seiner Bildung gehört es zu **caid-*, wie ai. *bhinná-s* „fissus“ zu *bhédati*, idg. *bheid-*. S. Brugmann Kurze vergl. Gr. der indog. Spr. S. 316 f.

Die bisher unerklärte Bedeutung des abgeleiteten *concinnare* in dem ältesten Belege, den hervorgezogen zu haben ein Verdienst Niedermanns bleibt, scheint mir meine Ableitung auf das beste zu bestätigen. Bei Naevius (bell. Pun. v. 41 f. L. Müller) heißt es: transít Melitám Románus, insulam íntegram, óram // urít populátur vástat, rem hóstiúm concinnat, wo es doch nur als *concīdit* „macht nieder, vernichtet“ wirklich verstanden werden kann. Hier liegt die Bedeutung also in der Wurzel, während *con-* nur verstärkt. Wir haben also: *con-cid-nos* „zusammengeschnitten“, d. h. 1. „vernichtet“ wie *concīsus*; 2. „in Übereinstimmung gebracht“, *conformātus*[2]). Daher *concinnare* 1. „vernichten, zerstören“, 2. „in Übereinstimmung bringen“.

Es bleibt noch das erst bei Arnobius belegte *cinnus* „Mischtrank aus Speltgraupen, Ziegenkäse und Wein“, dessen Deutung

---

[1]) In der Bedeutung steht das Simplex *caedere* z. B. in Verbindungen wie *palos caedere* „Pfähle zurecht hauen“ bei Columella, *toga rotunda et apte caesa* bei Quintilian.

[2]) Lat. *forma* heißt wohl auch eigentlich „Schnitt, Modell“; s. BB. XXIV 217. Walde S. 237. Dann entspräche *conformāre* etwa dem *concinnare*, dem Ursinn nach, der aber bei der Bildung dieses Verbs aus *forma* kaum noch vorgeschwebt hat. *Conformis* ist erst aus *conformare* rückwärts gebildet, während für *concinnus* eine solche Annahme nicht zu begründen wäre. *Conformāre* ist vielmehr ein Praefixdenominativum in dem von mir *Γέρας* S. 74 dargelegten Sinne, dagegen *concinnāre* ein einfaches Denominativum von einem zusammengesetzten Primitivum wie *commodare*; das beweist die Bedeutung.

aus **kentno-s* (zusammengeflickt?) durch Niedermann a. a. O. wir mit Walde S. 121 abweisen werden. Aber ob es eine Rückbildung zu *concinnāre* ist, wie Walde selbst fragend vermuten möchte, ob ihm das Partizip **cidnó-s* noch selbst zugrunde liegt, vielleicht etwa, weil das Gemisch vor dem Genuß geschlagen wurde, oder ob es überhaupt anderen Ursprunges ist, darüber läßt sich bei der eng umgrenzten Bedeutung des fast zum Eigennamen gewordenen Wortes nichts mehr ausmachen.

Rastenburg. W. Prellwitz.

Zu Bd. XL 528.

Ich habe an der genannten Stelle, gestützt auf Analogien, in der Hesychglosse *ἄντος] εὖρος, οἱ δὲ Εὐριπίδης* für *οἱ δὲ* eine Bestimmung des lokalen SO-Windes vermutet, etwa *ὁ Ἰδυρέων*. Die Form der Glosse bleibt ohne Anstoß, sobald man in *Εὐριπίδης* statt des Dichters einen zweiten Wind sieht „den aus dem Euripos“. Wenn der attische Schiffer aus dem Hafen auf Sunion fuhr, war SO ihm entgegen, bog er in den Sund an der Ostküste Attikas, so „der Wind aus dem Euripos“. Die Glosse wäre also attisch. Daß *-ίδης* eigentlich gleichwertig mit *-ιος* und einfach Ableitungssuffix war, zeigen u. a. die thessalischen Patronymika, auch der homerische *Κλύτιος* (*π* 327) neben *Κλυτίδης* (*ο* 540); vgl. I. Bekker Hom. Blätter I 109. *Εὐρίπιος* kennt Hesych u. d. W. als Beinamen Poseidons.

Marburg i. H. Ernst Maaß.

Zu BB. XXX 325 ff.

Olsens Herleitung von bask. *and(e)re* aus kelt. **anderā* ist nicht neu. In meinen Beitr. zu einer vergleichenden Lautlehre der baskischen Dialecte (Amsterdam 1903) hätte er lesen können: „bask. *andre* : *andere* 'dame'. Schon Dech[epare] hat *andre* neben *andere*. Ich vermute entlehnung aus kelt. **anderā* (ir. *ainder*) 'junges weib' (vgl. Stokes Urkelt. Sprachschatz S. 15)“. Vielleicht aber ist dieselbe Vermutung schon noch früher geäußert worden.

Leiden. C. C. Uhlenbeck.

Ein Brief von Franz Bopp.

In meinem „Franz Bopp“ ist natürlich auch der Name Ad. Fr. Stenzler recht oft genannt. Aber von Briefen zwischen Schüler und Lehrer konnte da keiner gebracht werden, bis aut einige Zeilen, die Stenzler einmal einem Schreiben Fr. Rosens angeschlossen, da die beiden in London zusammen waren. Um so angenehmer überraschte mich neulich eine freundliche Mitteilung Prof. Hillebrandts aus Breslau mit der Abschrift eines Boppbriefes an Stenzler, der in kleinern Drucksachen des Empfängers sich gefunden und nach der Meinung des gütigen Einsenders und auch nach der meinigen wohl immer noch eine Veröffentlichung verdient. — Hier der Wortlaut:

Berlin den 14. Nov. 1856.

Hochgeehrter Freund!

Ihren werthen Brief mit einer kleinen Gesellschaft von Krebsen verschiedenen Alters aus meinem Selbstverlag habe ich erhalten und übersende Ihnen hiermit zum Gebrauche für Ihre Zuhörer die verlangten 4 Exemplare meiner kleinen Sanskritgramatik. Ich bitte zu entschuldigen, daß diese Sendung nicht einige Tage früher abgegangen ist; ich war aber in den letzten Tagen etwas dringend beschäftigt mit einer wiederholten Durchforschung des armenischen Sprachbaus zum Behuf meiner vergl. Gramatik zweiter Ausgabe, deren Druck zu Anfang December wieder beginnen soll. Ich beabsichtige dabei auch das Armenische zu berücksichtigen, weñ auch nicht durchgreifend, doch so, dß ich das Declinations- und Conjugationssystem soviel wie möglich mit dem der Schwestersprachen zu vermitteln suche. Vieles hat bereits Fr. Windischmann aufgeklärt in seiner Abhandlung über das Armenische in den Abhandlungen der bairischen Akad. der Wissenschaften; er hat aber doch noch manche Räthsel dieser, in ihrer Grammatik etwas verdunkelten u. entarteten Sprache zu lösen übrig gelassen, die zu einer erneuerten Untersuchung reizen. — Leider habe ich keine Aussicht, dß es mir gelingen könnte vom Ministerium eine Verfügung zu erwirken, wonach die Philologen beim Oberlehrer-Examen auch im Gebiete der vergleich. Grammatik geprüft werden müßten. Höchst zweckmäßig und zeitgemäß wäre allerdings eine solche Verordnung, da die ungeheure Mehrheit der Studirenden, besonders der Philologen, nichts treibt als was ihnen zu ihrem Brodstudium unentbehrlich ist, oder worin sie examinirt wird. Allein die Be-

antragung einer solchen Verordnung müßte, wie mir scheint, um Aussicht auf Erfolg zu haben, von irgend einem Schul-Collegium oder von Direktoren von Gymnasien ausgehen. Diese fühlen sich aber größtentheils glücklich, weñ sie über Griechisch und Latein nicht hinauszusehen brauchen.

Für Ihre gütige Theilnahme an dem Fortgang meiner vergleich. Gram̄. in ihrer neuen Ausgabe sage ich Ihnen meinen wärmsten Dank und verharre in hochachtungsvoller Freundschaft

Ihr ergebenster Bopp.

Was in diesem Briefe besonders interessant und ihn zur Veröffentlichung noch immer empfiehlt, ist meines Erachtens ein dreifaches und zwar als erstes die Übersendung der kleinen Sanskritgrammatik für Stenzlers Zuhörer. — Man muß in den 50er oder anfangs der 60er Jahre Sanskrit gelernt oder gelehrt haben, um die Bedeutung dieser Sendung recht zu würdigen. Die ersten und größeren Ausgaben Boppscher Sanskritgrammatik, sein „Lehrgebäude", 1827, und seine lateinische Bearbeitung, 1832, waren für Anfänger wenig zugänglich und wenig geeignet, noch weniger, um anderer älterer zu geschweigen, Th. Benfey's größere Sanskritgrammatik, 1852, wenn auch ihr Verfasser wohl scherzend meinte, sie lese sich wie ein Roman. Hingegen war die kleine Ausgabe Boppscher Grammatik, die „in kürzerer Fassung", klar und faßlich geschrieben, im ganzen korrekt gehalten, und alle gelegentliche Vergleichung eher fördernd als störend. Sie war ein großer Gewinn, und die man seinen Schülern auch heute noch wohl zur Repetition empfehlen darf, war damals eine Anregung, ja Grund- und Vorlage zu einem kurzen, noch viel kürzeren Leitfaden, welcher dem Anfänger die Hauptregeln der Lautverbindung, Paradigmata für Deklination und Konjugation, einiges über Wortbildung und dazu geeignete Texte als Lese- und Übungsstoff andiehand gibt. — Wie Prof. Weber daher auch noch in den 60er Jahren die Herstellung eines solchen laut forderte, da konnte ich ihm schreiben, ein solches Elementarbuch sei fertig und werde in Teubners Verlag erscheinen. Er habe das nur gesagt, antwortete Weber, um einer Stenzlerschen Bearbeitung den Weg zu öffnen und bäte er mich deshalb dringend, davon abzustehen. Was tut man nicht alles seinem Lehrmeister zulieb, obwohl das Stenzlersche Büchlein da noch ziemlich lange auf sich warten ließ. — Aber es ist meines Erachtens von allem dergleichen doch das beste geblieben, obzwar die Texte in einer neuen durch Prof. Pischel

besorgten Auflage nach vielleicht zum Teil mehr oder minder glücklicher Wahl andere geworden.

Das andere von Interesse in dem Boppbriefe ist dessen ausgesprochenes Absehen auf Berücksichtigung des Armenischen in der neuen Ausgabe seiner Vergleichenden Grammatik. In meinem Buche habe ich das besprochen. Wer das nicht kennt und einen Gang über so gar „holperiges“ Feld nicht scheut, möge es dort nachlesen.

Und das dritte ist dann Bopps Bemerkung über die Heranziehung von vergleichender Grammatik als Prüfungsgegenstand beim Oberlehrerexamen. — Wir würden heute wohl allgemein und einfach Sanskrit sagen, und ich kann auch da aus Erfahrung sprechen. Damals, auch in den 60er Jahren wurde in Baden eine neue Prüfungsordnung für Gymnasiallehrer vorbereitet, und unser verstorbener Professor Köchly mit einem andern namhaften Schulmanne, dem ich vonherzen noch langes Leben wünsche, wurden mit dem Entwurfe beauftragt. Suchen Sie doch, sagte mir jener da aus freien Stücken, meinen Freund und Kollegen zur Berücksichtigung des Sanskrit (anstatt des Hebräischen) zu bewegen, und ein Tag in den nächsten Herbstferien schien mein entsprechendes Vornehmen zu begünstigen. Wir machten allein zusammen einen Gang durchs Maderaner Tal in der Schweiz; ich kam auf die neue Prüfungsordnung zu sprechen und rückte mit allem, was ich an guten Gründen hatte und wußte, zugunsten des Sanskrit hervor; vergebens, mein ehrenwerter und liebenswürdiger Begleiter war nicht zu gewinnen. — Das Prüfungsreglement ist dann fertig, auch seitdem noch oft und viel geändert worden, aber mit Berücksichtigung oder vielmehr Nichtberücksichtigung von Sanskrit ist es beim alten geblieben. — Bopp hatte aber sicherlich recht, und man hat auch heute noch recht, vielleicht noch mehr recht, über jenes „banausische“ im Studium zu klagen. Anderseits hat doch bekanntlich schon Wilh. von Humboldt als seine Überzeugung ausgesprochen, es sei das Sanskritkennen „für jeden, der Sprachstudien treibt, ein unentbehrliches Bedürfnis“. Und so hat man auch den Vorwurf einer oratio pro domo keineswegs zu fürchten. — Seit nun nahezu 40 Jahren Dozent ist es mir bis auf ein einziges Urlaubssemester noch immer gelungen, mit bald mehr bald weniger Teilnehmern meine Sanskritkurse zu halten. Auf die Zahl der Teilnehmer darf's uns nicht ankommen; ich habe selbst noch bei Bopp durch ein Wintersemester hindurch ein vierstündiges Sanskrit-

kolleg als einziger Zuhörer gehabt. — Da kommt einer von der Schule her angeregt, ein anderer von seinem Kommilitonen bewogen, ein dritter aus lässiger Neugier, und alle, wenn nicht einer schon alsbald abfällt, werden gemeiniglich fleißige, selbsttätig eifrige Schüler, weil der Geschmack mit dem Schmecken wächst. Man bekommt nachgerade Lust an dem Sanskritlernen und vermag den Vorteil des Könnens zu schätzen. Darum hätte das für Sprachen- und Geschichtslehrer an Mittelschulen auch nicht obligatorisch, aber mindestens fakultativ zum Prüfungsgegenstand angezeigt und empfohlen zu werden. Gehörige Ausbildung des Lehrers betätigt sein Unterrichten, die Schüler bekommen Lust und Liebe zum Sprachenlernen, und vielem Einwand von heutzutage, rechtem oder schlechtem, ließe sich so kräftig begegnen. — Möchte unsere badische Regierung, die in so manchem schon zum guten und bessern voran gegangen, auch hierin die Initiative ergreifen!

Heidelberg, Pfingsten 1905. Lefmann.

κραι-πάλη : crā-pula.

To my thinking, Collitz has proved in BB. XXIX 81 sq. that we should speak, not of the *ā*-declension, but of the *ā(y)*-declension. If we explain κραι-πάλη and Lat. *crāpula* as compounds, meaning „head-bursting, head-throbbing", they would seem to furnish a neat example for *-ā(y)*-stems. Alongside of κρᾱι- I put κρη- in κρή-δεμνον „head-band", further comparing κραῖρα „point, head", from κραῖ-ρα (?). The *crā-* of *crapula*, if we are not to assume a solitary instance of Lat. *ā* for αι in an early Greek „popular" borrowing (so Stolz in IF. XVII 88), is in the same stage as the κρη- of κρήδεμνον.

The suffix — now to be regarded as the second member of a compound — -πάλη (Lat. *-pula*) belongs to √*pel-*, defined by Prellwitz Wbch. s. v. πάλη, as „klein machen, stoßen", and by Walde Wbch. s. v. *pello* (citing Erdmann) by „schlagen, klopfen". The same root with „movable" *s-* and a dental „determinative", is to be found in Germ. *spaltet* „splits", Skr. *sphuṭati* „bursts" (= „splits", intrans.), *paṭati* „tears". A good proof of the definition is furnished by the base *pel-*, of Lat. *pellis* „skin" (cf. Prellwitz s. v. πέλτη); *pellis* „skin" : √*pel-* „to split" = δέρμα „skin" : √*der-* „to split"; cf. Lat. *vellus* „fleece" : *vellit* „tears, plucks".

The *crā-pula* was the head-splitting that followed on a drunken debauch.

The root *pel-* is of very clear attest in Latin *pepulit* (pf.); cf. the frequentative *pul-t-at*, which attests a participle **pultus*, the „regular" form *pulsus* being of secondary origin.

Austin, Texas. Edwin W. Fay.



Zeitschrift

für

vergleichende Sprachforschung

auf dem Gebiete der

indogermanischen Sprachen.

Begründet von **A. Kuhn.**

Neue Folge vereinigt mit den

Beiträgen zur Kunde der indogermanischen Sprachen.

Herausgegeben von

A. Bezzenberger, E. Kuhn und **W. Schulze.**

Der ganzen Reihe 41. Band,
3. Heft.



Göttingen
Vandenhoeck und Ruprecht
1907.

Inhalt.

Manuskriptsendungen wolle man richten entweder an Prof. Dr. *A. Bezzenberger* (Königsberg i. Pr., Steind. Wall 1/2), oder an Prof. Dr. *E. Kuhn* (München 31, Hess-Str. 3), oder an Prof. Dr. *W. Schulze* (Berlin W. 10, Kaiserin-Augusta-Str. 72).

Die Redaktion bittet, zu den Manuskripten im allgemeinen lose Quartblätter zu verwenden.

Besprechungen können nur solchen Werken zugesichert werden, von welchen die Redaktion ein Rezensions-Exemplar erbittet.

Der angeblich passivische Charakter des transitiven Verbs.

Mit der nachstehenden Auseinandersetzung will ich der Aufforderung Folge leisten, die Hugo Schuchardt zu folgendem Abschluß seines leider überkurzen Aufsatzes „Über den aktivischen und passivischen Charakter des Transitivs" (IF. XVIII 528—531) gestaltet: „Mögen diese Bemerkungen, hinter deren dogmatischer Kürze sich mancherlei Bedenken verstecken, die Bebauer des arischen (idg.) Sprachgebiets zum Hinüberblicken über dessen Grenzen verlocken, damit sie untersuchen, wie viel von den berührten Übereinstimmungen dem 'Völkergedanken', der Urverwandtschaft, der Entlehnung angehören". Die wenigen Seiten dieser Abhandlung enthalten eine solche Fülle überraschender, fast erschreckender Behauptungen, wie sie wohl selten, vielleicht noch nie auf so engen Raum zusammengepreßt worden ist. Und die verschiedenen Aufstellungen berühren Fragen von so schwerwiegender Bedeutung, daß ein Zusammenbruch eines großen Teils dessen zu drohen scheint, was man fast allgemein für sicheren Erkenntnisgewinn auf idg. Gebiete erachtet, daß ein beinahe völliges Umdenken allerdings auch in der Tat erfolgen müßte, wenn — die aufgestellten Behauptungen richtig wären. Der nicht gerade leichten Beantwortung dieser gewichtigen Frage hat Schuchardt nun leider, seine Bedenken hinter dogmatischer Kürze versteckend, nicht in der wünschenswerten Weise vorgearbeitet. Er sieht nicht nur von jedem Versuch eines Beweises ab, sondern versagt sogar dem, der etwa gesonnen sein sollte, diesen Teil der Arbeit nachzuholen, jede auch nur halbwegs genügende Andeutung. Angesichts dieser Tatsache wäre man ja nun wohl einer eigentlichen Verpflichtung zu bestimmter Stellungnahme überhoben, und wenn es sich um die erste literarische Leistung eines noch unbekannten jungen Mannes handelte, würde ich auch, keine üblen Folgen befürchtend, ruhig warten, bis der noch ausstehende Teil der Erörterung, der Beweis, erbracht würde. Nun sind es aber Aufstellungen eines Forschers, der mit Recht ein hohes Ansehn genießt, und die Gefahr liegt nahe, daß das Gewicht seiner Persönlichkeit, wenn

auch nicht gerade als Beweis, so doch als Bürgschaft für die Möglichkeit eines solchen angenommen werde. Man weiß, daß Schuchardt weit über den engen Kreis des idg. Sprachgebiets hinausgegangen und tief in manche Erscheinung eingedrungen ist. Da ist es nun nicht nur möglich, sondern fast zu erwarten, daß mancher glauben wird, die kurzen Andeutungen des dogmatischen Aufsatzes bezögen sich auf lauter sonnenklar daliegende Verhältnisse, an die man den vielgewanderten Linguisten nur zu erinnern brauche, um das nur dem beschränkten Blick nicht sofort deutliche Indogermanische ebenfalls in eine alles klarstellende Beleuchtung zu rücken. So ist es denn vielleicht nicht unangebracht, daß ich, der ich mich mehr mit Hinüberblicken über das idg. Gebiet als mit dem Bebauen desselben befaßt habe, die von Schuchardt kurz berührten Fragen einer etwas ausführlicheren Erörterung unterziehe.

Da gilt's nun zunächst, Schuchardts Meinung durchaus klarzulegen, was nicht ganz leicht ist, da es trotz der Kürze der Abhandlung nicht an Widersprüchen fehlt, und die dadurch schon geschaffene Schwierigkeit durch die Verwendung bestimmter Ausdrücke in einem andern als dem allgemein üblichen Sinne noch vermehrt wird. Ja, schon eine Kette von Widersprüchen ist es, wenn zunächst behauptet wird, die idg. Verbalform sei nur passivisch, dann das Zugeständnis kommt, daß im Hinblick auf die Bildung eines eigenen Passivs wie lat. *vocatur* für ein *vocat* ein aktivischer Charakter angenommen werden müsse, einem *clamat* dann endlich wieder ein italien. *il chiama* als ein ganz echtes Aktivum gegenübergestellt wird. Und für eine ungewöhnliche Verwendung fest geprägter Ausdrücke bietet gleich der Anfang der eigentlichen Darlegung ein Beispiel: „Das transitive Verb (ich meine das, was man sonst Verbalstamm nennt) ist neutral . . .“ etc. Darf man da nicht doch fragen, mit welchem Rechte sich Schuchardt da über den von allen Mitforschenden festgehaltenen Sprachgebrauch hinwegsetzt und zu welchem Zweck? Ich widerstehe der naheliegenden Versuchung, so etwas zum Scherzen auszubeuten. Ich würde sogar überhaupt von diesen Dingen geschwiegen haben, wenn ich nicht genötigt wäre, mich für den Fall eines Mißverständnisses nach einer Entschuldigung umzusehn. Soweit ich also Schuchardts Bemerkungen verstehe, besagen sie, das idg. transitive Verb sei nicht, wie man im allgemeinen annimmt, von Haus aus aktivischen Charakters, sondern Ausdruck einer passivischen Auffassung ge-

wesen und erst allmählich, hier mehr, dort weniger, hier eher, dort später, zu einem Aktiv geworden; das, was man Nominativ nenne und in erster Linie für den Kasus des Subjekts halte, sei demnach auch anders aufzufassen, und zwar als ein dem sogenannten Instrumental oder Ablativ nahestehender Kasus, als Aktivus. Es ist klar, daß dann auch der sogenannte Akkusativ anders gedeutet werden müßte, als es gewöhnlich geschieht, und daß er auch wohl von Schuchardt anders aufgefaßt wird. Die Gewißheit hierüber schneidet er aber leider durch die kurze Erklärung ab: „Auf die Entstehung des Akkusativs gehe ich nicht ein". Hinsichtlich der Zeit, wann sich der Übergang des ursprünglich passivischen Verbs in ein aktivisches vollzogen haben mag, und die Mittel, durch die er vermutlich zustande gekommen sei, gibt er eine dankenswerte Andeutung: „Es fragt sich, ob nicht die präsentischen Stammerweiterungen, wie das wohl mit den sehr ähnlichen kharthwelischen der Fall ist, der Umwandlung eines passivischen Transitivs in ein wirkliches Aktiv gedient hatten". Da eine Kenntnis dieser kharthwelischen Sprachen nun noch nicht gerade zum eisernen Bestand der Bildung gehört, so bedarf es wohl einer kurzen Klarlegung der Verhältnisse, und zwar am zweckmäßigsten am Beispiel des bestbekannten Idioms dieser Gruppe, des Georgischen. In dieser Sprache werden Vorgänge, die nicht vom Menschen ausgehende Handlungen, sondern von diesem aufgenommene Empfindungen, Wahrnehmungen sind, in der Regel dem wahren Sachverhalt entsprechend dargestellt, d. h., man sagt nicht: „ich höre den Ruf", sondern „der Ruf ertönt mir" usw. Daß die Grenzen dabei nicht mit der dem Logiker vielleicht wünschenswerten Schärfe abgesteckt werden, kommt natürlich nicht in Betracht. Das Präsens derartiger Verben zerlegt sich nun in ein den Kern der Bedeutung enthaltendes Grundelement, ein dativisches Pronomen und eine Form des Hülfsverbs „sein". Zudem findet sich zwischen dem Pronomen und dem Grundelement bei einem Teil dieser Wörter auch noch einer der vier die Bedeutung modifizierenden Vokale *a e i u*, der sogenannten Charaktervokale; und in einigen wenigen Fällen geht dem Ganzen auch noch ein Präfix voraus, was aber für die vorliegende Frage nicht sonderlich von Belang ist. So heißt es also beispielsweise *m-dzul-s* „ich hasse" (etwa „mir-Haß-ist", etwa, da *dzul* nicht vorkommt, sich aber in Verbindung mit Suffixen findet wie *dzul-w-a, dzul-w-eb-a* „Haß"), *g-dzul-s* „du

hassest" („dir-Haß-ist"), *s-dzul-s* „er haßt" („ihm-Haß-ist"), *gw-dzul-s* „wir hassen" („uns-Haß-ist"), *g-dzul-s-t'* „ihr haßt" („dir-Haß-ist + Pluralzeichen"), *s-dzul-s-t'* „sie hassen" („ihm-Haß-ist + Pluralzeichen"), ähnlich *m-sur-s* „ich wünsche", *m-dzag-s* „ich verabscheue", *m-t'sam-s* „ich glaube", *m-džer-a* „ich glaube" (*-a*, wie *-s* aus *aris* „ist" entstanden, ist eine ganz geläufige enklitische Form, z. B. *is k'art'weli-a* = *is k'art'weli aris* „er ist Georgier"), *m-goni-a* „ich denke" (*goni* kommt als selbständiges Nomen mit der Bedeutung „Gedanke" vor), oder mit einem Charaktervokal *m-i-nd-a* „ich will", *g-i-nd-a* „du willst", *-u-nd-a* „er will" (das Pronomen *h* „ihm", gleichwertig mit *s* in *s-dzul-s*, ist vor dem Vokal geschwunden), *m-i-qwar-s* „ich liebe", *m-e-smi-s* „ich höre", ferner mit einem Präfix *mo-m-t'son-s* „mir gefällt", *še-m-i-dzli-an* „ich kann" (*-an* ist Plural zu *a*). Neben einer derartigen Ausdrucksweise wird nun auch nicht selten die dem idg. Typus der Tatverben („ich sehe" statt „mir erscheint", „ich höre" statt „mir ertönt" etc.) ähnlichere angewandt, wobei dann das Grundelement durch ein Stammsuffix erweitert wird, z. B. neben *m-i-qwar-s* „mir lieb ist", *g-i-qwar-s* „dir lieb ist" etc. auch *w-i-qwar-eb* „ich liebe" (mit Suffix *-eb*), *i-qwar-eb* „du liebst" (das Personalpräfix oder konjunkte Pronomen *χ*, das vor *i-* zu erwarten wäre, hat sich nur in spärlichen Resten erhalten, in *χ-ar* „du bist" und *χ-wal* „du gehst"), *w-i-qwar-eb-t'* „wir lieben" (d. h. „ich liebe + Pluralzeichen") etc. So findet sich neben *m-t'sam-s* auch *w-i-t'sam-eb* „ich glaube", neben *m-sur-s* auch *w-i-sur-w-eb* „ich wünsche" (*-w-eb* aus den beiden Suffixen *-aw* und *-eb* entstanden) etc., wo also das Präsenssuffix ersichtlich das aktivische Verb schafft. Daß Schuchardts zitierte Bemerkung sich auf diese oder ähnliche Fälle bezieht, ergibt sich unverkennbar deutlich aus seiner Abhandlung „Über den passiven Charakter des Transitivs in den kaukasischen Sprachen" (Sitzungsberichte der Kais. Akad. d. Wiss. in Wien, phil.-hist. Kl. CXXXIII, 1895), wo es S. 81 heißt: „wir haben zunächst den reinen Stamm mit passiver Bedeutung . . .; der Antritt von *-eb* oder eines der anderen präsentischen Suffixe verleiht ihm aktive Bedeutung (rein verbale, nicht nominale) . . ." Aus eben dieser Stelle ergibt sich aber auch mit nicht geringerer Deutlichkeit, daß Schuchardt einen Nominalstamm, der einen Vorgang bezeichnet, per se für passivisch hält. Da darf man aber doch wohl fragen, woher diese Erkenntnis stammt. Wenn man freilich das, was andere Leute einen Verbalstamm nennen, als transitives Verb bezeichnet, dann er-

leichtert man sich den Eintritt dieses absonderlichen Gedankens nur zu sehr. Aus einem Nomen entsteht ein aktivisches transitives Verb. Nun nennt man das Nomen, wenn auch ohne Begründung, transitives Verb, und da dieses unrechtmäßig getaufte Verb allerdings einen Gegensatz zum aktivischen transitiven bildet, so wird's eben wohl ein Passivum sein.

Die Kennzeichen des passivischen Charakters eines Satzes, die Schuchardt anführt, die also doch auch wohl für seine Auffassung des idg. Verbs Gültigkeit haben sollen, sind freilich ganz anderer Art. Es sind: die Stellung Verb + Subjekt, die Bezeichnung des realen Subjekts durch den Aktivus und die des realen Objekts durch das unerweiterte Nomen, während der aktivische Satz daran erkannt werden soll, daß das Subjekt dem Verb vorausgehe, das reale Subjekt durch das unerweiterte Nomen und das reale Objekt durch den Akkusativ ausgedrückt werde. Dabei denkt er hinsichtlich der Stellung von Subjekt und Verb allem Anschein nach in erster Linie an ein mit dem Verbalstamm mehr oder minder eng verbundenes Element, ein konjunktes Pronomen oder Affix, nicht an den freien, durch ein Nomen oder doch vollbetontes Pronomen gebildeten Subjektausdruck, der ja bekanntlich auch sehr häufig eine andere Stellung als die mit dem Verbalstamm verbundene Subjektsandeutung einnimmt, z. B. *filius voca-t patrem.* Kurz: ein Verb mit Suffix oder nachfolgendem konjunkten Pronomen ist seiner Ansicht nach passivisch, eins mit Präfix oder vorausgehendem konjunkten Pronomen dagegen aktivisch, oder vielmehr einmal eins von beiden gewesen. Denn daß z. B. ein *voca-t* dem *voca-tur* gegenüber als aktiv aufzufassen ist, gibt Schuchardt selbst zu, und er wird auch wohl kaum annehmen, daß im Georgischen die erste Person des Präsens aktivisch, die dritte passivisch sei, weil man beispielsweise sagt *w-ašeneb* „ich erbaue", aber *ašeneb-s* „er erbaut". Dabei hält er dieses Kennzeichen der Stellung des Subjektsandeuters offenbar auch für das wichtigste der drei aufgestellten, für das im Falle eines Widerstreits allein ausschlaggebende. Das ergibt sich am klarsten aus seiner Beurteilung des Semitischen, dessen sogenanntes Imperfekt er für aktivisch, dessen sogenanntes Perfekt er für passivisch erklärt, wobei er freilich keine Rücksicht darauf nimmt, daß im Imperfekt neben den Präfixen auch Suffixe vorkommen. Vgl. z. B. den Ind. Perf. und Imperf. des arabischen Verbs *qatala* „er tötete": Perf. Sing. 1. *qatál-tu*, 2. Mask. *qatál-ta*,

2. Fem. *qatál-ti*, 3. Mask. *qátal-a*, 3. Fem. *qátal-at*, Dual 2. *qatál-tumā*, 3. Mask. *qátal-ā*, 3. Fem. *qátal-atā*, Pl. 1. *qatál-nā*, 2. Mask. *qatál-tum*, 2. Fem. *qatal-túnna*, 3. Mask. *qátal-ū*, 3. Fem. *qatál-na*, dagegen Imperf. Sg. 1. *'á-qtul-u*, 2. Mask. *tá-qtul-u*, 2. Fem. *ta-qtul-ína*, 3. Mask. *já-qtul-u*, 3. Fem. *tá-qtul-u*, Dual 2. *ta-qtul-áni*, 3. Mask. *ja-qtul-áni*, 3. Fem. *ta-qtul-áni*, Pl. 1. *ná-qtul-u*, 2. Mask. *ta-qtul-úna*, 2. Fem. *ta-qtúl-na*, 3. Mask. *ja-qtul-úna*, 3. Fem. *ja-qtúl-na*. Daß es daneben ein Passivum gibt so deutlich, wie im Lat. dem *vocat* ein *vocatur* gegenübersteht (z. B. arab. *qutíl-tu: qatál-tu, qutíl-ta: qatál-ta, 'ú-qtal-u: 'á-qtul-u, tú-qtal-u: tá-qtul-u* etc.), kommt bei der dogmatischen Kürze der Abhandlung überhaupt nicht zur Erörterung, und die Bezeichnung des realen Objekts durch den Akkusativ auch bei dem angeblichen Passiv *qatál-tu, qatál-ta, qatál-ti* etc. wird zwar als ein Widerspruch anerkannt, aber offenbar nicht für gewichtig genug erachtet, als daß er das Zeugnis der Suffixe zu entkräften vermöchte. Bekanntlich liegt ein Einfluß des Tempus oder der Aktionsart auf die Konstruktion, der im Georgischen, Mingrelischen, Swanischen beispielsweise zutage tritt und daher auf eine verschiedene Verbalauffassung schließen läßt, im Semitischen nicht vor. Vgl. *'al-ḥamdu li-llāhi llaḏī 'anzala* (Pf.) *'alā 'abdi-hi l-kitāba* (Akk.) „Lob sei Allah, der das Buch auf seinen Knecht herabsandte" (Koran 18, 1), *'arā* (Pf.) *sab'a* (Akk. Sg. Mask.) *baqarātin* (Akk. Pl. Fem.) *simānin* (Akk. Pl. Fem.) „ich sah sieben fette Kühe" (Koran 12, 43), *naḥnu naquṣṣu* (Impf.) *'alaj-ka 'aḥsana* (Akk.) *l-qaṣaṣi* „wir werden dir die schönste Geschichte erzählen" (Koran 12, 3), *'uqtulū Jūsufa* „tötet den Josef" (Koran 12, 9) etc. etc., Tatsachen, über die ja übrigens auch jede Grammatik des Arabischen Aufschluß gibt, z. B. Caspari-Müller[5] Arabische Gramm. S. 216 ff., Socin Arabische Gramm. S. 91 ff. etc. Und daß es sich in den anderen semitischen Sprachen ebenso verhält, trotz der mehr oder minder starken Verwischung der Kasusunterscheidungen, ist so allgemein zugestanden, daß es keiner weiteren Ausführung bedarf. Wie stark die Notwendigkeit eines Akkusativs zum Ausdruck des realen Objekts empfunden wurde, wie scharf ausgeprägt also auch der aktivische Charakter des Verbs war, zeigt sich ganz besonders in der hebräischen nota accusativi *'eϑ*, z. B. *bᵉ-rēšiϑ bārā 'elōhim 'eϑ haš-šāmájim vᵉ-'eϑ-hā-'āreṣ* „im Anfang schuf Gott den Himmel und die Erde" Gen. 1, 1, deren Verbreitung Hand in Hand mit dem Abfall der alten Kasusendungen

zu gehn scheint (man vgl. das fast ganz gleichwertige, nur konsequenter angewandte altarm. *z-*, z. B. *i skzbanē arar astvac z-erkin ev z-erkir* Gen. 1, 1 etc.). Trotz alledem soll das semitische Perfekt ein Passivum sein, und wenn man dagegen vielleicht auch noch geltend machen wollte, daß derselbe Nominativ, der beim intransitiven Verb dem Ausdruck des realen Subjekts dient, in derselben Funktion beim Perfekt des transitiven Verbs erscheine, so würde man damit nicht weit kommen. Denn einen Nominativ gibts nach Schuchardt's Erklärung überhaupt nicht („. . . abgesehen vom Nominativ, der gar kein Kasus ist . . ."); wenn ein den Urheber eines Satzvorgangs andeutendes Nomen mit einem Affix versehn, also nicht mehr reiner Stamm ist, dann ist es eben ein Aktivus („im Semitischen ist das reale Subjekt beim Transitiv ebenso wie beim Intransitiv durch das mit Endung versehene Nomen, also [!] durch einen Aktivus ausgedrückt . . ."). Dieser verhältnismäßig jugendliche Kasus beginnt in neuster Zeit in ganz bösartiger Weise in den sprachwissenschaftlichen Zeitschriften herumzuspuken. „Denn eben wo Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein" (Faust I 1995/1996). Oder besser gesagt — man verzeihe die Kritik an dem großen Dichter —, wo eine klare und deutliche anschauliche Vorstellung fehlt, da ruft man ein verschiedenes bequem zusammenfassendes Wort zur Hülfe, ein einheitliches Erfassen vortäuschend, das ohne die begriffstützende Benennung gar nicht möglich wäre. Der Ausdruck Aktivus zur Bezeichnung des Urhebers einer passivisch dargestellten Handlung findet sich schon, aber auch wohl zuerst, bei R. Hoernle A comparative Grammar of the Gaudian Languages § 370 ff. Soweit es sich nun dabei um eine deutlich ausgeprägte Kasusform handelt, die keine andere als eben diese Funktion hat oder diese doch wenigstens in erster Linie ausübt, ist die Sonderbenennung durchaus verdienstlich; und dieser Fall liegt in der Tat z. B. bei den kharthwelischen (südkaukasischen) Sprachen vor, für deren Aufhellung Schuchardts schon erwähnte, in mancher Beziehung bahnbrechende Abhandlung („Über den passiven Charakter des Transitivs . . ." etc.) denn auch durch die neue, bessere Benennung eines mißverstandenen Kasus in anerkennenswerter Weise gewirkt hat. Dieser Kasus hat im Georgischen die Endung *-man, -ma* oder *-m*, im Mingrelischen und Lasischen *k'*, im Swanischen *-em* oder *-em-d*, dessen *d* die auch an Stelle des *-em* oder *-emd* gebrauchte Instrumentalendung ist. Der

georgische Kasus, auf dessen Betrachtung ich mich hier beschränken möchte, da er am klarsten vorliegt, wird in der einheimischen Literatur „mot‘χrobit‘i“ (= Narrativus) genannt (vgl. z. B. Anton I. K‘art‘uli grammatika, gamot‘semuli Alek‘sandre episkoposis sap‘asit‘, T‘bilisi 1885, § 5 und § 205; Joane batonišvili, Kalmasoba. Dimitre Bak‘radzis t’sinasitqwaobit‘. meore gamot‘sema J. T’šit’šinadzisa, T‘p‘ilisi 1895, S. 138 f.; P. Kwit‘saridze K‘art‘uli st’sor-metqweleba, T‘bilisi 1888, § 93; T‘. Žordania K‘art‘uli grammatika, T‘bilisi 1889, § 26; Al. K‘ut‘at‘eladze Pirweldat’sqebit‘i k‘art‘uli grammatika [3], T‘p‘ilisi 1894, S. 36 f.; An. Benašwili Mokre k‘art‘uli grammatika, T‘p‘ilisi 1894, S. 10 f. etc.), worauf die russische Benennung „pověstvovatelьnyj“ (z. B. M. Nasidze Učebnik gruzinskago jazyka [2], Tiflis 1894, S. 12 Anm.) und natürlich auch die lateinisch-deutsche „Narrativ“ (z. B. R. v. Erckert Die Sprachen des kaukasischen Stammes, Wien 1895, S. 334, 344, 351, 359, 362) beruht. Diese Bezeichnung mot‘χrobit‘i geht auf die Beobachtung zurück, daß dieser Kasus sich — von vereinzelten Ausnahmen abgesehn — auf den Gebrauch in Verbindung mit dem Aorist oder dem Konjunktiv des Futurs beschränkt. Da die ganze Konstruktion nun aber zeigt, daß er nicht mit dem Nominativ bezw. dem dem Nominativ entsprechenden Stamm auf eine Linie gestellt werden darf, da dieser in Verbindung mit dem mot‘χrobit‘i das von der Satzhandlung betroffene, das reale Objekt, und nicht wie im Präsens und Imperfekt das reale Subjekt bezeichnet, so hat Schuchardt wohl mit Recht für den Aorist eine ursprünglich passivische, nur durch den Gebrauch der Personalpräfixe oder konjunkten Pronomina ein wenig beeinträchtigte Grundauffassung angenommen und dementsprechend auch den dabei der Angabe des Urhebers dienenden Kasus eigens benannt. Einige Beispiele mögen das Verhältnis erläutern: *dzaγli* (Nom.) *hqaraulobda* (Impf.) *batonis saχls* (Dat.) „ein Hund bewachte des Herrn Haus“ (Nasidze § 22), *t‘sχeni* (Nom.) *st’šams* (Präs.) *balaχs* (Dat.) „das Pferd frißt Gras“ (Nasidze § 30), *ert‘s bebers dedakat‘ss hqwanda k‘at‘ami, romelit‘s dγeši t‘it‘o kwert‘sχs* (Dat.) *udebda* (Impf.) „eine alte Frau hatte eine Henne, die täglich einmal ein Ei legte“ (Nasidze § 33), dagegen *ert‘ma* (Akt.) *kat‘sma* (Akt.) *didi saχli* (Nom.) *aašena* (Aor.) „ein Mann erbaute ein großes Haus“ (Nasidze § 23), *iremma* (Akt.) *t’sqalši* (Lok.) *t’šaiχeda da t‘avisi t‘šrdili* (Nom.) *dainaχa* (Aor.) „ein Hirsch sah ins Wasser hinab und erblickte seinen Schatten“ (Gogebašwili Deda-ena S. 117) etc. etc. So berechtigt es also ist, diesen Kasus

auf *-man* (bezw. *-ma, -m*) mit einem besonderen Namen zu bedenken, diesen Kasus, der kein Nominativ, kein Instrumental, kein Ablativ oder sonst irgend etwas ist, was schon auf Grund seiner wichtigsten Funktion mit einem Namen bedacht ist, so verwirrend wirkt die von Schuchardt vorgenommene Anwendung des Ausdrucks Aktivus auf alles, was den Urheber einer passivisch dargestellten Handlung oder doch wenigstens seiner Ansicht nach passivisch dargestellten Handlung bezeichnet. In der schon erwähnten Abhandlung über den passiven Charakter des Transitivs heißt es beispielsweise bei Behandlung des Abchasischen kurz und bündig: „S, U, Z = Nominativ," d. h. in gemeinverständliches Deutsch übersetzt, für den Ausdruck des realen Subjekts beim intransitiv dargestellten Vorgang und des realen Objekts beim transitiv passivisch aufgefaßten (S), für den Ausdruck des Urhebers beim transitiv passivischen Verb (U) sowie für die Bezeichnung des indirekten Objekts und Ziels (Z) dient eine und dieselbe Stammform, und das heißt weiterhin, das Abchasische hat überhaupt keinen Nominativ, Aktiv, Dativ. Die Sache erinnert doch in geradezu peinlicher Weise an die alte Art, die lateinischen Kasus in die ganze Welt der Sprachen hineinzugeheimnissen. Das Wort Aktivus bezeichnet also allgemach überhaupt keinen bestimmten Kasus mehr wie ein Nominativ, Genitiv, Dativ, Instrumental usw., sondern ist einfach eine zusammenfassende Benennung der verschiedensten sprachlichen Mittel geworden, sofern diese den realen Urheber einer sprachlich passivisch ausgedrückten Handlung bezeichnen, womit aber der Grammatik nicht weiter gedient ist, da es sich in dieser nicht um die Vorgänge der Wirklichkeit handelt, sondern darum, wie diese sprachlich zur Darstellung gelangen. Da dieser Aktivus nun einmal in Mode gekommen ist, hat sich sein Herrschaftsgebiet noch erweitert, so daß er jetzt das Subjekt des transitiven Verbs überhaupt bezeichnet, also das, was man früher Nominativ nannte. So redet H. Pedersen KZ. XL 152 von einem Kasus Aktivus gleich dem Subjektgenitiv, der sich von dem Genitiv in seinen sonstigen Verwendungen allmählich differenzierte, C. C. Uhlenbeck KZ. XXXIX 600 ff. von einem Aktivus, den man genauer einen Transitivus nennen könne, zu dem sich im Baskischen, Grönländischen, Dakota und anderen Sprachen merkwürdige Parallelen finden sollen. Eine von diesen angeblichen Parallelerscheinungen, die des grönländischen *p*-Kasus, habe ich (Sitzungsberichte d. Kgl. pr. Akad. d. Wissensch.

1905 S. 280 ff.) dadurch aus der Welt zu schaffen versucht, daß ich diesen als den unserem Dativ nahestehenden Kasus des Ziels bei einem durchwegs nach dem Typus der Empfindungsverben („mir erscheint" statt „ich sehe") dargestellten Satzvorgang zu erweisen unternommen bezw. dies wahrscheinlich zu machen versucht habe. Denn es läßt sich nun einmal nicht alles nach Art des pythagoräischen Lehrsatzes beweisen. Meine Ausführungen sind nun offenbar nicht überall verstanden worden, was ich daraus entnehme, daß beispielsweise H. Pedersen KZ. XL 151 meinen Aufsatz zwar anführt, aber ohne jeden Versuch der Widerlegung den grönländischen *p*-Kasus für einen Genitiv erklärt, C. C. Uhlenbeck (Karakteristick der baskische grammatica, Verslag in meded. d. Kon. Akad. v. Wetensch., Letterkunde VIII 30 f.) die Frage aufwirft, warum man denn die sog. subjektiven Suffixe für Dative halten solle. Man wird es mir jedoch wohl nicht übel nehmen, wenn ich meinen Aufsatz über diese Frage hier nicht noch einmal zum Abdruck bringe.

Betrachtet man nun nach dieser Orientierung die drei von Schuchardt aufgestellten Kennzeichen des passivischen Satzes noch einmal, so wird einleuchten, daß das zweite, der Gebrauch des Aktivus zur Darstellung des realen Subjekts, nur dann einen Sinn hat, wenn es durchaus ausgeschlossen ist, daß die Bezeichnung des Urhebers der aktivisch dargestellten Handlung etwas anderes als eine durch nichts erweiterte Stammform ist. Schuchardt nimmt dies fraglos an, sagt aber leider nicht, warum dies ausgeschlossen sein soll, warum nicht ein das reale Subjekt des aktivischen Satzes bezeichnender Stamm durch ein Demonstrativ oder etwas Ähnliches hervorgehoben, warum sich dieses nicht mehr und mehr an das Nomen anlehnen und endlich ein Affix werden kann. Gibt man aber zu, daß der das reale Subjekt im Aktiv bezeichnende Ausdruck ein irgendwie deutlich gekennzeichneter Kasus sein kann, so ist der Aktivus natürlich erst am passivischen Charakter des Verbs zu erkennen, sein Zeugnis für diesen also eine entbehrliche Bestätigung einer bereits bekannten Tatsache. Das einzige Kennzeichen, dessen Wert unmittelbar einzuleuchten scheint, ist das dritte der für die aktivische Konstruktion geltend gemachten, der Ausdruck des realen Objekts durch einen Akkusativ. Aber auch dieser Kasus kann täuschen. So haben sich bekanntlich im Irischen zu einigen Personalpronomen, nämlich *tú* (2. Sg.), *é* (3. Sg. m.), *sí* (3. Sg. f.), *íat* (3. Pl.) Nebenformen gesellt, durch die in der modernen

Sprache eine deutliche Unterscheidung eines Nominativs und Akkusativs zustande gekommen ist. Die Nominativformen sind jetzt *tú, sé, sí, síad,* die entsprechenden Akkusativformen *thú, é, í, íad,* wobei letztere aber das reale Objekt nicht nur im aktivischen, sondern auch im passivischen Satze bezeichnen, z. B. *„chonnairc mise marbh thú", ar san sagart, „fuair tú bás obann agus bhí mé i láthair nuair cuireadh thu 'san uaigh"* „ich habe dich tot gesehn, sagte der Priester, du starbst eines plötzlichen Todes, und ich war zugegen, als du ins Grab gelegt wurdest" (Dúbhghlas de H-Íde, Cois na teineadh 47). Eine zwar nicht gleiche, aber doch ähnliche Vermischung zeigt sich auf iranischem Gebiet (z. B. balūtschi *ē mardā ā mard ǰat* „von diesem Manne [ist] jener Mann geschlagen [worden]" oder *ē mardā ā mardārā ǰat* „von diesem Manne [ist] jenen [od. jenem] Mann geschlagen [worden]", Grundr. f. iran. Phil. I 239) und in weiterem Umfang noch auf modern indischem, worüber John Beames A comparative Grammar of the modern Aryan Languages of India II 264 ff. III 151 f., Rudolf Hoernle A comparative Grammar of the Gaudian Languages S. 348, 487. Sollte man nun in solchen Fällen die ganze Konstruktion wirklich für aktivisch erklären dürfen? Dem irischen *thú, é, í, íad* aber etwa den Akkusativcharakter streitig machen zu wollen, weil diese Formen auch in Verbindung mit dem Verb *is* „ist" gebraucht werden, geht nicht an. Denn in solchen Fällen dient das Pronomen zur Bezeichnung des Prädikats (*is é* entspricht einem *c'est lui*), zu dessen Andeutung selbstverständlich nicht gerade ein Subjektskasus nötig ist. Wenn dieser im Idg. im allgemeinen beide Funktionen vereinigt, so dürfte das, worauf ich schon einmal hingewiesen habe (Der deutsche Sprachbau als Ausdruck deutscher Weltanschauung S. 55), als eine Übertreibung des Grundsatzes der Kongruenz aufzufassen sein, die psychologisch mit der Übertragung der Verbalendung auf Pronomina und Nomina, z. B. ital. *egli-no* (Fr. Diez Gramm. d. rom. Spr.[5] S. 466 [II 89]), air. *í-at,* kymr. *hwy-nt* (Zeuß-Ebel Gramm. celt. S. 372), die kretischen Plurale auf *-εν* (Joh. Schmidt KZ. XXXVI 400 ff.) sowie den populären Wendungen „wenn-s du kommst" etc. auf einer Linie steht, eine Übertreibung der Kongruenz, der gegenüber engl. *it is me* und Entsprechendes aus anderen Idiomen eine beachtenswerte Reaktion bedeutet. Noch weniger Wert als Kennzeichen hat der Gebrauch des unerweiterten Nomens, das bei Bezeichnung des realen Subjekts auf aktivische, bei Bezeichnung des realen Objekts auf passivische Konstruktion deuten soll. Denn wofür

soll man sich nun entscheiden, wenn es in einem und demselben Satze zu beiden Zwecken gebraucht wird, wie z. B. in dem türkischen Satze *bir gün χodža komšusundan bir kazan alyr* „eines Tages der Meister von seinem Nachbarn einen Kessel nahm“ (G. Jakob Türkisches Lesebuch S. 16), wo *kazan* fraglos die unerweiterte Stammform ist, die auch das Subjekt beim Intransitivum andeutet, z. B. in derselben Erzählung in den Sätzen *kazan doγurdu* „der Kessel hat geboren“, *kazan marhūm oldu* „der Kessel ist selig verstorben“. Nun könnte man freilich einwenden, daß *kazan* im ersten Satze deshalb als Akkusativ aufzufassen sei, weil im Falle der Determination bei gleicher Konstruktion ein lautlich deutlich gekennzeichneter Kasus erscheine. So heißts in derselben Erzählung *jine bir gün χodža kazan-y ister* „wiederum eines Tages der Meister den Kessel wünschte“. Zugestanden. Aber dann nimmt man eben ein anderes von den Hunderten von Beispielen, die zur Verfügung stehn, z. B. einen chinesischen Satz oder noch besser eine kleine zusammenhängende Erzählung, um es ein für allemal klarzustellen, daß man am unerweiterten Nomen noch kein Kennzeichen von Belang hat. Die kleine Erzählung in nordchinesischer Umgangssprache befindet sich in dem Büchelchen *hsiao*^{4} *tʻan*^{2} *sui*^{2} *pi*^{3}, Anecdotes, historiettes et bons mots en chinois parlé . . . p. Camille Imbault-Huart, Peking-Paris 1882, S. 68 ff. Als Umschrift, die ja leider Gottes hier nötig ist, wähle ich die von Th. Wade eingeführte Schreibung (T. F. Wade and W. C. Hillier Yü Yen Tzū Êrh Chi, A progressive Course designed to assist the student of colloquial Cinese etc., Schanghai 1886), weil sie nun einmal die weiteste Verbreitung gefunden hat, und besonders deshalb, weil sie auch in Giles' großem Wörterbuch (Herbert A. Giles A Chinese-English Dictionary, London 1892) zur Anwendung kommt. 1. *chʻing*^{3} *tai*^{4} (= *ta*^{4}) *fu*^{1}. 2. *yin*^{1} *ssŭ*^{1} *yen*^{2} *wang*^{2} *yu*^{3} *ping*^{4}. 3. *pʻan*^{4} *kuan*^{1} *chiao*^{4} *hsiao*^{3} *kuei*^{3} *tao*^{4} *yang*^{2} *chien*^{1} *chü*^{4} *chʻing*^{3} *i*^{1} *ko*^{4} *chʻu*^{1} *ming*^{2} *ti*^{1} *tai*^{4} *fu*^{1} *lai*^{2}. 4. *hsiao*^{3} *kuei*^{3} *wên*^{3} *pʻan*^{4} *kuan*^{1} *tsên*^{3}-*mo*^{1} *chih*^{1} *tao*^{4} *shih*^{4} *ko*^{4} *chʻu*^{1} *ming*^{2} *ti*^{1} *tai*^{4} *fu*^{1}. 5. *pʻan*^{4} *kuan*^{1} *shuo*^{1} *ni*^{3} *chü*^{4} *kʻan*^{4} *mên*^{2} *chʻien*^{2} *ti*^{1} *kuei*^{3} *shao*^{3} *tzu*^{4} *jan*^{2} *shih*^{4} *chʻu*^{1} *ming*^{2} *ti*^{1}. 6. *tʻa*^{1} *kei*^{3} (*chi*^{3}) *jên*^{2} *chi*^{4} *ping*^{4} *chi*^{4} *ssŭ*^{3} *ti*^{1} *shao*^{3} *pi*^{4} *shih*^{4} *chʻu*^{1} *ming*^{2} *ti*^{1} *liao*^{3}. 7. *chê*^{4} *hsiao*^{3} *kuei*^{3} *chiu*^{4} *tao*^{4} *yang*^{2} *chien*^{1} *kʻan*^{4} *ko*^{4} *tai*^{4} *fu*^{1} *ti*^{1} *mên*^{2} *chʻien*^{2} *tou*^{1} *shih*^{4} *hao*^{3} *hsieh*^{1} *ko*^{4} *kuei*^{3}. 8. *hu*^{1} *chien*^{4} *i*^{1} *ko*^{4} *tai*^{4} *fu*^{1} *mên*^{2} *chʻien*^{2}

tsʿai yu^3 *liang*^{3} *ko*^{4} *kuei*^{3}. 9. *hsiao*^{3} *kuei*^{3} *ta*^{4} *hsi*^{3}. 10. *chê*^{4} *i*^{1} *ting*^{4} *shih*^{4} *ko*^{4} *hao*^{3} *tai*^{4} *fu*^{1}. 11. *chiu*^{4} *yung*^{4} *kou*^{2} *hun*^{2} *pʿai*^{2} *kou*^{2} *tao*^{4} *yin*^{1} *ssŭ*^{1}. 12. *pʿan*^{4} *kuan*^{1} *wên*^{4} *chê*^{4} *ko*^{4} *tai*^{4} *fu*^{1}. 13. *ni*^{3} *tang*^{3} *liao*^{3} *to*^{1} *nien*^{2} *ti*^{1} *tai*^{4} *fu*^{1}. 14. *chê*^{4} *tai*^{4} *fu*^{1} *shuo*^{1}. 15. *wo*^{3} *tsʿai tang*^{1} *liao*^{3} *i*^{1} *tʿien*^{1} *ti*^{1} *tai*^{4} *fu*^{1}, d. h. 1. „bitten Groß-Mann (= Arzt). 2. Weibliches + Prinzip-leiten (= der Unterwelt) Yama König haben Krankheit. 3. Richt-Beamter (der Vorsteher eines *yin*^{1} *ssŭ*^{1}, eines der zehn Gerichtssäle, aus denen die Hölle besteht) rufen Klein-Geist (Teufel unter dem Befehl des *yin*^{1} *ssŭ*^{1}-Vorstehers) kommen männliches + Prinzip-Raum (= Erde) gehn bitten ein Stück herauskommen-nam-ig (= berühmt) Groß-Mann (= Arzt) kommen. 4. Kleiner Geist fragen Richt-Beamten wie (*mo*^{3} = Fragepartikel) wissen-Weg (= wissen Bescheid, wissen), ist Stück herauskommen-nam-iger Arzt. 5. Richt-Beamter sagen: du gehn sehn tür-vor-ig Geist (= Geist jedes unter der Kur des Arztes Gestorbenen, durch ein Licht kenntlich gemacht) wenig, selbst so dann ist herauskommen-nam-ig. 6. Er geben Mensch behandeln Krankheit behandeln sterb-ig wenig, notwendig ist herauskommen-nam-ig vollenden. 7. Dieser kleine Geist dann kommen männliches + Prinzip-Raum sehn jede groß-mann-ige Tür vor alle-ist-gut-einige (= viel) Stück Geist. 8. Plötzlich sehn ein Stück Groß-Mann Tür vor da haben zwei Stück Geist (= Geist eines Verstorbenen). 9. Kleiner Geist sehr sich + freuen. 10. Dieser eine gewiß ist Stück gut Groß-Mann. 11. Dann gebrauchen Angel-Seele-Karte (= Paßkarte) angeln (= arretieren, mitnehmen) hingelangen (= zu) weibliches + Prinzip-leiten (= Unterwelt). 12. Richt-Beamter fragen dieses Stück Groß-Mann. 13. Du praktisieren-vollenden (= praktisiert haben) viel wenig jähr-iger Groß-Mann? 14. Dieser Groß-Mann sagen: 15. ich dann praktisieren vollenden ein himmel (= tag)-iger Groß-Mann" d. h. nach Imbault-Huarts Übersetzung: „Le roi des enfers était malade. Un des juges des enfers envoya un diable sur la terre pour faire venir un médecin celèbre. Comment saurais-je, demanda le diable au juge des enfers, quel est le plus célèbre médecin? Si vous voyez peu d'esprits devant la porte d'un médecin, c'est assurément le plus célèbre, car celui qui ne fait mourir que peu de ses malades est assurément un habile docteur. Ce diable vint donc sur la terre mais vit qu'à la porte de tous les médecins il y avait beaucoup d'esprits; tout à coup il aperçut deux esprits seulement devant la porte d'un médecin. Le diable

se réjouit grandement: celui-là, se dit-il, est certainement un bon docteur! et, à l'aide d'une passe, il l'amena devant le tribunal des enfers. Docteur, demanda le juge, depuis combien d'années exercez-vous la médecine? Le médecin répondit: Je ne l'ai exercée encore que pendant un seul jour." — Wie soll man nun die einzelnen Sätze auffassen? Liegt eine aktivische, passivische oder eine gemischte Konstruktion vor? Doch um die Antwort hierauf nahezulegen, hätte es nicht einer so weitgehenden Abschweifung bedurft. Ich habe dabei allerdings auch noch etwas anderes im Auge gehabt, was bei dieser Gelegenheit ein für allemal abgemacht werde. Man hört so oft, daß hier oder da allerdings etwas absonderlich Scheinendes vorliege, daß sich das aber nur auf die äußere Form beziehe, die ihr zugrunde liegende Auffassung sei eine ganz andere. So bemerkt auch Schuchardt, bei einer Konstruktion wie *dich ruft der Vater* stehe der Nominativ nur der äußeren Form nach, hinter ihm berge sich, in der inneren Sprachform, der Aktivus. Da ist nun aber doch einmal daran zu erinnern, daß einem die innere Sprachform offenbar nur bei der eigenen Rede unmittelbar gegeben sein kann, daß sie in allen anderen Fällen aus der allein der Beobachtung zugänglichen äußeren erschlossen werden muß, und dabei zeigen die wenigsten Forscher die unbedingt erforderliche Fähigkeit, sich ohne das geringste Vorurteil, ohne jede Voraussetzung zu erwartender Dinge der Beobachtung hinzugeben. Man liebt es nur zu sehr, Unterscheidungen in die Sprachen hineinzulegen, von denen dort gar nichts wahrzunehmen ist, die man einfach voraussetzt, weil es doch wohl so sein müsse wie bei uns zu Hause. So haben selbst in ihrer Art hervorragende Linguisten im Chinesischen ein durchaus subjektives Verb, Präpositionen und mehr als das gesehn. Auch meint man wohl, solche Wendungen wie *chê*[4] *ko*[4] *jên*[2] „ein Stück Mensch" würden nicht mehr so empfunden, zumal wenn man erfährt, daß dieses Wort *ko*[4] in der jetzigen Umgangssprache ganz tonlos geworden, gewissermaßen also mit dem ihm vorausgehenden einen einheitlichen, zweisilbigen Ausdruck bilde (vgl. C. Arendt Handbuch d. nordchin. Umgangssprache S. 145, Einführung in die nordchin. Umgangssprache § 4, 3). Nun haben wir aber ein nicht mißzuverstehendes Zeugnis dafür, daß der Chinese allerdings ganz anders redet als wir, nämlich das sogenannte Pidgin-Englisch. Wir sehn da den Versuch, sich mit Hülfe des Englischen zu verständigen und sehn ihn auf eine recht

charakteristische Art mißlingen. Wenn der Chinese ein subjektives Verb besäße, so sollte man sagen, er bediente sich dann auch des in einem solchen Falle doch leicht begreiflichen englischen, und wenn er in seiner eigenen Sprache Präpositionen gebrauchte, so würde er sich doch wohl auch der entsprechenden englischen bedienen. Wie's sich aber in Wahrheit verhält, lehrt schon das flüchtigste Durchstöbern der kleinen Anekdoten und Lieder, die Charles G. Leland (Pidgin-English Sing-Song[4], London 1897) veröffentlicht hat. Eine wird genügen (S. 110) *On-etim* (= time) *plenty man foleign* (= foreign) *debilo* (= dewil) *go inside* (!) *country*, *makee* (= make) *chow-chow*. *Englishman he talkee* (= calls it) *pic-nic*, *China-side no got*. *By'mby allo man finishee chow-chow; plenty man too muchee dlunk* (= drunk). *One piecee* (= chin. *ko*[4]) *gliffin* (= griffin) *talkee he boy „just now my wantchee smokum pipe"* etc. etc. Ich denke, das ist deutlich und bedarf keines Kommentars.

Keines der von Schuchardt aufgestellten Kennzeichen allein, um nun zum Ausgangspunkt dieser Abschweifung zurückzukehren, genügt, um den Charakter des Verbs oder Verbalnomens festzustellen, und daß alle drei nebeneinander vorkommen, ist sicherlich der Ausnahmefall, nicht die Regel. Es müßte demnach ungeheuer viel Vermischung aktivischer und passivischer Konstruktion zu einer verschwommen undeutlichen Auffassung vorliegen, so ungeheuerlich viel, daß dies schon stutzig machen könnte. Doch zunächst ist noch die Frage aufzuwerfen, worauf Schuchardt die Aufstellung seiner Kennzeichen wohl gegründet haben mag. Sind es Erwägungen psychologischer Art, die dazu geführt haben, oder beruht sie auf dem Eindruck, den der Beobachter durch unbefangene Betrachtung vieler Idiome gewonnen hat? Mir scheint — mehr läßt sich freilich nicht sagen —, daß beides der Fall ist, aber mir scheint auch, daß beide Fundamente nicht fest genug waren, um den Bau zu tragen. Eine Art Begründung durch einen Hinweis auf eine allgemein menschliche Geisteseigentümlichkeit versucht Schuchardt nur für die Differenz, die mit der verschiedenen Stellung des subjektandeutenden Elements beim Verb verbunden sein soll, den Unterschied durch die Sätze *der Vater ruft dich* und *dich ruft der Vater* veranschaulichend, den letzteren für passivisch erklärend, weil das reale Subjekt als psychologisches Prädikat erscheine, erst nach dem Erfassen des Satzvorgangs in den Blickpunkt des Bewußtseins trete. Das heißt also — ich kann

es wenigstens nur so verstehn —, das sich zuerst ins Bewußtsein, das zuerst zum Ausdruck Drängende kann nur als Absolutiv oder als Stamm, wie man's benennen mag, hingestellt werden. Mit einer Äußerung zu beginnen, die in ihrer Beziehung zur Gesamtheit des Satzes gekennzeichnet auftritt, entspricht nicht der menschlichen Natur. Habe ich hierin Schuchardt recht verstanden, so will ich gleich hinzufügen, daß ich dies in den tatsächlich vorliegenden Spracherscheinungen auch häufig, sehr häufig bestätigt finde. Aber sollte es nicht Ausnahmen geben? Sollte ein *filium vocat pater* wirklich nur eine Halluzination sein? Das glaubt auch Schuchardt nicht, kann er nicht glauben. Das Bild einer aktivischen und passivischen Konstruktion, das er leider nicht ausführt, sondern nur flüchtig skizziert, ist überhaupt wohl nichts in irgend einer Sprache klar und deutlich Vorliegendes, wonach nun anderes erklärt werden könnte. Es ist vielmehr — wenigstens wird es mir nur so überhaupt begreiflich — der Niederschlag einer reichen Erfahrung, das wie von Nebeln umhüllte verschwommene Bild zweier Grundtypen, die in tausend und abertausend Vermummungen und Verkleidungen alle möglichen leicht erkennbaren Gestalten annehmen und in ihrer ursprünglichen Natur meist nur noch erraten werden können. Man versteht hoffentlich, daß ich mich bemühe, Schuchardt gerecht zu werden, daß ich auch versuche, aus seinen spärlichen Andeutungen für die Sache Gewinn zu ziehn. Ist diese meine Vermutung aber richtig, so leuchtet ein, daß von einer Widerlegung kaum die Rede sein kann, daß sich kaum etwas anderes tun läßt als Schuchardts Erfahrung eine andere, die meinige, gegenüberzustellen, in scharfumrissenen Zügen ein Bild von den Gestaltungen des Verbalausdrucks zu entwerfen, wie es mir erscheint. Nur möchte ich, der ich im allgemeinen zwar auch die Kürze liebe, in diesem Falle doch nicht Schuchardts Vorbild folgen. Ich schreibe das folgende unter stetiger Berücksichtigung des Umstands nieder, daß die meisten Leser dieser Zeitschrift Indogermanisten sind, die nicht oder doch wenigstens nicht weit über ihr eigentliches Gebiet hinausgeblickt haben, denen ich von fernliegenden Sprachtypen erzählen muß wie von wundersamen Erlebnissen, die man von einer Weltreise heimkehrend den Angehörigen und Näherstehenden breit und ausführlich darlegt, durch die behutsame Einführung an das Fremdartige, anfangs unglaublich Scheinende gewöhnend. Darin liegt keine Überhebung, soll wenigstens keine liegen. So gern ich die Überlegenheit jedes

Spezialisten auf seinem engen Gebiete dem weit Umherschweifenden gegenüber anerkenne — und wie könnte man auch diese Anerkennung versagen? — so scharf muß ich es doch betonen, daß er sich nie zu einer so vorurteilsfreien, unbefangenen Beobachtungsfähigkeit durchringen wird wie der, der Typen verschiedenster Art durchforscht. Seine Befreiung von dem engherzigen Glauben an die Allgemeingültigkeit bestimmter ihm zufällig naheliegender Anschauungen bleibt, wenn sie ihm überhaupt gelingt, ein Spiel des abstrakten Denkens, das mit einer nicht näher bestimmten Möglichkeit anderer Auffassungen rechnet. Damit ist man aber noch weit von jener Kunst des Beobachtens entfernt, die, durch anschauliche Erkenntnis geschult, so oft an scheinbar allbekannten Objekten neues entdeckt.

Die sprachliche Darstellung der in der Wirklichkeit sich abspielenden Vorgänge ist ihrem Wesen nach frei, und die unberechenbare, kaum zu übersehende Mannigfaltigkeit der angewandten Mittel scheint in der Tat aller Anordnung zu spotten. Bei den zur Darstellung gelangenden Vorgängen selbst aber läßt sich eine Verschiedenheit von grundlegender Bedeutung feststellen, die natürlich nicht in der Sprache zum Ausdruck zu kommen braucht, was ja mit der nicht zu leugnenden Freiheit des Sprechens in Widerspruch stehn würde, aber als etwas dem Objekt der Darstellung Angehöriges diese doch vermutlich stark beeinflußt und deshalb in erster Linie in Betracht zu ziehn ist. Im Einklang mit der in der Physiologie beobachteten Verschiedenheit der nervösen Leitungsbahnen, die teils als zentripetale (sensorische), teils als zentrifugale (motorische) erscheinen (vgl. W. Wundt Grundzüge der physiologischen Psychologie[5] I 145 ff.), sind auch die sprachlich zum Ausdruck gebrachten Vorgänge in Wahrnehmungen und Handlungen oder Taten zu scheiden. Das Sehn eines Schiffs beispielsweise ist eine Wahrnehmung und verliert diesen Charakter auch dann nicht, wenn dem eigentlichen Erblicken ein langes erwartendes Ausschauen vorausgeht. Ein Schlag oder Stoß dagegen ist eine Handlung oder Tat, und daran ändert der Umstand gleichzeitiger Wahrnehmung natürlich nichts von Belang. Derartige Berührungen und Verschlingungen verdienen aber insofern doch Beachtung, als sie die den wirklichen Verhältnissen so oft widerstreitenden sprachlichen Darstellungen begreiflich machen. Wenn man beispielsweise statt der dem wahren Sachverhalt angemessenen Wendung *mir erscheint ein Schiff* auch den Ausdruck *ich sehe ein Schiff*

gebraucht, so wird diese streng genommen falsche Darstellung des Vorgangs im Hinblick auf ein gewohnheitsmäßiges Auslugen leichter verständlich, wenn auch noch nicht erklärt. Der tatsächliche Grund für eine derartige schiefe Ausdrucksweise ist wohl einfach die überwiegend große Zahl formell gleichartiger, aber sachlich berechtigter Ausdrücke wie *er schlägt den Hund* und dergleichen. Beide Arten von Vorgängen haben nun natürlich einen Ausgangspunkt und ein Ziel, aber bei der allem Sprechen eigenen Freiheit darf man deshalb selbstverständlich noch nicht erwarten, daß nun auch in allen Fällen beides oder auch nur eins von beiden angedeutet werde. Es kann geschehn, daß ein Vorgang ohne jede Rücksicht darauf dargestellt wird, woher er stammt und worauf er sich erstreckt, etwa nach der Art eines einen Fall nachahmenden *bums* oder eines von einem Brand Mitteilung machenden Ausrufs *Feuer,* wobei natürlich, da es völlig ungegliederte Ausdrücke sind, von einer durch die Verschiedenheit der Vorgänge hervorgerufenen Verschiedenheit der Konstruktion nicht die Rede sein kann, vielmehr höchstens eine der Wirklichkeit Rechnung tragende Scheidung von zwei Wortklassen, *Wahrnehmung, Mord* etc.: *Erscheinung, Tod* etc., durch durchgehende lautliche Kennzeichen denkbar wäre, etwa in der Weise, daß die Wörter der einen Reihe von der der anderen durch immer gleiches Vokalverhältnis nach Art der arabischen Aktiv- und Passivkennzeichnung (*qatala: qutila, fa'ala: fu'ila, kataba: kutiba* etc.) geschieden würden. Eine Sprache, in der dies in ausgedehntem Maße vorkommt oder auch nur in einem Umfange, der es nicht mehr gestattet, von vereinzelten Erscheinungen zu reden, existiert jedoch wohl nicht. Von den beiden Darstellungen eines Vorgangs, die nur eins, Ausgangspunkt oder Ziel, andeuten, ist erstere eine bekanntlich weit verbreitete Ausdrucksform, die der sogenannten Intransitiva wie lat. *vivi-t* „er lebt“, *plui-t* „es regnet“ etc., letztere dagegen wohl nur verhältnismäßig selten anzutreffen. Ein sicheres Beispiel ist der Gebrauch des neu(nord)chinesischen *yu*[3] „haben“ in Verbindung mit einem Nomen, um nach Art des franz. *il-y-a* dessen Vorhandensein auszudrücken, wie *yu*[3] *ko lang*[2] „haben Stück Wolf“ (= es war einmal ein Wolf), *yu*[3] *ko ying*[1] „haben Stück Adler“ (= es war einmal ein Adler) etc. (C. Arendt Einf. in d. nordchin. Umgangsspr. § 12) etc. Daß die Nomina *lang*[2] und *ying*[1] wirklich das Ziel und nicht etwa den Ausgangspunkt bezeichnen, *yu*[3] also nicht etwa auch einem engl. *there is* gleich-

zustellen ist, wie man nach Arendts Angaben (Einführung etc. § 6) vermuten könnte, zeigt der Gebrauch von *yu*^{3} in Sätzen wie *wo*^{3} *yu*^{3} *ko hsiao*^{4} *h'ua*^{4} „ich haben Stück Lach-Rede“ (= „ich weiß eine lustige Geschichte“), *lo*^{2}-*ma*^{3} *kuo*^{2} *yu*^{3} *wei*^{4} *chiang*^{1} *chün*^{1} „Rom Reich haben Sitz (Numerativ für Respektspersonen) Heerführer“ (= „in Rom gab es einen Feldherrn“, „Rom hatte einen Feldherrn“) (Einführung § 12) gegenüber *wo*^{3}-*ti fu*^{4}-*ch'in*^{1} *tsai*^{4} *chung*^{1}-*kuo* „mein Vater befinden Mittelreich“ (= „mein Vater ist in China“) etc. (Einführung § 29). Auch in diesen beiden Fällen scheint eine durchgehende Verschiedenheit der Konstruktion nach der Art des geschilderten Vorgangs, ob Handlung oder Wahrnehmung, auf keinem Sprachgebiete vorzuliegen, obwohl sie selbstverständlich leicht durch eine jeweilig besondere Subjekts- bezw. Objektsandeutung zum Ausdruck gebracht werden könnte. Eigentliche Bedeutung scheint die besprochene Verschiedenheit der Satzvorgänge erst für diejenigen Ausdrücke zu haben, die sowohl den Ausgangspunkt wie das Ziel angeben, indem sie entweder zwei verschiedene Konstruktionsarten hervorruft oder durch Verallgemeinerung einer Auffassung der Sprache ein einseitig eigenartiges Gepräge verleiht. Ein Beispiel für eine zwar nicht streng durchgeführte, aber doch unverkennbar deutliche Scheidung von zwei Arten von Vorgangsausdrücken, die man zweckmäßig durch die Namen Tat- und Empfindungsverben (*ich sehe: mir erscheint, ich liebe: mir gefällt, ich genieße: mir schmeckt* etc.) auseinanderhält, hat schon das Georgische abgegeben: *dzaγli hqaraulobda batonis saχls* „(der)-Hund bewachte (des)-Herrn (dem)-Hause“, „der Hund bewachte des Herrn Haus“ (Nasidze § 22), aber *me-t's m-i-nd-a šensa-wit' t'signis kit'χwa* „mir-auch mir-(+ Charaktervokal)-Wille-ist dir-gleich Buches lesen“, „ich will auch wie du ein Buch lesen“ (Nasidze § 17). Es darf aber selbstverständlich nicht erwartet werden, daß eine einmal erfaßte Differenz von Tat- und Empfindungsverben nun überall auch eine derartige, uns leicht verständliche und in gewisser Beziehung der Wirklichkeit angepaßte Äußerung fände. Man muß auf das absonderlichste gefaßt sein. Denn das Wesen des Sprechens ist eben individuelles freies Schaffen trotz allem Gefühl der Abhängigkeit von früherem Sprechen. Daß ich's nochmals betone, möge man verzeihen. Aber man hat so viel von Gesetzen, Zwecken und dergleichen geredet, daß es vielleicht nicht schadet, einmal von Zeit zu Zeit wieder an die Ungebundenheit der menschlichen Rede zu erinnern. Von den Beispielen für eine

andere Art der Scheidung von Tat- und Empfindungsverben sei wenigstens eins angeführt, der nicht gerade besonders glückliche Versuch des Koptischen, die beiden Gruppen von Verben durch verschiedene Anknüpfung des sogenannten Objekts auseinanderzuhalten, und zwar in der Art, daß dieses namentlich bei Verben der sinnlichen Wahrnehmung (allerdings nicht nur bei solchen und auch nicht immer) durch die Präposition *e* (= ägypt. *r* mit der Grundbedeutung „an“; vgl. A. Erman Ägypt. Gramm. § 308) verbunden wird, während sonst das Objekt entweder unverbunden folgt oder durch die Präposition *n* (= ägypt. *m* mit der Grundbedeutung „innen“; vgl. A. Erman Ägypt. Gramm. § 307) verknüpft wird. Folgende Beispiele des sahidischen Dialekts aus Steindorffs Kopt. Gramm. bezw. der zu ihr gehörenden Chrestomathie in Buchstabenumschrift werden die Verschiedenheit klarlegen. *a-u-žo-os etbe apa Hōr že mpe-f-ži čol eneh* „Tun-ihr (eorum)-Erzählen-ihr (eius) über Abba Hōr daß nicht-sein-Sagen Lüge jemals“, d. h. „man erzählte von Abba Hor, daß er niemals eine Lüge gesagt“ (S. 1*), *mp-r-žpo nē-tn n-ou-noub* „nicht-tun-erwerben Nutzen-euer innen-ein-Gold“, d. h. „μὴ κτήσησθε χρυσόν“ (Matth. 10, 9), aber *n-ti-mpša an e-nau e-p-aggelos* „nicht-mein-würdig sein nicht (*n . . . an* = franz. *ne-pas*) zu-sehn an-dem-Engel“, d. h. „ich bin nicht würdig, den Engel zu sehn“. Die Ungeschicklichkeit des Ausdrucks hängt, wie leicht zu sehn ist, mit dem Umstande zusammen, daß der koptische Satz aus lauter lose aneinandergereihten Possessivausdrücken besteht, worüber man niemanden, und zuallerletzt den Anfänger, durch Anwendung der durchaus unangebrachten Benennung Subjekt, Objekt, Attribut hinwegtäuschen sollte. Ein kurzer Hinweis auf einige Fälle muß genügen, da alles offen zutage liegt. Die den ganzen Satz durchziehenden Possessivpronomina (die sogenannten Personalsuffixe) sind: Sg. 1. *i*, 2. m. *k*, 2. f. *e*, 3. m. *f*, 3. f. *s*, Pl. 1. *n*, 2. *tn*, 3. *ou*. Vgl. nun: *hra-i, hra-k, hr-e, hra-f, hra-s, hra-n, hrē-tn, hra-u* „mein Gesicht, dein Gesicht“ etc. (Steindorff Kopt. Gramm. § 50); *nto-k* „du“ (m.), *ənto* „du“ (f.; *e* ist hinter *o* geschwunden), *ənto-f* „er“, *ənto-s* „sie“, *əntō-tn* „ihr“, *ənto-ou* „sie“ (Steindorff § 51. Für „ich“ und „wir“ sind besondere Wörter in Gebrauch, *anok* bezw. *anon); pō-i, pō-k, pō, pōf, pō-s, pō-n, pō-tn, pō-ou* „der meinige, deinige“ etc., *tō-i, tō-k, tō* etc. „die meinige, deinige“, *nou-i, nou-k, nou* etc. „die meinigen, deinigen“ etc. (Steindorff § 54); *pa* (aus **pe-i*), *pe-k, pu* (undeutlich, im boheirischen

Dialekt regelrecht *pe*), *pe-f, pe-s, pe-n, pe-tn, pe-u* „mein (d. h. „der mein", *pe* ist demonstrativ), dein, sein" etc., *ta, te-k* etc. „meine, deine" etc., *na, ne-k* etc. „meine (Plur.), deine" etc. (Steindorff § 55); *peža-i, peža-k, pež-e, peža-f, peža-s, peža-n, peže-tn, peža-u* „ich sprach, du sprachst" etc. (eine nur in geringen Resten erhaltene Flexion; Steindorff § 247), *t-i-sōtm, -k-sōtm, t-e-sōtm, -f-sōtm, -s-sōtm, t-n-sōtm, te-tn-sōtm, -se* (= ägypt. *sn*; Erman § 80) *-sōtm* „ich höre, du hörst" etc. (Steindorff § 255. Der Ursprung des Hülfsworts und vielleicht Hülfsverbs steht nicht fest); *t-i-na-sōtm, -k-na-sōtm, t-e-na-sōtm, -f-na-sōtm, -s-na-sōtm, t-n-na-sōtm, te-tn-na-sōtm, -se-na-sōtm* „ich werde hören" etc. (*na* = kommen; vgl. Steindorff § 256) etc. etc. Nun etwa anzunehmen, daß durch die abweichende Stellung dem *f* in *f-sōtm* „er hört" gegenüber dem in *peža-f* „er sagte" die ursprüngliche Possessivqualität genommen sei, wäre durchaus unbegründet. Die Freiheit dieser Stellung ist vielmehr eine Folge des anreihenden (fragmentarischen) Charakters dieser Sprache, die in dieser Beziehung große Ähnlichkeit mit dem Hottentottischen hat, dessen allerdings nicht possessive, sondern mehr demonstrative Personalsuffixe noch weniger fest gebunden zu sein scheinen. Man vergleiche beispielsweise aus der Erzählung vom Mond, der Laus und dem Hasen (Th. Hahn Die Sprache der Nama S. 57 f., danach auch bei Friedr. Müller Grundr. d. Sprachw. Iɪɪ 21 f. und W. Planert Über die Spr. der Hottentotten und Buschmänner, Mitt. d. Semin. f. orient. Sprachen VIII Abt. III S. 164) *ti-ta* (*ti* = Pronominalstamm, *ta* = Personalsuffix der 1. Pers.) *ra ǁó* „ich pflegen sterben", d. h. „ich pflege zu sterben", *tsī-b !gūn !garù* „und-er gehn vorwärts-kommen", d. h. „und er ging voran", *tareē-ts kha ǒā goú* „was-du denn suchen gehn", d. h. „was suchst du denn?", *mība-ta nī-ga* „verkünden-ich werden-daß", d. h. „daß ich verkünde". Wollte man aber gegen den Possessivcharakter der koptischen sog. Personalsuffixe etwa deren Verwendung als wortbildendes Mittel geltend machen (vgl. *hork-f* „ruhig": *hrok* „ruhen", *čorč-s* „Falle": *čōrč* „jagen" etc., Steindorff § 105 ff.), so dürfte man wohl auf franz. *monsieur* und *madame* hinweisen, die dem *mon* und *ma* ihre Possessivqualität auch nicht geraubt haben. Weit häufiger als ein Nebeneinander von Tat- und Empfindungsverben als gesonderten Kategorien scheint jedoch das der Alleingültigkeit sich annähernde Vorherrschen bald des einen, bald des anderen Typus zu sein oder auch die ausnahmslose Geltung einer be-

stimmten Art. Welcher Typus aber der bevorzugte ist, vermag wohl heute noch niemand zu sagen. Die gewiß vielen sich aufdrängende Neigung, sich für den der Tatverben zu entscheiden, beruht wohl nur darauf, daß die den meisten nahe liegenden und bestdurchforschten Sprachen ihn aufweisen, und wohl noch mehr darauf, daß wahrscheinlich aller Linguisten Muttersprache zur Gruppe dieser Idiome gehört, der dort herrschende Typus also gewissermaßen als etwas Natürliches, Selbstverständliches erscheinen muß. So tief ist aber wohl heute noch niemand in die ganze Welt der Sprachen eingedrungen, daß er, von allen heimischen Vorurteilen frei geworden, einen auch nur halbwegs genügenden Bericht erstatten könnte. Liegt die Sache doch auch nicht gerade auf der Oberfläche. So darf denn auch nicht von mir erwartet werden, daß ich nun eine kurze, zuverlässige Auskunft über die Verbreitung des Typus der Empfindungsverben gebe. Man wird es vielmehr vorläufig für genügend erachten müssen, wenn ich das Vorkommen einer derartigen die ganze Sprache durchziehenden Auffassung auch nur für einige Idiome nachweise oder wenigstens wahrscheinlich mache. Für eine Sprache, das Grönländische, habe ich diesen Versuch schon gemacht (Die Grundbedeutung des grönl. Subjektivs. Sitzungsberichte d. Königl. preuß. Akad. d. Wissensch., phil.-hist. Kl. 1905 S. 280 ff.) und ich möchte das dort Auseinandergesetzte nicht hier wiederholen. Aber es ist vielleicht nicht unangebracht, zur Veranschaulichung des dort Erörterten einen kleinen Text nach meiner Auffassung zu interpretieren, um gewissermaßen die Probe zu machen. Wer mir nicht glaubt und die auf *p* auslautende oder eine ihr syntaktisch gleichgestellte Kasusform für einen Genitiv oder gar für den an die siamesischen Zwillinge gemahnenden transitiven Nominativ + Genitiv hält, mag's dann einmal mit seiner Übersetzung versuchen. Als Textprobe nehme ich ein nicht übermäßig geistvolles, aber echtes, von einem Eingeborenen verfaßtes Stückchen aus der in Grönland erscheinenden Monatsschrift Atuagagdliutit (1899—1900 S. 174), bei dessen Auslegung mich W. Thalbitzer in entgegenkommender Weise unterstützt hat. *Kagssut-it uter-ti-ta-t. Ukioĸ mána sikujâ-ĸ-ing-mat ilerĸu-mig-tut ilimagi-ssa-tik tama-isa ĸagssu-sersorp-ait. Mâni-lo Kulíssa-ne piniartu-t ila-isa avangná-nguavtí-ne Nûgârssung-mik ati-lik nûv-a-gut ĸagssu-serp-ât sivitsoriá-ngi-tsor-dle inu-ata uvdlã-kut taku-sar-amigit agsut narrujũmiv-oĸ napí-tu-p ũmaviga-lugit nutsug-simang-magit, erĸã-le*

ume-ror-tar-niar-dlugo unerrar-ssuaĸ taku-lerp-â ivsingner-tigut: puisse ĸaĸi-ner-ame avá-mu-inaĸ ingerdla-sima-ssoĸ; erng-ĩnar-dlo atuag-dlagp-â, avala-ngâ-tsiar-dluni-le tunung-mut sâ-g-simavoĸ, atuar-dlugo ĸagssu-ser-fi-ne sane-rĸut-dlugo ĸagssuti-ne siumorp-ai manîlartá-ngua-mut nâ-tig-dlugit katag-simag-ai, puissi-lo ivsingner-tigut ĸáĸi-vi-ne unior-dlugo kingu-mut arĸa-simav-oĸ, ĸagssuti-ta-rssua-ne sikup ĸâ-nut katag-dlugit. Imâgdlât inu-ata kingu-mut niví-ngar-amigit pig-ssar-siv-fi-gi-ssarp-ai napítor-tí-tar-amigit. D. h. „Masche-n (= Netz) zurückkehren-(ge)mach-t-e“ (*uterpoĸ* „er kehrt zurück“, davon *uter-típâ* „er bringt ihn zurück“, Kleinschmidt Gramm. d. grönl. Sprache, Berlin 1851, § 137, Kleinschmidt Den grønlandske ordbog, Kjøbenhavn 1871, S. 402, 451; davon *uterti-taĸ* „zurückgebracht“, Gramm. § 111, Ordb. S. 450, davon Pl. *utertitat*). Winter diesen Meereis-früh-sehr-nachdem-sein (*siko* „Eis auf dem Meere“, davon *siku-jârpoĸ* „es gibt früh Eis auf dem Meere“, Gramm. § 131, Ordb. S. 423, davon *sikujâ-ĸaoĸ* „es gibt sehr früh Eis auf dem Meere“, Gramm. § 131, Ordb. S. 423, davon *sikujâĸingmat*, 3. Sg. Konj., „nachdem es sehr früh Eis auf dem Meere gegeben“) gewohnheits-weise-wie (*ilerĸoĸ* „Gewohnheit“, davon d. Modalis *ilerĸumik* „üblich“, daran das Suffix *tut* „gleich, wie“, also = „wie üblich“) erwart-et-ihre (*ilimagâ* „er erwartet es“, davon *ilimagi-ssaĸ* „erwartet“, Gramm. § 111, Ordb. S. 450, daran das sog. objektive, d. h. meiner Ansicht nach absolutive reflexive Possessivsuffix der 3. Pers. Pl. *-tik*, also = „ihre erwarteten“ näml. Maschen, Netz) Allheit-ihrer (*tamaĸ* + sogen. Subj., d. h. meiner Ansicht nach dativ. Nominalsuffix *-isa*, also „sie alle“, eigentlich „ihnen allen“) Maschen-Auswerfung-Bedienung-ihre-ihre (*ĸagssuserpoĸ* „er wirft das Netz aus“ von *ĸagssutit* „Netz“, *ĸagssuser-sorpoĸ* „er bedient sich des Netzauswerfens“, Gramm. § 128, Ordb. S. 453, davon d. sog. Transitiv 3. Pl. Ind. mit Suffix d. 3. Pl., also „sie warfen sie, nämlich die Maschen, das Netz, aus“). Hier- und Jakobshavn-in Seehundsfänger (Plur.) Teil-ihrem (d. h. „einigen“) Nord-klein-unser-in (d. h. „im Norden nicht weit von uns“) Nûgârssoĸ (nom. propr.) -mit Namen-versehn (*ateĸ* „Name“ + Suffix *-lik*, Gramm. § 121, Ordb. S. 428) Landspitze-seiner-nach (d. h. „nach seiner, nämlich des Landes [Land-]spitze“) Maschen-Auswerfung-ihre-ihre (d. h. „sie warfen das Netz aus“) dauern-noch-nicht-welches-aber (*sivitsorpoĸ* „es dauert lange“, davon *sivitso-riarpoĸ* „es fängt an lange zu dauern“, Gramm. § 130, Ordb. S. 441, davon *sivitsoriá-ngilaĸ* „es fängt nicht an lange zu dauern,

währt nicht mehr lange", davon *sivitsoriángi-tsox* „das was nicht mehr lange währt", Gramm. § 111, Ordb. S. 453, + *le* „aber", demnach = „aber nicht lange nachher") Besitzer-ihrem Morgen-gegen Erscheinung-pflegen-weil + sie + sein (d. h. „weil sie, die Maschen, ihm zu erscheinen pflegten", „weil er es, nämlich das Netz, zu sehn pflegte"; *takuwâ* „er sieht es", davon *taku-sarpâ* „er sieht es mehrmals", Gramm. § 131, Ordb. S. 450, davon 3. Sg. Konj. mit Suff. d. 3. Plur.) sehr Ärger-Stimmung-seine Umgarn-t-em lebendig-werden-d + ihr + sein (*ûmavox* „er ist lebendig", davon *ûmavigâ* „er bewegt es", davon der sog. Infin. „bewegend" mit Suffix d. 3. Plur., auf „Netz" bezogen) Ruck-schon-weil + ihr-sein (*nutsugpâ* „er zieht es mit einem Ruck zurück", davon *nutsug-simawâ* „er hat es mit einem Ruck zurückgezogen", Gramm. § 130, Ordb. S. 447, davon 3. Sg. Konj. mit Suff. d. 3. Plur. = „weil er, nämlich der gefangene Seehund, es, nämlich das Netz, ruckweise zurückzog") Umgebung + seine-aber erscheinen-starr-wiederholt-versuchen-d + ihr-sein (d. h. „wiederholt auf sie, nämlich die Umgebung zu starren strebend", *umerpâ* „er sieht auf etwas hin", davon *ume-rorpâ* „er starrt auf etwas", davon *umeror-tarpâ* „er starrt wiederholt auf etwas", Gramm. § 131, Ordb. S. 450, davon *umerortar-niarpâ* „er sucht wiederholt auf etwas hinzustarren", Gramm. § 130, Ordb. S. 436, davon d. sog. Infin. 3. Sg. mit Suff. d. 3. Sg.) Spur-große Erscheinen-Versehn-ihr-sein (= „er versieht sie, nämlich die Spur, mit Sehn", „er macht sich daran, sie zu sehn", *takuvâ* „er sieht es", davon *taku-lerpâ* „er macht sich daran, es zu sehn", Gramm. § 128, Ordb. S. 428) Eisbruch-über. Seehund Hinaufklettern-wohl + sein + sein (d. h. „da er wohl hinaufgeklettert war") Umgebung-zufort (d. h. „vom Land weg") fortbewegen-schon-welcher; sofort-nur-und folgen-ein Weilchen-ihr + sein (d. h. „folgt er ihr, nämlich der Spur, ein Weilchen", Gramm. § 131, Ordb. S. 452) fortgehn-sehr-ziemlich-d-aber (d. h. „aber ziemlich weit fortgehend") Rückseite-zu (= „zurück") Vorderseite-wenden-schon-sein (d. h. „hat sich umgewandt", *sâgpox* „er wendet sich um" zu *sâ* „Vorderseite" + Suffix *-simavox* Gramm. § 130, Ordb. S. 447) folgen-d + ihr + sein (d. h. „ihr, nämlich der Spur, folgend") Maschen-Auswerfungs-Ort-sein Seite-bewegen-d + sein + sein (d. h. „sich entlang bewegend") Maschen-seine Begegnung-ihre-seine Unebenheit-kleiner-an (d. h, „an einem kleinen Eisstück") Endemachen-d + ihr-sein (d. h. „es, das Netz, an sich heranziehend", *nâvâ* „er beendet es", davon *ná-típâ* „er macht es beenden",

Gramm. § 137, Ordb. S. 451, davon 3. Sg. Inf. mit Suffix d. 3. Plur., auf Netz bezogen) Fallen-Lassen-schon-ihr + sein (d. h. „er hatte es fallen lassen", Gramm. § 130, Ordb. S. 447) Seehund-und Eisbruch-über Hinaufkletterns-Ort-sein verfehlen-d + sein-sein (d. h. „ihn, den Hinaufkletterungsort, verfehlend") Rückseite-zu (= „zurück, wieder") Hinabsteigen-schon-sein (Gramm. § 130, Ordb. S. 447) Maschen-eigene-große-seine (dem) Eise (seiner) Oberfläche-auffallen lassen-d + ihr-sein (d. h. „es, das Netz, fallen lassend"). Übrigens Besitzer-ihrem Rückseite-zu festhalten-wiederholt-weil + sein + sein (d. h. „da er sich daran, nämlich an diesen Platz, zu halten pflegte") haben-zukünftigen-Antreffens-ort-haben-wiederholt-ihr + sein (d. h. „pflegte es, nämlich das Netz, zum Ort des Antreffens des zukünftigen Habens zu haben", *pe* „Ding", davon *pigâ* „hat es", davon *pigssavâ* „wird etwas haben", Gramm. § 130, Ordb. S. 446, davon *pigssar-sivâ* „trifft das zukünftige Haben an", Gramm. § 128, Ordb. S. 448, davon *pigssarsiv-fik* „Ort des Antreffens des zukünftigen Habens", Gramm. § 116, Ordb. S. 459, davon *pigssarsivfi-gâ* „er hat ihn zum Ort des Antreffens des zukünftigen Habens", Gramm. § 122, Ordb. S. 417, davon mit Suffix d. 3. Pl. *pigssarsiv-figi-ssarpai* „er pflegt sie zum Ort des Antreffens des zukünftigen Habens zu haben", Gramm. § 106, Ordb. S. 449) Netzgefang-en-machen-wiederholt-weil + ihr + sein (d. h. „da er sie, die Seehunde, zu Netzgefangenen zu machen pflegte", *napítortaĸ* „im Netz gefangen", davon *napítor-típâ* „er macht ihn zum Netzgefangenen", Gramm. § 137, Ordb. S. 451, davon *napítortí-tarpâ* „er pflegt ihn zum Netzgefangenen zu machen", Gramm. § 131, Ordb. S. 450, davon d. 3. Sg. Konj. mit Suffix d. 3. Plur.). In etwas freierer, unserer subjektiven Verbalform sich bedienender Übersetzung würde das Ganze nach meiner Auffassung also etwa folgendermaßen darzustellen sein: „Das zurückgekehrte Netz. Nachdem es diesen Winter sehr früh Eis gegeben, flogen wie über allen ihre erwarteten Netze aus. Auch hier in Jakobshaven flog einigen Seehundsfängern nördlich nicht weit von uns bei der Nûgarsoĸ benannten Landspitze das Netz aus, aber kurz nachher, als es seinem Besitzer am Morgen erschien, fühlte er sich sehr zum Ärger gestimmt. Indem es dem Umgarnten in Bewegung geriet, da es ihm ruckweise zurückging, fing ihm (dem Fänger), dessen Blick sich seine Umgebung wiederholt starr aufdrängte, auf dem Eisbruch eine große Spur an zu erscheinen, da der Seehund wohl hinaufgeklettert war und sich vom Land weg bewegt hatte.

Sofort ging sie (die Spur) ihm (dem Fänger) ein Weilchen voran, aber er (der Seehund) hatte sich ziemlich weit fortgehend umgewandt, und ihm (dem Fänger), von ihr (der Spur) angezogen, an seinen Netzausfliegensort sich entlang bewegend begegnete sein Netz an einem kleinen Eisstücke, wo es ihm (dem Seehund) beim an ihn Herangehn entfallen war; und der Seehund, dem auf dem Eisbruch sein Hinaufkletterungsort entging, war wieder hinabgestiegen, indem ihm sein (des Fängers) eigenes großes Netz auf der Eisoberfläche entfiel. Übrigens wurde es (das Netz) seinem Besitzer, da er (der Fangort) ihm (dem Fänger) ein dauernder Halt wurde, ein dauernder Ort des Begegnens zukünftigen Inbesitzkommens, da sie (die Seehunde) ihm dauernd zu Netzgefangenen wurden.“ Dieser für die idg. Auffassung im eigentlichen Sinne verdrehten Übersetzung mag nun endlich noch eine freie, den Sinn erklärende Übertragung in normales Deutsch folgen, um die letzten Zweifel zu beseitigen: „Das zurückgebrachte Netz. Nachdem es den Winter sehr früh Eis gegeben, warfen wie gewöhnlich alle, von denen man es erwarten konnte, ihr Netz aus. Auch hier bei Jakobshavn warfen einige von den Fängern an der Landspitze ein wenig nördlich von uns mit Namen Nûgarsoĸ das Netz aus. Als aber kurze Zeit nachher am Morgen sein Besitzer nachsah, empfand er großen Ärger, da das gefangene Tier sich fortbewegend das Netz mit kleinen Rucken weggeschleppt hatte. Anhaltend aufmerksam auf seine Umgebung starrend, erblickte er da auf dem Eisbruch plötzlich eine große Spur. Der Seehund war wohl kinaufgeklettert und hatte sich vom Land fortbewegt. Sofort folgte der Fänger der Spur ein Weilchen, aber der Seehund hatte sich, nachdem er ziemlich weit fortgegangen, umgewandt, und als der Fänger der Spur folgte, kam er an die Stelle, wo er sein Netz ausgeworfen hatte, und traf es dort an einem kleinen Eisstücke, wo der Seehund es beim Heranziehn hatte fallen lassen. Und der war, nachdem er auf dem Eisbruch die Stelle, wo er heraufgeklettert war, verfehlt hatte, wieder untergetaucht und hatte sein großes Netz auf der Eisfläche fallen lassen. Übrigens machte der Besitzer des Netzes (oder der Grönländer) später wieder Gebrauch von ihm, sich an die Stelle haltend, indem er Seehunde mit ihm erbeutete.“ Verschiedenes, was der grönländischen Konstruktion ähnlich zu sein scheint und es stellenweise vielleicht auch ist, z. B. die Ausdrucksweise der **australischen** Sprachen, muß ich vorderhand noch von der Betrachtung ausschließen, da ich

noch nicht zu einer mich befriedigenden Klarheit darüber gelangt bin. Nur das darf ich wohl unbedenklich kurz andeuten, daß die baskische Verbalauffassung der grönländischen nicht gleichgestellt werden darf, und zwar deshalb nicht, weil der Typus der Empfindungsverben dort neben dem der passivisch aufgefaßten Tatverben in geringerem Umfang vorkommt (vgl. H. Schuchardt Baskische Studien I 44), die normale Ausdrucksweise also doch wohl etwas anderes ist. Sollte aber auch meine Deutung des grönländischen Verbs falsch sein, so würde die Ähnlichkeit mit dem Baskischen doch noch ausgeschlossen bleiben. Denn zum Instrumental, der im baskischen *k*-Kasus vorliegt, wird man den grönländischen *p*-Kasus doch hoffentlich nicht stempeln wollen (ich erlaube mir vorsichtshalber daran zu erinnern, daß dessen Rolle schon durch den sogenannten Modalis besetzt ist), mit der Benennung Transitivus (C. C. Uhlenbeck KZ. XXXIX 600, dessen Karakteristick der baskische grammatica, Verslagen en Mededeelingen d. Kon. Akad. v. Wetenschappen, Afd. Letterkunde, 4e Reeks, Deel VIII 29 ff.) aber scheint mir zunächst nicht mehr gewonnen zu sein als ein die Verschiedenheit verdeckender Name. Und das ist wohl schlimmer als nichts. Es sei nun nur noch eine Sprache als Beispiel für den Typus der Empfindungsverben angeführt, bei der freilich die Sache ein wenig verschleiert ist, die ich aber gerade deshalb für lehrreich halte, die aztekische. Die Darlegung der Satzbildung dieses Idioms, die Wilh. v. Humboldt in § 17 seines Werkes „Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts“ geliefert hat, ist, soviel man auch an der weiteren Ausführung des Bildes gearbeitet hat, für die Grundauffassung dieses merkwürdigen Sprachtypus doch bis heute maßgebend geblieben oder, vorsichtiger geredet, noch immer nicht angefochten worden. Nach dieser allem Anschein nach also noch herrschenden Auffassung verbindet sich mit dem aztekischen Verb, von den Formen für die dritte Person abgesehn, stets ein Subjektivpräfix, und zwischen beide tritt, wenn die Bedeutung des Verbs es zuläßt, auch noch ein Ausdruck des Objekts im weitesten Sinne, sei's ein Nomen oder ein Pronomen, also um die schon von Humboldt gegebenen, die einfachsten Fälle betreffenden Beispiele zunächst beizubehalten, *ni-nemi* „ich lebe“, *ni-naka-kwa* „ich-Fleisch-esse“, *ni-k-kwa in naka-tl* „ich-es-esse das Fleisch“ (die Schreibung reguliere ich in allen Fällen nach dem Muster von Misteli Charakteristik der

hauptsächlichsten Typen des Sprachbaus S. 112). Der nominale Charakter des sogenannten Verbs ist dabei allerdings keineswegs verkannt worden. Schon Steinthal weist ausdrücklich darauf hin, daß ein *ni-nemi* streng genommen nur soviel heiße wie „ich-lebender". Aber der subjektive Charakter des Präfixes *ni*, der objektive des Infixes *k* gilt, wie es scheint, als ausgemacht (vgl. H. Steinthal Charakteristik d. hauptsächl. Typen des Sprachbaues, Berlin 1860, S. 202—220; F. Misteli Charakteristik etc., Berlin 1893, S. 112—135; Fr. Müller Grundr. d. Sprachw. II1, Wien 1882, S. 260—270; Heinr. Winkler Zur Sprachgeschichte, Berlin 1887, S. 48; James Byrne General Principles of the Structure of Language[2] I, London 1892, S. 189—192). Dieser Auffassung scheinen mir nun aber doch jene Verbalausdrücke zu widersprechen, deren angebliches Objektivinfix dieselbe Person bezeichnet, die durch das sogenannte Subjektivpräfix angedeutet wird, wie *ni-no-jollalia* „ich-mich-freue" (Fábulas de Esopo en idioma mexicano publ. p. el Dr. Antonio Peñafiel, México 1895, S. 10; die Übersetzung zunächst in Anpassung an die geltende Auffassung), *ni-mits-no-tlazoti-lia* „ich-dich-mich-liebe-für" = „ich liebe dich für mich": „ich liebe dich" als Reverentialausdruck (Sacrificio de Isaac, auto en lengua mexicana escrito en año 1678 trad. p. Francisco del Paso y Troncoso, Florencia 1899, S. 12), *o-ni-no-matia* „(Augment)-ich-mir-wußte" (Fabulas S. 10), *ti-mo-nimi-ltia* „du-dich-leben-machst": „du lebst" (Sacrificio S. 9), *ši-mo-tšoki-li* „du (vor Imperativen, Adhortativen, sonst *ti-*)-dich-weinest-für": „du mögest weinen" (Sacrificio S. 9), *o-mo-mawti* „(Augment)-sich-fürchtete" = „er fürchtete sich" (Fabulas S. 8), *o-netš-mo-nawati-li* „(Augment)-mir-sich-befahl-für": „er hat mir befohlen" (Sacrificio S. 17), *ti-to-mawti-z-ke* „wir-uns-fürchten-werd-en" (Fabulas S. 22), *ti-to-zepan-awi-ltia* „wir-uns-einander-spielen-machen" = „wir spielen miteinander" (Sacrificio S. 11) *an-mo-tlali-z-ke* „ihr-euch-setzen-werd-et" (Luk. 22, 30), *o-mo-kniwtlake* „(Augment)-sich-verbündeten" = „sie verbündeten sich" (Fabulas S. 22) etc. Denn von diesen angeblichen Objektsinfixen stimmen die für die 1. und 2. Person genau mit den Possessivpräfixen überein, und das legt doch wohl den Gedanken sehr nahe, daß auch das Infix für die 3. Person einst ein Possessivpronomen, die ganze Konjugation also auch wenigstens in früherer Zeit einmal eine possessive war. Vgl. *no-jaouh* „mein Feind" (Fabulas S. 17), *in mo-nān* „die deine-Mutter" (Alonso de Molina Confessionario mayor en la lengua Mexicana y Castellana, Mexico

1578, S. 31), *to-tlatol* „unser-Wort“ (Fabulas S. 22), *amo-tšan* „euer-Haus“ (Sacrificio S. 19) etc. und auch Wendungen wie *ši-mo-kal-aki-tsino* „du mögest eintreten“ (Sacrificio S. 10), bei denen es auch auf Grund der herrschenden Ansicht kaum zu entscheiden ist, ob es heißt „du-dir-Haus-eintreten-geruhest“ oder „du-dein-Haus-eintreten-geruhest“. Das Possessivpronomen der 3. Person weicht nun allerdings ab. Vgl. *i-toka* „sein-Name“ (Luk. 1, 5), *im-itškawān* „ihre-Schafe“ (Luk. 2, 8) etc. Wegen der Gleichheit der Konstruktion wird man jedoch, wenn man in den angeblichen reflexiven Objektivinfixen für die 1. und 2. Person Possessivinfixe erkannt hat, die für die 3. Person entsprechend deuten müssen, und es liegt nahe anzunehmen, daß dem *mo* = lat. suus einst ein *i* = eius gegenübergestanden hat, das allmählich das reflexive Possessivpronomen verdrängt hat. Die Gleichheit der Konstruktion, des Dauerhaftesten in der Sprache, weist nun aber weiterhin auch noch darauf, einen einstigen Possessivcharakter auch für diejenigen Infixe anzunehmen, die zur Bezeichnung eines anderen als der durch das sogenannte Subjektivpräfix angedeuteten Person dienen, d. h. für *nētš* „mich, mir“, *mits* „dich, dir“, *k ki* „ihn, ihm“, *tētš* „uns“, *amētš* „euch“ und *kin* „sie, ihnen“. Vgl. *ti-nēts-ilwia* „du-mir-sagst“ (Fabulas S. 11), *ni-mits-itta* „ich-dich-sehe“ (Sacrificio S. 11), *ni-k-mati* „ich-es-weiß“ (Fabulas S. 29), *o-ti-tētš-mo-tšiwi-li* „(Augment)-du-uns-dich-schufst-für“: „du schufst uns für dich“ = „du hast uns zu erschaffen geruht“ (Sacrificio S. 9), *amētš-matšio-maka-z* „euch-Zeichen-geben-wird“ (Luk. 2, 12), *o-kin-ittake* „(Augment)-sie-sahen“ (Fabulas S. 33). Man darf demnach vielleicht vermuten, daß sich ursprünglich zwei Reihen von Possessivpronomen gegenüberstanden, eine demonstrative *nētš*, *mits* etc. und eine reflexive *no, mo* etc., wofür man auch noch den Umstand geltend machen darf, daß das Pronomen *kin* der 3. Plur. in bestimmten Fällen durch das possessive *in* (*im*) ersetzt wird, nämlich dann, wenn schon ein Pronomen derselben Reihe vorhanden ist. Vgl. darüber Misteli Charakteristik S. 119: *ši-nētš-in-maka in mo-tōtolwān ni-mits-im-pieli-z* „du-mir-sie-gib die deine-Hühner, ich-dir-sie-bewahren-werde“, d. h. eigentlich „du-mir-ihr-geben“ etc. Vgl. *im-itškawān* „ihre Schafe“ (Luk. 2, 8) mit *kin-namaka-z* „sie-verkaufen-wird“ (Fabulas S. 29). Das, was im aztekischen Satze unserem Objekt, daneben aber auch unserem Attribut, entspricht, ist also ursprünglich allem Anschein nach nur letzteres gewesen, das unser Objekt andeutende Pronomen war possessiv wie in

nicht wenigen anderen Indianersprachen. Eine Wendung wie *ni-mits-itta* „ich-dich-sehe“ scheint also richtiger in ein Subjekt *ni* und ein Prädikat *mits-itta* zu zerlegen zu sein und mit den sogenannten intransitiven Verben wie *ni-tšoka* „ich-weine“ (Sacrificio S. 10) und der bloßen Nebeneinanderstellung von Pronomen und Nomen wie *ti-i-kone* „du-mein-Sohn“ = „du bist mein Sohn“ (Luk. 4, 3) auf einer Linie zu stehn. Von einem Verb darf in solchen Fällen aber eigentlich überhaupt nicht geredet werden. Nur der Zusammenhang entscheidet darüber, wie es in unseren idg. Sprachen auszudrücken ist. Die beliebte Behauptung, daß jedes Nomen durch Vortritt der konjunkten Subjektivpräfixe in einen Verbalausdruck verwandelt werde, ist selbst dann falsch, wenn man unter dem Verbalausdruck ein Prädikatsverhältnis im allgemeinen versteht. Vgl. z. B. *ši-kaki in-ti-te-nān* „du höre, o-du-jemandes-Mutter“ = „höre, Mutter“ (Sacrificio S. 14), was man doch beim besten Willen nicht als „du-höre die-du-(bist)-jemandes-Mutter“ denken kann. Denn Isaak redet zu seiner eigenen Mutter und denkt gewiß nicht daran, ihr die Mutterschaft auf so merkwürdige Art zu bestätigen. Um nun die Grundbedeutung eines *itta* in *ni-mits-itta* „ich sehe dich“ klarzustellen, seien einige Beispiele aus einer Sprache zum Vergleich herangezogen, in der ein formal gleichartiger Vorgangsausdruck verwandt wird, und zwar aus dem Pokonchí. *ti-vu-il* „ich sehe dich“ (Otto Stoll Die Maya-Sprachen der Pokomgruppe I, Wien 1888, S. 65) heißt wörtlich übersetzt „du-mein-Sehn“, wie ein Vergleich mit *ti-vuirik'* „du schläfst“ (Stoll S. 61) und *vu-abaχ* „mein Stein“ (Stoll S. 22) zeigt, *in-vu-il* „ich sehe ihn“ (Stoll S. 65) heißt eigentlich „er-mein-Sehn“ (vgl. *in-vuirik'* „er schläft“, Stoll S. 61), *kin-avu-il* „du siehst mich“ (Stoll S. 65) heißt „ich-dein-Sehn“ (vgl. *kin-vuirik'* „ich schlafe“, Stoll S. 61, und *avu-abaχ* „dein Stein“, Stoll S. 22), *koχ-k'-il* „sie sehen uns“ (Stoll S. 65) heißt eigentlich „wir-ihr-Sehn“ (vgl. *koχ-vuirik'* „wir schlafen“, Stoll S. 61, und *k'-abaχ* „ihr Stein“) etc. Stellt man diesen Formen nun die anscheinend gleichgebildeten aztekischen gegenüber, so zeigt sich eine bemerkenswerte Abweichung des Sinns. Das dem *ti-vu-il* „du-mein-Sehn“ hinsichtlich der Stellung der Pronomina entsprechende aztekische *ti-nētš-itta* heißt nicht „ich sehe dich“, sondern „du siehst mich“, das dem *kin-avu-il* „ich-dein-Sehn“ entsprechende aztekische *ni-mits-itta* heißt nicht „du siehst mich“, sondern „ich sehe dich“ etc. Mithin ist *-nētš-itta* nicht als „mein Sehn“, sondern als „mein Erscheinen“ zu

verstehn, das angebliche Subjektivpräfix infolgedessen als ein Kasus des Ziels, dem unser Dativ wohl am nächsten kommt. Für diese ursprünglich dativische Bedeutung der sogenannten Subjektivpräfixe spricht zudem auch wohl noch deren Gebrauch in Verbindung mit der Form auf *-lo,* die in den Grammatiken als Passivum bezeichnet wird, in Wahrheit aber wohl eine adjektivische Ableitung ist. Vgl. *in itškitš-itta-lo* „das All-sicht-bare" (Sacrificio S. 9), *in amo-itta-lo* „das Unsicht-bare" (Sacrificio S. 9), *in itta-lo iwan in amo-itta-lo* „das Sicht-bare und das Unsicht-bare" (Sacrificio S. 12) etc. So steht Luk. 1, 45 für „dir wurde gesagt" *o-ti-ilwi-lo-k* (nach der herrschenden Auffassung = (Augment)-du-sagen-(Passivendung)-(Praeteritalendung), wofür man, wenn *ni-mits-ilwia* (Luk. 23, 34) wirklich „ich-dir-sagen" hieße, doch ein **o-mits-ilwi-lo-k* erwarten sollte. Daß der Dativ aber auch gleichzeitig als Absolutiv fungiert (*ni no-piltsin* „mir-[ich] dein-Sohn" = „ich bin dein Sohn") hat nichts Auffälliges. Man denke nur an das franz. *moi, toi, lui* usw.

Wenn eine derartige Darstellung von Vorgängen durch den Gegensatz zu der uns näherliegenden („dem Manne erscheint der Hund": „der Mann sieht den Hund") nun auch an eine passivische Darstellung erinnert, so bedarf's doch keiner langen Ausführung, daß sie ihr deshalb noch nicht gleichgestellt werden darf. Bei einer Ausdrucksweise wie „der Hund wird vom Manne gesehn" wird der Hund allerdings zum Ausgangspunkte der sprachlichen Darstellung gemacht, genau wie in dem Satze „der Hund erscheint dem Manne", aber man bleibt dabei doch der Ansicht, daß der Ausgangspunkt der tatsächlich verlaufenden Handlung, der Urheber derselben der Mann sei. Aktivum und Passivum haben mit der Verschiedenheit der Tat- und Empfindungs-verben nichts zu tun, und es wäre nicht undenkbar, daß auch von letzteren ein Passivum gebildet werden könnte. Bekannt ist mir eine solche Bildung jedoch nicht. Bei der wundersamen Konstruktion der Sprache von Encounter-Bay, bei der der Ausgangspunkt des Vorgangs durch einen Instrumental, das Ziel durch einen Objektskasus, also eine Art Akkusativ, angedeutet wird, könnte man vielleicht auf die Vermutung kommen, ein passivisch gewendetes Empfindungsverb vor sich zu haben. Diese Deutung würde aber doch auf nicht geringe Schwierigkeiten stoßen, und ich möchte die Vermutung wagen, daß es sich vielmehr um eine Konstruktion handelt, bei der wie beim chin. *yū³ ko lang²* „haben Stück Wolf" (= „es war einmal ein Wolf") etc.

der Ausgangspunkt überhaupt nicht angedeutet wird, also eine Art Impersonale vorliegt. Die in Frage kommende Konstruktion, z. B. *korn-il lak-in mäme* „Mann-durch durchbohren-(Präsenssuffix) (den) Fisch" („den Fisch", weil beim Pronomen ein Objektskasus vorhanden ist, der hier eintreten würde) wird in der Regel als eine passivische Wendung aufgefaßt (Fr. Müller Grundr. der Sprachw. II1 56, Heinr. Winkler Zur Sprachgeschichte, Berlin 1887, S. 77 u. S. 134) und das offenbar wegen des Gegensatzes zu der Ausdrucksweise *korne lagel-in mäm-il* „Mann durchbohren-(Präsenssuffix) Fisch-durch": „der Mann durchbohrt den Fisch". Der Gegensatz von *lagel-* und *lak-*, auf den übrigens Fr. Müller gar nicht aufmerksam macht, könnte wie auch *ngold (kel-ar ngold-un* „die Hunde beißen"): *ngolk- (ngolk-ur-an-el* „ich wurde durch ihn gebissen") natürlich Ausdruck eines aktivischen und passivischen Stamms sein. Was es aber in Wahrheit ist, läßt sich bei dem spärlichen Material, das Müllers Grundriß für diese Sprache bietet — und anderes steht mir nicht zur Verfügung — nicht entscheiden.

Die zweite Konstruktion hat eine genaue Entsprechung im Chürkilischen, *nu tsama elqulla* „ich Feuern-mit zünde an" = „ich zünde Feuer an" neben *nu-ni tsami adilqulla* „mich-durch Feuer (Nom. Pl.) werden angezündet" (P. K. Uslar Chiurkilinskij jazyk, Etnografija Kavkaza V., Tiflis 1892, § 140), das H. Schuchardt wohl mit Recht als Intransitiv erklärt, an Wendungen wie „mit Steinen werfen" = „Steine werfen" erinnernd (Üb. d. pass. Char. d. Trans. in den kauk. Spr. S. 23). Darf man nun das australische *korne lagelin mämil* ebenso deuten, es etwa als „der Mann bohrt fisch-weise (= am Fisch)" auffassen, so ist es vielleicht auch gestattet, *kornil lakin mäme* durch „es bohrt den Fisch mannweise (= von seiten des Mannes)" zu übersetzen, also anzunehmen, daß in der Sprache von Encounter-Bay nie Ausgangspunkt und Ziel, sondern immer nur eins von beiden angegeben werde. Mehr als eine Vermutung soll das hier Gesagte jedoch nicht sein.

Damit dürften alle aus dem Verhältnis zu Ausgangspunkt und Ziel entspringenden Verschiedenheiten des Vorgangsausdrucks angedeutet sein, die von beiden absehende Schilderung (*bums*, *Feuer*), die den Ausgangspunkt oder das Ziel angebende Darstellung (*vivi-t*, *yu*³ *ko lang*²) und der beides berücksichtigende Ausdruck mit der Doppelheit der Tat- und Empfindungsverben („*ich sehe ihn: er erscheint mir*"), wozu dann noch der Gegensatz aktivischer und passivischer Auffassung tritt, der nur im

ersten Falle ausgeschlossen ist, aber tatsächlich auch wohl nur bei einigen der anderen Fälle zur Entwicklung kommt. Erscheint bei dieser schematischen Darstellung das Passivum als etwas Sekundäres, das Aktivum Voraussetzendes, so soll damit jedoch keineswegs gesagt sein, daß überall, wo ein Passivum festgestellt werden kann, dieses erst als Gegensatz zu einem Aktivum entstanden sei. Es steht selbstverständlich nichts der Annahme entgegen, daß ein Typus wie *der Hund wird vom Manne gesehn* auch ohne vorausgegangenes *der Mann sieht den Hund* entstehen könne, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß dies auch oft genug geschehn ist. Und auch das bedarf wohl keiner ausführlichen Erörterung, daß die angedeuteten verschiedenen Arten des Vorgangsausdrucks nicht überall scharf voneinander getrennt werden, daß die absonderlichsten Berührungen und Vermischungen vorkommen können. Für die Vermengung einer aktivischen Konstruktion mit einer passivischen habe ich schon einige Beispiele aus dem Neuirischen angeführt und auf das Balutschi und Neuindische wenigstens hingewiesen, wo die verschiedene Verwendung des alten Passivpartizips ein interessantes Bild gewährt. Es sind in der letzteren Gruppe, wie es scheint, vier Typen im Gebrauch (vgl. dazu Hoernle A comparative Grammar of the Gaudian Languages, London 1880, § 487): 1. Die rein passivische Konstruktion „Pferd mich-durch losgebundenes“, „Brief mich-durch gelesener“ (marathi *ghoṛā mī̃ sarilā, pothī mī̃ vācilī*, hindi *ghoṛā maĩ-ne chorā, pothī maĩ-ne paṛ-hī*), 2. die aktivische Konstruktion „Pferd (Acc./Dat.) ich losgebundener“, „Brief (Acc.-Dat.) ich gelesener“ (bihari [von Hoernle damals noch eastern hindi genannt] *ghorā-ke maĩ choṛ*^{a}*lõ, pothī-ke maĩ paṛh*^{a}*lõ*, bengali *ghorā-ke āmi choṛilām, pothī-ke āmi paṛhilām*, oriya *ghorā-ku muhi choṛili, pothī-ku muhi paṛhili*), 3. zwei Mischbildungen, und zwar a) „Pferd (Dat./Acc.) mich-durch losgebundener“ (im Sinne eines Neutrums)“, „Brief (Dat./Acc.) mich-durch gelesener“ (im Sinne eines Neutrums) (marathi *ghoṛyā-lā mī̃ soṛilẽ, pothī-lā mī̃ vācilẽ*, braj. *ghoṛā-kaũ maĩ-ne choṛyau, pothī-kaũ maĩ-ne vā̃cyau*, sindhi *ghoṛe-khe mū̃ chorio, pothia-khe mū̃ paṛhio*), b. „Pferd mich-durch losgebundener“ (in Genus und Numerus dem „mich-durch“ angepaßt), „Brief mich-durch geschriebener“ (nepali *ghoṛo maĩ-le choṛiyo, pothī maĩ-le paṛhiyo, ghoṛo strī-le choṛī* „Pferd Frau-durch losgebundene“). Von diesen beiden Mischbildungen steht letztere der des georgischen Aorists sehr nahe, über dessen Wesen erst Schuchardts' schon mehrfach

erwähnte Abhandlung Aufklärung gegeben hat. Während bei dem aktivischen Präsens der Ausgangspunkt des geschilderten Vorgangs durch den Nominativ und das Ziel durch den Dativ angedeutet wird, z. B. *dzaγli st'šams χort'-s-s da pur-s* „(der) Hund frißt Fleisch (Dat.) und Brot (Dat.)" (Nasidze § 28), dient der Nominativ im Aorist zur Bezeichnung dessen, was in der Übersetzung ins Deutsche als Objekt erscheint, und unser Subjekt wird durch einen besonderen Kasus, den Aktivus auf *-man -ma -m* angedeutet, z. B. *deda-m* (Akt.) *dainaχa mt'χowara* (Nom.) „die Mutter erblickte den Bettler" (Nasidze § 22). Es ist also klar, daß im Aorist eine andere Auffassung herrscht, und der Satz *dedam dainaχa mt'χowara* scheint wörtlich „von der Mutter wurde gesehn der Bettler" zu bedeuten. Daß diese Übertragung nun aber auch nicht ganz genau ist, ergibt sich daraus, daß dieser Aorist wie das aktivische Präsens für jede Person eine besondere Form hat. Vgl. *me v-ašeneb* „ich erbaue", *šen ašeneb* „du erbaust", *is ašeneb-s* „er erbaut", *t'šwen v-ašeneb-t'* „wir erbauen", *t'k'wen ašeneb-t'* „ihr erbaut", *isini ašeneb-en* „sie erbauen" mit *me v-ašen-e* „ich erbaute", *šen ašen-e* „du erbautest", *iman ašen-a* „er erbaute", *t'šwen v-ašen-et'* „wir erbauten", *t'k'wen ašen-et'* „ihr erbautet", *imat' ašen-es* „sie erbauten" (Ar. K'ut'at'eladze Pirwel-dat'sqebit'i k'art'uli grammatika S. 90, 91). Der Satz *dedam dainaχa mt'χowara* wäre also ungefähr durch die Wendung „von der Mutter, sie sah ein Bettler" zu veranschaulichen. „Ungefähr" ist hinzuzusetzen, weil es im Georgischen obendrein noch eine Passivbildung gibt, bei der der Urheber der Handlung nicht durch den Aktivus, sondern durch den Genitiv (oder Instrumental) mit der die Herkunft angebenden Postposition *gan* bezeichnet wird, z. B. *iqo χelmt'sip'e ert'i romelisa sak'meni arawisa-gan moigonebian* „es war (einmal) ein Herrscher, dessen Taten von niemand im Gedächtnis behalten werden können" (Saba-Sulχan Orbeliani T'signi sibrdzne-sit'sruwisa . . . gamarebuli N. Mt'wareliswilis mier, Tp'ilisi 1892, S. 3). Eine derartige Passivbildung liegt auch in dem periphrastischen georgischen Perfektum vor, das durch den Vortritt eines dativischen Pronomens seinen Charakter als Empfindungsverb verrät und damit ein gutes Beispiel für den leichten Übergang der einen der beiden Anschauungen in die andere bietet, z. B. *dγes t'šems pirs nat'sili ar m-i-hkarebi-a* „heute meinem Munde Bissen nicht mir-berührt ist", d. h. „mein Mund hat heute keinen Bissen berührt" (Nasidze § 22). Allerdings weicht die präsentische

Passivform für die dritte Person dadurch ein wenig ab, daß der Stammauslaut *i* vor dem *a* (= „ist“) geschwunden ist. „Er wird geliebt“ heißt beispielsw. *i-qareb-a* und nicht **i-qarebi-a*. Schuchardt (Üb. d. pass. Char. S. 78) hat aber schon richtig bemerkt, daß sowohl die Nebenform *i-qarebi-s* „er wird geliebt“ (*s* und *a* sind gleichwertig, beide aus *aris* „ist“ entstanden) wie die Formen für die erste und zweite Person die Entstehung des *i-qareb-a* aus **i-qarebi-a* dartun. Vgl. die Paradigmata aus K'ut'at'eladdz S. 91 u. 115:

me m-i-šenebi-a	mir	mir-(Charaktervokal)-erbaut-ist
šen g-i-šenebi-a	dir	dir-(Charaktervokal)-erbaut-ist
imas u-šenebi-a	ihm	-(Charaktervokal)-erbaut-ist
t'šwen gw-i-šenebi-a	uns	uns-(Charaktervokal)-erbaut-ist
t'k'wen g-i-šenebi-a-t'	euch	dir-(Charaktervokal)-erbaut-ist-(Pluralsuffix)
imat' u-šenebi-a-t'	ihnen	-(Charaktervokal)-erbaut-ist-(Pluralsuffix)
	und	
me w-i-t'serebi	ich	ich-(Charaktervokal)-geschrieben
šen i-t'serebi	du	(Charaktervokal)-geschrieben
is i-t'sereb-a	er	(Charaktervokal)-geschrieben-ist
t'šwen w-i-t'serebi-t'	wir	ich-(Charaktervokal)-geschrieben-(Pluralsuffix)
t'k'wen i-t'serebi-t'	ihr	(Charaktervokal)-geschrieben-(Pluralsuffix)
isini i-t'serebi-an	sie	(Charaktervokal)-geschrieben-sind.

Daß *me* im ersten Paradigma „mir“, im zweiten „ich“ heißt usw., zeigen die Formen der 3. Person und die Nomina. Für die Leichtigkeit, mit der endlich auch Empfindungsverben zu aktivischen Tatverben werden, sind schon Beispiele angeführt worden (*mi-qwar-s* „mir-lieb-ist“: *w-i-qwareb* „ich liebe“ etc.).

Was nun die Mittel zum Ausdruck der hier angedeuteten verschiedenen Arten von Vorgangsausdrücken anbetrifft, so herrscht da, wie es von vornherein zu erwarten ist, eine nur schwer zu übersehende, der ordnenden Darstellung widerstrebende Mannigfaltigkeit. Jeder Versuch, diese vielfältig verwickelten Verhältnisse klarlegen zu wollen, wird geflissentlich von manch Individuellem absehn, einige scharf hervortretende Züge auf Kosten anderer Eigentümlichkeiten noch mehr hervorheben müssen, damit es möglich werde, statt lose aneinandergereihter Beschreibungen von Einzelheiten eine das Ganze wie auf einen Blick aufweisende Anordnung zu schaffen. Einer derartig weiten

Umschau sollte sich nun aber auch der nicht entziehn, dem es in erster Linie um die Beobachtung einzelner Erscheinungen zu tun ist. Denn dieses Isolieren, dieses Herausreißen aus Zusammenhängen, die doch unleugbar vorhanden sind, vermehrt naturgemäß noch die mit jeder Beobachtung und Darstellung schon verbundene Vergewaltigung der Wirklichkeit, deren möglichst unbefangenes, möglichst nur aufnehmendes Erfassen es doch in erster Linie, vor dem Versuch des Erklärens, gilt. So sind denn die Mängel der Gesamtübersicht, mögen sie groß oder klein sein, schlechterdings mit in den Kauf zu nehmen, und es sei mir gestattet darzulegen, welches Bild ich aus einer wie ich glaube vorurteilsfreien Betrachtung möglichst vieler Sprachen gewonnen habe. Ich bemerke ausdrücklich, daß ich nicht den Anspruch erhebe, alles richtig erfaßt zu haben, glaube auch nicht, daß mir dies jemals gelingen wird. Aber da ich mich vorderhand aller Zurückführung auf Ursachen enthalten und nur berichten will, so scheint mir eine Mitteilung der von mir gewonnenen Eindrücke keine Gefahr in sich zu bergen und vielleicht doch von einigem Nutzen zu sein. Auch die Erzählungen der Weltreisenden lassen oft schmerzlich das tiefe Eindringen in den Geist eines Volks vermissen, das nur bei jahrelangem Beobachten von einem einzigen festen Stand aus möglich wird. Aber doch bleibt immer noch etwas für sie zu berichten übrig. Aller Mannigfaltigkeit zum Trotz, die sich bei den Versuchen abspielt, für die Vorgänge der Wirklichkeit einen sprachlichen Ausdruck zu finden, schart sie sich doch, wie mir scheint, zu einigen wenigen durch annähernd gleiche Grundauffassung verbundenen Gruppen zusammen, und wenn ich dabei nicht nur die Mittel des Vorgangsausdrucks ins Auge fasse, sondern mich des Gesamteindrucks erinnere, den die Beobachtung bei mir hinterlassen hat, dann bleibt nur noch eine Doppelheit, die am besten durch die Namen A n r e i h u n g und U n t e r o r d n u n g gekennzeichnet wird. Ich gebrauche beide Ausdrücke in allerweitestem Sinne, worüber ich sogleich genauere Auskunft geben will, etwa in der Umgrenzung, in der Heinrich Winkler Zur Sprachgeschichte, Berlin 1882, S. 245 ff. sie verwendet, mit dessen Anschauungen ich vielfach übereinstimme, durch dessen Darlegung ich vielleicht auch nicht wenig beeinflußt worden bin, auf der meine Auffassung jedoch auf keinen Fall im eigentlichen Sinne beruht. Denn so schwer es auch ist, genaue Rechenschaft darüber abzulegen, welchen Einflüssen man unter-

legen ist, das weiß ich ganz genau, daß ich, als ich Winklers Buch zum erstenmal las, den Eindruck des fast Selbstverständlichen gewann, womit ich das Werk nicht etwa herabsetzen will — ich schätze es noch immer als ein geradezu bedeutendes Werk — womit ich vielmehr nur andeuten möchte, daß sich bei mir schon eine aus unmittelbarer Beobachtung der Sprachen erwachsene Anschauung gebildet haben mußte, mit der ich Winklers Ausführungen entgegenkommen konnte. Den Charakter der Anreihung im weitesten Sinne sehe ich in den Sprachen, die man als anreihende (im engeren Sinne) und stammisolierende bezeichnet hat (vgl. F. Misteli Charakteristik der haupts. Typen des Sprachbaues, Berlin 1893, S. 99 ff.), die ich in weitgehender Übereinstimmung mit James Byrne (General Principles of the Structure of Language, London 1892) für den Ausdruck eines lebhaften, sanguinischen oder cholerischen Temperaments halte (vgl. F. N. Finck Die Klassifikation der Sprachen, Marburg 1901), die man vom geographischen Gesichtspunkt, wenn man's nicht allzu genau nimmt, kurz die Sprachen Afrikas und Ozeaniens nennen kann. Den Charakter der Unterordnung dagegen sehe ich in den sogenannten agglutinierenden und einverleibenden Sprachen, die ich für die Idiome der Phlegmatiker und Melancholiker unter den Völkern der Erde halte, deren Heimat Asien und Amerika ist. Von den natürlich auch vorhandenen Übergangsformen muß vorläufig abgesehen werden. Einen nicht zu mißdeutenden greifbaren Ausdruck findet diese Verschiedenheit meist in der Stellung des Attributs, die freilich keineswegs allein entscheidet, aber kurz besprochen werden mag, weil ihre Bedeutung sich an naheliegenden einfachen Beispielen erläutern läßt. Voranstellung eines attributiven Adjektivs, um diesen Fall allein ins Auge zu fassen, ist Unterordnung, weil es für den Hörer unbedingt und bis zu einem gewissen Grade auch für den Sprecher erforderlich ist, einen solchen nur annähernd klaren Lautkomplex festzuhalten, bis das folgende Substantiv die Mehrdeutigkeit beseitigt, eine Arbeit, die zuweilen recht groß sein kann. Die appositionelle Anreihung hat dieses Zusammennehmen der Gedanken nicht nötig, sie gesellt Gleiches zu Gleichem, kaleidoskopartig immer neue kleine Bilder anfügend. Man vergleiche die Ausdrucksweisen *ein kleines weißes zierliches lebendiges Kätzchen* und *ein Kätzchen, ein kleines, weißes, zierliches, lebendiges* und wird dem Gesagten zustimmen. Die hierdurch jedoch nur angedeutete jeweilige Grundauffassung durchzieht aber naturgemäß immer

die **gesamte** Sprache, und um diesen tiefgreifenden Unterschied anschaulich zu machen, mögen ein paar charakteristische Texte mit Erläuterung vorgelegt werden. Das großartigste Beispiel für einen unterordnenden Sprachbau scheint mir das **Eskimoische** zu bieten. Da aber schon eine Probe aus dem zu dieser Gruppe gehörenden Grönländischen gegeben worden ist, will ich davon hier absehn und zur Ergänzung eine kleine **türkische** Erzählung vorlegen. Einige Bemerkungen zur Grammatik (nach A. Wahrmund Prakt. Handb. d. osmanisch-türkischen Sprache[3], Gießen 1898 und A. Müller Türk. Gramm., Berlin 1889), doch unter Beschränkung auf das notwendigste, mögen vorangehn. Von Lauteigentümlichkeiten hat die Unterscheidung von gutturalen Vokalen, nämlich *a, o, u, y* (ein mit der Lippenstellung des *i* gesprochenes *u*, Bell-Sweets' „high-back-narrow") und Palatalen, nämlich *e, ö, ü, i* Bedeutung für die ganze Sprache, da beim Antritt von Suffixen deren Vokal derselben Reihe angehören muß wie der des Stammes, wozu noch die weitere Beschränkung kommt, daß nach *o* und *u* statt eines *y* ein *u* eintreten muß und entsprechend nach *ö* und *ü* statt eines *i* ein *ü*. So kommt's, daß durchgehends mehrere Suffixe mit verschiedenem Vokalismus gleichwertig nebeneinander stehn, bald zwei, wie beispw. *-lar* bezw. *-ler* zur Bezeichnung des Pluralis (*daγ-lar* „Berge", *ok-lar* „Pfeile", *kuš-lar* „Vögel", *kyz-lar* „Mädchen", aber *ev-ler* „Häuser", *göz-ler* „Augen", *gün-ler* „Tage", *it-ler* „Hunde"), bald auch vier, wie beispielsw. die Genitivsuffixe *-yn, -in, -un, -ün (daγ-yn, ok-un, kuš-un, kyz-yn, ev-in, göz-ün, gün-ün, it-in)*. Für das Nomen und Pronomen kommen Plural-, Kasus- und Possessivsuffixe in Betracht, 1. Pluralsuffixe: *-lar, -ler* (den Kasussuffixen vorausgehend). 2. Kasussuffixe: für den bestimmten Akkusativ *-y, -i, -u, -ü* (mit Einschub von *j* beim Zusammentreffen zweier Vokale. Der unbestimmte Akk. = Stamm), für den Genitiv *-yn, -in, -un, -ün* (nach Vokalen *-nyn, -nin, -nun, -nün*), für den Dativ *-a, -e* (mit Einschub von *j* beim Zusammentreffen zweier Vokale), für den Ablativ *-dan, -den*, für den Lokativ *-da, -de*. 3. Possessivsuffixe (dem Pluralsuffix folgend, dem Kasussuffix vorangehend) „mein" *-ym, -im, -um, -üm* (nach einem Vokal *-m*), „dein" *-yn, -in, -un, -ün* (nach einem Vokal *-n*), „sein" *-y, -i, -u, -ü* (nach Vokalen *-sy, -si, -su, -sü*), „unser" *-ymyz, -imiz, -umuz, -ümüz* (nach Vokalen *-myz, -miz, -muz, -müz*), „euer" *-ynyz, -iniz, -unuz, -ünüz* (nach Vokalen *-nyz, -niz, -nuz, -nüz*),

„ihr“ *-lar-y*, *-ler-y* (Pluralsuffix + Possessivsuffix der 3. Sg.). Beim Verb ist die reiche Entwicklung von Artstämmen (Reflexivum, Reziprokum, Kausativum, Passivum, Impossibilitivum etc. etc.) beachtenswert, braucht aber hier nur kurz andeutend berührt zu werden. Hinsichtlich des rein Lautlichen bemerke ich, daß die in runden Klammern stehenden Vokale bei Zusammentreffen mit einem andern ausfallen, das *<j>* nur zwischen Vokalen als Übergangslaut erscheint, *d* in eckigen Klammern meist nach *t*, *tš*, *š*, *γ* und *k* mit vorausgehendem gutturalen Vokal schwindet. Vom Grundstamm wie *ko-mák* „setzen“, *tšek-mék* „ziehn“ etc. (*-mak*, *-mek* ist die Infinitivendung) bildet man 1. ein Reflexivum mittels *-(yn)*, *-(i)n*, *-(u)n*, *-(ü)n*, z. B. *tšek-in-mek* „sich zurückziehn“; 2. ein Reziprokum mittels *-(y)š*, *-(i)š*, *-(u)š*, *-(ü)š*, z. B. *gör-üš-mék* „einander besuchen“; 3. ein Kausativum mittels *-[d]yr*, *-[d]ir*, *-[d]ur*, *-[d]ür* oder *-t*, z. B. *gez-dir-mék* „führen“: *gez-mék* „gehn“, *uju-t-mák* „einschläfern“; 4. ein Passivum mittels *-(y)l*, *-(il)*, *-(ul)*, *-(ü)l*, z. B. *sev-il-mék* „geliebt werden“; 5. ein Negativum mittels *-ma*, *-me*, z. B. *jáz-ma-màk* „nicht schreiben“; 6. ein Impossibilitivum mittels *-<j>ama*, *-<j>eme*, z. B. *jaz-áma-mak* „nicht schreiben können“. Vom Reflexivum wie *tšek-in-mek* bildet man nun weiter 1. ein Reziprokum, wofür jedoch schwer Belege zu finden sind; 2. ein Kausativum, z. B. *sev-ín-dir-mek* „erfreuen“: *sev-mék* „lieben“; 3. ein Passivum, z. B. *sev-ín-il-mek* „sich selbst gefallen“; 4. ein Negativum, z. B. *bul-ún-ma-mak* „sich nicht finden“; 5. ein Impossibilitivum, z. B. *bul-un-áma-mak* „sich nicht finden können“. Vom Reziprokum wie *gör-üš-mek* bildet man wiederum 1. ein Kausativum, z. B. *sev-íš-dir-mek* „befreunden“ („einander lieben machen“); 2. ein Passivum, z. B. *düg-üš-ül-mék* „voneinander geschlagen werden“; 3. ein Negativum, z. B. *gör-üš-me-mek* „einander nicht besuchen“, 4. ein Impossibilitivum, z. B. *gör-üš-éme-mek* „einander nicht besuchen können“. Vom reziproken Reflexivum bildet man 1. ein Kausativum, z. B. *ko-n-úš-dur-mak* „miteinander bekannt machen“ („bewirken, daß man sich zueinander hinsetzt“); 2. ein Passivum, z. B. *ko-n-uš-ul-mák* „zueinander hingesetzt werden“; 3. ein Negativum, z. B. *ko-n-úš-ma-mak* „sich nicht zueinander hinsetzen“; 4. ein Impossibilitivum, z. B. *ko-n-uš-áma-mak* „sich nicht zueinander hinsetzen können“. Vom Kausativum wie *gez-dir-mék* bildet man 1. ein zweites Kausativum, z. B. *kyr-dyr-t-mák* „durch einen zerbrechen lassen“, *ver-dir-t-mék* „durch Vermittlung zweier geben“; 2. ein Passivum, z. B. *öl-dür-ül-mék*

„getötet werden", *uju-t-ul-mák* „eingeschläfert werden"; 3. ein Negativum, z. B. *gez-dír-me-mek* „nicht führen"; 4. ein Impossibilitivum, z. B. *gez-dir-éme-mek* „nicht führen können". Vom kausativen Reflexivum wie *sev-ín-dir-mek* bildet man 1. ein Passivum, z. B. *sev-in-dir-il-mék* „erfreut werden"; 2. ein Negativum, z. B. *pev-in-dír-me-mek* „nicht erfreuen"; 3. ein Impossibilitivum, z. B. *sev-in-dir-éme-mek* „nicht erfreuen können". Und auf solche Weise bildet man, was hier nicht im einzelnen ausgeführt zu werden braucht, auch noch ein Kausativum, Passivum, Negativum und Impossibilitivum zum zweiten Kausativum wie *kyr-dyr-t-mák*; ein Kausativum, Negativum und Impossibilitivum zum einfachen Passivum; ein Passivum, Negativum und Impossibilitivum zum kausativen Reziprokum wie *sevíš-dir-mek*, zum kausativen reziproken Reflexivum wie *ko-n-úš-dur-mak* und zum dritten Kausativum wie *uju-t-dur-t-mák* „einen durch etwas einschläfern lassen"; endlich ein Negativum und Impossibilitivum zu allen Stämmen, die nicht schon eins von beidem darstellen, z. B. zu dem vom Passivum *jaz-yl-mák* „geschrieben werden" abgeleiteten Kausativum *jaz-ýl-dyr-mak* „schreiben lassen" (d. h. „machen, daß geschrieben wird") ein *jaz-yl-dýr-ma-mak* „nicht schreiben lassen" und ein *jaz-yl-dyr-áma-mak* „nicht schreiben lassen können", Bildungen, die durch die Anpassung des Vokalismus der Suffixe an den des Stamms beredte Zeugnisse für die Tendenz der Unterordnung sind. Die Konjugation kommt durch Anfügung von Personalendungen ursprünglich possessiven Charakters an bestimmte Tempus- und Modusstämme zustande, und zwar 1. einen Aoriststamm auf *-(a)r*, *-(e)r* von den meisten einsilbigen Stämmen, auf *-(y)r*, *-(i)r*, *-(u)r*, *-(ü)r* von mehrsilbigen Stämmen und einigen einsilbigen auf *r*, *l*, *n*, auf *-z* von Negativstämmen; 2. einen Präsensstamm auf *-(y)jor*, *-(i)jor*, *-(u)jor*, *-(ü)jor* oder *-(a)jor*, *-(e)jor*; 3. einen Futurstamm auf *-<j>adžak*, *-<j>edžek*; 4. einen Nezessitativstamm auf *-maly*, *-meli*; 5. einen Präteritalstamm auf *-dy-*, *-di*, *-du*; 6. einen Perfektstamm auf *-myš*, *-miš*, *-muš*; 7. einen Konditionalstamm auf *-sa*, *-se*; 8. einen Optativstamm auf *-<j>a*, *-<j>e*. Der Aoriststamm bezeichnet eine Tätigkeit im allgemeinen (*gör-ür* „er sieht, hat Sehfähigkeit"), der Präsensstamm ein bestimmtes Tun (*gör-üjor* „er sieht etwas jetzt"). Präteritum und Perfektum unterscheiden sich dadurch, daß ersteres beim Bericht eines Augenzeugen gebraucht wird, letzteres, wenn etwas Erschlossenes, Vermutetes etc. mitgeteilt wird, z. B. *vapór gitti* „der Dampfer ist fort" sagt der, der die

Abfahrt gesehn hat und dies einem anderen mitteilt, *vapór gitmiš* „der Dampfer ist fort" ruft dagegen der zuspät zum Landungsplatz Kommende und ihn leer Findende aus (vgl. Aug. Müller Türkische Grammatik, Berlin 1889, § 72). Die Personalendungen sind I. für den Imperativ (sofern nicht der bloße Stamm verwandt wird): Sg. 2. *-(y)n, -(i)n, -(u)n, -(ü)n*, 3. *-syn, -sin, -sun, -sün*, Pl. 2. *-(y)nyz, -(i)niz, -(u)nuz, -(ü)nüz*, 3. = Sing. + Pluralsuffix (*-syn-lar* etc.); II. für den Konditional und das Präteritum: Sg. 1. *-m*, 2. *-n*, Pl. 1. *-k*, 2. *-nyz, -niz, -nuz, -nüz*, während die 3. Sg. unbezeichnet bleibt, die 3. Pl. das Pluralsuffix (*-lar, -ler*) erhält; III. für alle anderen Fälle: Sg. 1. *-ym, -im, -um, -üm*, 2. *-syn, -sin, -sun, -sün*, Pl. 1. *-yz, -iz, -uz, -üz*, 2. *-syz, -siz, -suz, -süz* oder *-synyz, -siniz, -sunuz, -sünüz*, während die 3. Person wie bei II. behandelt wird. Endlich sind noch verschiedene Verbalnomina zu erwähnen, eins auf *-ma, -me*, der bereits angeführte Infinitiv auf *-ma-k, -me-k*, der Inf. Prät. auf *-dy-k, -di-k*, der Inf. Fut. auf *-<j>adža-k, -<j>edžek*, ein Part. Aor. auf *-(a)r, -(e)r, -(y)r, -(i)r, -(u)r, -(ü)r*, ein Part. Präs. auf *-<j>an, -<j>en* und mehrere Gerundia, nämlich auf *-yp, -ip-, -up, -üp, -arák, -erék, -ydžák, -idžék, -indžé, -a, -e, -mayýn, -mejín, -alý, -elí*. Daß außerdem noch zusammengesetzte Verbalformen in Gebrauch sind, mag nur kurz erwähnt werden. Den nun folgenden Text, einen von den bekannten, an die Person des türkischen Eulenspiegels Nasr-ed-din geknüpften Schwänken entnehme ich G. Jacobs türkischem Lesebuch (Erlangen 1903) S. 16 f., ohne mich jedoch an die dort angewandte Schreibung zu halten. *Bir gün χodža komšu-sun-dan bir kazan al-yr. Iš-in-i gör-dük-den sora kazan-yn itš-in-e bir kütšük tendžere ko-jup ge-tir-ip* (aus **gel-dir-ip*) *sahyb-yn-a ver-dik-de sahyb-y ol-an herif gör-ür ki kazan-yn itš-in-de bir kütšük tendžere var-dyr. „Bu ne-dir" χodža-ja de-r. Xodža „kazan doγur-du" de-dik-de herif tendžere kabullan-yr Jine bir gün χodža kazan-y iste-r. Al-yp ev-in-e ge-tir-íp* (aus **gel-dir-ip*) *kullan-yr. Kazan sahyb-y bak-ar bir gün beš gün jok kazan gel-me-di. Xodža-nyn ev-in-e gel-ip dakk-i-bab ejle-dik-de χodža kapu-ja gel-ip „ne iste-r-sin" de-di-k-de „kazan-y" de-di. Xodža ayd-yr: „Sen saγ ol! kazan merhum ol-du". Herif ayd-yr: „Xodza efendi, hitš kazan öl-ür-mü?" de-dik-de „ja doγur-duγ-un-a ynan-yr-syn-da öl-dü-jün-e ynan-ma-z-my-syn?" de-miš.* Das heißt Wort für Wort etwa: „Ein(es) Tag(es) Meister Nachbar—sein(em)—von ein(en) Kessel borg-end. Geschäft—sein—das (ge)sehn—haben—von nach

Kessel-s Inneres—sein-em ein(e) klein(e) Schüssel leg-end kommen—mach-end Eigentümer—sein-em (ge)geben—haben—in Eigentümer—sein sei-end(er) Kerl seh-end daß Kessel-s Inneres—sein—in ein(e) klein(e) Schüssel vorhanden—seiend. 'Dies was-seiend' Meister—zu sag-end. Meister 'Kessel geboren—habend' (NB. als Bericht eines Augenzeugen!) (ge)sagt—haben—in Kerl Schüssel—zu aufnehm-end. Abermals ein(en) Tag Meister Kessel—den wünsch-end. Nehm-end Haus—sein—zu kommen—mach-end gebrauch-end. Kessel Herr—sein zuschau-end ein(en) Tag fünf Tag(e) nichtsein Kessel (ge)kommen—nicht—seiend. Meister-s Haus—sein—zu komm-end Klopfen—der—Tür (ge)macht—haben—in Meister Tür—zu komm-end 'was wünsch-end—du?' (ge)sagt—haben—in 'Kessel—den' (ge)sagt—habend. Meister sag-end 'Du gesund sei! Kessel erbarmt (ge)wes-en'. Kerl sag-end: 'Meister Herr, jemals Kessel sterb-end-etwa' (ge)sagt—haben—in 'nun (Ge)boren—haben—sein-em glaub-end—du—in (Ge)storben—seiend—sein-em glaub—nicht-end—etwa—du (= glaubend—nicht—etwa—du)' (ge)sagt—habend." In freierer Übersetzung lautet es: „Eines Tages borgte der Meister von seinem Nachbarn einen Kessel. Nachdem er ihn gebraucht, legte er in den Kessel eine kleine Schüssel und brachte ihn zurück. Bei der Übergabe an den Eigentümer sah dieser, daß sich in dem Kessel eine kleine Schüssel befand. 'Was ist dies?' sagte er zum Meister. Der Meister (antwortete): 'Der Kessel hat geboren'. Der Mensch nahm die Schüssel an. Eines Tages wünschte der Meister wieder den Kessel. Er holte ihn, brachte ihn in sein Haus und nahm ihn in Gebrauch. Der Herr des Kessels sah einige Tage zu und bemerkte, daß der Kessel nicht zurückkam. Da ging er vor des Meisters Haus, und als der Meister auf sein Klopfen an die Tür gekommen und gefragt, was er wünsche, sagte er: 'den Kessel'. Der Meister sprach: 'Mögest du gesund bleiben, der Kessel ist selig verschieden' (nur von Mohammedanern gesagt). Da sagte der Mensch: 'Meister, Herr, stirbt denn je ein Kessel?' Der aber erwiderte auf diese Rede: 'Wenn du geglaubt hast, er habe geboren, warum willst du dann nicht auch glauben, daß er gestorben sei?'". Die wörtliche Übertragung würde gefälliger aussehn, wenn Formen wie *al-yr*, *gör-ür* nicht durch Partizipien, sondern durch finite Verben wiedergegeben würden. Aber damit würden diese Formen auch wohl verkannt. Daß die Gerundien aber auch durch Partizipien ersetzt werden, ist freilich ein Fehler, der nur damit entschuldigt werden kann,

daß im Deutschen keine besondere Form dafür existiert. Für das, worum es sich hier handelt, kommt er aber auch nicht in Betracht.

Zum Vergleich sei nun ein Text einer durch und durch anreihenden Sprache vorgeführt, und zwar aus einem Bantu-Dialekte. Ich wähle das von Torrend (A Comparative Grammar of the South-African Bantu Languages, London 1891) besonders berücksichtigte (Zambesi)-Tonga (nicht zu verwechseln mit dem Thonga, über das Henri A. Junods vortreffliche Grammaire Ronga [Lausanne 1896] Auskunft gibt), da dieses wegen der verhältnismäßig geringen lautlichen Verschmelzungen die Grundzüge des Sprachbaus besonders leicht erkennen läßt. Ich betone dies ausdrücklich, um einem Mißverständnis entgegenzutreten, das hinsichtlich meiner Anschauungen über die Bantu-Sprachen entstanden ist. In einem auf dem vorigjährigen Kolonialkongreß gehaltenen Vortrage (Verhandlungen des deutschen Kolonialkongresses 1905, Berlin 1906, S. 114 ff.) knüpft C. Meinhof an die Vermutung, daß ich mich in meinen Vorlesungen über vergleichende Grammatik der Bantu-Sprachen im wesentlichen an Torrend angeschlossen habe, die Äußerung, daß er den Wert dieser Studien (d. h., wenn ich recht verstehe, Torrends Studien) als Materialsammlung nicht verkenne, sich aber mit dieser nicht auf exakter Phonetik beruhenden Methode nie habe befreunden können. Leider habe ich es versäumt, diesem Vortrage beizuwohnen, wo ich dann gleich die Angelegenheit hätte klarstellen und mich auch in der folgenden Diskussion vielleicht hätte nützlich machen können (A. Wirth meint da z. B. „die kuschitischen und die Berber-Sprachen mögen mit kaukasischen, Georgisch usw., die Bantu mit Persisch und Malaiisch, Hottentottisch mit Tai verwandt sein“, eine fröhliche Wissenschaft!). So sei denn diese nachträgliche Bemerkung gestattet. Daß ich Torrend, dessen Buch ich übrigens außerordentlich schätze, und das nicht nur als Materialsammlung, im wesentlichen gefolgt sei, ist ein Irrtum. Ich habe das von ihm an die Spitze gestellte Tonga aus dem oben angegebenen Grunde auch meinen Hörern zunächst nur zur allgemeinen Orientierung vorgeführt, dann aber unter Berücksichtigung von ungefähr 50 Bantu-Dialekten, unabhängig von allen Büchern eine Lautlehre zu geben versucht, als wenn auch ich einen Hauch des Geistes gespürt hätte, der in Schleichers Kompendium weht, d. h. nach einer Methode, die auf alle Fälle als wissenschaftlich gilt und für ein bestimmtes

	Einfache Nominalpräfixe	Prädikative Nominalpräfixe	Einfache anreihende Pronomina	Prädikative anreihende Pronom.	Personalpronomina: konjunkte	Personalpronomina: absolute	Personalpronomina: prädikative	Einfache Demonstrativpronomina: „der hier" etc.	„der hier" etc.	„der da" etc.	„der dort" etc.
					Einf. Anr. Pron. + o			a od. o od. e + anr. Pron.	a od. o od. e + anr. Pron. + no	a od. o od. e + anr. Pron. + o	a od. o od. e + anr. Pron. + lia
1. Pers. Sg.			ndi-, n-		me-, *ngu-*	i-me	nd-i-me				
1. Pers. Pl.			tu-		sue-, *isu*	i-sue	nd-i-sue				
2. Pers. Sg.			u-, ku-(Obj.)		ue-, *ko-*	i-ue	nd-i-ue				
2. Pers. Pl.			mu-		mue-, *ino-*	i-mue	nd-i-njue				
I	mu-	(m)mu-, nga-[vor präfixlos. Wörtern]	u-, mu-(Obj.), a-(Neg. u. Subj.)	ng-u-	ue-, *kue-*	u-u̯e-	ng-ue-	o-yu	(o)-u-no-	(o)-y-o	(o)-u-lia
II	ba-	m-ba-	ba-	m-b-a-	b-o	a-b-o	m-ba-bo	a-ba	(a)-ba-no	a-b-o	(a)-ba-lia
III	mu-	(m)mu-	u-	ng-u-	u-o	= →	ng-u-o	(o)-yu	(o)-u-no	(o)-y-o	(o)-u-lia
IV	mi-	(m)mi-	i-	nj-i-	i-o	= →	nj-i-o	e-i	(e)-i-no	(e)-y-o	(e)-i-lia
V	(l)i-	n-di-	li-	n-di-	li-o	= →	ndi-li-o	e-li	(e)-li-no	e-li-o	(e)-li-lia
VI	ma-	(m)ma-, nga-, na-	a-	ng-a-	-o	= →	ng-a-o	a-ya	(a)-a-no	a-y-o	(a)-a-lia
VII	ci-	n-ci-	ci-	← =	ci-o	= →	nci-ci-o	e-ci	(e)-ci-no	e-ci-o	(e)-ci-lia
VIII	zi-	n-zi-	zi-	n-zi-	zi-o	= →	nzi-zi-o	e-zi	(e)-zi-no	e-z-o	(e)-zi-lia
IX	in-	n-in-	i-	← =	i-o	= →	nj-i-o	e-i	(e)-i-no	e-y-o	(e)-i-lia
X	(z)in-	n-zin-	zi-	n-zi-	zi-o	= →	nzi-zi-o, n-zi-o	e-zi	(e)-zi-no	e-zi-o	(e)-zi-lia
XI	lu-	n-du-	lu-	n-du-	l-o	= →	n-du-lo	o-lu	(o)-lu-no	o-lu-o	(o)-lu-lia
XII	tu-	n-tu-	tu-	← =	t-o	= →	n-tu-to	o-tu	(o)-tu-no	o-tu-o	(o)-tu-lia
XIII	ka-	n-ka-	ka-	← =	k-o	= →	n-ka-ko	a-ka	(a)-ka-no	a-k-o	(a)-ka-lia
XIV	bu-	m-bu-	bu-	m-bu-	b-o	= →	m-bu-bo	o-bu	(o)-bu-no	o-b-o	(o)-bu-lia
XV	ku-	n-ku-	ku-	← =	k-o	= →	n-ku-ko	o-ku	(o)-ku-no	o-k-o	(o)-ku-lia
XVI	(p)a-	(m)pa-	(p)a-	m-pa-	w-o	= →	m-po-wo	a-wa	(a)-wa-no	a-w-o	(a)-wa-lia
XVII	ku-	(n)ku-	ku-	← =	k-o	o-k-o	n-ku-ko	o-ku	(o)-ku-no	o-k-o	(o)-ku-lia
XVIII	mu-	(m)mu-	mu-	← =	m-o	← =	← =	o-mu	(o)-mu-no	o-m-o	(o)-mu-lia

Die kursiven Pronom. nur in Possessivausdrücken.

Vom Demonstrativpronomen leitet man eine prädikative Form ab, und zwar:

1. durch Präfigierung von *m* vor *awa*, *awano*, *awalia* (XVI), wobei der ursprüngliche Anlaut *p* erhalten erscheint, also *mpawa*, *mpawano*, *mpawalia*.
2. Durch Präfigierung von *ng* vor *a* in anderen Fällen und vor *o*, also beispielsweise *ng-oju*, *ngouno*, *ng-aba* etc.
3. Durch Präfigierung von *nz* vor *e*, z. B. *nz-ei*, *nz-eino* etc.

Stadium der Forschung auch wohl nach wie vor wird angewandt werden müssen. Ich habe dabei jedoch auch Meinhofs „Grundriß einer Lautlehre der Bantusprachen (Leipzig 1899)“, der sich leider nur auf eine sehr kleine Zahl von Dialekten beschränkt, in ausgedehntem Maße berücksichtigt, seine Vorzüge auseinanderzusetzen gesucht, aber selbstverständlich auch Kritik an ihm geübt. Und daß manches verbesserungsbedürftig war, darauf deuten auch des Verfassers Nachträge mit ihren stellenweise nicht geringfügigen Umgestaltungen früherer Ansichten (vgl. C. Meinhof Linguistische Studien in Ostafrika, Ders. Einige Bantuwortstämme, Mitteilungen des Semin. f. orient. Spr. VII III 1 ff., 127 ff.).

Zunächst nun wieder die notdürftigsten Bemerkungen zur Grammatik im Anschluß an nebenstehende (S. 252) tabellarische Übersicht der Pronominalformen.

Die Nominalpräfixe und die aus ihnen durch Verkürzung bezw. Zusammensetzung entstandenen Pronomina sind die Mittel der sprachlichen Anreihung: *mu-ntu mu-lanfo* „Mann großer“, *ba-ntu ba-lanfo* „Männer große“, *li-bue li-lanfo* „Stein großer“ etc. (Torrend § 604). *e-zi zi-ntu n-zi-bote* „diese Dinge sind—gut“ (Torrend § 618) etc., *mu-ntu u-lede* „der—Mann schläft“, *ba-ntu ba-lede* „die—Leute schlafen“ etc. (Torrend § 637), *b-o ba-la tuba, u-we u-la sia* „sie sie—sind weiß, er er—ist schwarz“ (Torrend § 663) etc., *ka-mue ka-cece ka-a-ngu ka-a-fua nd-a-ka-zika* „eins meiner Kindchen ist gestorben, ich habe es begraben“ (Torrend § 42), wörtlich (da *ka* Deminutivpräfix ist, dem *-chen* in *Kindchen* entspricht) „chen—ein chen—Kind chen—von—mir chen—gehn—tod ich—gehn—chen—begraben“ etc. etc. Singular und Plural werden durch die Präfixe geschieden, *mu-ntu* (I) „Mann“: *ban-tu* (II) „Leute“, *ka-cece* (III) „Säugling, kleines Kind“: *tu-cece* (XII) „Säuglinge“, *ka-ntabua* (XIII) „Floh“: *bu-ntaba* (XIV) „Flöhe“ etc. (Torrend §§ 314, 315). Subjekt und Objekt in unserem Sinne werden nur beim Pronomen in geringem Umfang durch besondere Formen angedeutet (vgl. einf. anr. Pron. 2. Sg., 3. Sg. I), sonst durch die Stellung. Das Subjekt geht dem Verb voran, das nominale Objekt folgt, das pronominale steht zwischen dem anreihenden Pronomen und Verb, z. B. *mu-ntu u-lede* „der—Mann er—schläft“ (Torrend § 637), *ba-yanda mu-lilo* „sie—beten—an das—Feuer“ (Torrend S. 283), *u-ndi-bonide* „er—mich—sah“ (Torrend § 653). Ein Adnominalverhältnis kommt durch die Verbindung von anreihendem Pronomen + Präposition *a* „von“

+ Nomen zustande, z. B. *mu-anakazi u-a-mu-ame* „die Frau die—von—dem—König“ (oder ursprünglich vielleicht auch „die—welche“ wie das persische *i* aus dem alten Relativ *hya*, *χānah-i-pidär* „das Haus des Vaters“ etc., das hausanische *na*, *ta*, *yāro-n-sarki* „der Knabe des Königs“, *ya-t-mālam* „die Tochter des Priesters“ etc., A. Mischlich Lehrb. d. hausan. Sprache, Berlin 1902, S. 18 und auch sonst häufig), *ba-anakazi ba-a-mu-ame* „die—Frauen die—von—dem—König“ etc. (Torrend § 743). Andere unseren lokalen Kasus entsprechende Beziehungsverhältnisse werden vereinzelt noch nominal dargestellt, z. B. *mu-n-ganda* (XVIII) *mu-la-pia* „Hausinneres es—ist—warm“ (Torrend § 644), meist aber durch Verwendung alter Präfixe als Präpositionen wie *u-a-fua mu-n-ganda i-a-ku* „er stirbt in seinem Hause“ (Torrend S. 283), wörtlich „er—gehn—Tod in—dem—Haus dem (auf *n* IX von *-ganda* bezogen)—von—ihm“. Die Hauptformen des Verbs sind: Grundelement + *a* = Imperativ, z. B. *bon-a* „sieh!, seht!“ (Torrend § 835); *ku-* (Nominalpräfix XV) + Grundelement + *a* = Infinitiv, z. B. *ku-bon-a* „sehn“ (Torrend § 853); anreih. Pron. + Grundelement + *a* = Ind. Präs., z. B. *ndi-bon-a* „ich sehe“ (Torrend § 842); anreih. Pron. + *ku* + Grundelement + *a*: Nezessitativ, z. B. *u-ku-bon-a* „du—zu—sehn“ „du mußt sehn“ (Torrend § 854); anreih. Pron. + Grundelement + *e* = Subjunktiv, Adhortativ, z. B. *u-bon-e* „du mögest sehn“ (Torrend § 857); anreih. Pron. + Grundelement + *ide* (dabei verschiedene lautliche Verschmelzungen: *alide* zu *ede*, *atide* zu *ete*, *anide* zu *ene*, *onide* zu *uene*, *amide* zu *eme*) = Perfekt, z. B. *u-fu-ide* „er ist gestorben“ (Torrend § 860); *ta* + anreih. Pron. + Grundelement + *i* = negat. Ind. Präs., z. B. *ta-tu-bon-i* „nicht—wir—sehn“, „wir sehn nicht“ (Torrend § 872, 876); anreih. Pron. + *ta* + Grundelement + *i* = Prohibitiv und negat. Ind. Präs. in Relativwendungen, z. B. *u-ta-bon-i* „daß du nicht siehst“ „der du nicht siehst“ (Torrend § 878). Dazu kommen verschiedene Hülfsverben, deren wichtigste folgende sind: *a*, ursprünglich wohl = „gehn“, zur Bezeichnung einer nicht dauernden Vergangenheit und Gegenwart, z. B. *u-a-bona* „du—gehn—sehn“ „du sahst, siehst“ (Torrend § 892), mit *-ka* kombiniert zur Angabe einer entfernten Vergangenheit, z. B. *u-a-ka-bona* „du sahst schon, hast einst gesehn“ (Torrend § 966); *la* zur Bezeichnung einer dauernden Gegenwart, einer nahe bevorstehenden Zukunft und Möglichkeit, z. B. *u-la-bona* „du siehst, kannst sehn, wirst sogleich sehn“ (Torrend § 921); *za* und *ya*

zwischen anreih. Pron. und Infinitiv zur Bildung eines Futurs, z. B. *ndi-zo-o-bona* (aus **ndi-za-u-bona* aus **ndi-za-ku-bona*) „ich werde sehn" (Torrend § 948), *ndi-yo-o-bona* (Torrend § 912); *ka* zur Bildung eines negativen Futurs, z. B. *ta-ndi-ko-o-bona* (aus **ta-ndi-ka-u-bona* aus **ta-ndi-ka-ku-bona*) „ich werde nicht sehn" (Torrend § 967). Endlich sind noch einige Verbalableitungen zu erwähnen, ein Passivum mittels *igu*, *u*, *ik*, z. B. *ku-bon-igu-a*: *ku-bon-a* „sehn" (Torrend § 1047 u. 1054), *ku-lum-u-a: ku-lum-a* „beißen" (Torrend § 1047), *ku-nvu-ik-a: ku-nvu-a* „hören" (Torrend § 1058); ein Applikativ mittels *el*, *il*, *en*, z. B. *ku-let-el-a* „bringen für": *ku-let-a* „bringen", *ku-u-il-a* „fallen auf": *ku-u-a* „fallen", *ku-fugam-en-a* „niederknien für, vor": *ku-fugam-a* „niederknien" (Torrend § 1067; vgl. das aztekische *-lia*, das malaiische *kan*, die arab. 3. Verbalklasse, worüber F. Misteli Charakteristik der haupts. Typen S. 123); ein Kausativum und Intensivum mittels *isi*, z. B. *ku-nyu-isi-a* „tränken": *ku-nyu-a* „trinken" (Torrend § 1073), *ku-amb-isi-a* „gut sprechen": *ku-amb-a* „sprechen" (Torrend § 1079); ein Reversiv mittels *un* oder *ul*, z. B. *ku-lim-ul-a* „ausgraben": *ku-lim-a* „graben" (dazu ein Passivum durch Verwandlung des *ul* in *uk*, also *ku-lim-uk-a*; Torrend § 1081); ein Reziprokal mittels *an*, z. B. *ku-nvu-an-a* „einander hören": *ku-nvu-a* „hören" (Torrend § 1084).

Nach Fr. Müller (Grundr. I II 256 f.), dem sich Heinr. Winkler im wesentlichen angeschlossen hat (Zur Sprachgeschichte S. 84 f.), soll auch in den Bantu-Sprachen der Typus der Empfindungsverben vorliegen, da die unser Subjekt andeutenden Präfixe aus den Objektsuffixen entstanden und mit diesen noch fast identisch seien. Das, was wir durch *ich liebe* ausdrücken, sei also in den Bantusprachen nicht *ich liebend*, sondern *mir ist Liebe* oder *mich trifft Liebe*. Das angeführte Argument dürfte aber doch kaum beweiskräftig sein. Richtig ist allerdings, daß da, wo sich beim anreihenden Pronomen eine Subjekts- und Objektsform gegenüberstehn, letztere die altertümlichere ist. Besser als im Tonga, wo nur bei der 3. Pers. Sg. und der 3. Pers. Sg. der Klasse I die Unterscheidung stattfindet, zeigt sich dies im Kafrischen, wo sich auch bei Kl. III, IV, VI, IX der obigen Tabelle neben der Subjektivform (*u*, *i*, *a*, *i*) eine vollere Objektivform (*wu*, *yi*, *wa*, *yi*) erhalten hat. Beider Ursprung liegt, wie ein Blick auf die Tabelle jedem zeigen muß, im Nominalpräfix, und das ist fraglos weder subjektiv noch objektiv. Und wenn nun auch die kafrischen Objektivformen ganz den Eindruck erwecken, lautliche Übergangs-

stufen darzustellen, die Annahme also vielleicht berechtigt ist, daß ein *u* über *wu* aus *mu* entstanden, so steht doch nicht fest, ob *wu* damals schon Objektsform war, und es läßt sich auch — soviel ich sehe —, durch nichts wahrscheinlich machen. Es liegt dagegen nahe, anzunehmen, daß von zwei einem Vorgangsausdruck vorangehenden Pronominalelementen das zweite zunächst nur durch seine Stellung mehr vor einer Lautänderung geschützt war als das erste und erst dann zu einem sofort erkennbaren Objektzeichen wurde.

Der folgende Text ist von Torrend nach dem Diktat eines Eingeborenen aufgezeichnet und im Anhang zu seiner Grammatik S. 283—284 veröffentlicht worden. *Ma-lozui nga a-kede mu Lu-izi ku-tala a Ba-subia. Ba-yanda mu-lilo. Ba-ame ba-a-o mba-lumbu. Mbawo ba-nyuisia ba-lozi mu-ade. Aba ba-lozi mba-ntu ba-loa, ba-li a ma-saku, ba-zua ma-saku. Mbu-li ci tu-beleka, ci tu-zuete ezi n-gubo, u-mue mu-ntu u-a-ku-bona u-a-ti: „ngu-a-zuata n-gubo zi-nona oulia mu-ntu.“ U-a-langisia u-a-ti: „u-erede ku-fua“, ko ku-ti „a-fue oulia mu-ntu“. Oyu ta-a-mu-nvuide u-a-ambola n-abo, u-a-inka, u-a-fua mu n-ganda i-a-kue. Ba-ntu ba-a-mu-zika li bu-cia, ba-a-mu-lila. Oyu mu-lozi ma-n-siku mbu-li lino u-a-ku-tola mo in-zule i-a-kue. Be-enzinyina ba-a-ti: „u-a-lumua a nzi mu-ntu ulia a a-fua“? Ca-a mpoo u-a-bona i-saku ca-a-fua“. U-muc mu-ntu u-a-ti ku u-mue mu-ntu: „ndiue u-a-ka-ndi-loela mu-ana u-a-ka-fua“. Ue u-a-ti: „pe, tinsi ndime.“ Ue u-a-ti: „tu-ia ku ba-ame, ku ba-lumbu!“ Ba-la-inka a ue ku ba-lumbu. Ba-a-sika, ba-lumbu ba-la-mu-bika mu-julu a bu-sanza. Ba-a-bika tu-samo, tu-mue tu-a-simbua, tu-mue tu-a-yalua e-tala. Ku-nsi a bu-sanza ba-a-bika mu-lilo. Ue u-li-kede a bu-sanza. Ba-lumbu ba-a-ti: „ue mu-lozi“. Ue u-a-ka-sia u-a-ti: „pe, tinsi ndi mu-lozi“. Ba-a-ti: „u-nyue mu-samo oyu, mu-ade!“ Mu-ade u-la-tuba, ubed' anga nin-cefo. U-a-bueza mu-ntu, u-e-nyua. Ka a-li mu-botu ta-a-ci-fui pe, u-la-luka. Ka a-li mu-lozi, mu-ade u-a-mu-kola, u-a-andula mu-tue. U-la-cisa, u-ci-zezela, u-ci-ua. Mu-lilo u-la-pia, ba-la-mu-tenda. Mu-ntu ta-a-nvuide mu-lilo, u-a-ka-fua.* Dies läßt sich ungefähr wie folgt wiedergeben, selbstverständlich aber auch n u r annähernd: „Die (einf. Nom.-Präf. VI) — Rotse es+sind+sie (präd. Anr. Pron. VI) sie (einf. Anr. Pron. VI) — wohnen (aus **kalide*, Perf.: *kala*) am (ursprüngl. einf. Nom.-Präf. XVIII) (einf. Nom.-Präf. XI) — Zambezi (einf. Nom.-Präf. XVII) — Böschung (d. h. 'zur Böschung', 'oberhalb') von den (einf. Nom.-Präf. II) — Subia. Sie (einf. Anr. Pron. II) — beten+an das

(einf. Nom.-Präf. III) — Feuer. Die (einf. Nom.-Präf. II) — Häuptlinge die (einf. anr. Pron. II) — von — ihnen (*o* aus *bo*, konj. Pers.-Pron. II) es+sind+die (präd. Nom.-Präf. II) — Hellfarbigen. Es+sind+sie (präd. Pers.-Pron. II) sie (einf. anr. Pron. II) — tränken (Kaus.: *ku-nyua* 'trinken') die (einf. Nom.-Präf. II) — Zauberer den (einf. Nom.-Präf. III) — Gifttrank. Diese (Dem.-Pron. II) die (einf. Nom.-Präf. II) — Zauberer es+sind+die (präd. Nom.-Präf. II) — Leute sie (einf. anr. Pron. II) — verzaubern; sie (einf. anr. Pron. II) — sind mit den (einf. Nom.-Präf. VI) — Teufeln, sie (einf. anr. Pron. II) — lassen+aus die (einf. Nom.-Präf. VI) — Teufel. (Präd. anr. Pron. XIV) — ist (d. h. 'nimm an, es sei', 'angenommen', 'z. Beisp.' etc.) während wir—arbeiten, während wir—anhaben (Perf.: *ku-zuata*) diese (Dem.-Pron. X) die (einf. Nom.-Präf. X) — Kleider, der (einf. anr. Pron. I) — eine der (einf. Nom.-Präf. I) — Mensch er (einf. anr. Pron. I) — gehn—dich—sehn er (einf. anr. Pron. I) —gehn—sagen: es+ist+er (präd. anr. Pron. I) — gehn—anziehn die (einf. Nom.-Präf. X) — Kleider die (einf. Nom.-Präf. X) — schönen dieser (Dem.-Pron. I) der (einf. Nom.-Präf. I) — Mensch. Er (einf. anr. Pron. I) — gehn—anstarren er (einf. anr. Pron. I) —gehn—sagen: du—seist+verzaubert zu (einf. Nom.-Präf. XV od. XVII) — Tod, das (konj. Pers.-Pron. XV od. XVII) es (einf. anr. Pron. XV od. XVII) — sagt: er (subjunktives anr. Pron. I) — sterbe jener (Dem.-Pron. I) der (einf. Nom.-Präf. I) — Mensch. Dieser (Dem.-Pron. I) nicht —er (negat. anr. Pron. I) — ihn (objekt. anr. Pron. I) — hörte (Perf.: *ku-nvua*) er (einf. anr. Pron. I) —gehn—sagen es+ist—so (präd. Dem.-Pron. XVI) (d. h. 'so'), er (einf. anr. Pron. I) —gehn—fortgehn, er (einf. anr. Pron. I) —gehn—sterben in (ursprüngl. Nom.-Präf. XVIII) dem (einf. Nom.-Präf. IX) —Hause dem (einf. anr. Pron. IX) —von—ihm (konj. poss. Pron. I). Die (einf. Nom.-Präf. II) —Leute sie (einf. anr. Pron. II) —gehn—ihn (obj. anr. Pron. I) —begraben die (einf. Nom.-Präf. V, zu ergänzen 'Sonne, Tag', das Ganze = 'wenn') die (einf. Nom.-Präf. XIV) —Dämmerung, sie (einf. anr. Pron. II) —gehn—ihn (obj. anr. Pron. I) —beweinen. Dieser der (einf. Nom.-Präf. I) —Zauberer in—der—Nacht (aus **ma-bu-siku*, anr. Nom.-Präf. VI — anr. Nom.-Präf. XIV —Nacht, wozu Torrend § 556—559 zu vergleichen ist) es+ist+das (präd. anr. Pron. XIV) —ist (d. h. 'nimm an, gleichwie') die (Dem.-Pron. V, zu ergänzen 'Sonne, Tag', das Ganze = 'jetzt') er (einf. anr. Pron. I) —gehn—zu—ausgraben darin (Pers.-Pron. XVIII) das

(einf. Nom.-Präf. IX) —Kleid das (einf. anr. Pron. IX) —von— ihm (obj. Pers.-Pron. I). Die (einf. Nom.-Präf. II, *e* aus *a* durch Angleichung) —Eltern sie (einf. anr. Pron. II) —gehn—sagen: er (einf. anr. Pron. I) —gehn—gebissen+werden (Pass.: *ku-luma*) durch was, der (einf. Nom.-Präf. I) —Mensch dieser (Dem.-Pron. I) als (aus *pa*, ursprüngl. einf. Nom.-Präf. XVI) er—gehn—sterben (*a-fua* aus *a-a-fua*, das erste *a* = subj. anr. Pron. I)? Das (einf. Nom.-Präf. VII, *a* statt *i* infolge von Angleichung) —von es+ist +darauf (aus *mpowo*, präd. Pers.-Pron. XVI; 'beruht darauf, daß', russ. *po tomu [t]što*) er (einf. anr. Pron. I) —gehn—sehn den (einf. Nom.-Präf. V) —Teufel es (einf. anr. Pron. VII) —gehn —sterben. Der (einf. anr. Pron. I) —eine der (einf. Nom.-Präf. I) —Mensch der (einf. anr. Pron. I) —gehn—sagen zu (ursprüngl. einf. Nom.-Präf. XVII) dem—einen (d. h. 'dem anderen') dem— Menschen: es+ist+du (präd. Pers.-Pron. 2. Sg.) du (einf. anr. Pron. 2. Sg.) —gehn—gehn—mich (einf. anr. Pron. 1. Sg.) — behexen—für (Applikativ: *ku-loa*; das Ganze also: 'du hast für mich behext', 'du hast mir behext') das (einf. Nom.-Präf. I) —Kind, es (einf. anr. Pron. I) —gehn—gehn—sterben. Er (konj. Pers.-Pron. I) er (einf. anr. Pron. I) —gehn—sagen: nein nicht —ist (aus **ta-insi*) es+ist+ich (präd. Pers.-Pron. 1. Sg.). Er er—sagt: wir—gehn zu (ursprüngl. einf. Nom.-Präf. XVII) den (einf. Nom.-Präf. II) —Häuptlingen, zu den—Hellfarbigen! Sie (einf. anr. Pron. II) —gehn—(Hülfsverb)—gehn mit ihm (konj. Pers.-Pron. I) zu (ursprüngl. einf. Nom.-Präf. XVII) den—Hellfarbigen. Sie—gehn—ankommen, die—Hellfarbigen sie-gehn— ihn—setzen in (einf. Nom.-Präf. XVIII) —Luft auf (aus *pa*, ursprüngl. einf. Nom.-Präf. XVI) das (einf. Nom.-Präf. XIV) —Gerüst. Sie—gehn—setzen die (einf. Nom.-Präf. XIII) —Pfähle, die (einf. anr. Pron. XIII) —einen sie (einf. anr. Pron. XIII) —gehn—befestigt+werden (Pass.: *ku-simba*) (nämlich im Boden), die—einen (d. h. 'andere') sie (einf. anr. Pron. XIII) —gehn— gelegt+werden (Pass.: *ku-yala*) auf+die—Böschung (d. h. 'darauf', aus **pa-i-tala*, einf. Nom.-Präf. XVI — einf. Nom.-Präf. V — Böschung). Zum—Boden (d. h. 'unterhalb', einf. Nom.-Präf. XVII —*nsi: mu-se* 'Boden') von dem (einf. Nom.-Präf. XIV) —Gerüst sie (einf. anr. Pron. II) —gehn—setzen das (einf. Nom.-Präf. III) —Feuer. Er (konj. Pers.-Pron. I) er (einf. anr. Pron. I) —ist— saß auf (urspr. einf. Nom.-Präf. XVI) dem (einf. Nom.-Präf. XIV) —Gerüst. Die—Hellfarbigen sie—gehn—sagen: du der—Zauberer. Er er—gehn—gehn—verlassen (d. h. 'er leugnet') er—gehn—

sagen: nein es+ist+nicht ich der–Zauberer. Sie—gehn—sagen: du—trinkest das—Gift dieses, Mu-ade! Mu-ade er—gehn—weiß-sein, er—war (Perf.: *ku-ba* 'sein') gleichwie es+ist+das (präd. Nom.-Präf. IX) —Arsenik. Er—gehn—einnehmen der–Mensch, er—gehn—es—trinken (aus **u-a-i-nyua*, *i* = einf. anr. Pron. IX, auf *nin-cefo* bezogen). Wenn er (subj. anr. Pron. I) —ist er (einf. Nom.-Präf. I) —gut, nicht—er—noch—stirbt nicht, er—gehn —erbrechen. Wenn er—ist der–Zauberer, Mu-ade er—gehn—ihn—verzerren, er—gehn—brechen den—Kopf. Er—gehn—brennen, er—noch—schwanken, er—noch—fallen. Das—Feuer es—gehn—brennen, sie—gehn—ihn—verbrennen. Der—Mensch nicht—er—fühlen das—Feuer, er—gehn—gehn—sterben (d. h. 'er ist schon vorher gestorben')." Ich muß zu dieser meiner Übertragung nun allerdings bemerken, daß meine Wiedergabe der Nominalpräfixe und eines Teils der ihnen gleichwertigen Elemente durch *der*, *die*, *das*, *dem*, *den* etc. falsch ist. Es sind keine dem Nomen vorgesetzten Demonstrativa, sondern Teile des Vorstellungsausdrucks wie die idg. Stammsuffixe. Aber es liegt eben weit mehr Hinweisendes, die sonst allzu lose Anreihung zu einer Art Ganzem Gestaltendes in diesen Präfixen, und das versuchte die Übersetzung so gut wie's eben ging zu veranschaulichen. Die tiefgreifende Verschiedenheit eines derartigen leichtbeweglichen Redens von der schwerfälligen Zusammenfassung des Türkischen oder gar des Grönländischen muß unmittelbar einleuchten; wer das nicht sofort sieht oder hört, — ich rede mit Absicht nicht von Begreifen —, der muß ein Lebewesen von so grundverschiedener Organisation sein, daß ich jede Verständigung für ausgeschlossen halte. Das aber zeigt sich vielleicht nicht in seiner vollen Bedeutung auf den ersten Blick und mag daher besonders betont werden, daß die immer und immer wieder hinweisenden Elemente, wenn auch nicht gerade nötige, so doch außerordentlich naheliegende Hülfsmittel für das Zusammenhalten des Satzes sind. Dieser den anreihenden Sprachen eigene demonstrative Charakter ist besonders zu betonen, weil er für den Kern dieser Abhandlung, der leider mit einer übermäßig dicken Schale umhüllt werden muß, vornehmlich in Betracht kommt. Doch darüber erst nachher! Zunächst sei noch eigens bemerkt, daß es auf die ursprüngliche Natur dieser die Anreihung vermittelnden Elemente sehr wenig ankommt. Es können echte Demonstrativa, aber auch Adverbien, Präpositionen, Interjektion, ja selbst Possessivpronomina sein:

der Grundcharakter eines Sprachbaus wird dadurch noch gar nicht alteriert. Wie wenig verschieden ein „hier, ich, mein“, ein „da, du, dein“ etc. ist, läßt sich schon auf idg. Gebiete unschwer beobachten, namentlich beim Armenischen, wo die Suffixe *-s*, *-d*, *-n* die adverbiale, demonstrativ-personale und possessive Bedeutung friedlich vereinigen, z. B. *mi havataik' aṙajnordaçn jeroç, zor nacraçis-d anvanēk'* „glaubt nicht eueren geistlichen Vorstehern, die ihr da Nazarener nennt“ (Ełišē Matenagrut'iunk', Ven. 1859, S. 21), *or çaragoin evs ē k'an zor greçak'-d* „was noch schlimmer ist als was ihr da geschrieben habt“ (Ełišē S. 22), *or oč-n ē bari, zain Ahrmn arar* „was dort nicht gut ist, das hat Ahriman gemacht“ (Ełišē S. 20), *zor inč xndreçer-n* „was du dort erbeten hast“ (P'avstos Bouzandaçi Patmut'iun Hayoç, Ven. 1832, S. 207), *oč du greçer yorēns-d k'um* „hast du nicht in deinem Gesetz da geschrieben?“ (Eznik Kołbaçi Ełc ałandoç, Ven. 1826, S. 248), *tur inj i kavoi-d k'ummē* „gib mir von deiner Erde da!“ (Eznik S. 244), *hramank' astvacasēr t'agavorut'ean-d* „der Befehl deiner gottliebenden Majestät“ (Grigor Narekaçi Matenagrut'iunk', Ven. 1827, S. 389), *patmut'iun xronikonin, zor nəvast caṙai-s K'ristosi Het'um-s tēr Koṙikōsoy p'oxeçi i frank' groç* „Zeitgeschichte, die ich, Hethum, Herr von Korikos, ich Christi niedriger Diener, aus fränkischen Büchern übersetzt habe“ (Handschr. 1696 d. Bibl. Etschmiadsin Bl. 118 a). So zeigt denn auch das Bantu, Hottentottische, Hamitische, der ganze gewaltige Komplex der verschiedenartigen Negersprachen aller Sonderheit der Ausdrucksmittel zum Trotz doch eine überall durchschimmernde gemeinsame Grundauffassung, die natürlich zunächst noch gar nichts für etwaige genealogische Zusammenhänge bedeutet, sondern eben afrikanisch ist. Man sollte sich allgemach auch an den Gedanken einer Glottogeographie gewöhnen. Es geht natürlich nicht an, für diese Übereinstimmungen hier ausreichende Proben zu geben. Wer den guten Willen hat, die Sache unter diesem Gesichtspunkte zu betrachten, bedarf ihrer zudem auch kaum. Die Skizzen in Friedrich Müllers Grundriß, in Byrne's bekanntem Werk, die Andeutungen in Heinr. Winklers schon erwähntem Buch ermöglichen es auch dem, der auf diesen Gebieten keine eigenen Studien vornehmen kann, sich ein wenigstens ungefähr zutreffendes Bild zu machen. Nur eine kurze Probe aus dem ozeanischen Gebiet möchte ich noch vorlegen — es soll möglichst kurz abgemacht werden — einen kleinen samoanischen Text, der für die vorliegende Frage

als völlig ausreichender Vertreter für alle anderen polynesischen Dialekte und im wesentlichen auch für die melanesische und indonesische Gruppe, bis zu einem gewissen Grade sogar als Repräsentant der gesamten ozeanischen Welt, auch der sonst nicht wenig verschiedenen papuanischen und australischen Idiome gelten kann. Die Bemerkungen zur Grammatik, die ich vorausschicke, beruhn überwiegend auf eigenen Sammlungen, bei denen ich jedoch selbstverständlich auch vorhandene grammatikalische Hülfsmittel benutzt habe, von denen George Pratt A Grammar and Dictionary of the Samoan Language[2], ed. by J. J. Whitmee, London 1878, noch immer das beste, d. h. der einäugige König unter den Blinden, ist. Das samoanische Nomen ohne weiteren Zusatz ist kollektiv oder pluralisch, soweit eine solche Bedeutung eben möglich ist, z. B. *'ua maua 'o ia e tagata fao mea* „getan gefunden oh er vonseiten Menschen rauben Dinge", d. h. „er wurde von Räubern gefunden" (Luk. 10, 30), dagegen *'ua tali oti* „getan warten Tod", d. h. „wartete auf den Tod" (Luk. 10, 30). Numerusunterscheidung vollzieht sich durch Hervorhebung mittels der zum Singular stempelnden Demonstrativa *le* „der, die, das" und *se* „ein, eine, ein". Vgl. die keltische Singularbildung von Kollektiven wie neukymr. *ader-yn* „Vogel": *adar* „Geflügel", *plu-en* „Feder": *plū* „Gefieder", *deil-en* „Blatt": *dail* „Laub", bret. *éd-en* „Getreidekorn": *éd* „Getreide" etc. (Zeuß-Ebel Grammatica celtica[2] p. 294 ff., W. Spurrell A Grammar of the Welsh Language[3], Carmarthen 1870, § 123, E. Anwyl A Welsh Grammar for Schools, London 1898, § 77, E. Ernault Petite grammaire bretonne, Saint-Brieuc 1897, § 26), z. B. *'ua o'o atu i le mea* „getan kommen hin zu der Stelle", d. h. „er kam hin zu der Stelle" (Luk. 10, 33), *se mea* „ein Ding" (Luk. 10, 35). Unsern Kasus Entsprechendes wird durch Präpositionen bezw. Adverbien geschaffen (die Grenze ist nicht leicht mehr festzustellen), z. B. *a*, *o* „von" (zum Ausdruck eines Genitivverhältnisses), *i* „zu, in" (zwei im Tonga und anderwärts geschiedene Präpositionen vereinigend, *ki* und *i*), *mo*, *ma* „für, mit", *e* „vonseiten, durch", *mai* „von her" etc. Ein Vokativ entsteht durch meist nachgesetztes *e*; allgemein hervorhebend, zum Mittelpunkt des Satzes stempelnd ist *'o*, im folgenden Text durch „oh"! wiedergegeben (vgl. F. N. Finck Die samoanische Partikel *'o*. Sitzungsberichte der Königl. Preuß. Akad. d. Wissensch. phil.-hist. Kl. 1904 S. 1318 ff.). Jedes Nomen kann auch zum Ausdruck eines Vorgangs werden. In diesem Falle wird es von einer das Tempus andeutenden Partikel,

begleitet, *te* (bei vorangehendem Pronomen) und *e* (bei folgendem Pronomen) für Präsens bezw. Aorist (was ich im folgenden durch „jetzt“ übersetze, damit jedoch ebensowenig wie in den noch zu erwähnenden Fällen dies für eine feststehende Grundbedeutung erklärend), *sa* oder *na* für ein Imperfekt („damals“), *'ua* für ein Perfekt („getan“), *'o le a*, ein deutlicher Nominalausdruck, für ein Futurum („oh das da“). Außerdem verbindet man mit dem als Vorgangsausdruck dienenden Nomen gern Adverbien wie *nei* „hier“, *na* „dort“, *mai* „her“, *atu* „hin“, *ane* „entlang“, *a'e* „hinauf“, *ifo* „hinab“, *'ese* „fort“. Endlich sind auch noch verschiedene Suffixe in Gebrauch, deren jetzige Bedeutung noch nicht feststeht. Die angeblichen Passivsuffixe *-sia*, *-mia*, *-lia* etc. sind zum größten Teil falsche Abstraktionen. Die anlautenden Konsonanten waren, wie im Indonesischen zum Teil noch zu sehn ist, ursprüngliche Stammauslaute, die sich vor den Suffixen länger erhalten haben, z. B. *tanu-mia: tanu* „begraben“ aus *tanum-ia* (vgl. mal. *tanam*), *tagi-sia: tagi* „weinen“ (vgl. mal. *nangis*) aus *tagis-ia* etc. (Vgl. auch H. Kern De Fidjitaal vergeleken met hare verwanten en Indonesië en Polynesië, Verh. d. Koninkl. akad. v. wetensch. Amsterdam XVI 72 ff.). Die Personalpronomina sind: *a'u*, *'ita* „ich“ (vollbetont, absolut = franz. *moi*), *'ou*, *ta* „ich“ (schwachbetont, konjunkt = franz. *je)*, *'oe* „du“ (vollbetont), *'e* „du“ (schwachbetont), *ia* „er“ (vollbetont), *na* 'er' (schwachbetont), *ta-ua* (aus **ta-lua* „wir zwei“), *i taua* „wir beide“ (inklusiv, den Angeredeten einschließend und vollbetont), *ta* „wir beide“ (inklusiv, schwachbetont), *ma-ua* (aus **ma-lua* „wir zwei“), *i maua* „wir beide“ (exklusiv, vollbetont; vgl. franz. *nous autres* etc., auch Goethe Reineke Fuchs VIII 173: „Aber sie schonen uns nicht, uns andere Laien“), *ma* „wir beide“ (exklusiv, schwachbetont), *'ou-lua* „ihr beide“ (vollbetont), *lua* „ihr beide“ (schwachbetont, eigentlich = „zwei“), *la-ua* (aus **la-lua*), *i laua* „sie beide“ (vollbetont), *la* „sie beide“ (schwachbetont), *i ta-tou* (aus **i ta-tolu* „wir drei“) „wir“ (inklusiv, vollbetont) *tatou* „wir“ (inklusiv, schwachbetont), *i ma-tou* (aus **i ma-tolu* „wir drei“) „wir“ (exklusiv, vollbetont), *matou* „wir“ (exklusiv, schwachbetont), *'ou-tou* (aus **'ou-tolu* „ihr drei“) „ihr“ (vollbetont), *tou* „ihr“ (schwachbetont, eigentlich = „drei“), *i latou* (aus **i la-tolu* „sie drei“) „sie“ (vollbetont), *latou* „sie“ (schwachbetont). Daß *ta-ua* nicht etwa = „ich—zwei“ usw., ergibt sich aus den melanesischen und indonesischen Sprachen. Vgl. W. Schmidt Über das Verhältnis der melanesischen Sprachen zu den poly-

nesischen und untereinander, Sitzungsber. d. Kais. Akad. d. Wissensch. phil.-hist. Kl. 141, Wien 1899, S. 19 f. 30 ff. Die Deklination des Pronomens ist wesentlich wie die des Nomens, jedoch wird statt *i* zur Bezeichnung des Objekts *ia te* gebraucht. Beim Possessivpronomen liegen zwei verschiedene Bildungsarten vor, 1. *l(e)* (Demonstr.), *si* od. *s(e)* + *a* oder *o* („von“) + Personalpronomen, und zwar für alle Personen aller Numeri mit Ausnahme der 1. und 3. Sg., also *l-a-ʻoe* od. *l-o-ʻoe* „der—von—dir“ = „dein“, *l-a-taua* od. *l-o-taua* „der—von—uns beiden“ = „unser beider“ etc. (für die 3. Sg. scheint diese Bildungsart nur im Markesanischen vorzuliegen, dessen *t-o-ia* „sein“ ein sam. **l-o-ia* entsprechen würde), *s-a-ʻoe* „einer—von—dir“ = „einer von deinen“ etc.; 2. *l(e), si* oder *s(e)* + *a* oder *o* + Possessivsuffix (das in den indonesischen Sprachen dem Nomen unmittelbar angehängt wird, *anak-ko* „mein Kind“ etc., während in den melanesischen Idiomen die malaiische und die polynesische Art vorkommt und zwar mit einer die Altertümlichkeit beweisenden Bedeutungsverschiedenheit), und zwar für den ganzen Singular (für die 2. Pers. also neben der anderen Bildung), *l-a-ʻu, l-o-ʻu, si-a-ʻu, si-o-ʻu* etc. sowie für die 2. Pl., *l-a-u-lua, l-o-u-lua* etc.

Den folgenden Text entnehme ich der wertvollen Sammlung: Samoanische Texte . . ., gesammelt und übersetzt von O. Stübel, hrsg. v. F. W. K. Müller. Veröff. aus d. Kön. Mus. f. Völkerkunde IV, Heft 2—4, Berlin 1896, S. 216. *ʻo le tasi tu sa masani ai Samoa i aso o le vavau. ʻafai ʻo se mea ʻua saʻili, ʻa ʻua tupu ai se fe-finauaiga a se toʻa-lua, ona ʻau mai ai le-a ʻo le popo, ʻua faʻa-tu i luga o le fala, e u i lalo i muli, ʻa e u i luga le mata. ona faʻ-pea le-a ʻo le ʻupu: ʻo le a vili nei le popo, ʻafai e u atu ia te ʻoe le mata ia e te faʻa-fiti fua, ʻa e te pepelo ʻo ʻoe lava. ʻafai foʻi e u mai ia te aʻu le mata, ʻou te faʻa-fiti fua foʻi aʻu, ʻa e ʻou te pepelo. ʻo le tasi foʻi le-a mea sa faʻa-iʻu ai finauga a Samoa. ʻo le tasi foʻi mea, e faʻa-iʻu ai finauga ma faʻa-maʻoni ai tala, e masani ai foʻi Samoa: ʻafai e finau, pea ʻua le iloa se faʻa-maʻoni, ona fesili atu le-a ʻo le tasi i le tasi: „pe ʻai-na ʻoe e ai, e te faʻa-maʻoni i fea?“ ona taʻu atu lava le-a e ia ʻo le aitu Sili l-o-na mana na te ʻai-na, ma taʻu atu foʻi le aitu o l-o-latou aiga, e faʻa-maʻoni i ai. ona iʻu ai le-a ʻo le-a finauga. ʻa ʻo o-na po nei ʻafai e fai atu se tasi: „e ʻaina ʻoe e ai?“ „e ʻaina aʻu e Siova“, „e te faʻa-maʻoni i fea?“ „ʻou te faʻa-maʻoni ia Jesu“.* Das heißt Wort für Wort ungefähr so: „Oh die eine Sitte damals Gewohnheit dort Samoa in Tagen

von der Vorzeit. Wenn oh eine Sache getan suchen, aber getan entstehn dort ein einander—Streiten von einer Person zwei, dann nehmen her dort das—da oh die Kokosnuß, getan machen—stehn in aufrecht von der Matte, jetzt richten nach unten zu Rumpf, aber jetzt richten nach oben das Auge. Dann machen—so das—da oh das Wort: oh das da Drehn jetzt die Kokosnuß. Wenn jetzt richten hin zu zu dir das Auge es, du jetzt machen—Leugnung umsonst, aber du jetzt lügen oh du wahrlich. Wenn wieder jetzt richten her zu zu mir das Auge, ich jetzt machen—Leugnung umsonst wieder ich, aber jetzt ich jetzt lügen. Oh das eine wieder das—da Ding, damals machen—Ende dort Streit von Samoa. Oh das eine wieder Ding, jetzt machen—Ende dort Streit mit machen—Beweis seitens Erzählung, jetzt Gewohnheit dort wieder Samoa: wenn jetzt Streit, jedoch getan nicht kennen ein machen—Beweis, dann fragen hin das - da oh der eine zu dem einen: 'etwa gegessen—werden du seitens wo, du jetzt machen—Beweis in wo?' Dann nennen hin wahrlich das—da seitens ihm oh der Aitu Sili, der —von—seiner Kraft er jetzt gefressen—werden, mit nennen hin wieder den Aitu von der—von—ihnen Familie, jetzt machen—Beweis in dort. Dann enden dort das—da oh der—da Streit. Aber oh von—ihren Nächten jetzt, wenn jetzt sagen hin ein einer: 'jetzt gefressen—werden du seitens wo?' 'Jetzt gefressen —werden ich seitens Jehova'. 'Du jetzt machen—Beweis in wo?' 'Ich jetzt machen—Beweis bei Jesus'." Stübels freie Wiedergabe dieses Textes lautet so: „Was die Samoaner in alten Zeiten zu tun pflegten. Sucht man der Wahrheit einer Sache auf den Grund zu kommen, und entsteht hierüber zwischen zwei Personen ein Streit, so nimmt man eine Kokosnuß und stellt sie aufrecht auf die Matte, mit dem oberen Ende nach unten und dem Augenende (wo die Nuß an dem Stil angewachsen ist) nach oben. Hierauf sagt der eine: 'Ich werde die Nuß drehen (wie einen Kreisel), wenn das Augenende zu dir hinzeigt, so leugnest du umsonst und du lügst. Wenn aber das Augenende nach mir zugewendet ist, so leugne ich umsonst und ich lüge'. Das war ein Mittel, wie die Samoaner einen Streit schlichteten. Ein anderes Mittel, einen Streit zu schlichten und die Wahrheit einer Mitteilung zu ermitteln, welches die Samoaner anwendeten: Hört man nicht auf zu streiten und kennt man die Wahrheit nicht, so wird der eine den anderen fragen: 'Von wem willst du gefressen werden, wo willst du die Wahrheit versichern?'

Der andere wird den Aitu Sili nennen, durch dessen (übernatürliche) Kraft er gefressen werden will, und wird auch den Aitu seiner Familie nennen, bei dem er die Wahrheit versichert. Hiermit wird der Streit geschlichtet. Sagt heut einer zum andern: 'Von wem willst du gegessen werden?' (so lautet die Antwort:) 'Ich will von Jehova gegessen werden' (und wenn einer fragt:) 'Wo willst du die Wahrheit versichern?' (so lautet die Antwort:) 'Ich versichere die Wahrheit bei Jesus'."

Bei aller Verschiedenheit der Mittel stimmt auch dieser Typus mit dem der Bantusprachen in der leichten, beweglichen, immer nur ein kleines Schrittchen voranhüpfenden Darstellungskunst überein. Und diese unleugbar ganz außerordentlich große Verschiedenheit zwischen den schwerfällig festgehaltenen großen Gedankenkomplexen des Grönländischen, Türkischen auf der einen und den nur ganz lose aneinandergereihten Bruchstückchen des Bantu und Polynesischen auf der anderen Seite, eine Verschiedenheit, die sich nicht auf die angeführten Idiome beschränkt, sondern trotz übrigens schwachen Versuchen zur Abweichung Asien und Amerika von Afrika und Ozeanien trennt, diese Verschiedenheit steht, wie mir scheint, auch in engem Zusammenhang mit der Verschiedenheit der Wege, die man dort, die man hier eingeschlagen, um einen passenden Ausdruck für die Vorgänge der Außenwelt zu prägen. Ich setze als etwas ganz Selbstverständliches voraus, daß, von verschwindend wenigen Ausnahmen abgesehn, das, was wir durch ein besonders gekennzeichnetes Verb ausdrücken, in der Regel ein Nomen ist. Man hat vielleicht schon vor vielen Jahrtausenden Dinge wie Steine, Bäume, Sterne und dergleichen von Vorgängen wie Schlafen, Essen, Trinken und anderen unterschieden. Das beweist aber natürlich noch nicht, daß man deshalb auch für beides sofort einen besonderen, formell (im weitesten Sinne) gekennzeichneten Ausdruck geschaffen habe. Selbst wir reden ja noch von Tod, Krieg, Zeit, Nacht und dergleichen, als wenn das Dinge wie Steine und Bäume wären. Ist aber das, was bei uns Verb ist, in den meisten Fällen und ursprünglich mit einer der Gewißheit fast gleichwertigen Wahrscheinlichkeit überall ein Nomen, so ist von vornherein zu erwarten, daß die dem verschiedenen Charakter unterordnenden und anreihenden Sprachbaus entsprechende Verschiedenheit des Adnominalverhältnisses auch beim Vorstellungsausdruck Anlaß zu verschiedenen Richtungen späterer Ausgestaltungen geben werde. Und die Erfahrung dürfte dem im großen und ganzen durchaus entsprechen.

Sieht man einmal von den verschiedenen, freilich nicht seltenen Übergangsformen und von den nur auf einen ganz kleinen Kreis beschränkten Ausdrücken für ein subjektives Verb ab, so sondern sich dem die Gesamtheit überschauenden Blick die verschiedenen Versuche der Vorgangsäußerung hinsichtlich ihrer Mittel in vier große Gruppen: die possessive Darstellung, die passivische mit der Anschauung der Tatverben, die Darstellung als Empfindungsverb und eine indifferente Andeutung. Drei von diesen Darstellungsarten, und zwar die ersten drei scheinen mir nun überwiegend den Sprachen unterordnenden Baus eigen zu sein. Aus der rein possessiven Auffassung, die je nach der Ansicht über die Richtung des dargestellten Vorgangs durch die Beispiele „des Vaters—Sehn" und „des Vaters—Erscheinung" gekennzeichnet werden mag, entwickelt sich, wie es scheint, einerseits ein „durch den Vater—das Sehn", andrerseits ein „dem Vater—das Erscheinen", wodurch eine Sonderung des Vorgangsausdrucks von den eigentlichen Dingbezeichnungen angebahnt, den beiden Typen „durch den Vater wird gesehn" und „dem Vater erscheint" vorgearbeitet wird. Die vierte Darstellungsart, die ganz indifferente, an das Stammeln der Kinder erinnernde, Anreihung aber erscheint als die, aus der ein subjektives, aktivisches Verb sich am leichtesten herausbilden kann und wahrscheinlich auch ohne eine lange herrschende Übergangsform herausgebildet hat. Es versteht sich von selbst, daß die hier angedeuteten Entwicklungsbahnen nicht die einzig möglichen, von Natur vorgezeichneten sind. Aber man darf doch wohl sagen, daß sie leicht begreiflich sind, während es z. B. als höchst merkwürdig angesehen werden müßte, wenn der Typus „des Vaters Sehn — der Hund" irgendwo plötzlich in den Typus „der Vater sehn — den Hund" oder gar „der Vater sieht den Hund" umschlüge. Und diese nicht zu erwartende Absonderlichkeit scheint sich auch in der Tat nirgends vollzogen zu haben. Wo ursprüngliche Possessivelemente später als unverkennbare Subjektandeuter fungieren, wie es wohl in weitem Umfange auf ural-altaischem Gebiete der Fall ist, da hat sich der Übergang von „mein" zu „ich" sicherlich nicht unvermittelt vollzogen, sondern dadurch, daß die intransitiven Verben des Sprechers Auffassung beim Gebrauch der transitiven beeinflußten. So hätte also beispielsweise ein magyarisches *vár-om* „ich erwarte ihn" (vgl. *nap-om* „mein Tag"), *vár-od* „du erwartest ihn" (vgl. *nap-od* „dein Tag") etc., wenn es

wirklich durch und durch subjektiv ist, seine Grundbedeutung „mein Erwarten“, „dein Erwarten“ etc. durch die Einwirkung des intransitiven *vár-ok* „ich warte“, *vár-sz* „du wartest“ etc. verloren. Ein derartiger Einfluß intransitiver, von Natur rein prädikativer Konstruktionen scheint überhaupt eine bedeutende Rolle zu spielen. Eines in seiner Wirkung freilich ganz anderen, merkwürdigen Falles ist schon bei Erwähnung des Chürkilischen gedacht worden (*nu tsama elqulla* „ich Feuer—mit zünde an“ = „ich zünde das Feuer an“), und wahrscheinlich sind auch die koptischen, bei einer Sprache mit possessivem Verb so überraschenden Ansätze zu einer Objektsbezeichnung so zu erklären. Während die altertümliche Ausdrucksweise *a-f-žek p-nomos* „er vollendete das Gesetz“ (G. Steindorff Kopt. Gramm. § 329), d. h. „tun—sein—Vollenden das—Gesetz“ eine ganz verbreitete, weil eben natürliche Erscheinung ist, die einfache Gegenüberstellung zweier Nomina mit dem dadurch schon gegebenen prädikativen Sinn wie apers. *manā pitā Vištāspa* „mein Vater (ist) Vištaspa“ (Bh. I 2), *Ἕκτορος ἥδε γυνή* „Hektors Weib (war) diese“ (Hom. *Z* 460), air. *maith forfoisitiu* „gut (ist) euer Glaube“ (Wb. 17 a 4) etc. etc. und als Norm im Russischen (um von nichtindogermanischen Sprachen nicht zu reden), schleicht sich durch eine Wendung wie *a-u-smine n-ou-diathēkē* „sie schlossen einen Vertrag“ (Steindorff § 331), d. h. „tun—ihr—Schließen in—einem—Vertrag“ etwas Fremdartiges, die alte Einfachheit Störendes ein. Eine etwaige Annahme, daß *n* reines Objektzeichen geworden, *ausmine* subjektiven Charakter angenommen habe, wäre ganz unbegründet. So bleibt wohl als allein naheliegende Deutung die Annahme eines intransitiven Charakters, und es verdient wohl in Erwägung gezogen zu werden, ob nicht in vielen Fällen, wo eine lautlich gekennzeichnete Objektform erscheint, einst die Verbindung eines Stammes mit einer Präposition oder Postposition vorlag, ob nicht der Anschauung „er erwirbt Gold“, „er wirft Steine“ etc. die Auffassung „er sucht seinen Erwerb im Golde“, „er wirft mit Steinen“ etc. vorausging. So könnte man sich auch den Übergang eines Typus „des Vaters Sehn des Hundes“ in „der Vater sieht den Hund“ veranschaulichen. Für die vorliegende Erörterung kommt es nun übrigens nicht sonderlich in Betracht, wie sich die verschiedenen angedeuteten Typen unterordnender Idiome zueinander verhalten. Für den Zweck dieser Untersuchung ist nur folgendes zu betonen. Von den verschiedenen angedeuteten Typen, die nicht Denkmöglichkeiten

darstellen, sondern aus der Erfahrung gewonnen sind, steht keiner dem Passivum der Tatverben, also dem Idg. nach herrschender Auffassung, näher als die Wendung „durch den Vater sehn der Hund", und weder bei diesem noch einem der etwas ferner stehenden Typen „des Vaters Sehn der Hund", „dem Vater erscheinen der Hund", „des Vaters Erscheinen der Hund" liegt ein besonderer Anlaß dazu vor, den durch „Hund" angedeuteten Teil des Satzes durch ein formales Kennzeichen hervorzuheben. Es liegt mir natürlich fern, nun behaupten zu wollen, daß ein derartiges Kennzeichen deshalb auch nicht vorkommen könne. Aber es ist, da der Deutlichkeit Genüge geschehen ist, mindestens nicht unbedingt zu erwarten, und ist auch in der Tat auf dem Gebiete der unterordnenden Sprachen eine weit seltenere Erscheinung als bei den anreihenden Idiomen. Wenn nun bei einem Passivum wie beispielsweise dem indogermanischen auch das dem realen Ziel entsprechende Nomen, also das grammatische Subjekt, ein besonderes formales Kennzeichen trägt, so tritt die Konstruktion damit in einen beachtenswerten Gegensatz zu den zahlreichen Fällen, wo die Passivkonstruktion allem Anschein nach unmittelbar auf ein Possessivverhältnis zurückgeht oder — denn das läßt sich schließlich vielfach oder meist auch nur vermuten — wo sie doch mindestens keine Spur älteren aktivischen Gebrauchs aufweist. Daß das idg. Passivum etwas Sekundäres ist, wird nun auch wohl niemand in Zweifel ziehn. Aber für die im allgemeinen für aktivisch gehaltene, von Schuchardt für passivisch erklärte Konstruktion gilt dasselbe. Wenn Schuchardt den sogenannten Nominativ für einen Aktivus erklärt, weil er eine Endung an sich trägt, so tut er dies wohl hauptsächlich unter dem Eindruck von Sprachen wesentlich unterordnenden Charakters, in denen eben dem unserem Nominativ entsprechenden Ausdruck in der Regel, aber auch da doch wohl nicht ausnahmslos, der reine Stamm entspricht. Seine Bemerkung, daß der Nominativ gar kein Kasus sei, macht dies fast zur Gewißheit. Aber ein *filium vocat pater* würde doch, wenn es auch als „der Sohn wird gerufen vom Vater" zu deuten wäre, noch immer nicht dem Typus primitiver Passivkonstruktionen entsprechen. Denn *filium* ist doch ganz entschieden kein Stamm, sondern eine ganz bestimmte Kasusform, und Schuchardts billige Mitteilung „auf die Entstehung des Akkusativs gehe ich nicht ein" schafft die Schwierigkeit offenbar nicht aus der Welt. Der idg. Satz hat

eben das eigentümliche an sich, daß in ihm beides, Ausgangspunkt und Ziel, durch ein besonderes Kasuszeichen angedeutet wird, eine Eigentümlichkeit, die sich den Sprachen unterordnenden Charakters gegenüber wunderlich genug ausnehmen mag, die aber in den anreihenden Idiomen häufiger ihresgleichen findet und auch wohl auf ähnliche Weise erklärt werden muß wie diese verwandten Erscheinungen. Je stärker das unterordnende Prinzip in einer Sprache waltet, desto mehr wird der Ausdruck des Vorgangs überladen werden, desto weniger Gelegenheit bietet sich zur Absonderung besonderer Formen für des Vorgangs Ausgangspunkt und Ziel. Ob es heißt „des Vaters Sehn", „das Vater—Sehn", „das vom—Vater—Sehn", „das durch—den—Vater—Sehn" oder sonstwie, spielt keine Rolle, wenn einmal die Grundauffassung des Unterordnens herrscht. Wesentlich ist, daß dann höchstens eins, Subjekt oder Objekt, als etwas nicht Abhängiges dem anderen großen Komplex gegenübergestellt wird und, schon hinreichend gekennzeichnet, keiner besonderen Hervorhebung bedarf. Ganz anders ist dies aber natürlich bei einer Sprache, wo kleine, winzige Bruchstückchen gleichwertig, appositionsartig aneinandergereiht werden. Da wird ein Hervorheben, Hinweisen durch Demonstrativa, man kann nicht sagen nötig — denn das Chinesische beweist ja allein schon das Gegenteil — aber doch mindestens leicht erklärlich. Damit soll wieder nicht gesagt werden, daß eine demonstrative Hervorhebung nicht auch bei andersgearteten Idiomen vorkomme. Scharfe Grenzen sind ja überhaupt nicht zu ziehn. Ich weise nur auf die größere Häufigkeit in Sprachen anreihenden Charakters hin, um damit auch für das Auftreten eines solchen Demonstrativs in anderen Sprachen, und namentlich für seinen Übergang in ein Suffix den ursprünglich appositionsartigen Charakter wahrscheinlich zu machen. In dem *s* des idg. Nominativs hat ja schon Bopp (Vergl. Gramm.[2] I § 134) den Rest eines Demonstrativs vermutet, und das wohl ganz mit Recht. Auch Schuchardt erkennt dies an, wie er auch im Auslaut *u* des semitischen Nominativs den Rest eines Pronomens erblickt, ohne deshalb jedoch von der einmal gefaßten Ansicht, daß der sog. Nominativ ein Aktivus sei, abzulassen. Woran freilich der Aktivuscharakter nach Abstreifung des *s* erkannt werden soll, bleibt unerörtert und läßt sich in der Tat nicht leicht erraten. Denn auf die passivische Konstruktion kann man sich leider nicht berufen, da diese ja selbst erst nachgewiesen werden muß. Und warum

sollte nicht, wenn *filium vocat pater* passivisch ist, der Aktivus in *filium* stecken? Nun, wenn man, um dies aufzuklären, über die Grenzen des idg. Gebiets hinüberblicken will, so hat man sich selbstverständlich den Sprachen zuzuwenden, die annähernd Entsprechendes aufweisen, d. h. vor allem auch beides, Ausgangspunkt und Ziel des Vorgangs, durch ein mehr oder minder fest mit dem Stamm verbundenes Element hervorheben, und zu diesen Sprachen gehören die kaukasischen und das Baskische, auf die Schuchardt besonders hinweist, durch die seine Anschauung auch wohl am stärksten beeinflußt worden ist, eben nicht. Es liegt nicht in meinem Plan, hier eine vollständige Übersicht zu geben. Dazu fehlt's nicht nur am Raum, sondern obendrein auch noch an hinreichend sicheren Belegen. Wo mir keine Texte vorliegen, muß ich mich selbstverständlich eines Urteils enthalten, und leider trifft dieser Fall noch für eine bedenklich große Zahl von Sprachen zu. Aus einem anderen Grunde muß ich alle die Fälle ausscheiden, in denen der Ausgangspunkt des im Satz dargestellten Vorgangs nur beim transitiven Verb durch ein lautliches Mittel angedeutet wird. In diesen Fällen liegt meistens eine nachweisbare passivische Konstruktion vor, und es ist zu vermuten, daß es sich auch da, wo der Beweis nicht so leicht oder vielleicht auch gar nicht zu erbringen ist, nicht anders verhält. Zahlreiche Beispiele für diese Konstruktion bietet die tibeto-barmanische Sprachgruppe. Vgl. das Suffix *-roi* (bezw. *-loi* nach einem Konsonanten) in dem zur Nāgā-Bodo-Gruppe gehörenden Kabui (Kapwi): *ka-bang-loi dū-wē* „sein—Diener—von antworten—(Präteritum)", d. h. „sein Diener antwortete", *kamāi-roi ka-bang khat kāū-gang-nū* „ihm—von sein—Diener machen—kommen-d", d. h. „er, einen seiner Diener rufend", *kamāi-roi ka-pū kho dā-wē* „ihm—von sein—Vater zu antworten—(Praeteritum)", d. h. „er antwortete seinem Vater", *ka-pū-roi ka-kho sū-thē* „sein—Vater—von sein—zu sagen—(Präteritum)", d. h. „sein Vater sagte zu ihm" etc. etc. (Linguistic Survey of India III II, Calcutta 1903, S. 422; vgl. auch die entsprechenden Erscheinungen im Sopvomā III II 453 ff., Kachin III II 506 ff. und verschiedenen Dialekten der Kuki-Chin-Gruppe III III 26 ff., 64 ff., 73 ff., 76 ff., 81 ff., 117 ff., 131 ff., 139 ff., 146 ff., 153 ff., 184 ff., 194 ff., 208 ff., 215 ff., 227 ff., 235 ff., 246 ff., 256 ff., 265 ff., 283 ff., 335 ff., 351 ff.). Der Übersichtlichkeit zuliebe will ich drei Fälle so gut, wie's bei solchen Dingen eben geht, auseinanderzuhalten versuchen: 1. die demonstrative Hervor-

hebung von Ausgangspunkt und Ziel ohne deutliche Unterscheidung beider; 2. die emphatisch-demonstrative Hervorhebung beider mit hinzutretender Kennzeichnung des letzteren durch eine Orts- oder Richtungspartikel (Präposition, Adverb oder dergleichen); 3. die emphatisch-demonstrative Hervorhebung des Ausgangspunkts und Andeutung des Ziels durch eine Orts- oder Richtungspartikel. Das Nomen der Hottentottensprache, die ein Beispiel für den ersten Fall gewährt, erscheint in substantivischer Funktion nur ausnahmsweise als Stamm und in der Regel — jedoch nicht Ausnahmen — wohl nur dann, wenn es sich um adverbielle Wendungen wie *ǀgui tsē* (die Schreibung nach J. G. Krönlein Wortschatz der Khoi-Khoin, Berlin 1889) „ein(es) Tag(es) etc." handelt. Fr. Müllers Angabe (Grundriß I II 2), daß ein Substantiv als Prädikatsnomen normalerweise nicht mit dem Suffix der 3. Pers. verbunden werde, findet weder in den Texten noch in Krönleins Sprachproben ihre Bestätigung. Vgl. *ama khoi-b gye ǁēi-ba* „wahrer Mensch ist er" (Krönlein S. 5), *ama ànχa khoi-b gye Sana-ǂkama* „sehr buntscheckiger Mensch ist S.", d. h. „S. ist ein echter Stutzer" (Krönlein S. 6), *ama áo-ǁnāχa ao-b gye ne-ba* „sehr predig-lustiger Mann ist dieser" (Krönlein S. 10) etc. Als Ausdruck des Ausgangspunkts oder Ziels der Satzhandlung erscheint das Nomen auf jeden Fall fast immer in Verbindung mit einem Suffix von wesentlich demonstrativem Charakter, hinsichtlich der Bedeutung an die armen. Suffixe *-s*, *-d*, *-n* „ich, mein, hier", „du, dein, da", „er, sein, dort" erinnernd. Aber eine Verschiedenheit von Subjekt und Objekt kommt nur in unmittelbarer Verbindung mit dem Verbalnomen zum Ausdruck, wo dem subjektiven *ta* „ich", *ts, tsa* „du" (Mask.), *s, sa* „du" (Fem.), *b, ba* „er", *s, sa* „sie" ein objektives *ti, tsi, si, bi, si* gegenübersteht, z. B. *tsī-s gye gamà-sa ǃkũi tsī gye ŏa-bi gamà-b-se* „und – sie (Verbalpartikel) Rind—sie trächtig + werden und (Verbalpartikel) gebären – ihn Rind—ihn—als", d. h. „und die Kuh wurde trächtig und gebar ihn als ein Stierkalb" (Theoph. Hahn Die Sprache der Nama, Leipzig 1870, S. 58, Planert Über die Sprache der Hottentotten und Buschmänner Mitteil. d. Sem. f. orient. Spr. VIII III, Berlin 1905, S. 167), *tsī-n gye sáu-bi* „und—sie (Verbalpart.) folgen—ihm", d. h. „und sie folgten ihm" (Hahn S. 58, Planert S. 167), *o-n gye gye tē-bi* „und—sie (Verbalp.) (Verbalp.) fragen – ihn", d. h. „und sie fragten ihn" (Hahn S. 58, Planert S. 167), *khoi-na gye mũǂnũ-si tsī gye χawé ī-ǃkkā-si* „Mensch—sie (Verbalp.) sehn sitzen—sie und (Verbalp.) doch gehn—vorüber

—ihr", d. h. „die Leute sahen sie sitzen und gingen doch an ihr vorüber" (Hahn Jahresb. d. Ver. f. Erdkunde, Dresden 1870, S. 57, Fr. Müller Grundr. I ii 23, Planert S. 166), *tsĩ gye ú-khãi-si tsĩ-b gye awá-si* „und (Verbalp.) nehmen—auf—sie und—er (Verbalp.) schultern—sie" d. h. „und er hob sie auf und nahm sie auf den Rücken" (Hahn Jahresb. S. 57, Fr. Müller I ii 23, Planert S. 166) etc. Dabei verdient auch wohl der Umstand Beachtung, daß ein gleiches Suffix in Sätzen, in denen das Verbalnomen mit dem passivischen *-he* versehen ist, auch den Urheber der Handlung bezeichnen kann, z. B. *//khã-bi-ta go sĩ-he khoi-na !oá* „Mond—von —ich (Verbalp.) schicken—(Pass.) Mensch—sie zu", d. h. „ich bin vom Mond zu den Menschen geschickt worden" (Hahn Sprache S. 57, Fr. Müller I ii 22, Planert S. 165), wo *bi* offenbar denselben Wert hat wie im folgenden Satze die Postposition *χa*: *//ẽi-b gye /gã gẽi tsĩ-b gye gamà-s χa gye a !ũ-he* „er—er (Verbalp.) Gras werden und—er (Verbalp.) Rind—sie von (Verbalp.) da abweiden—(Pass.)", d. h. „er (nämlich der berühmte Zauberer Heitsieibib) wurde Gras und wurde von einer Kuh abgeweidet" (Hahn Sprache S. 58, Planert S. 167). In Verbindung mit dem substantivischen Nomen zeigt sich nun zwar auch eine doppelte Reihe von Suffixen, nämlich neben den ursprünglichen Formen noch solche mit angehängtem anscheinend emphatischen *a*, das mit vorausgehendem *i* zu *e* verschmilzt und vor dem ein *u* schwindet. Daß letzteres übrigens eine noch verhältnismäßig junge Lauterscheinung ist, zeigt die bei Ethnologen noch immer beliebte Bezeichnung Namaqua-(Hottentotten) = *nama-gu-a*. Diese emphatische Form, die mehrfach für eine Objektform erklärt worden ist, wird aber keineswegs nur als solche verwandt, so daß eine deutliche Unterscheidung von Subjekt und Objekt, zu der die Hottentotten eben noch nicht reif sind, nicht zustande kommt. Vgl. *//khã-b gye gomá /gui tsé uri-b-a khoi-n-a !oá sĩ* „Mond—er (Verbalp.) heißt's ein Tag Laus—er—(Emphat.) Mensch —sie—(Emph.) zu schicken", d. h. „der Mond schickte eines Tages, so sagt man, die Laus zu den Menschen" (Hahn Sprache S. 59, Fr. Müller I ii 21, Planert S. 164), *o-s gye !òa-s-a gye mĩ* „und—sie (Verbalp.) Hase—sie—(Emphat.) (Verbalp.) sagen", d. h. „und der Hase sagte" (Hahn Sprache S. 57, Fr. Müller I ii 22, Planert S. 165), *o-s gye //kawa //khã-b !oá gye óa* „und—sie (Verpalp.) wieder Mond- er zu (Verbalp.) umkehren", d. h. „und er (der Hase) kehrte wieder zum Monde zurück" (Hahn Sprache S. 57, Fr. Müller I ii 22, Planert S. 165), *ẽsá !gòa-ro-s-a*

ra χū khoi-n-a kha „schön Kind-chen -- sie—(emphat.) (Verbalp.) verlassen Mensch—sie—(emphat.) doch“, d. h. „die Menschen verlassen wirklich das schöne Mädchen?“ (Hahn Jahresb. S. 57, Fr. Müller I II 23, Planert S. 166), *sóre-s-a !gǎ-b ā-b ei gyeǂái* „Sonne—sie—(emphat.) (Verbalp.) Rücken—er Besitz-er an (Verbalp.) haften“, d. h. „die Sonne blieb an seinem Rücken haften“ (Hahn Jahresb. S. 57, Fr. Müller I II 23, Planert S. 166) etc. An ähnliche Unklarheiten in den Mande-Neger-Sprachen (Mande, Bambara, Soso, Vai) braucht nur kurz erinnert zu werden, da Steinthals bekanntes Buch (Die Mande-Neger-Sprachen, Berlin 1867) alles hinlänglich auseinandergesetzt hat. Als Gegenstück zu diesem nicht verwerteten Überfluß an Bildungsmitteln möchte ich dann noch auf das noch weit absonderlichere Holontalo auf Celebes hinweisen, wo verschiedene emphatisch-demonstrative Partikeln von einander naheliegender Bedeutung in Gebrauch sind, ohne daß auch nur der geringste Versuch vorgenommen würde, diesen Reichtum zur Scheidung des Ausgangspunkts vom Ziel des Satzvorgangs auszunutzen. Zur Veranschaulichung setze ich den Anfang der Sprachproben aus Wilh. Joests Dissertation „Zur Holontalo-Sprache“ (Berlin 1883) S. 53 hierher und übersetze die verschiedenen konkurrierenden Partikeln, um dem Original wenigstens annähernd gerecht zu werden, wie folgt: *u* „etwaig“, *o* „wahrlich“, *lo* „ein“, *ti* „der“, *ño* „irgend“. Das Zahlwort *tuáu* „ein“ gebe ich, um es von *lo* zu unterscheiden, durch die Ziffer 1 wieder. Mit dieser Unterscheidung auch die jeweilige Grundbedeutung durchaus richtig erfaßt zu haben, behaupte ich jedoch nicht. *tā lo-lái ño-tā o wală lái kiki-ñá tuáu wá u ti amo-lío bo-íto bia-biáhe tulíde ño-áju wá u ma-he-p-il-o- olat-ío u hihi-hihilíña wó lo wala-ío mo-nu wá u mo-láo ti amo-lio íjo to la-lío máo bó lo wambáo wala-ío kiki-ña wó lo tulíde bo-íto; íjo bó lo húa to duláhe tuáu ti ámo lo-tā kiki-ña bo-íto póli ma-i-lo-láo ijo tó-u ma-i-lo-palutáo ti amo-lío lo-loía tulídu to tā lái kiki-ña bo-íto, ua-lío: wu hihilīña mo-ponú-a wo-láu díla o hiláo máo mo-milóhe b-il-luo-á-u bó li po-tála bó lo o tulí-a mái lo-moñoudulá-u to o-lému má-lo-odía po-mo-mónu lo-moñoudulá-mu o-láu wó lo po-mi-miah-io dé-lo bo o-dé-lo ío wala-ío*, Wort für Wort wahrscheinlich etwa = „Mensch ein—männlicher irgend—Mensch (ein Numerativ, malaiisch *orang* ‘Mensch’) wahrlich Kind männliches klein-es 1 mit etwaigem dem Vater—seinem jen-em hegen—pflegen Schlange irgend—Stück (Numerativ wie chin. i^1 ko^4 ‘ein Stück’) und etwaige vorhanden—

gegenseitig—nötig—darin—wahrlich—Gewohnheit—ihre etwaige Genoß-Genossin mit einem Kind—seinem vorhanden—dort (= wenn) mit etwaigem Vorhanden—Gehn der Vater—sein, dann zu Weggang—seinem damals jenes eine nur Kind—sein klein-es mit einer Schlange—jener; dann jenes eine wiederum an Tag 1 der Vater ein(es)—Mensch(en) klein-en jen-es wiederum vorhanden—in—einem—Gehn dann zu—etwaig (= nachdem) vorhanden—in—einem—Weggehn des Vater—sein eine—Rede Schlange zu Mensch männlich klein-em jen-em Rede—seine: he! Genosse vorhanden—lieben—Ort mit—mein nicht wahrlich Wunsch diesmal vorhanden—sehen Pflanz (mit Passivinfix *il*)—Ort—meinen jenes—des (= überdies) nötig—noch jener ein wahrlich Belohnungs—Ort kommen ein—Eltern—mein zu wahrlich—dein vorhanden—ein—hierher nötig—vorhanden—Liebe ein—Eltern—deiner wahrlich—mein mit einem nötig—hegen—pflegen—seinem zukünftig—ein jenes wahrlich—zukünftig—ein du Kind—sein", d. h. „ein kleiner Knabe und der Vater desselben hegten und pflegten eine Schlange, und sie wurde von ihm gewöhnt Genossin seines Kindes zu sein, und wenn sein Vater fortging, dann blieb nach seinem Weggehn sein kleines Kind allein mit jener Schlange. Da wiederum an einem Tage, als der Vater jenes Knaben wieder fortging, sagte die Schlange, als der Vater desselben fort war, zu jenem Knaben folgendes: o mein lieber Freund, willst du nicht einmal meinen Garten sehn? Überdies fehlt noch das Eintreten einer Belohnung von seiten meiner Eltern für dich wegen der großen Liebe deiner Eltern zu mir, und du sollst von ihnen wie ihr Kind gepflegt werden". Mit ähnlichen Mitteln, jedoch bescheideneren Umfangs, und vielleicht gerade deshalb erreichen die diesem Idiom nahestehenden, auch genealogisch verwandten polynesischen Sprachen, die als Vertreter der zweiten Gruppe angeführt seien, nun schon bedeutend mehr. Eine emphatische Partikel, meist *ko* bezw. *ʻo, o* (ʻbezeichnet den Kehlkopfverschlußlaut) je nach dem Dialekt, deutet zwar keineswegs immer, wie oft behauptet worden ist (vgl. F. N. Finck Die samoanische Partikel *ʻo*, Sitzungsb. d. Kön. preuß. Ak. d. Wissensch. phil.-hist. Kl. 1904 S. 1318 ff.), aber doch ziemlich häufig den Ausgangspunkt des aktivisch nach dem Typus der Tatverben dargestellten Satzvorgangs an, während das Ziel in solchen Fällen zuweilen durch *i* (vor Pronomen und Eigennamen in der Regel *ia, ia te*) bezeichnet wird. Über die Grundbedeutung dieses *i* läßt sich streiten. Wahrscheinlich ist es dieselbe Partikel, die als „in"

erscheint, von der sie sich mindestens nicht mehr scheiden läßt, während an eine Bedeutung „zu, gegen" wohl nicht gedacht werden darf, da diese mit *ki* bezw. *ʿi*, dem Zeichen des sogenannten Dativs, verbunden ist. Die emphatische Partikel dient zur Hervorhebung des Ziels, wenn der Ausgangspunkt durch *e* „von, seitens, durch" angedeutet, die Konstruktion also als eine passivische aufzufassen ist. So kommt also wenigstens zuweilen eine Subjekts- und Objektsandeutung wie im Idg. zustande, z. B. samoanisch *ʿo le teve ʿo le laʿau e tupu i le vao e malulu l-o-na tino, e tele l-o-na feʿu. ʿafai e u i nifo ʿo le tagata, e matua tiga-ina tele ʿo ia i le masina ʿatoa* „oh das Teve, oh die Pflanze jetzt wachsen in dem Wald jetzt weich der—von—ihr Körper, jetzt groß das—von—ihr Beißen; wenn jetzt beißen in (Objektszeichen) Zähne oh der Mensch, jetzt sehr gequält—werden groß oh er in dem Monat ganzen", d. h. „Teve ist eine Pflanze, die im Walde wächst. Ihr Schaft ist weich und beißend scharf. Beißt der Mensch mit den Zähnen hinein (beißt der Mensch die Zähne ein), so wird er einen ganzen Monat von Schmerz gequält werden" (Samoanische Texte S. 219), *ʿua mau-a ʿo ia e tagata fao mea* „getan gefunden—werden oh er von Menschen rauben Dinge", d. h. „er wurde von Räubern gefunden" (Luk. 10, 31). Das Hinundherschwanken in allen polynesischen Dialekten zeigt jedoch deutlich, daß ein Subjekts- und Objektsverhältnis wie im Idg. auch nicht im entferntesten erfaßt ist, daß *ko* den Ausgangspunkt der aktivisch dargestellten Handlung nur unter anderem hervorhebt und eben deshalb kein Nominativzeichen geworden ist, weil es nicht nötig erscheint, gerade diesen Fall von anderen klar zu sondern. Wesentlich einfacher und mit beachtenswerter Folgerichtigkeit vollzieht sich diese Scheidung im Khassi, wo dem von einem vorausgehenden Demonstrativ (*u* Mask. Sg., *ka* Fem. Sg., *ki* Plur.) begleiteten Nomen, das so zur Bezeichnung des Subjekts dient, bei der Objektsandeutung in der Regel die Präposition *ia* „zu" vorangeschickt wird, und damit eine Konstruktion wie die spanische *el padre ama á la hija* „der Vater liebt die Tochter" entsteht. Von einem Nominativzeichen darf man deshalb freilich noch nicht reden. *u, ka, ki* sind, wie ihr Vorkommen in allen Kasusformen zeigt, zunächst nur Demonstrativa, die, ähnlich wie die Präfixe der Bantusprachen, die Anreihung der einzelnen Satzglieder vollziehn, durch ihr Vorkommen in allen Kasus scharf von einem echten Nominativzeichen geschieden, das nicht wie etwas zum Stamm

Gehöriges bei der Ableitung beibehalten wird. Es heißt beispielsweise *u-kypa jong-mē u la-pyn-iap ia-u-khūn-massi* „der—Vater von—dir (eigentlich wohl 'Ding—du') der (Prät.)—machen—[1]) sterben zu—dem—Sohn—Kuh“, d. h. „dein Vater hat ein Kalb geschlachtet“ (Linguistic Survey of India II 13); aber auch *ia* zur Andeutung eines Dativs: *u-kypa u la-ong ia ki-shakri jong-u* „der—Vater der (Prät.)—sagen zu den—Dienern von—ihm“, d. h. „der Vater sagte zu seinen Dienern“ (Ling. Surv. II 13); dann auch formelle Gleichstellung von Subjekt und Objekt: *la-don u-wei u-brīw u-ba la-don ār-ngut ki-khūn shinrang* „(Prät.)—haben der—ein der—Mann der—welcher (Prät.)—haben zwei—Personen die—Kinder männliche“, d. h. „ein Mann hatte zwei Söhne“ (Ling. Surv. II 12); dann auch Fehlen des Demonstrativs wie *u la-sngow kwah* „er (Prät.)—fühlen Wunsch“, d. h. „er wünschte“ (Ling. Surv. II 12), kurz, alles in allem auch nur ein noch schwacher Ansatz zur Nominativ- und Akkusativbildung. Fast, allerdings doch noch nicht ganz, erreicht erscheint dieselbe dagegen bei einigen Sprachen der tibeto-barmanischen Gruppe und im Dravidischen, die als Beispiele des dritten Falls, der Hervorhebung des Subjekts durch eine emphatisch-demonstrative, des Objekts durch eine ort- oder richtungangebende Partikel, angeführt seien. Vgl. aus dem Bâṛa (Bodo, Kachārī), wo vokalisch auslautende Stämme zur Bezeichnung des Ausgangspunkts häufig das demonstrative Suffix *-ā* annehmen, die Stämme dagegen zur Bezeichnung des Ziels ohne Rücksicht auf ihren Auslaut fast immer durch *-kho* oder *-khaū* erweitert werden: *bi-fai-ā gāgai-ni basthu-khō bī-sūr-nū rān-nā-noi hŭ-nāi-sè* „sein—Vater—(Subj.) selbst—von Eigentum—(Obj.) dem—(Plur.)—zu teilen—(Part.-Perf.) geben—(Plusq.)—(Vollendungspartikel)“, d. h. „sein Vater verteilte sein Gut unter sie“ (Linguistic Survey III II 18), *bī mānsūi-ā ōmā gūmnū gāgai-ni dubli-āu bī-khō thin-hot-nai-sè* „jener Mann—(Subj.) Schwein hüten—zu selbst—von Feld—in ihn—(Obj.) senden—fort—(Plusq.) — (Vollendungspartikel)“, d. h. „jener Mann sandte ihn aufs Feld, seine Schweine zu hüten“ (Ling. Surv. III II 18), *bī-fai-ā bī-khō nu-nā-noi* „sein Vater—(Subj.) ihn—(Obj.) sehn—(Part. Perf.)“, d. h. „als sein Vater ihn sah“ (Ling. Surv. III II 19), *māstor-ā zang-fūr-khō nâ*

---

[1]) Die Übersetzung behauptet keinen etymologischen Zusammenhang von *pyn* mit dem Verb *pún* „machen“ (vgl. W. Schmidt Grundzüge einer Lautlehre der Khasi-Sprache Abh. d. Kön. Bair. Akad. d. Wissensch. I. Kl. XXII. Bd. III. Abt. S. 698); sie soll nur das Kausativinfix veranschaulichen.

fai-nū lāgī du bāzi-au suti hū-nai „Lehrer—(Subj.) uns—(Plur.) —(Obj.) heim gehn—zu für zwei Uhr—in Erlaubnis geben—(Plusq.)“, d. h. „der Lehrer gab uns um zwei Uhr Erlaubnis nach Hause zu gehn“ (Ling. Surv. III II 21). Daß die klare idg. Scheidung jedoch trotz alledem noch lange nicht erreicht ist, ergibt sich daraus, daß *-khō* auch das indirekte Objekt bezeichnen, *-ā* auch fehlen kann und, wenn auch vielleicht nur ausnahmsweise, beim Objekt erscheint. Vgl. *burui-ā brai-khō būng-nai-se* „Greisin—(Subj.) Greis—(Dat.) sagen—(Plusq.)—(Vollendungspartikel)“, d. h. „die alte Frau sagte dem alten Manne“ (Ling. Surv. III II 27), *āng-bū gong-sè Modhu-khō bū-naisè* „ich—auch (ohne Subjektzeichen, wohl deshalb, weil *bū* schon hervorhebt) Schlag—einen Modhu—(Obj.) schlagen—(Plusq.) —(Vollendungspart.)“, d. h. „ich schlug Modhu einmal“ (Ling. Surv. III II 23), *bī gāgai-ni udoi-ā-khō bung-hū-nū man khlai-bā-bū* „er selbst—von Bauch—(*ā!*)—(Obj.) füll-en—zu Absicht mach—(Subjunktiv)—auch“, d. h. „als er seinen Bauch füllen wollte“ (Ling. Surv. III II 18). Ähnlich liegen die Verhältnisse im Gārō (wo die Scheidung jedoch meist nur beim Pronomen durchgeführt wird) und im Chutiyā, dessen *-nā* dem *khō* im Bārā, dem *kō* im Gārō entspricht. Vgl. *gārō u-ā u-kō wāk nīrik-chī-nā ā'tang ā'bā-ōnā wātāt-ā-hā* „er—(Subj.) ihn—(Obj.) Schweine Herde—für—zu eigen Feld-auf schicken—(Perf.)“, d. h. „er schickte ihn auf sein Feld, die Schweine zu hüten“ (Ling. Surv. III II 75), *āng-ā sālgi-nā ārō nāng'-ni nikā-ō pāp-kō dak-ā-hā* „ich (Subj.) Himmel—zu und dir—von Angesicht—in Sünde—(Obj.) tun—(Perf.)“, d. h. „ich habe gegen den Himmel und vor dir gesündigt“ (Ling. Surv. III II 75), *u-ni pā-ā u-kō niksō-ē* „ihm—von Vater—(Subj.) ihn—(Obj.) sehn—vor“, d. h. „ehe der Vater ihn noch sah“, *chutiyā ay-yo mishi-ā āthu chāng ā-nā bo-bem* „mir—von Weib—(Subj.) Hand—mit mich—(Obj.) schlagen—(Prät.)“, d. h. „meine Frau schlug mich mit der Hand“ (Ling. Surv. III II 128), *ā ay-yo mishi-nā digi mānai lāri-mde* „ich mir—von Weib—(Obj.) Faden spinnen geben—(Prät.)“, d. h. „ich befahl meiner Frau zu spinnen“ (Ling. Surv. III II 128). Zu bemerken ist übrigens auch, daß diese Subjektsandeutung auch im reinen Nominalsatz erscheint, z. B. *chutiyā ay-yo mishi-ā bor chābā* „mir—von Weib—(Subj.) sehr schlecht“, d. h. „meine Frau ist sehr schlecht“ (Ling. Surv. III II 128). In der Sprachgruppe endlich, die hinsichtlich einer Subjekts- und Objektsandeutung dem Semitischen und Indogermanischen wohl am nächsten steht, der d r a v i d i s c h e n, ist das unserem Nominativ-

zeichen entsprechende Element ebenfalls ein unverkennbares Demonstrativum, während die Grundbedeutung des Objektssuffixes nicht klar vorliegt. Die Scheidung von Subjekt und Objekt wird im Dravidischen nur bei Bezeichnungen lebender bezw. als vernünftig gedachter Wesen vollzogen, innerhalb dieser Umgrenzung aber nicht weniger streng als im Idg. aufrechterhalten. Diese Beschränkung braucht man nun wohl kaum besonders hoch anzuschlagen. Ist doch der Gebrauch der Akkusativform der idg. Neutra für den Nominativ etwas, was ihr sehr nahe kommt, so daß dieser Umstand nicht davon abhalten könnte, dem Dravidischen einen dem idg. Nominativ völlig gleichwertigen Kasus zuzuschreiben. Aber der dravidische Subjektskasus ist aus einem anderen Grunde doch vom idg. zu trennen, und zwar deshalb, weil das sogenannte Verb ein wie jedes Nomen behandeltes Wort ist, was besonders auffällig bei den mit Kasusendungen versehenen Vorgangsausdrücken zutage tritt, auf die Fr. Müller (Grundr. III 1 199) mit Recht hinweist, also beispielsweise bei einem *naḍa-nd-en-ukku* „Wandel—(Präteritalzeichen)—ich—(Dativsuffix)" d. h. „mir, der ich wandelte", das offenbar mit einem *manid-an-ukku* „Mann—er—(Dativsuffix)", d. h. „dem Manne" ganz auf einer Linie steht. Da es also im Dravidischen gewissermaßen nur Nominalsätze gibt, so kann der Subjektskasus auch nur einen Teil der verschiedenen Funktionen des idg. Nominativs ausüben, und er kann, was wesentlich ist, auf jeden Fall nicht gleich diesem den Urheber eines als Tätigkeit aufgefaßten Vorgangs bezeichnen. Trotzdem aber muß man zugeben, daß der dravidische Nominativ dem idg. nahesteht. Einige Beispiele mögen zur Erläuterung dienen. Vgl. aus dem Tamil: *kumâr-an tagapp-an-ai nôkk-i* „Sohn—er Vater—er—(Akkusativsuffix) sehn—(Gerundivsuffix)", d. h. „nachdem der Sohn den Vater gesehn" (Specimen translations in various indian languages coll. and ed. by G. A. Grierson, Calcutta 1897, Nr. 32), *oru manush-an-ukku iranḍu kumâr-ar iru-nd-âr-gal* „ein Mensch—er—(Dativsuffix) zwei Sohn—sie sein—(Präterit.)—sie—(Plur.)", d. h. „einem Menschen zwei Söhne waren", „ein Mann hatte zwei Söhne" (Spec. Nr. 32), *tagapp-an tan ûliyakkâr-ar-ai nôkk-i* „Vater—er selbst Diener—sie—(Akkusativsuffix) sehn—(Gerundivsuffix)", d. h. „nachdem der Vater seine Diener gesehn" (Spec. Nr. 32), *av-an-uḍaiya mûtta kumâr-an vayal-il iru-nd-an* „dort—er—(Genitivsuffix) älterer Sohn—er Feld—auf sein—(Prät.)—er", d. h. „dessen älterer Sohn war auf dem Felde" (Spec. Nr. 32, 2), *av-ar-gaḷ-il iḷaiyav-an tagapp-an-ai nôkk-i* „dort—sie—(Plur.)—in jüngerer—

er Vater—er—(Akkusativsuff.) sehn—(Gerund.)", d. h. „nachdem der jüngere von ihnen den Vater gesehn" (Spec. Nr. 32); aus dem Malayālam *âyav-an av-an-e tan-re nilaṅ-ṅal-il panni-gaḷ-e mêypân aya-chchu* „dort—er dort—er—(Akkus.) selbst—(Gen.) Feld—er—auf Schwein-e—(Akk.) füttern schicken—(Prät.)", d. h. „er schickte ihn die Schweine auf seinen Feldern zu füttern" (Spec. Nr. 34), aus dem Telugu: den entsprechenden Satz *ata-ḍu paṁdu-la-nu mêpuṭa-ku tana polamu-la lôki ata-ni paṁp-e-nu* „da—er Schwein-e—(Akk.) füttern—zu selbst Feld—er auf da—(Akk.) schick—(Prät.)—er" (Spec. Nr. 30), *pedda kumâru-ḍu polamu-lo vuṁd-e-nu* „älterer Sohn—er Feld—auf sein—(Prät.)—er" (Spec. Nr. 30), *voka manushyu-ni-ki yiddaru kumâru-lu vuṁd-i-ri* „ein Mensch—(Akk.)—zu (*ni-ki* = Dat.) zwei Söhn-e sein—(Prät.)—sie" (Spec. Nr. 30), aus dem Kanaresischen: *hirê mag-an-u holad-alli idd-an-u* „älterer Sohn—er—er Feld—auf (Prät.)—er—er" (Spec. Nr. 36, 2), *av-an-a taṁde av-an-annu nôḍ-i* „dort—er—(Gen.) Vater dort—er—(Akk.) sehn—(Gerund.)", d. h. „als sein Vater ihn sah" (Spec. Nr. 36) etc. Wie die Beispiele zeigen, unterscheidet sich der dravidische Subjektskasus zum Teil auch noch dadurch bedeutsam vom idg., daß er wie ein Stamm weiteren Ableitungen zugrunde gelegt wird. Das tamulische *kumâr-aṉ* verhält sich nicht zu *kumâr-aṉ-ai* wie *filiu-s* zu *filiu-m*, während der Gegensatz des kanaresischen *mag-an-u: mag-an-annu* (od. *mag-an-a, mag-an-anna*) diesem Verhältnis dadurch schon näher kommt, daß *-an-* nur als Singularsuffix ohne Rücksicht auf den jeweiligen Kasus dient. Vgl. *kurub-an-u* „der Schäfer", *kurub-an-a* „den Schäfer", *kurub-an-inda* „durch den Schäfer" etc. und *kurub-ar-u* „die Schäfer", *kurub-ar-a* „die Schäfer" (Akk.), *kurub-ar-inda* „durch die Schäfer" etc., ähnlich wie schwed. *handlande-n* „der Kaufmann", *handlande-n-s* „des Kaufmanns", *handlande-na* „die Kaufleute", *handlande-na-s* „der Kaufleute" etc. Was jedoch für die vorliegende Untersuchung allein in Betracht kommt, ist klar: das Subjektsuffix ist ein Demonstrativum und das Objektssuffix, wenn auch seine eigentliche Bedeutung nicht feststeht, doch höchstwahrscheinlich etwas anderes und vermutlich eine den Ort oder die Richtung andeutende Postposition. Ich sage vermutlich, weil, soweit ich sehe, überall, wo sich die Schöpfung eines Objektskasus wie vor unseren Augen vollzieht oder doch Versuche dazu unternommen werden, eine lokale Partikel, Adverb, Präposition oder Postposition zur Verwendung kommt. Auch auf idg. Gebiete zeigt sich dies, z. B. bei der schon erwähnten Verwendung des Dativs

zur Bezeichnung lebender Objekte im Spanischen (*el padre ama á la hija* „der Vater liebt die Tochter"), im Persischen, dessen objektives *rā* (*nāmah-rā χwāndam* „ich las das Buch" etc.) bekanntlich dem apers. *rādiy* entspricht, im Armenischen, dessen hinsichtlich seiner Grundbedeutung noch nicht völlig klargelegtes Akkusativzeichen *z* (*i skzbanē arar astvac z-erkin er z-erkir* „im Anfang schuf Gott den Himmel und die Erde" Gen. 1, 1) auf jeden Fall eine Präposition ist. Vgl. *z-* mit dem Abl. in der Bedeutung „in betreff, über", mit dem Instr. in der Bedeutung „um—herum": Meillet Esquisse d'une grammaire comparée de l'arménien classique, Vienne 1903, §§ 67. 68 und die dort nicht erwähnte Verbindung mit dem Lokativ in der Bedeutung „gegen": *zi mi erbēkʿ harçes z-kʿari z-otn kʿo* „μή ποτε προσκόψῃς πρὸς λίθον τὸν πόδα σου" Matth. 4, 6, *z-ahi hareal* „von Furcht ergriffen" (eigentl. „gegen Furcht geschlagen") Eznik s. Kołbaçi Ełc ałandoç, Ven. 1826, S. 245 etc. Solche Beobachtungen legen nun — wie mir scheint — auch den Gedanken nahe, daß auch die uridg. Akkusativendung *-m* wohl nichts anderes ist als der Anlaut eines bis auf diesen Rest geschwundenen Worts lokaler Bedeutung, vielleicht der Anlaut des Stammes **medhi̯o* (*medium*, μέσον etc.), so daß also ein Akkusativ wie *equām* ursprünglich die Wortgruppe **eku̯ā medhi̯o* gewesen wäre mit anfänglich lokalem Sinn wie neuarm. *ǰri mēǰ* „Wassers Mitte" „im Wasser" etc., vielleicht aber auch irgend etwas anderes. Denn mehr als eine Vermutung ist natürlich nicht möglich. Nur daran darf ich wohl erinnern, daß eine derartige Erklärung nicht gerade mit unerhörten Vorgängen operiert. Daß von einem enklitischen Worte zuweilen nicht mehr als der erste Laut übrig bleibt, auch wenn das Wort ursprünglich ziemlich lang ist, zeigt beispielsweise das russ. *da-s* „jawohl" aus *da sudarj* (Slovarj russkago jazyka sost. 2. otd. Imp. Akk. nauk, Ptb. 1895, I 949), daß der Übergang eines Lok. in einen Akk. möglich ist, das Koptische, dessen objektanlautendes *n* aus ägypt. *im* ursprünglich „innen" bedeutete (A. Erman Ägypt. Gramm. § 307) und auch im Kopt. ja noch als Präp. „in" gebraucht wird (G. Steindorff Kopt. Gramm. § 350).

Und nun nach dieser langen, dem Leser hoffentlich nicht allzu langweiligen Umschau zum Ausgangspunkte der Erörterung! Überall, wo beides, Ausgangspunkt und Ziel des im Satze zur Darstellung kommenden Vorgangs, bei nur halbwegs gelingender Scheidung am Nomen durch ein Satzelement angedeutet wird,

erscheint für ersteren, soweit überhaupt ein klarer Einblick möglich ist, eine hervorhebende, für letzteres eine den Ort oder die Richtung angebende Partikel, und der Vorgang selbst wird als ein aktivischer zum Ausdruck gebracht oder aber als passivischer neben der aktivischen Auffassung als etwas Sekundäres wie im Indogermanischen. Wo die passivische Auffassung des Typus der Tatverben herrscht und nicht Herausbildung aus einem früheren Aktiv wahrscheinlich gemacht oder bewiesen werden kann, da erhält nur das den Ausgangspunkt bezeichnende Nomen eine besondere lautliche Andeutung, wo der Typus der Empfindungsverben allgemein gilt, da wird nur das Ziel besonders angegeben. Und diese Verschiedenheit ist leicht erklärlich, wenn man sich der grundlegenden Verschiedenheit des unterordnenden und anreihenden Sprachcharakters erinnert. Damit möchte ich nun allerdings noch nicht behauptet haben, daß das Idg. vor der Entstehung der Flexion einen überwiegend anreihenden Charakter nach Art des Polynesischen, Hottentottischen und Bantu besessen habe. Die Voranstellung des attributiven Nomens, die durch die Komposita erwiesen wird, deutet sogar auf das gerade Gegenteil. Zum drittenmal erlaube ich mir daher darauf aufmerksam zu machen, daß es keine Sprachgesetze und dergleichen geben kann, daß die Annahme irgend welchen ausnahmslosen Waltens im Sprachleben im Augenblicke, wo man dessen Wesen erfaßt, als eine vollendete Absurdität erscheinen muß. Da ich mich vor kurzem darüber hinlänglich geäußert habe (Die Aufgabe und Gliederung der Sprachwissenschaft, Halle 1905), brauche ich die Sache hier nicht weiter auszuspinnen. Überdies würde ich dem, der's nicht begreift, wahrscheinlich doch nicht helfen können, und auf jeden Fall werde ich mir nicht die Mühe geben, es zu versuchen. Es soll also die idg. Ursprache (im Gegensatz zu der der Trennung unmittelbar vorausgehenden Grundsprache; vgl. H. Jacobi Kompositum und Nebensatz, Bonn 1897, S. 1) nicht für ein anreihendes Idiom im eigentlichen, engeren Sinne erklärt werden, wie ich auch nicht verkenne, daß das Dravidische wesentlich unterordnender, stark an das Ural-Altaische gemahnender Natur ist. Aber wie dieses trotz alledem auch eine Neigung zum Anreihen zeigt, sich also einfach als eine Mischung extremer Neigungen darstellt, so muß auch das Idg. durch ein Zusammentreffen verschiedenartiger Eigentümlichkeiten entstanden sein, und mir scheint, dem unbefangenen Beobachter könne kaum entgehn, daß eben dieses

nicht Einseitige, diese Harmonie den idg. Typus kennzeichne. Dies hier weiter auszuführen, geht jedoch nicht an. Das würde ein Buch von stattlichem Umfang füllen, das ich auch über kurz oder lang zu schreiben gedenke, aber eben nicht hier schon im Auszug mitteilen kann. Das Ergebnis meiner langen Erörterungen wird nun gering erscheinen und ist es gewissermaßen auch. Es muß bei der alten Ansicht bleiben, das ist alles. Mir lag jedoch im Interesse der Sache daran, diese aktivische subjektive Verbalauffassung nicht nur als eine vor der Hand noch nicht widerlegte, sondern als eine dem Gesamtcharakter angemessene, natürliche erscheinen zu lassen, dabei freilich stark auf die meinen Andeutungen folgende, vielfache Lücken ergänzende Mitarbeit des Lesers rechnend. Denn unmittelbar gewonnene anschauliche Erkenntnis läßt sich selbstverständlich nie ganz ersetzen und am allerwenigsten durch ein paar kurze begriffliche Formulierungen. Zu einer einen annähernden Ersatz bietenden Gesamtschilderung der sprachlichen Welt aber gebricht's hier an Raum, und zudem ist das ein Buch, das ich zwar auch zu schreiben vorhabe, aber noch nicht heute oder morgen, weil ich mich dazu noch nicht für reif erachte. Vorbehalten will ich mir jedoch nichts. Wenn einer mir zuvorkommt, werde ich dies dankbar anerkennen.

Gr.-Lichterfelde. Franz Nikolaus Finck.

Weib und Weibel.

Unter Berufung auf z. B. ahd. *Hu[g]-perto*, mnd. *wībbelde* aus *wīkbelde*, gr. *αἰπόλος* aus *αἰγ-qολός* (Prellwitz), prākr. *Vappaïrāa* aus *Vāk-pa⁰* (Pischel) glaube ich die Annahme wagen zu dürfen, daß in vorgermanischer Zeit *kp* in der Kompositionsfuge durch Assimilation nach naturlanger Silbe zu *p* geworden, und daß so ahd. *weibel* „praeco“, „Gerichtsdiener“ aus *voi[k]pó-* (oder *voi[k]-poló-?*), und ahd. *wīb* „Weib“ aus *vei[k]pó-* enstanden ist. Die weitere Erklärung dieser Wörter ergibt sich von selbst aus ved. *viç-páti-* „Hausherr“, *viç-pátnī-* „Hausfrau“, lit. *vẽsz-pats* „souveräner Herr“ (Femin. Dat. Plur. *wieschpatniamus*, Postille von 1573), preuß. *wais-pattin* „Hausfrau“, ved. *kula-pā́-* „Familienhaupt“ (skr. *kula-pati-*, *-pālaka-)*, *go-pā́-* „Kuh-Hirt“ (*go-pá-*, *gó-pati-*), skr. *nr̥-pa-* „Fürst“ (ved. *nr̥-páti-*, *nr̥-pátnī-*, *nr̥-pā́yia-*, *nŕ̥-pīti-*) usw. — Vgl. übrigens Osthoff IF. IV 282.

A. Bezzenberger.

Zur Mythologie.

I. *Juno.*

„Vom Standpunkt der Vergleichung", sagt Müllenhoff (Deutsche Altertumskunde I 70 ff.), „wird man immer zugeben, daß nicht nur den Griechen eine reiche vielgestaltige Natur entgegenkam, die ihren Anlagen und allem, was sie mitbrachten, auch die reichste und mannigfaltigste Entwicklung gestattete, sondern auch, daß ihnen viel Fremdes von außen her zugeführt ist, was sie aufgenommen und verarbeitet haben; dagegen aber z. B. nie einräumen, daß die *Διώνη*, die *Juno* (*Diovino*) der Italiker, erst in späterer Zeit dem dodonäischen Zeus beigesellt ist". Die Anschauung des alten Buttmann, der zuerst *Διώνη* den Lauten nach mit der römischen *Juno* verglichen hat[1]), wird noch in neuster Zeit festgehalten, so von Hermann Usener (Strena Helbigiana S. 321), der glaubt, daß mit dieser Gleichsetzuug „der erste Spatenstich zu mythologischer Erkenntnis" getan war. Formal wären nach ihm (Götternamen S. 8) die Namen so zu vermitteln, daß man *Juno* aus einer verlorenen Stammform *Juna* herleitete, die, auf **djov-na* oder **djov-ona* zurückgeführt, der griechischen Gestaltung nicht allzu fern stände. Es ist nun zu bemerken, daß diese nicht gerade einen uraltertümlichen Eindruck macht. „Dione ist, wie ihr Name lehrt, nichts weiter als eine 'Frau Zeus': *Διϝώνα* ist von der schwachen Stammform von *Ζεύς*, *Διϝ*, ähnlich abgeleitet wie *Ἀκρισιώνη*, die Tochter des A., von Akrisios" (Kretschmer Einleitung S. 91). Scheitern muß Useners Hypothese an einer anderen Schwierigkeit. Er nimmt an, daß wie in *Jupiter* so in *Juno* der *u*-Laut aus einem echten Diphthong *ou* hervorgegangen ist: damit befindet er sich, wie leicht zu zeigen ist, im Irrtum. Schon eine Inschrift des V. Jahrhunderts der Stadt schreibt *Junonenses* Nr. 24 a in Schneiders Dial. Latin. prisc. exempla Nr. 40 (s. V): *Cn. Junio* / *C. l. Pobleiios.* Da *ou* in *Pobleiios* (zu *publicus, pubes*) als *ō* erscheint, müßte **Jonio* dastehen, wenn es sich um echten Diphthong handelte.

Nr. 43 }
Nr. 46 } *Juno* (Praeneste s. V/VI).

---

[1]) Exkurs V in Spaldings Ausgabe von Demosthenes Midiana; Mythologus I 22 f.

Nr. 49 (Praeneste s. V/VI):
Loucilia neben *Junio.*
Nr. 72 (Pisaurum s. V):
Juno Lolucina.
Nr. 73 } *Junone* (s. V).
Nr. 74 }
Nr. 111 *Junone Loucinai* }
Nr. 112 *Junonei/Loucina* } s. VI/VII.
Nr. 113 *Junone Loucina* }

Das *u* von *Juno* ist demnach nie diphthongisch gewesen[1]). Dieser Tatsache könnte allerdings Usener einfach auf die Weise Rechnung tragen, daß er **djuvna* statt **djovna* zugrunde legte. Aber damit ist es doch nicht getan; es erhebt sich die Frage: wie konnte es geschehen, daß ein **djuvna,* ein klar charakterisiertes Femininum, in die Flexion der *-ōn*-Stämme übertrat, denen doch keineswegs allgemein die Funktion eignet, die durch einen solchen Übergang vorausgesetzt wird: nämlich belebte weibliche Wesen zu bezeichnen. Wollen wir den Namen der römischen Göttin verstehen, so tun wir gut, die Dione überhaupt fernzuhalten, können aber auch nicht umhin, *Juno* von *Jupiter* etymologisch zu trennen. Zunächst ein Wort über das Wesen der Göttin. Von jeher hat W. H. Roscher[2]) die Auffassung vertreten, daß alle Züge der Verehrung *Juno* als eine Mondgottheit kenntlich machen. Ich fürchte, diese Deutung steht im Banne des etymologischen Vorurteils, das Roscher mit allen Früheren teilt. „Die Ehe zwischen Zeus und Juno ist das Prototyp und Ideal sämtlicher menschlichen Ehen", sagt Roscher selbst. Und erklärt man *Juno* im Kern ihres Wesens nicht für eine Mondgöttin, sondern für eine Ehegöttin, so erscheinen die

---

[1]) Das haben, wie ich sehe, auch zwei andere Forscher bemerkt: W. Schulze Zur Geschichte lateinischer Eigennamen S. 470 ff., wo man reichhaltiges Material findet, und, gleichfalls von ihm unabhängig, W. Otto Philol. LXIV 177 ff. Diese Studie (S. 161—223) mündet in den Satz: Juno ist eine Göttin der Unterwelt: dafür spricht wenig; was die Ziege im Kult einer Ehegöttin bedeutet, konnte Roscher Juno und Hera S. 22 N. 24 lehren, wo Plin. n. h. XXVIII 255 ff. zitiert wird. Darin liegt überhaupt unleugbar eine Einseitigkeit der Ottoschen Arbeit, daß die Verbindung der Juno mit Jupiter, deren Sinn Wissowa Religion und Kultus der Römer S. 114 viel richtiger erfaßt hat, für ihn völlig zurücktritt.

[2]) Zuerst in den Commentationes philologae, Georg Curtius dargebracht (1874), S. 215 ff., dann in den Studien zur vergleichenden Mythologie der Griechen und Römer II. Juno und Hera (1875), zuletzt Mythol. Lex. II Sp. 574 ff.

Einzelheiten des Kultus auch in dieser Beleuchtung verständlich. Ein bedeutsamer Einfluß auf die geschlechtlichen Funktionen des Weibes, Geburt und Menstruation, wurde dem Monde beigemessen. Die Göttin, deren Walten das physische Leben der Frau untersteht, muß also auch Macht über ein Gestirn besitzen, dem der Volksglauben solche Geltung zuschrieb: *Juno sispes* besagt vermutlich — *i* ist wohl lang anzusetzen, vergleiche die Schreibung *seispitei* CIL. I 1110 — „die über das Gestirn (den Mond) mächtige“ = **sīds-potis (sidus, eris).* So wird sie auch *Lucina* gerufen — aber höchst bezeichnender Weise nur als die Göttin, die über die Wöchnerinnen in ihrer schweren Stunde schirmend die Hände breitet. Genug, *Juno* ist von Hause aus Ehegöttin; den entscheidenden Beweis erbringt die Etymologie. Denn *Juno* entspricht fast Laut für Laut dem vedischen *yṓṣā* Genitiv *yōṣṇás* Nom. Plur. *yṓṣaṇas* (*an*-Stamm) „junges, mannbares Weib, Gattin“[1]) = indogermanisch **i̯eu̯sō i̯eu̯snés,* nur daß bei den Italikern der Stamm schwache Gestalt hat: ursprünglich flektierte man **jŭsō *jusnĕs = *jūnĕs (-ĕs* bekanntlich die ältere Form der Genitivendung). Später wurde das Paradigma vereinheitlicht durch Übertragung des *-ūn-* der Casus obliqui in den Nominativ: das gab *jūnō,* Genitiv — da **jūnĕs* allzusehr aus dem Rahmen des Regelrechten heraustrat — nach *sermo*, *opinio* etc. **jūnōnĕs *jūnōnis.* Also *Juno* muß zu denjenigen *en*-Stämmen gehört haben, die wie *caro car-n-is* die ererbte Abstufung bis in italische Zeit bewahrt haben. Die Hypothese klärt auch, wie sie muß, die morphologische Beschaffenheit des Monats- und Personennamens *Jūnius* auf, der, wie Roscher[2]) mit Recht bemerkt, von *Juno* schon aus dem Grunde nicht abgesondert werden kann, weil an den Kalenden des *Junius* das Hauptfest der *Juno Moneta*, der Gründungstag ihres Tempels, gefeiert wurde. Nach Roscher wäre *Junonius* des gleichen Anlauts der beiden aufeinander folgenden Silben halber zu *Junius* vereinfacht. Die Möglichkeit des Lautwechsels kann nicht rundweg bestritten werden; doch wäre das Überspringen einer l a n g e n Silbe für das Lateinische etwas Ungewöhnliches.[3]) Der wahre Sach-

---

[1]) B. Delbrück Die indogermanischen Verwandtschaftsnamen S. 418.

[2]) Jahrbücher für klassische Philologie 1875 S. 367 ff.

[3]) Gegen Fick KZ. XXII 99 ff. mit Recht Pokrowskij ebenda XXXV 227 ff., der zeigt, daß *nutrix* nicht auf **nutrītrix, dentio* nicht auf **dentītio, voluptarius* nicht auf **voluptātarius* zurückgeht. Auch griechische Fälle sind nicht gesichert:

verhalt wird sein, daß *Junius* älter als *Junonius* ist: die erschließbare Grundform **i̯us-n-ios* verhält sich zu **i̯usō* genau wie *πάτρ-ιος* zu *πατήρ*. Wir haben eine Adjektivableitung von ehrwürdigem Alter vor uns, in welcher der *en*-Stamm gesetzmäßig die auf den bloßen Konsonanten reduzierte Form *-n-* hat. Ein Punkt der Lautlehre bedarf noch des näheren Eingehens. Es ist angenommen, daß in *Juno* die Länge der ersten Silbe hervorgegangen sei aus einer Kürze, die Dehnung erfuhr unter Schwinden eines folgenden *s* vor Nasal. Auffallen könnte nun, daß auch sehr alte Inschriften ein *s* an dem Worte nicht zeigen, trotzdem in einzelnen Fällen die Gruppe *s* + Nasal bis in geschichtliche Zeit erhalten ist. „*Pesnis pennis ut Casmenas dicebant pro Camenis: et c[a]esnas pro c[a]enis*“ Fest. p. 205 M. cf. p. 209. „*Dusmo in loco apud Livium significat dumosum locum. Antiqui enim interserebant s litteram et dicebant cosmittere pro committere et Casmenae pro Camenae*“ Paul. ex Fest. p. 67 (*Casmenae* überliefert auch Varro de l. l. VII 26). *osmen* alt = *omen* Varro de l. l. VI 76. *Losna* = *Luna* Praeneste 55 Schneider. — *triresmos* = *triremes* columna rostrata (391 Schneider) 12. *cosmis* = *comis* „freundlich“ Duenosinschrift (Nr. 19 Schneider) 1. *jouxmenta* = *iumenta* Foruminschrift. Der Fall *cosmittere* ist für sich zu stellen. Etymologisch ist wahrscheinlich *co-smittere* (= *con-smittere*) zu trennen; aber ein wortanlautendes *s* vor *m* hat sich wohl nur unter dem Schutze einer falschen Silbentrennung *cos(cons-) mittere* halten können, indem man das Element *cons-* auf eine Linie stellte mit *obs-(trudo), sus-(tineo), ex-* neben *ec-*. In *cons-* aber wurde *-ns* als Auslautsgruppe behandelt: mit *cōs-* vergleiche *sanguīs* aus **sanguins*. Im übrigen gilt das Gesetz: *s* war, soweit es sich vor Nasal bis ins historische Latein erhielt, ein tonloser Laut. Der Grund liegt darin, daß vor dem *s* stets ein Explosivlaut geschwunden ist, der in der ältesten Sprache noch ausgesprochen wurde *(jouxmenta)*. *Casmenae* geht nach Solmsen Stud. z. lat. Lautgesch. S. 165 N. 3 auf **Căd-smenae*, *Camenae* auf **Căd-menae* zurück („die Glänzenden“, zu gr. *κεκαδμένος*). *Pesna* aus **pet-sna* neben *penna* aus **pet-na*. *cesna* nach Brugmann und von Planta aus **kert-sna* (umbr. *çersnatur*

ζη-τρός „Folterknecht“ wohl nicht aus **ζητητρός*, sondern aus der Wurzel gebildet (cf. *δί-ζη-μαι*), ebenso *μα-τήρ* „Sucher“, *ἀλιτ-ρός δᾱ-τήριος*, *κέντ-ρον* (Suffix *-ρο-*, vgl. *κέν[τ]-σαι*); *κέντωρ* hat also vielleicht entsprechend Suffix *-ωρ*, nicht *-τωρ*. Kretisch *τρίτρα* nach Brugmann aus **τρίττωτρα*; vielmehr aus *τρί-τῐ-τρα* „dreifache Zahlung“ (*τίνω*).

„cenati“ ai. *kartati* „schneiden“). *Losna* aus **Louksna* (cf. preuß. *lauxnos* „Gestirne“). *triresmos* aus **tri-rĕt-s-mos* neben ἐρετ-μός; falsch ist die Grundform *rēsmo-* bei Niedermann E und I im Lateinischen S. 56. *osmen* = **ŏcsmen *oqusmen* zu *oculus* eigentlich „das Gesehene“; formell steht griech. ὄμμα *ὀπμα **oqumn̥* nahe. Nicht zu halten ist der Ansatz **ovismen* (ὀΐομαι) Kretschmer KZ. XXXI 455. *cosmis* „freundlich“ aus **koksmis* zu altbulg. *kochati* „lieben“ = **koksati*, litauisch *kẽkszė* „Hure“. *dusmos* „struppig, stachlig“ leite ich aus **duks-mos* ab, vgl. lit. *daužiù* „stoßen“, ahd. *zwangôn* „anstacheln“ Fick II[3] 384. Einfaches *s* vor Nasal wurde tönend und schwand schon im Urlateinischen; weder hat, soweit wir zurückblicken können, ein römischer Mund **prismos* statt *primus* gesprochen, während das Pälignische *prismu* im Sinne von lateinisch *prima* belegt, noch besteht die Aussicht, daß auf einer lateinischen Inschrift je eine *Jusno* auftauchen wird.

II. *Μοῦσα.*

Gegen den letzten Versuch neuerer Zeit, *Μοῦσα* mit der Wurzel *men* „denken“ in Verbindung zu bringen, den Brugmanns (IF. III 253 ff.), macht J. Wackernagel (KZ. XXXIII 571 ff.) berechtigte Bedenken formaler Natur geltend. Dagegen nach der begrifflichen Seite hin scheint mir (anders Wackernagel) Brugmanns Etymologie wohl fundiert. Denn es sei, wie es seine Meinung ist, „die geistige Erregung“ des Sängers der Begriff, der in der *Μοῦσα* körperliche Gestalt gewonnen hat, so leuchtet es ein, daß die Gottheit zunächst als eine Person gedacht sein muß. *μῆνιν ἄειδε θεά, ἄνδρά μοι ἔννεπε Μοῦσα* ist die älteste Form der Anrufung. Wenn die Musen späterhin in der Mehrzahl auftreten, so geht damit Hand in Hand die Tatsache, daß sie auf Bergen und an Quellen lokalisiert werden: beide Züge beruhen auf einer Vermischung von Musen- und Nymphenkult. Jede Nymphe berührt sich in ihrem Wesen mit der Muse insofern, als auch sie auf Grund der begeisternden Kraft, die ihrem feuchten Element nach der Anschauung des Volkes innewohnt, „eine Erregerin“ ist: das heißt, wo Musen verehrt werden, werden in Wirklichkeit Nymphen als *Μοῦσαι* verehrt. Die Erwägung demnach, daß Wackernagels Deutung von *Μοῦσαι* als **μοντ-ι̯α* „die Bergfrau“ etwas geschichtlich Unursprüngliches in die Natur der Göttin hineinträgt, bestimmt mich, meine etymologische Bemühung auch meinerseits an den Brugmannschen Grundbegriff „der geistigen Erregung“ anzulehnen.

Es ist bisher übersehen, daß die Dialekte ebensowohl gestatten, *Μοῦσα* auf **Μοντ-ι̯α* als auf **Μονθι̯α* zurückzuführen. Die letzte Grundform vermittelt nun aufs ungezwungenste die Anknüpfung an die Wurzel *menth* „quirlen, erregen“ (ai. *manthati*, altbulg. *mętą ταράττειν*). **μονθ-ι̯α* findet nach Vokalisierung und Stammbildung vollkommene Deckung an *μοῖρα* aus **μορ-ι̯α*. Es sieht so aus, als ob **μονθι̯α* eine Abstraktbildung zu einem **monthos* wäre (vgl. ai. *rōmantha* „das Wiederkäuen“ = **rōma-mantha*, eigentlich „das Umdrehen der Halsmuskeln“ Joh. Schmidt Sonantentheorie S. 100), gradeso, wie es *μοῖρα* zu *μόρος* ist. Derivate der Wurzel im Griechischen sind zahlreich: *μόθος* „Getümmel“ mit einer Färbung des Vokals, die am besten durch Ausgleich in einem wurzelabstufenden Paradigma **μονθος *μάθοιο* (*α* = *n̥*) erklärt wird. Hierher weiter *μονθυλεύειν· τὸ μολύνοντα ταράττειν* (scil. *ὕδωρ*) Phrynichos; *μάθυιαι· γνάθοι* Hesych von ähnlicher Bedeutung wie althochdeutsch *mindil* „Gebiß“. *μάσταξ* bedeutet entweder „das Kauende“ (Mund = *γνάθοι* Alkman fr. 144) oder „das Gekaute“, „die Atzung“ (*I* 324); eine Nebenform *μέστακα· τὴν μεμασημένην τροφήν* überliefert Hesych. *μαστακ- μεστακ-* führen auf zugrunde liegende Stämme *μαστο-* aus **μαθ+το-* **mn̥th+to-*, *μεστο-* aus **μενστο-* **menth+to-* (vergl. wegen des Lautlichen *πιστός* aus **πιθ+το-*, *ἀνάπυστος* aus **πυθ+το*). *μύσταξ* schließlich entstand durch Kontamination von *μάσταξ* und *βύσταξ*. Von gleichem Stamme ist natürlich *μασᾶσθαι* „kauen“ **μαθι̯άομαι*[1]); das erschließbare Nomen **μαθι̯α* steht in engster Beziehung zu **μονθι̯α*. Ähnlich hat *μοσσύνειν· μασᾶσθαι βραδέως* neben sich **μασύνειν*, wie es folgt aus *Μασυντίας* Aristophan. Wespen 433, *παραμασύντης* „Schmarotzer“ Ephipp fr. 8_6 II 255 K., Alexis

[1]) Dazu lat. *mandere* „kauen“ aus **manþo *mn̥thō*. Mit der Glosse bei Suidas *ἄμαστος· ὁ ἀμάσητος, ὡς ἄπαστος, ὁ ἄγευστος*, die Sommer IF. XI 265 auf meinen Hinweis verwertete, hat es eine besondere Bewandtnis. Quelle ist, wie ich jetzt weiß, Apollonius Sophista s. v. *ἄπαστος: ἄγευστος· πάσασθαι γὰρ τὸ γεύσασθαι. οἷον ἄμαστος, ἀμάσητος. τὸ μασᾶσθαι γὰρ τὸ πάσασθαι κατὰ κοινωνίαν τοῦ μ πρὸς τὸ π.* Das *οἷον* („quasi“) zeigt, daß *ἄμαστος* nur zur Erklärung von *ἄπαστος* konstruiert ist. Der Excerptor aber nahm dieses grammatische Gebilde für echtes Sprachgut. Vorsicht in der Benutzung der alten Lexica! Übrigens scheint mir Sommers Wurzel **mad* „schneiden“ zu Unrecht angesetzt; ndd. *mett* „gehacktes Fleisch“ wird ansprechend genug als „das saftige, triefende“ (lat. *madere*) gedeutet, ir. *maidim* „brechen“ von Stokes (Urkeltischer Sprachschatz) auf **matō* zurückgeführt und von Bezzenberger mit altbulg. *motyka* „Hacke“ verglichen; dazu stelle ich lat. *mateola* „Werkzeug zum Einschlagen in die Erde“ (Cato). — Über *μάσταξ* richtig schon Froehde BB. VII 330; vgl. auch Zacher *Γέρας* S. 229 ff.

fr. 222 8 II 379. Es wechselte also einmal *μονσσύνειν (St. *μονθιυ-) mit *μασσύνειν (St. *μαθι̯υ-): die zweite Variante gestaltete sich unter dem Einflusse der ersten zu μοσσύνειν um. Endlich ist zu erwähnen die Hesychglosse ματύαι· γνάθοι, welche, da ματταβόμενος vorhergeht, ματτύης anschließt, von Stephanus und Geßner mit Recht in ματτύαι geändert ist (St. *μαθι̯υα). Lautlich deckt sich damit ματτύη, ein κοινὸν ὄνομα πάντων τῶν πολυτελῶν ἡδυσμάτων, eine Erfindung der thessalischen Küche (cf. Athen. VI 663 A ff.): eigentlich ein „Gequirltes“, gut stimmend zu μονθυλεύειν „farcieren“. Während in den bis jetzt behandelten Ableitungen die Wurzel ihren konkret-anschaulichen Sinn hat, finden wir in einer Bedeutung, die an Μοῦσα = ταραχή näher heranführt, μενθήρη· φροντίς (cod. μενθῆρι), μενθηριῶ· μεριμνήσω. διατάξω, μενθήραις· μερίμναις Hesych, μενθῆρες· αἱ φροντίδες Suidas. Das Althochdeutsche kennt ein Verbum *menden* „sich freuen“ (*mandhendi* Keronische Glossen, *menthenti* Otfrid), welches in grammatischem Wechsel steht mit altsächsisch *mendian* (Braune Althochdeutsche Gramm.[2] § 163 N. 6): urgermanisch **manþijō* **manđijō* eigentlich „sich erregen“, daher „sich freuen“ ist identisch mit altbulg. *mątiti* ταράττειν indogerm. **montheį̯ō*. Althochdeutsch *mendî* „Freude“, eigentlich „Erregung“ aus **mánþī* **mónthī* aber entspricht genau der griechischen Μοῦσα = **monthi̯a*.

III. Ἑστία — *Vesta*.

Das Verhältnis der griechischen Hestia zur römischen *Vesta* ist bis in die neuste Zeit Gegenstand des Streites geblieben. P. Kretschmer Einleitung S. 162 ff. will die Beziehung als solche zwar gelten lassen, deutet sie aber so, daß die Römer die Entlehnenden wären. F. Solmsen Untersuchungen zur griechischen Laut- und Versgeschichte S. 190, 213 ff. erhebt Einspruch. Entlehnten die Römer, so übernahmen unteritalische Griechen die Vermittlerrolle. Aber in Magna Graecia sprach man nicht Ἑστία (*ϝεστία), wie das die Kretschmersche Annahme voraussetzt, sondern Ἱστία. Solmsen stellt danach jeden Zusammenhang zwischen der griechischen und römischen Gestalt, wie er auch gedacht werde, in Abrede. Wenn nun F. Sommer Griechische Lautstudien S. 94 ff. sich wiederum auf den entgegengesetzten Standpunkt stellten konnte — ihm ist wie Früheren Hestia-Vesta eine Gottheit der Urzeit — so liegt dies in den offensichtlichen Schwächen begründet, die der Solmsenschen Argumentation

anhaften. Versagen wir uns einmal der „Sirene des Gleichklangs“ und hören wir auf die Sprache der Tatsachen! Zwei Tatsachen sind es, die in der Erörterung über Gebühr zurückgetreten sind. Die eine schließt ein sachliches Moment in sich. Hestia, eine Göttin, die nie in Tempeln, sondern nur in Buleuterien und Prytaneien Verehrung genossen hat, eine deutliche Hypostase des Herdfeuers, verkörpert sich zu einem persönlichen Wesen erst in nachhomerischer Zeit; der erste, der sie kennt, ist Hesiod Theogonie 454. Das zweite ist: die älteste und verbreitetste Gestalt des griechischen Namens ist *ἱστία*; *ἑστία* ist die Form eines einzigen Dialektes: des attischen. Nur weniges ist gegen diese These geltend zu machen. Eine lakonische Inschrift des 5. Jahrh. v. Chr. (genauer: 403) CIG. I 1511 besagt nach Bekkers Abschrift „ex schedis Fourmonti“ (= Dittenb. Syll.[1] Nr. 34) Zeile 21:

Ἔδον [*τ*]*οὶ* ***ΕΦΕΣΤΙΟΙ*** *τοῖς Λακεδαιμ*[*ονίοις*] / *ποττὸ*]*ν πόλεμον χ*(*ε*)*λίος* (*δα*)*ρ*[*ικός*]. Schon Otfried Müller (Dorer I 181) besserte in *Ἐφέσιοι*; so schrieb auch Roehl (Inscr. ant. Nr. 69), Cauer (Del.[2] Nr. 11) und Roberts (An introduction to Greek epigraphy Nr. 258). Merkwürdig scheint zu der angeblich überlieferten Lesung zu stimmen die Notiz der Scholien zu Apollonius Rhodius ***Α*** 909 (innerer Rand) *ἐφέστιοι*] *ἔποικοι. Λακεδαιμόνιοι γὰρ τὴν οἰκίαν ἐστίαν φασί.* Dem Scholiasten kommt es jedoch nur auf die Bedeutung, nicht auf die Lautform an, die für Lakonien *ἱστία* gewesen sein wird; denn *ἱστία* steht für die Kolonien Tarent und Herakleia sicher (Nachweise bei Solmsen a. O.). Anstoß nahm man auch mit Recht daran, daß „Inquilinen der Lakedämonier“ (Boeckh) in persischer Münze zahlen sollen. Alle Zweifel aber sind gelöst durch die Neuauffindung der Inschrift, welche den Bogen der Türöffnung an der Kirche des heiligen Vasilios südlich von Sparta bildet (vgl. Fränkel Rh. M. LVII 534 ff.). Von Protts Abklatsch hat deutlich ***ΕΦΕΣΙΟΙ***. Zum Überfluß hat Omont festgestellt, daß ***ΕΦΕΣΙΟΙ*** auch in Fourmonts Aufzeichnungen steht, so daß Bekkers ***ΕΦΕΣΤΙΟΙ*** als bloßer Lesefehler erwiesen ist. Es fragt sich weiter, ob man auf einer Inschrift, die Zeile 20 anlautendes Digamma in *ϝεξέ*[*κοντα*] konserviert, nicht auch den entsprechenden Anlaut bei *ἱστία* erwarten müßte. Das Digamma ist außer in der Hesychglosse *γιστία· ἐσχάτη* (zu korrigieren in *ἐσχάρα*) überliefert in einer arkadischen Inschrift (Mantineia) GDI. 1203 $_{18}$: *ϝιστίαν.* Foucart, der sie allein gesehen hat, der Ungenauigkeit zu bezichtigen und die

Lesung zu bezweifeln, ist außer Solmsen niemandem in den Sinn gekommen. Tat er es, so geschah es nach seiner eigenen Äußerung (S. 216) „auf die Gefahr, dereinst des Irrtums überwiesen zu werden“. Ausgrabungen, die Kourouniotis im Herbst des Jahres 1902 auf dem Berge Kotilon in Arkadien (Umgegend von Phigalia) veranstaltete, haben eine Freilassungsurkunde auf Bronzetafel zutage gefördert; sie ist veröffentlicht in der *Ἐφημ. Ἀρχαιολογ.* 1903 Sp. 178:

Θεὸς τύχα˙ | Κλε̄νις ἀφε̄κε | [Κ]όμαιθον ἐλυθρὸν | Ὀμβρίαν Χοιροθύωνα. | Εἰ δέ τις ἐπιθιιάνε̄ | τούτοις, ἱερὰ τὰ χρ(έ)μα- | τα ἐν<α>ι πάντα, εἴτε | .ιστιας, ε<ἴ>τ' ἄλ<λ>ος τ<ι>ς | τ Ἀπόλλωνι τοι Βασ<σ>ί- | ται καὶ τοῖ Πανὶ | τῶι Σινόεντι | καὶ τ' Ἀρτέμι τᾶι Κοτι- | λέοι καὶ τᾶ Ϝορθασία.

Zufällig ist Zeile 8 ein kleines Stück der Tafel weggebrochen, doch fehlen nach Aussage des Herausgebers nur ein bis zwei Buchstaben. Zweifellos richtig ist von ihm vermutet, daß sich unter dem Komplex *.ιστιας* ein Eigenname verbirgt. Nun lautet ein Eigenname aus dem gleichen Dialektgebiet *Ϝιστίας*; eine Inschrift, welche *ϝ* schreibt (Zeile 13 *Ϝορθασία*) stellt uns die Aufgabe, vor der Verbindung *ιστιας* den Raum für einen oder zwei Buchstaben zu füllen: wir können nicht umhin, *ϝ* als fehlenden Laut zu ergänzen. Mit einer Wahrscheinlichkeit also, die an Sicherheit grenzt, werden wir *ἱστία* ursprünglich digammatischen Anlaut zusprechen. Das abweichende Urteil Solmsens ist nicht hinreichend begründet.

1. Eine Inschrift von Lato (Kreta) GDI. 5079 hat Zeile 7 *ἰστίαι* vor einem Worte, von dem angeblich nur anlautendes *ϝ* erhalten ist; die Lesung ist falsch; es steht *E* da, das zu *ἐ(υχάν)* ergänzt wird.

2. Böotien zeigt digammalosen Anlaut schon im 5. Jahrh.: *ḫιστιαῖδας* Tanagra GDI. 914; daraus folgt, daß in Böotien *su̯-* zu einem stimmlosen *ϝ* wurde, das in der Schrift ohne Konsequenz durch *ϝḫ*, *ϝ* oder *ḫ* bezeichnet wird (andre Beispiele *ἅλωμα ἕκαστος ἕκτος*).

3. Eine lokrische Inschrift des 5. Jahrh. (Oiantheia GDI. 1478) schreibt bei sonstiger Erhaltung des *ϝ* Zeile 7 und 16 *ἰστίαι*. Hieraus ergibt sich, daß in diesem Dialekt *su̯* der gleichen Behandlung wie im Böotischen unterlag.

4. Die delphische Labyadeninschrift GDI. 2561 aus dem Anfang des 4. Jahrh. v. Chr., die im allgemeinen den Dialekt rein wiedergibt, so auch anlautendes Digamma in *ϝέκαστος* u. s. f.

beibehält, hat C 43/4: ἕκαστον ἔχϑω ͱομε|στίων. So wenig wie ich Solmsen das Recht einzuräumen vermag, aus diesem Tatbestand eine urgriechische Doppelheit *σέκαστος *σϝέκαστος zu folgern, so wenig ergibt mir die Form ͱομέστιος etwas über den ursprünglichen Anlaut des Wortes. Denn im reinen Dialekt heißt „der Herd“ nicht ἑστία, sondern ἱστία: Daulis IG. IX 1, 63_{8} ἱστ(ία)ν. Ferner lautet ein Sklavenname auf einer delphischen Inschrift GDI. 2085 (175/4 v. Chr.) $_{2}$ bis Ἱστιώ, $_{3}$ Ἑστιώ, $_{4}$ Ἱστιώ Ἑστιώ (die identische Inschrift 1807 zeigt $_{4.6.9.12.15}$ dagegen durchgehend Ἱστιώ). Dies Schwanken läßt gleichfalls erkennen, daß der damals übliche Mischdialekt ἱστία als einheimisch neben gemeingriechisch ἑστία anerkannte. Daher glaube ich, daß ͱομέστιος wie ἕκαστος der (wesentlich attischen) Gemeinsprache entlehnt ist, die ihre Vorboten nach Delphi früh, aber nicht auffallend früh, entsendet. Auch für Phokis bewährt sich also der Satz, der für andere Dialektgebiete gilt, daß die genuine Form ἱστία durch attisch ἑστία verdrängt wird. In Böotien ist alt Ἱστιαΐδας, jung Ἑστ(ιαῖος) Lebadeia CGS. 3077_{3} (2. Teil des 1. Jahrh. nach Chr.). Im Äolischen ist alt ἴστια (Bohn-Schuchardt Altertümer von Ägä S. 34), jung ἐστ[ί]αν GDI. $215_{47/8}$ (150 v. Chr.). Auf Kos GDI. 3731_{9} Ἱστίᾳ, $_{10}$ ἱστίας, 3637_{9} ἱστίᾳ: 3636 (Ende des 4. Jahrh.) Ἱστία $_{20.26.29}$, ἑστίαν $_{48}$. Auf Kreta noch 5079_{7} (Lato) ἰστίᾳ, 5024_{60} (Gortys Ende des 2. Jahrh. v. Chr.) Ἰστίαν, kretische Inschrift in Magnesia (ed. Kern) 70_{21} ἰσ[τίαν]. Aber GDI. 4952_{15} (Dreros 3. Jahrh. v. Chr.) Ἑστίαν, ebenso 5039_{11} (Hierapytna).

ἑστία ist die Form eines einzigen Dialektes: des attischen. Die Lehre der Steine haben wir auf die handschriftliche Literatur anzuwenden. Jonisch ist ἱστίη (ἱ-):[1]) daher liest man auch mit der besseren Überlieferung Ἱστίην Hesiod. Theog. 454, ἱστίῃ Opp. 734, Ἱστίη h. Hom. IV 22, XXIX $_{11.16}$; korrigiert wird v. 1 Ἑστίη wie auch h. Hom. XXIV $_{1}$. Bei Herodot erscheint ἱστίη ἐπίστιος ohne Variante; also bessere man II 100 συνεστιῇ in συνιστιῇ, schreibe V 20 ἱστιῆσϑαι (ἡστιῆσϑαι a, εἱστιῆσϑαι b), V 20 mit a ἱστιητορίου (ἑστικτορίου b). Im Homertext ist überliefert ἱστίη ξ 159 ρ 156 τ 304 υ 231 gegenüber ἐφέστιος *B* 125 γ 234 η 248 ψ 55 ἀνέστιος *I* 63. Diese Attizismen sind aus Herodot zu berichtigen: schreibe ἐπίστιος ἀνίστιος. Auch ἑστίην bei Herodas IV 10 VII 120 ist zweifellos attisch (mit jonischer

---

[1]) Keos 45 $_{2}$ Bechtel; Milet Sitzungsber. d. Berl. Akad. 1904, 619 ff. $_{18}$.

Endung). Und schon Pindar bequemte sich mit der Lautierung *ἑστία*, die zu seiner Zeit gewiß keinem dorischen Dialekt eigentümlich war, der attischen Sprechweise an.

Es leuchtet nun ein, daß Kretschmers Ansatz **ϝεστία* niemals eine monumentale Bestätigung erfahren kann; denn das Attika der geschichtlichen Zeit kennt nur *ἑστία*, Vau war hier so früh wie kaum irgendwoanders verklungen. Diese Bemerkung ist vielleicht von Wert, um das Verhältnis zu *ἱστία* deutlich zu machen. Es kann kein lautlicher Vorgang im Spiele sein, da es kein Gesetz gibt, das *ι* in *ε* wandelte. Ich erinnere daran, daß „wenn zwei synonyme oder irgendwie verwandte Ausdrucksformen sich gleichzeitig ins Bewußtsein drängen, so daß keine von beiden rein zur Geltung kommt, eine neue Form entsteht, in der sich Elemente der einen mit Elementen der andern mischen“ (Paul Prinzipien der Sprachwissenschaft^{3} S. 145): Kontamination. Nun steht seit urgriechischer Zeit neben *ϝιστία* das Synonymon *ἐσχάρα*; der attische Dialekt brachte durch den Digammaschwund die beiden Worte auch lautlich einander nahe. Wie durch Kontamination der Synonyma *μάσταξ* und *βύσταξ* *μύσταξ* entsteht, so entsteht durch Kontamination der Synonyma *ἱστία* und *ἐσχάρα* *ἑστία*. So ist *ϝιστία* von *Vesta* endgültig geschieden. *ϝιστία* (*ἱστία*) ist auf urgriechisch **σϝιστία* zurückzuführen. Etymologisch vergleichen sich altnordisch *suíða* (Prät. *sueið*) „brennen, sengen“ = ahd. *swîdan* „brennen“ (nur Präsens belegt, Otfrid, s. Braune Ahd. Gramm.^{2} S. 330 Anm. 2), aus indogerm. **su̯ei̯tō*, ferner ahd. *swedan* „verbrennen“ (nur Infinitiv in Glossen belegt) aus **su̯ĭtō*[1]), lateinisch *sitis* für **su̯ĭtis* „glühende Hitze, Dürre, Durst“: diese Wurzel **su̯ei̯t* „brennen“ ist zu sondern von **su̯ei̯d* „schwitzen“ (*Schweiß* etc.). *ϝιστία* aus **su̯it^{e}-tiā* ist demnach eigentlich „der Brand“ des Herdes. Da-

[1]) Ableitungen von diesem Stamme sind ziemlich zahlreich: ahd. *swetha* „nidor“ (**su̯ĭtā*), *swedunga* = ags. *sweđung* „Wundpflaster“ (mit dem Vokalismus des Inf. *swedan*). Der Übergang in die V. Ablautreihe ist jedenfalls von *swedan* aus erst in germanischer Zeit erfolgt; Belege mhd. *swad* „vapor“, *swadem* „Dunst“; ags. *svaþul* nicht „Rauchqualm“ (Grein), sondern „das Einhüllende, *that which swathes or wraps*“ (Bosworth), *sweþil* = ahd. *swedili* = mittelndl. *swadel* „Binde“, dazu ags. (*be-*, *ge-*) *sweđian* „einhüllen“, altnord. *svađa (ađ)* „*to swathe*“ (Cleasby-Vigfusson). Falsch ist die Zusammenstellung von *swedan* mit *siodan* (wie Dietrich ZfdA. V 215 noch Brugmann Gdr. I^{2} 270). Man bemerke noch, daß *schweißen* „rösten“ (**swaitjan*) — auch *schweitzen* lautiert durch Kontamination mit *schwitzen* „rösten“ (**switjan*), das damit zusammengehört — eine Wurzel **su̯eid* „brennen“ voraussetzt, auf die auch lit. *svidė́ti* „glänzen“, lat. *sīdus* zurückweisen.

gegen *Vesta* wird unter Heranziehung von ai. *vas* „glänzen" als „Glanz" oder „Flamme" auch weiterhin erklärt werden dürfen.

IV. *Mānes.*

Die römische Grammatik kennt aus der alten Sprache ein Adjektiv *manus*. Hauptstelle ist Varro de l. l. VI 11 (daraus Servius ad Aen. I 139, II 268, Isidor or. V 30, 14): *bonum antiqui dicebant manum*. Über die Verbürgtheit der von Varro gegebenen Erklärung ist ein Zweifel möglich. Denn vermutlich spielt er auf das carmen Saliare an. Vgl. Paul. ex. Fest. p. 122: *Et in carmine Saliari Cerus manus intelligitur creator bonus.* Da dieser uralte sacrale Text schon den Alten unverständlich war, so werden Grammatiker, die daraus zitieren, kaum ermangelt haben, einen Kommentar zu Rate zu ziehen: Verrius Flaccus und Varro benutzen, wie ich glaube, beide den Kommentar des Aelius Stilo zum Saliarlied, den Varro de l. l. VII 2 ausdrücklich anführt. Eine Nebenform *manuos* verbürgt derselbe Grammatiker: *Manuos in carminibus Saliaribus Aelius Stilo significare ait bonos* Fest. p. 146 M.; cf. Paul. ex Fest. p. 147 M.: *Manues* (verderbt nach W. Schulze Zur Geschichte lateinischer Eigennamen S. 474 N. 3) *Aurelius significare ait bonos.* Auch Aurelius Opilius wird auf Stilo zurückgehn. Liegt die Sache so, so muß der Sinn von *Cerus manus* für uns zunächst unbestimmt sein; denn die Notiz bei Macrob. I 3, 13 . . . *Lanuvini mane pro bono dicunt* ist für sich zu stellen. Trifft nun die Etymologie, welche mit *manus* die *mānēs* zusammenbringt, das Rechte? *Manes* deute ich als „die zürnenden" (Seelen der Abgeschiedenen): der verlorene Singular **mānis* deckt sich mit griech. μῆνις dor. μᾶνις (Bakchyl. XII [XIII] 111) „Zorn". Dieser Nominalstamm ist auch enthalten im Adjektiv *immānis* „grimmig, wild", eigentlich *qui est in *mānī* „im Zorne" (cf. *in luctibus esse* u. dgl.)[1]). Damit beantwortet sich die Frage nach etwaigem Zusammenhange mit *Cerus manus*. *Cerus* ist eine Erdgottheit; *manus* kann sehr wohl **mānis* synonym sein. Dann hätten wir in *Cerus manus* das männliche Gegenstück zur Demeter Erinys. Deutlich trägt den Charakter

[1]) Vgl. ἐμμανής. Schulze erinnert an „kret. ἔμμανις". Ein solcher Nominativ wird herkömmlich entnommen aus ἐμμανίας Akk. Pl. GDI. 5039₂₃ 5041₁₈.₂₄ (Hierapytna). Aber -ια- ist als kretische Erscheinungsform von -εα- aufzufassen (so auch Blass), da eine andere Inschrift dieser Mundart ἐμμανέ[ας] bietet: BCH. IX 10 Nr. 9. Dieser Beleg des Lautwandels ist also nachzutragen bei Solmsen KZ. XXXII 533.

einer Erd- und Todesgöttin die *Genita Mana* (Plin. n. h. XXIX 58, Plutarch Quaest. Rom. 52), der wie der umbrischen Hontia Hunde geopfert werden — s. Bücheler Umbrica S. 128 — und zu der man betet: *μηδένα χρηστὸν ἀποβῆναι τῶν οἰκογενῶν*; in der lateinischen Formel stand *manus* in der Bedeutung von *mortuus*[1]): hier liegt eine Überlieferung vor, die nicht durch Grammatikerspekulation verfälscht ist.

V. *Lares.*

Sowenig in mythologischen Dingen sich die neuere Forschung an Theorien der Alten zu binden vermag, so ist es doch fraglich, ob man — wie es neuerdings geschieht — recht daran tut, von der antiken Auffassung abzugehen, die in den Laren die Seelen der Verstorbenen sehen wollte. Wie Varro (bei Arnob. III 41) und Verrius Flaccus (Paul. ex Fest. S. 236) urteilten noch J. Grimm Deutsche Mythologie S. 284, 511, Bücheler Umbrica S. 128, Rhode Psyche² I 254 N. 1, Schrader Reallexikon der indog. Altertumskunde S. 24 (Ahnenkultus); dagegen Jordan Annali del instituto 1862, S. 18 ff., Preller Röm. Mythologie II 101 ff., Wissowa in Roschers mythol. Lex. II Sp. 1868 ff., Religion und Kultus der Römer S. 148 ff. erklären *Lares* für Flurgottheiten[2]). Gewiß ist in geschichtlicher Zeit ihr Charakter der von ländlichen Schutzgöttern; aber wer damit ihr eigentliches Wesen erfaßt zu haben glaubt, verkennt doch vielleicht die Wandlungsfähigkeit des Mythus. Auch die Seelen bringen dem Ackerbau Segen: Rhode Psyche² I 247; die Eumeniden (auch eigentlich die Seelen der Toten) schirmen den Ackerbau, und in Arkadien ist Erinys zu einem Epitheton der Demeter geworden. Als Schutzherrn des Hauses begleiten die Laren ein jedes Mitglied der Familie über Land und Meer, sei's im Frieden, sei's im Kriege; so verstehen wir die *Lares viales, viatorii; permarini; militares.* Und mancherlei Einzelheiten des Kultus lassen doch auch die ursprüngliche Natur der Gottheiten erkennen.

1. Der *Lar familiaris* (durch die Augusteische Reform pluralisiert) empfängt einen Anteil an jeder Mahlzeit (Ov. fast. II 634; Plin. n. h. XXVIII 27), auch eine Weinspende (Petronius

---

[1]) *Matuta* osk. *maatúis* halte man fern (gegen Pokrowskij KZ. XXXV 236).

[2]) Bei der Niederschrift unbekannt waren mir die Ausführungen von E. Samter Familienfeste der Griechen und Römer S. 105 ff., Wissowa Ztschr. f. Religionswiss. VII 42 ff., Otto Arch. f. lat. Lexicogr. XV 113 ff.

c. 60): ebenso wie bei den Griechen der ἀγαθὸς δαίμων, an dessen Stelle auch die ἥρωες treten können; Rhode Psyche[2] I 254 N. 2.

2. Haupttage der Verehrung sind Kalenden, Nonen, Idus, regelmäßige Totenverehrung kennt auch Griechenland, so Athen an den τριακάδες; ein Testament in Delphi befiehlt eine Totenfeier am 1. (der νουμηνία) und am 7. jedes Monats (GDI. 1801 6. 7, Rhode Psyche[2] I 234 N. 1).

3. Der Kult der Compitallaren wurzelt in dem verbreiteten Glauben, daß vorzüglich am Kreuzweg die bösen Geister ihr Wesen treiben. Am Dreiweg erhalten Hekate und die Seelen ihre Mahlzeiten und Opfer; Rhode Psyche[2] I 276 N. 2, II 85. „Zu den Orten, wo man die Scharen der Seelen am sichersten treffen kann, gehören die Kreuzwege" Mogk Gdr. d. german. Philol. III 259. Auch in Indien steht der Kreuzweg in Beziehung zu bösen Geistern, besonders Seelen. Der Grund ist, Kreuzwege waren von alters Begräbnisplätze. Oldenberg Religion d. Veda S. 267, 562 N. 3.

4. An dem Compitalienfest[1]) werden vor jeder Tür und am Kreuzweg Puppen (*maniae*) und Bälle aufgehängt: deutlich soll diese Zeremonie dazu dienen, die an ihrem Tage umgehenden Gespenster zu versöhnen und abzuwehren.

5. Nach jedem Todesfall erhält der *Lar* ein Opfer von zwei Hammeln (Cic. de leg. II 55): unverkennbar ein Sühnopfer, das der Seele des Verstorbenen zugedacht wird.

6. Es gibt, gestehen wir Wissowa zu, keine volkstümlichen Larensagen. Trotzdem sieht es fast nach einer Genealogie aus, wenn im italischen Kultus die *mater Larum* eine Stelle hat. Ihr opfern die fratres Arvales; sie heißt *Mania* nach Varro de l. l. IX 61; *Mania* wird zusammen mit den Laren an den Compitalien verehrt Macrob. I 7, 34 ff. Für Wissowa ist diese Gestalt ein Produkt volkstümlicher oder gelehrter Spekulation (Roschers Lex. II Sp. 2323).

Der Name der *maniae* soll die Handhabe für dieselbe geboten haben. Aber es ist ein handgreiflicher Irrtum, wenn die Bedeutung, die *maniae* im Ritual hat („Puppen"), als die ursprüngliche angesprochen wird. *maniae* sind von Hause aus Gespenster, mit denen die Ammen den Kindern drohen (Fest.

[1]) Die Teilnahme der Sklaven am Larenkult ist nicht auffällig, wenn man davon ausgeht, daß der Lar als ältester Bebauer des Grundstückes und zugleich erster *pater familias* verehrt wurde.

S. 129 M.): daraus entspringt die Anwendung auf *deformes personae* (Fest. S. 145), *formidinum imagines* (Glossen). Der Zusammenhang mit *manes*, den abgeschiedenen Seelen, liegt zu Tage. *Mania* oder *mater Larum* „Mutter der Seelen“ ist die Mutter Erde, welche die Toten in ihren Schoß aufnimmt; so hieß die Erdgottheit Hekate volkstümlich *δαιμόνων μήτηρ*, woraus in mittelgriechischer Zeit die Bezeichnung eines bösen Weibes wurde; Rhode Psyche[2] II 408.

7. Es wäre von grundlegender Wichtigkeit, wenn wir die altrömische Darstellung der Laren kennten. In der Zeit nach der Augusteischen Reform ihres Kultes erscheinen sie als jugendliche Gestalten, im Tanzschritt, aus einem Trinkhorn (*rhyton*) in eine Schale (*situla*) einschenkend. Es leidet keinen Zweifel, daß dies ein bakchischer Typus ist, der aus Großgriechenland entlehnt wurde; s. Jordan Annali del instituto 1862, S. 337, Reifferscheid das. 1863, S. 134. Wie wurden die Laren vor Augustus bildlich aufgefaßt? Wissowa vermutet: als Figuren in ruhiger Haltung, mit Füllhorn und Schale, wie sie uns — ohne irgendwelche Beischrift — erhalten sind. Es spricht nichts dafür. Aber es bedarf überhaupt keiner Hypothese, da wir die ältere römische Darstellung wirklich kennen. Zur Zeit Varros stand in Rom eine *ara Larum praestitum*, die angeblich Titus Tatius errichtet hatte (Varro de l. l. V 74). Ovid. fast. V 129 ff., der sie nicht mehr sah, beschreibt sie nach Varro, auf den wohl auch Plutarch Quaest. Rom. 51 zurückgeht. Dieser nun wirft die Frage auf: *Διὰ τί τῶν Λαρήτων, οὓς ἰδίως πραιστίτεις καλοῦσι, τούτοις κύων παρέστηκεν, αὐτοὶ δὲ κυνῶν διφθέραις ἀμπέχονται;* Eine Münze der Caesier aus dem 7. Jahrh. d. St. zeigt diese Gruppe. Babelon Monnaies de la République Romaine I 282: „Les dieux Lares à demi nus, assis de face, regardant à droite et tenant un sceptre de la main droite; entre eux un chien, qu'il caressent“.

Täusche ich mich nicht, so gibt es ein weiteres literarisches Zeugnis aus Alt-Rom für diese Darstellung. Ein Fragment der Tunicularia des Cn. Naevius ist bei Fest. S. 230 M. folgendermaßen geschrieben:

Theodotum
compellas [*compella* Scaliger] . . . *qui aras Compitalibus*
sedens in cella circumtectuas tegetibus
Lares ludentis peni pinxit bubulo.

Der Anfang mit kleiner Lücke ist nicht sicher herzustellen. Ribbecks Konjektur *compeiles* st. *compellas* macht eine ziemlich künstliche Interpretation nötig. Für das korrupte *circumtectuas* liest man meist *circumtectus.* Aber sehen wir von der Härte der asyndetischen Nebeneinanderstellung *sedens ... *circumtectus* ab, so weist auch der Plural *tegetibus* auf ein pluralisches Beziehungswort. Richtig ist *circumtectos tegetibus Lares* = *Λαρῆτεις ἀμπισχομένους διφθέραις.* Dann kann freilich *ludentis* nicht „tanzend" bedeuten, wie Jordan Annali 1862, S. 337 wollte, und das ganze Fragment kann nicht beweisen, daß der Typus der tanzenden Laren schon vor Augustus in Rom heimisch war. Wir müssen *ludentis* im eigentlichen Sinne fassen nach Anleitung der Caesiermünze: „entre eux un chien qu'ils caressent". Theodotus malte die fellbekleideten Laren spielend nämlich mit ihrem Hunde (*passer deliciae meae puellae, . . . quoicum ludere solet* Catull). Was sagt uns nun diese Darstellung? Die feiernde Festgemeinde des Dionysos hüllt sich in Bocksfelle: das Bocksfell soll die Bocksgestalt vortäuschen. Die Laren sind in Hundefelle gehüllt, d. h. sie sind ursprünglich in Hundsgestalt vorgestellt. Auch Hekate wird als Hündin gerufen; sie schweift mit Hunden umher. Erinyen und Keren finden sich als „Hunde" aufgefaßt; Hekuba wird nach ihrem Tode in eine Hündin verwandelt. Der Hund ist ein Bild der umherschweifenden Seele; Rhode Psyche[2] II 83 mit N. 3.

In einer wenig günstigen Lage befinden wir uns einem andern Typus der Laren gegenüber, der leicht weit altertümlicher sein könnte, als die Überlieferung an die Hand gibt. Im XIII. Quartier der Stadt Rom bestand ein *vicus Larum alitum* (CIL. VI 975). Wir hören sonst nichts von geflügelten Laren; daß damit Figuren von einem Erotenfries gemeint seien (Wissowa Philol. Abhandl. für Martin Hertz S. 160), ist aber auch nicht wahrscheinlich zu machen. Im selben Quartier gab es einen *vicus Larum ruralium*, den man unbedenklich mythologisch verwertet; was ihm recht ist, ist dem *vicus Larum alitum* billig. Geflügelt werden bei den Griechen Erd- und Seelendämonen gern dargestellt, so die Erinyen, Harpyien, Sirenen. Eine Lekythos des Britischen Museums (bei Robert Thanatos Tafel 2) zeigt Thanatos geflügelt; dazu ist der Leib von einem rötlichen Flaum überzogen. Dieser Federflaum ist, denke ich, ein Rudiment der Vogelgestalt, mit der man diese Gattung von Dämonen ursprünglich begabte. Analoge Anschauungen haben Germanen, Slaven, Litauer, Finnen, Grimm Deutsche Mythol. S. 478.

Es sind also der sachlichen Gründe nicht wenige, welche geeignet sind die Varronische Auffassung der Laren zu rechtfertigen. Bei dieser Lage der Dinge kann auch der Sprachforscher zu Worte kommen, dem es unnatürlich erscheinen würde, *Lares* von *larvae*, den Geistern der Verstorbenen, zu trennen. Zwischen *Lăres*, altlat. *Lases* (Arvallied Zeile 1) und *larva*, altlat. *lărua* = **lăseu̯ā* besteht eine Ablautverschiedenheit wie zwischen *ăcer* und *ăcerbus, tĕgo tēgula* usw. Nicht fern steht die sabinische Todesgöttin *Larunda* (Varro de l. l. V 74), bei den Römern **Lărenta*, wie man aus dem Namen der *Lărentalia* zu entnehmen hat (Wissowa Religion und Kultus S. 188); auch an die Unterweltgöttin *Lăra* (Ov. fast. II 599 ff.) ist zu erinnern.

Eine etymologische Betrachtung wird weiter auszugreifen haben. Das Indische kennt ein *lasati* „er ist lebhaft“ = **leseti, laṣati* „er verlangt“ aus **le-ls-eti*; damit verbindet man passend λιλαίομαι = *λι-λάσι̯ομαι (**li-ləs-*) „heftig verlangen“, gotisch *lustus* (**l̥s-tu-*) „Lust“, lat. *lăs-civus* „lebhaft“. Zu dieser Wurzel ziehe ich auch dorisch *ληέω = kretisch λεΐω „wollen“ aus *λη[σ]έ[ι̯]ω (cf. Solmsen KZ. XXXII 514 ff., Baunack Inschrift von Gortyn S. 51 ff.)[1]). Übrigens möchte Solmsen *ΛΕΙΟΙ* u. dgl. auf der großen Inschrift von Gortyn als ληΐοι lesen; χρήϊα in Dreros GDI 4952 B_{41} soll zeigen, daß η vor ι nicht verkürzt wurde. Die Regel wird nur mit lokaler oder lautphysiologischer Beschränkung gelten: auch das vorangehende ρ kann eine besondere Entwicklung bewirkt haben. Welche Lautgebung für Gortyn anzusetzen ist, lehrt eine neugefundene Inschrift: GDI. 5011 (ionische Schrift): Zeile 6 λεΐοι. Eine Präsensbildung *λήω wird von Solmsen ohne Not angenommen wegen triphylisch λεοίταν (Optativ) GDI. 1151_3: nach Maßgabe von ποιέοι $_{9.18}$ erwartet er *ληεοίταν als Optativ zu *ληέω; aber läßt man die beiden *e*-Laute kontrahiert und ihr Produkt η vor οι verkürzt sein, so gelangt man ohne Schwierigkeit von *ληεοίταν zu λεοίταν. So ist denn der Optativ λεοι in Knossos GDI. 5072 B_6 und Oaxos 5125 A_5 $B_{8.12}$ zu paroxytonieren (aus *ληέοι *λήοι). Die Kontraktion hat natürlich nicht in allen Dialekten gleiche Richtung: -εῳ- aus -ηοι- -ηεοι- zeigt λέῳμι·

[1]) Solmsen legt einen Neutralstamm *ληϝεσ- zugrunde; das wäre für mich *λησ-ϝεσ-. Doch ob überhaupt ϝ ausgefallen ist, bleibt unsicher; denn daß im Kretischen ε nicht in ι übergegangen ist, könnte auch der nachfolgende *i*-Laut veranlaßt haben.

θέλοιμι ἄν Hesych; im strengen Dorischen ist auch *εο* zu *ω* vereinigt: *λεῶντι* Epicharm Fr. 35₂ (Mscr. *λιωντι*; Grundform **ληέοντι*). Eine zweite Präsensbildung liegt allerdings vor, ist aber in der Form **λάω* (**λάσω* indogerm. **ləso*) anzusetzen: daraus *λάηται· βούληται* Hesych, *λῶ· θέλω* ders., *λῶμες* (Cod. *λωμεσθ'*) Aristoph. Lys. 1162, lakon. *λῶντι* 3. Pl. Indic. Theokrit IV 14, Partic. *λῶν* Kreta (aus Kydonia) GDI. 5168₂₈ Dativ *λῶντι* Korkyra GDI. 3206₁₁₈ Epicharm Fr. 35₁ *λῶσα· ἐθέλουσα* Hesych. Nominalableitungen sind 1. *λῆμα* aus **λῆσμα* „Wille", ionisch-attisch und dorisch: Epicharm Fr. 182 (Et. gen. cod. A in append. litt. A); *λάματι* bietet der Palatinus in dem dorischen Epigramm Anth. VI 50₂: ein Hyperdorismus, der aus Planudes und Plutarch korrigiert ist; 2. hat *λῆις· βούλησις* Hesych, eine dialektische Entfaltung von *λῆσις*; *λῆσις* ist bei Epicharm Fr. 182 wahrscheinliche Konjektur (cod. *κλῆσιν*)[1]. Ist das Objekt des „Verlangens" ein persönliches Wesen, so entsteht die „Liebe"; diese Nuance zeigt slav. *laska* „Schmeichelei, Freundlichkeit, Gunst" zu an. *elska* „Liebe" (**ăliska *ălĕska *əlēsqā*), wovon ableitet *laskati* „schmeicheln" = an. *elska* (*elskađ*) „lieben".

Eine zweite Wurzel **lēs* *schwächen, beschädigen" folgt scheinbar aus gotisch *lasiws* „schwach" = **lăseu̯os*, mhd. *erleswen* „ermatten"; damit lautet ab ags. *lysu* „böse, verderbt etc." = **lusiws *l̥seu̯os*, worin die Wurzel aktiven Sinn („schädigend") hervortreten läßt. Zu **lēs* ferner an. *lasna* „to decay", *lasinn* „dilapidated, half broken, ailing", *las-burđa* „feeble, ailing", lit. *ilstù (*l̥s-)* „müde werden". Das Lateinische liefert *sublestus* „schwach" aus **sub-lăstos*, das Griechische *ἀλαός* aus **ἀλασός* „blind" eigentlich „versehrt"; die Konstruktion von *ἀλαόω* (eigentlich „versehren") mit dem Genitiv *ὀφθαλμοῦ* (*α* 69) steht also auf einer Linie mit der von *κήδειν, βλάπτειν*:

θυμοῦ καὶ ψυχῆς κεκαδὼν Λ 334
πολλοὺς γὰρ τόδε τόξον ἀριστῆας κεκαδήσει
θυμοῦ καὶ ψυχῆς φ 153 (cf. 170)
νόου βεβλαμμένος ἐσθλοῦ Theognis 223.

Zur selben Sippe gehört auch *λεωργός* „frevelhaft, verbrecherisch" (Archilochos Fr. 88₃, Aischylos Prom. 5). Ionisch-attische Grundform ist **ληουργος *ληϝο-ϝεργος*, wie der Mangel der Kontraktion im Attischen beweist; das *η* ist urgriechisch *ᾱ* cf. *λαοργόν· κακοῦργον. Σικελοί* Hesych; die Notiz bei Photios

[1]) Vgl. auch *ἀληνής* „gierig" Semon. Fr. 7₅₈ aus **ἀλᾰσ-νής*.

s. *λεωργόν: . . . Δωριεῖς δὲ διὰ τοῦ ου λεουργόν* kann nicht richtig sein. Der Stamm **λᾱϝο- *λᾰσϝο-* steht formell got. *lasiws*, in Form und Bedeutung ags. *lysu* sehr nahe[1]).

Die Vorstellung nun, als ob es zwei verschiedene Wurzeln **lēs* „wollen“ und „schädigen“ gegeben hätte, läßt sich nicht festhalten, aus dem einfachen Grunde, weil bei einzelnen Derivaten beide Bedeutungen zusammenfließen[2]). Ich habe hier griech. *ἄλαστος ἀλαστέω* und das zweifellos zugehörige *ἀλάστωρ* im Auge. *ἄλαστος ἀλαστέω* brachte man schon im Altertum mit *λανθάνω* in Verbindung (s. Apollonius Sophista sub verbis): *ἄλαστος* wäre „unvergeßlich“, *ἀλαστέω* „etwas nicht vergessen können“; so noch Solmsen KZ. XXXIV 445. Der tatsächliche Wortgebrauch widerspricht dieser Herleitung. Wäre sie richtig, so müßte *ἀλαστέω* „Groll hegen“ besagen, auf die Gesinnung, nicht auf vorübergehende Stimmung gehen. Aber an den drei Homerstellen, welche das Verbum zuerst belegen, zielt es zweifellos auf den durch eine unrechtmäßige Handlung ausgelösten momentanen Unlustaffekt:

Asios der Hyrtakide bemüht sich umsonst in die griechische Verschanzung einzudringen:

M 162

δή ρα τότ' ᾤμωξέν τε καὶ ὢ πεπλήγετο μηρὼ
Ἄσιος Ὑρτακίδης καὶ ἀλαστήσας ἔπος ηὔδα·
Ζεῦ πάτερ, ἦ ῥά νυ καὶ σὺ φιλοψευδὴς ἐτέτυξο
πάγχυ μάλ'· οὐ γὰρ ἐγώ γ' ἐφάμην ἥρωας Ἀχαιοὺς
σχήσειν ἡμέτερόν γε μένος καὶ χεῖρας ἀάπτους.

Zeus erinnert Hera daran, wie er sie einmal gestraft:

O 21

. . ἠλάστεον δὲ θεοὶ κατὰ μακρὸν Ὄλυμπον,
λῦσαι δ' οὐκ ἐδύναντο παρασταδόν.

Telemach erzählt der Athena, die ihm in der Gestalt des Mentes erscheint, von den Zuständen im Hause des Odysseus:

---

1) *λείως λέως* „ganz“ (**lei̯i̯o-*) ist unverwandt; vgl. *λίην* „sehr“.

2) Von **lēs* scheide ich eine Wurzel **lăs* „schmecken“: dazu ai. *rasa* „Geschmack“ (das nichts zu schaffen hat mit *rasa* „Saft“ zu lat. *rōs* „Tau“, lit. *rasà* = slav. *rosa* dass.): russ. *lasa* „Näscher“, *lasovatь* „naschen“, lit. *lasùs* „gefräßig“, *apylasus* „wählerisch; wer Speisen wählt“; griech. *λᾱρός = τὸ κατὰ γεῦσιν ἡδύ* bei Homer (Schulze QE. S. 26); Grundform **λασερός*. Gegen die von Schulze vorgeschlagene Reduktion auf **λαϝερός* (*λαύω*) spricht der Umstand, daß Homer überall kontrahierten Vokal zeigt, während *ᾰε* aus *ᾰϝε* meist offen bleibt: *ἄεθλον, ἀέσαι, χραε* etc.

α 252
τὸν δ' ἐπαλαστήσασα προσηύδα Παλλὰς Ἀθήνη.
ἄλαστος hat von Anfang an zweierlei Sinn; es bedeutet
1. „heftig" von Affekten und deren äußerem Ausdruck:
πένθος Ω 105, α 342, ω 423. ἄχος δ 108
ἄλαστον ὀδύρομαι ξ 174 („klage heftig").
2. „schädlich, schlimm, verbrecherisch"
(ἄλαστος · ὁ ἄδικος Herodian I 224$_{2}$).
So redet Achill den Hektor an: Χ 226
Ἕκτορ, μή μοι, ἄλαστε, συνημοσύνας ἀγόρευε („du Schlimmer")·
Alkman Parthen. v. 34
ἄλαστα δὲ
ἔργα πάσον κακὰ μησάμενοι.
Aischylos Pers. 888
ἴυγγά μοι δῆτ'
ἀγαθῶν ἑτάρων ὑπομιμνήσκεις
ἄλαστ' ἄλαστα στυγνὰ πρόκακα λέγων.
Sophokl. Oed. Col. 537
ἔπαθον ἄλαστ'.
Oed. Col. 1482
ἄλαστον ἄνδρα.
Oed. Col. 1672
πατρὸς ἔμφυτον ἄλαστον αἷμα.
ἀλάστωρ ist 1. „der Schädiger".

Für die homerische Ethik schließt die Fähigkeit dem Feinde Schaden zuzufügen eine Auszeichnung in sich, daher kann das Wort auch als Eigenname auftreten: Ἀλάστωρ Δ 295 Ε 677, vgl. Πορθάων „Zerstörer". Dazu s. Sophokl. Trach. 1092
Νεμέας ἔνοικον, βουκόλων ἀλάστορα
λέοντ'.
Lykophron Al. 1318
τὴν γνωτόφοντιν καὶ τέκνων ἀλάστορα.

In Zuständen einer geordneten Rechtspflege bekommt ἀλάστωρ tadelnden Nebensinn: „Frevler, Bösewicht, Verbrecher". Diese Bedeutung konstatieren schon die Alten: Chrysippos EM. 57$_{25}$ . . . ἐπὶ τοῦ ἁμαρτωλοῦ καὶ φονέως, Bakcheios, Hippokrateskommentator um 200 v. Chr., bei Erotianos Gloss. Hippocrat. s. ἀλάστωρ, Herodian I 49$_{13}$, der glossiert ὁ ἀσεβὴς ἢ ὁ κακοποιός. Belege:

Aischylos Eumen. 235

ἄνασσ' Ἀθάνα, Λοξίου κελεύμασιν
ἥκω, δέχου δὲ πρευμενῶς ἀλάστορα.

Hippokrates de morbo sacro VI S. 362 Littré

καθαίρουσι γὰρ τοὺς ἐχομένους τῇ νούσῳ αἵματί τε καὶ ἄλλοισι τοιούτοισιν ὥσπερ μίασμά τι ἔχοντας ἢ ἀλάστορας ἢ πεφαρμαγμένους ὑπὸ ἀνθρώπων ἤ τι ἔργον ἀνόσιον εἰργασμένους.

Sophokl. Ai. 372

ὦ δύσμορος, ὃς χερὶ μὲν μεθῆκα τοὺς ἀλάστορας,
ἐν δ' ἑλίκεσσι βουσὶ καὶ κλυτοῖς πεσὼν αἰπολίοις
ἐρεμνὸν αἷμ' ἔδευσα.

Eurip. Fr. 513 N.[2]

ἴσως ἀλάστορ' οὐκ ἐτόλμησεν κτανεῖν.

In zweiter Linie erscheint *ἀλάστωρ* synonym mit *Ἐρινύς* als der Rachegeist, die zürnende Seele eines Verstorbenen; Rhode Rhein. Mus. L 12 N. 2 mit den Stellen.

In einem Falle findet sich Übertritt in die *o*-Deklination, die Bedeutung ist hier die sonst nicht belegte passivische: „versehrt, geschändet“: Soph. Antig. 972

. . . ἕλκος
ἀραχθὲν ἐξ ἀγρίας δάμαρτος
ἀλαὸν ἀλαστόροισιν ὀμμάτων κύκλοις

„die Blendungswunde, geschlagen von der wilden Gattin den geschändeten Augenhöhlen“.

Nach alledem muß es einleuchten, daß jede Etymologie des Wortes in die Irre gehen wird, die nur an eine seiner Anwendungen anknüpft. *ἀλάστωρ* kann nicht als „die umherschweifende (Seele)“ gefaßt werden (s. Lobeck Paralip. S. 450 N. 78, dem Rhode beistimmt); *ἀλᾶσθαι* muß schon deswegen fern bleiben, weil *ἀλάστωρ* nur aus einer Präsensform **ἀλάζομαι* hergeleitet werden könnte, die nicht vorliegt. Prellwitz (Etym. Wörterb.) vergleicht ai. *randdhā* „Peiniger, Quäler“; hiergegen lassen sich Bedenken auch vom Standpunkte des Indischen geltend machen. *radh randh* bedeutet im vedischen Dialekt nur „in die Gewalt geben, dienstbar machen; in die Gewalt kommen“. Daß die Grundbedeutung damit erreicht ist, zeigt die Vergleichung: *randhayati* entspricht genau dem litauischen *lámdyti* „zähmen“ (dazu *lamìnti* dasselbe, ahd. *luomi* „nachgiebig, milde“, W. **lem*).

Als der Grundbegriff, dem sich die mannigfaltige semasiologische Entwicklung der behandelten Wortstämme unterordnet,

läßt sich für die Wurzel **lēs* derjenige der „lebhaften Erregung“ erschließen. Hierher ai. *lasati* — lat. *lascivus* — gr. *ἄλαστος* (1) „heftig“ (**ələs-to-*).

Das Objekt, welches die Erregung weckt, kann „erstrebt“ werden: ai. *laṣati* — got. *lustus* — gr. *λιλαίομαι*, **ληέω*, **λάω*, *ἀληνής* — sl. *laska*, an. *elska*.

Der lebhafte Wille kann aber auch entgegengesetzte, feindliche Richtung haben; äußert er sich nicht unbedingt in einer Handlung, so bleibt er ein bloßes „Zürnen“:

ἀλαστέω — *ἀλάστωρ* (2) „Rachegeist“ (**ələs-tōr*)

lat. *Lares* (**ləs-*); *Lār* (Ov. fast. V 141), wenn alt, statt *Lās *l̥̄s-s*, *larva (*l̥̄seu̯ā)*, *Larunda*, **Larenta*, *Lăra*.

Der Wille wird aber auch zur Tat, zum „Schädigen“:

(aktivisch) ags. *lysu* (**l̥seu̯o*) — gr. *ἄλαστος* (2) „schädlich“, *ἀλάστωρ* (1) „Schädiger“, *λεωργός (*ləsu̯o-)*;

(passivisch) got. *lasiws* — an. *lasinn* — lat. *sublestus (*ləs-to)* — lit. *ilstù* — gr. *ἀλαός* (**ələso-*), *ἀλάστορος*.

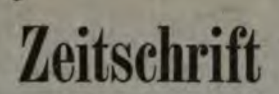
Wegen der Bedeutungsentfaltung im allgemeinen vergleiche ai. *kup* „in Aufregung geraten, zürnen“, lat. *cupere* „begehren“; ai. *haryati* „begehren“, *hr̥ṇītē* „grollen“; got. *us-geisnan* „sich entsetzen“, *us-gaisjan* „außer sich bringen“, ai. *hīḍ* „erzürnt sein“, deutsch *Geist* eigentlich „der Zürnende“, ir. *goite* „verwundet“, lit. *żaizdà* „Wunde“.

Bemerkenswert und kaum zufällig ist es, daß drei Derivate, *Lar*, *larva* und *ἀλάστωρ* gleichermaßen den Begriff der „zürnenden Seele eines Verstorbenen“ ausdrücken[1]). Wenn die vergleichende Mythologie der Sachen uns auch an sich hinlängliche Sicherheit darüber verschafft, daß das indogermanische Urvolk eine bewußte Vorstellung von dem über die Grenzen des persönlichen Daseins fortwirkenden Einfluß der menschlichen Seele hatte, so ist uns doch die sprachliche Bestätigung nicht unwillkommen, die darin liegt, daß wir — ungeachtet der Verschiedenheit der Stammbildungen — eine Wortbezeichnung für das Vorgestellte unbedenklich der Ursprache zuweisen können.

Berlin. Hugo Ehrlich.

[1]) Dazu etwa ai. *rasa* „Unterwelt“, *rasātala* „Unterwelt, Hölle“ (klassisches Sanskrit)?

Univ.-Buchdruckerei von E. A. Huth, Göttingen.



Zeitschrift

für

vergleichende Sprachforschung

auf dem Gebiete der

indogermanischen Sprachen.

Begründet von **A. Kuhn.**

Neue Folge vereinigt mit den

Beiträgen zur Kunde der indogermanischen Sprachen.

Herausgegeben von

A. Bezzenberger, E. Kuhn und **W. Schulze.**

Der ganzen Reihe 41. Band,
4. Heft.



Göttingen
Vandenhoeck und Ruprecht
1907.

Inhalt.

Die Führung der Redaktionsgeschäfte hat für den 42. Band W. Schulze übernommen. Es steht jedoch den Herren Mitarbeitern frei, an welchen der drei Herausgeber sie ihre Beiträge schicken wollen.

Manuskriptsendungen wolle man richten entweder an Prof. Dr. *Adalb. Bezzenberger* (Königsberg i. Pr., Steind. Wall 1/2), oder an Prof. Dr. *E. Kuhn* (München 31, Hess-Str. 3), oder an Prof. Dr. *W. Schulze* (Berlin W. 10, Kaiserin-Augusta-Str. 72).

Die Redaktion bittet, zu den Manuskripten im allgemeinen lose Quartblätter zu verwenden.

Besprechungen können nur solchen Werken zugesichert werden, von welchen die Redaktion ein Rezensions-Exemplar erbittet.

Indisches und Italisches.[1])

1. Ahd. *bibēn* : ai. *bibhéti*

werden, seit Benfey das germanische und das indische Verbum verglichen hat (Griech. Wurzellex. II 105), immer noch zusammengestellt, eventuell auch diese Etymologie zu Folgerungen für die Geschichte des germanischen Vokalismus benutzt, so zuletzt in der Dissertation von R. Trautmann Germanische Lautgesetze (Königsberg 1906) S. 13. Diese Etymologie ist falsch. Zunächst ist sie begrifflich wenig einleuchtend. In allen Sprachen, wo ig. *bhī-* belegt ist, bedeutet es schlechtweg „fürchten". Wer es mit *bibēn* gleichsetzt, muß annehmen, entweder daß das Germanische eine zugleich weitere und sinnlichere Bedeutung bewahrt habe, die auf indischem Boden schon der Veda ausgemerzt hätte und die auch Iranisch, Slavisch, Litauisch mit seltsamer Konsequenz vermieden hätten, oder aber daß das Verbum ursprünglich „fürchten" bedeutet, und man dann im Germanischen Bebendes als „sich fürchtend" bezeichnet habe. Ist eines oder das andere glaublich?

Die Hauptsache ist aber, daß das altindische Präsens *bibhéti* sicher nicht aus der Grundsprache stammt, wiewohl Brugmann II 930 nicht nur ein „uridg. *bhibhái̯mi*" konstruiert, sondern auch ebenda II 2 p. VIII ai. *bibhéti* als typisches Verbum der III. Präsensklasse hinstellt. Als indogermanisch ist bloß **bhéyetai* zu erweisen: lit. *bijóti-s* aksl. *bojati sę* av. *bayente byentē* stimmen zu ai. *bhayate bháyamāna-* usw. aufs beste. Daß diese Präsensbildung auf den Rigveda beschränkt (Delbrück Synt. F. V 230), nachher im Indischen verschollen ist (abgesehen von AV. 19, 15, 1[a] *bháyāmahe* = RV. 8, 50 [61], 13[a] = SV. I 274[a] = II 671[a]), tut nichts zur Sache. Dagegen ein redupliziertes Präsens ist von der Wurzel weder im Baltoslavischen noch im Avestischen noch außer 6, 23, 2[c] (*á-bibhyat*) in den ersten neun Büchern des Rigveda zu belegen. Aber allerdings avestisch und rigvedisch ein Perfektum mit Präsensbedeutung „ich bin in Furcht". Dahin

[1]) Dank der Liberalität der Erben und durch die gütige Vermittlung von H. Oertel sind mir für das altindische Verbum reiche handschriftliche Sammlungen zugänglich, die Whitney im Anschluß an seine Roots angelegt hat. Auch im folgenden stammt einiges Tatsächliche aus dieser Quelle.

aus dem Avesta *biwiwå* „timens“, aus dem ältern Rigveda *bibháya* usw. nebst *bibhīvā́n bibhyúṣ- á-bibhyuṣ-*. Wenn nun daneben in ganz gleicher vom ingressiven *bháyate* (Delbrück Vergl. Synt. II 19) abweichender Bedeutung 6, 23, 2[c] *á-bibhyat* „sich nicht fürchtend“, 10, 34, 10[c] und 10, 51, 4[a] *bíbhyat*, gebildet nach der Weise reduplizierter Präsensstämme, vorkommen, so ist es angesichts des Fehlens der Bildung in den verwandten Sprachen und der spärlichen Anzahl und des überwiegend verhältnismäßig späten Ursprungs der indischen Belege gegeben, Umbiegung eines präsentisch gebrauchten Perfekts in präsentische Flexion anzunehmen. Nach keiner Seite fallen ins Gewicht *bibhīyā́t* 1, 41, 9[b], *bibhītana* 8, 55 [66], 15[b], *abibhet* 10, 138, 5[c]; sie passen gleich gut zum Perfekt wie zum Präsens; vgl. TS. 2, 3, 3, 4 *bibhīyā́t* als Optativ von ibid. *bibhāya*. — Nach dem Rigveda ist die Neubildung fest geworden und wird durchflektiert. Zu der einen finiten Form des RV. tritt in AV. *bibhītā́ḥ*, in den andern Saṃhitās *abibhayur* (TS. 2, 3, 2, 1; MS. 3, 3, 4 [36, 11]; 3, 4, 7 [54, 14]; 3, 7, 10 [90, 4]; TB. 1, 2, 4, 2 zweimal), im ŚB.: 1, 7, 3, 28 *bibhemi* zweimal, 14, 4, 2, 3 *bibheti* usw. Aber daneben wird *bibháya* in seiner ursprünglichen Funktion weitergeführt. *ábibhyuṣīr* AV. 3, 14, 3[a], *bibhāya* AV. 5, 11, 4[d]; 10, 8, 44[c]; 14, 2, 50[b]; TS. 2, 3, 3, 4. In *bībhāya* AB. 5, 25, 17 und AA. 1, 3, 4, 6 ist die präsentische Bedeutung durch Länge des Reduplikationsvokals markiert (vgl. Delbrück Synt. F. V 297).

Wegen dieser präsentischen Bedeutung von *bibháya* wurde behufs Gewinnung einer zu präteritaler Funktion fähigen Perfektform nach der periphrastischen Bildung gegriffen (Delbrück Synt. F. V 427): vom Śatapathabrāhmaṇa an ist *bibhayā́ṃ cakāra* häufig und auch klassisch erlaubt. Wie Delbrück a. a. O. richtig bemerkt, verdankt das damit parallel belegte *juhavā́ṃ cakāra* sein Dasein dem Umstand, daß *juhāva*, weil auch Perfekt von *hvā-* „rufen“, als Perfekt von *hu-* unpraktisch war[1]). Man darf

[1]) Was Delbrück ebenda über *nilayā́ṃ cakre* (ŚB. 1, 6, 4, 1. 4, 1, 3, 1) bemerkt, ist dahin zu präzisieren, daß schon vorklassisch die Neigung bestand, nach Muster des gesetzmäßigen *gamáyati: gamayā́ṃ cakāra* usw. zu primären Präsentia auf *-ayati -ayate* Perfekta mit *-ayā́m* zu bilden. Außer *nilayā́m* gehört hieher ŚB. 11, 5, 1, 10 *ā-vyayā́ṃ cakāra* „bereitete Leid“ (Geldner Ved. St. I 246 A.) und vielleicht JB. 2, 97 *apacāyāṃ cakrur* „verehrten“; kl. das periphrastische Perfekt von *ayate* „geht“, *dayate* „teilt“ (P. 3, 1, 37); episch *parā-jayām ā-nayām* (auch mit *sam-ā-* und *anu-*) *vi-smayām ā-hvayām* (letztere zuerst richtig erklärt von Misteli Ztschr. Völkerps. XI 453). Diese Nachbildung findet sich nur nach Präverbien; kl. *ayate* ist auf die Verbindung mit solchen be-

dieser Erklärung nicht das präsentische (ŚŚS. 16, 15, 1, 5) *juhavāṃ karoti* entgegenhalten. Spontane Entstehung wird man dieser Form um so weniger zutrauen, als die periphrastische Konjugation mit *-ām* von den Brāhmaṇas an überhaupt auf das Perfekt beschränkt ist, das einzige *vid-* ausgenommen. Einsicht in die Belegstelle läßt erkennen, daß *juhavāṃ karoti* einem vorausgehenden *juhavāṃ cakāra* nachgebildet und dem Bedürfnis entsprungen ist, zwei einander genau entsprechende Sätze formal möglichst ähnlich zu gestalten. — Nach dem Muster von *bibhayā́m* bildete dann die klassische Sprache arbiträr auch *bibharā́ṃ* und *jihrayā́ṃ* neben *babhāra jihrāya*. Die zugehörigen Präsentia stimmten zu *bibhéti* in der Bildungsweise (mit Einschluß des Akzents); *bibhárti* außerdem im Anlaut, *jihréti* außerdem im Auslaut und dazu in der Bedeutung (vgl. die Sippe von lat. *vereri*).[1])

So erklärt sich die von *bháyate* abweichende Diathesis von *bibhéti*. Sie stammt eben aus dem Perfekt, dessen aktive Flexion neben medialem Präsens bekannte Analogien hat. Doch ist bei *bhī-* der Aorist stets aktivisch, wie neben *mamā́ra : mriyáte* (und medialem Aorist!) das Futurum *mariṣyáti*. Vgl. ŚB. *ábheṣyat*.

Der Übergang von *bibháya* in *bibhéti* steht nicht isoliert da. Man pflegt kl. *jāgárti* „er ist wach" entweder einfach der 3. Präsensklasse zuzuweisen (Pott Etym. Forsch. I 50) oder als eine ursprüngliche Intensivbildung zu betrachten (Benfey Kieler Monatsschr. 1854 S. 27); v. *jāgarū́ka-* „wachsam" gebildet wie die sicher intensivischen Saṃh. B. *dandaśū́ka-* „bissig", ŚB. S. *yāyajū́ka-* „fleissig opfernd" (beide auch klassisch), kl. *jañjapūka-* „beständig murmelnd", ep. *vāvadūka-* „geschwätzig" scheint letzte Auffassung zu empfehlen. Aber schon Delbrück Ai. Verbum S. 132[2]) weist auf das Fehlen intensiver Bedeutung

---

schränkt (vgl. Mbh. 7, 186, 2 *abhyud-ayāṃ cakre*), *dayām* bis jetzt nur mit *vi* belegt; als Simplicia waren *jayati* und alle diese Verba den Kausativen auf *-ayati* viel weniger ähnlich.

[1]) *bibharāṃ babhūva* „gestabat" Raghuv. 18, 44 (45). Man wäre versucht, diese Sonderbildung des Perfekts aus dem Bestreben zu erklären, die Sonderbedeutung von *bibharti* (Delbrück Vergl. Synt. II 18 f.) auch außerhalb des Präsens klar zum Ausdruck zu bringen. Aber dem einfachen Perfekt *babhāra* (*jabhāra*) kommt von jeher auch die nicht-terminative Bedeutung des Tragens, Nährens zu, vgl. RV. 3, 1, 8[a]. 10[a]. 4, 18, 4[b]. 7, 56, 4[d].

[2]) Was Delbrück ebenda an Intensivbildungen nicht intensiver Bedeutung anführt: *cākán cākanyāt cākandhi cākantu cākana*, *rārán rārandhi rārantu arāraṇuḥ rāraṇa*, hat schon Whitney zum Perfekt gestellt.

hin. Die Tatsachen des Gebrauchs sind aber folgende. In RV. I-IX treffen wir von *gṛ-* einerseits ein Präsens *járate* „wach, lebendig werden“ nebst kausativem Präsens *jāráyati* und Aorist *ájīgar* „wecken“, anderseits ein intransitives präsentisches Perfekt *jāgara jāgára* nebst Part. *jāgṛvā́ms-* mit derselben Länge des Reduplikationsvokals, die *dādhā́ra* aufweist. Dagegen Formen eines Präsens *jāgarti* existieren nicht: *jāgṛhí jāgṛtam* „sei, seid wach“, *ájāgar* „wachte“ können zu *jāgā́ra* gehören. Auch av. *jaγāra jaγāurvah-* gr. ἐγρήγορα führen darauf, daß zum Ausdruck von „wachen“ ursprünglich einfach das Perfekt von ig. *ger-* diente. Aber wegen der präsentischen Bedeutung drängte sich im Indischen präsentische Form ein. Ganz schüchtern und vereinzelt im zehnten Maṇḍala; hier 164, 3[b]. 5[c] das Partizip *jā́grat-* an Stelle von *jāgṛvā́ṃs-* nach dem Muster solcher Parallelformen wie *dádat- : dadvā́ṃs-*. In den andern Saṃhitās stellen sich dann auch finite Formen ein. Zwar der ältere AV. geht, wenn *jāgarāsi* nicht als Zeichen präsentischer Flexion gelten muß, nicht über den RV. hinaus. Und modale Formen wie *jāgṛtām* AV. 5, 30, 10[d] nebst *jāgṛyāma* VS. 9, 23[d]; MS. 1, 11, 4 (165, 3) *jāgriyāma* TS. 1, 7, 10, 1 usw. beweisen nichts. Aber AV. 19, 48, 5 bietet 3. pl. *jā́grati* (ebenso ŚB. 2, 1, 4, 7), VS. 34, 55 *jāgṛtaḥ*, MS. 3, 6, 3 (63, 14) *jāgárti*, vgl. AV. 5, 30, 10[d] Paipp *jāgratu*. Daneben erhält *jāgṛ-*, weil der Begriff „Zustand des Wachens“ ausschließlich am Perfektsstamm haftet, den Charakter einer „Wurzel“: TS. *jāgariṣyánt-* „wachen wollend“, VS. 30, 17 *jāgaraṇá-* „wach“, B. *jāgaráyati jāgaritá-*. Das alte Perfekt bleibt daneben in seiner präsentischen Bedeutung erhalten (PB. 10, 4, 4; ŚB. 11, 3, 1, 8). Klassisch ist es aufgegeben (Harṣac. *ud-jāgāra* ist Fehler, vgl. Bö. Wb. Nachträge) und dafür zum Ausdruck des gewöhnlichen Perfektbegriffs *jāgarām cakāra* und *jajāgāra* gebildet. — (Das wunderliche *ṛ* von Mbh. *jāgṛmi* beruht wohl auf der Häufigkeit des Imperativs *jāgṛhí*; die epischen *jāgra*-Formen setzen sich in pā. *jaggati* fort).

Danach ist v. *jāgarū́ka-* aus dem Perfektstamm abzuleiten. Und ebenso v. *jā́gṛvi-*. Dessen Genossen v. *dī́divi-* „scheinend“ und *dā́dhṛvi-* „haltend“ sind vielleicht gleich zu beurteilen. Von *dhṛ-* ist eine Reduplikativform mit *ā* im RV. nur in dem übrigens auch später häufigen Perfekt *dādhāra dādhartha* belegt, während daselbst das Intensiv von *dhṛ-* mit *dar-* redupliziert. Wohl bieten dann die Saṃhitās eine 3. Pl. *dādhrati* (TS. 2, 3, 1, 2; 5, 3, 9, 2; Kāṭh. 11, 6 S. 151, 5 = MS. 2, 2, 1 S. 15, 5), aber

dieses deckt sich begrifflich durchaus mit *dādhāra*, das bekanntlich (wenigstens meistens) präsentische oder zeitlose Bedeutung hat (Delbrück Synt. F. II 103. V 297); es unterliegt also dem Verdacht, daß es wie *jāgrati* zu beurteilen sei.

Danach wird man sich fragen, ob nicht gewisse eigentümliche Bildungen der klassischen Sprache auf diesem Wege ihre Erklärung finden. So die „Wurzel" *jakṣ-* „essen". Das für deren Präsens charakteristische *i* erklärt sich am einfachsten, wenn wir annehmen, daß perfektische Formen wie *jakṣivá jakṣimá* zu *jakṣivás jakṣimás* präsentialisiert wurden und ihnen dann *jákṣimi* usw. folgte. Hierzu bilden v. *jagdhá- jagdhvāya* Saṃh. *jagdhvā* ŚB. *jágdhi* gegenüber älterem *-gdha-* (TS. *a-gdhād-*) und *-gdhi-* (TS. VS. *sá-gdhi-*) insofern eine Vorstufe, als sie die perfektische Reduplikationssilbe wurzelhaft geworden zeigen; von *jakṣivān* aus? — Ferner ist das *ū* von kl. *ūhate* (so der Dhātup. 16, 47; in geringern Texten auch aktiv) „überlegen" nebst den Nomina *ūha- ūhā ūhya- ūhana-* gegenüber dem *o* des synonymen v. *óhate* nebst *óha- óhas-* nicht verständlich. Aber neben diesem steht das Perfekt *ūhé* (normal aus **uuhé*). Und da dieses präsentische Bedeutung hat, wird es in kl. *ūhate* stecken. Wobei nur anzunehmen ist, daß beim Übergang in präsentische Flexion auch Verschiebung des Akzents eingetreten sei.

Ich will jetzt nicht untersuchen, ob *dīdī- dīdhī-*, sowie *pīpyāna-* (neben *pīpyāná-*), die einzige sicher präsentische Form vom Stamme *pīpī-*, analog zu erklären seien. Dagegen sei noch daran erinnert, daß der griechische Reflex von *jāgara* ἐγρήγορα ähnliche Bildungen aus sich erzeugt hat wie dieses, und genau aus gleichem Grunde: von Homers ἐγρηγορτί, ἐγρηγορόων an bis zum spätgriechischen Γρηγόριος. Auch ἀνώγω und einiges in der Geschichte der germanischen Präteritopräsentia ist zu vergleichen. Endlich was Osthoff MU. IV 7 über den sekundären Charakter von kl. *vedmi* gegenüber vedisch *veda* festgestellt hat.

2. Ai. *áduhat*

scheint allgemein als eine 3. Sg. Impf. Act. nach der VI. Klasse zu gelten. So nicht bloß BR., Grassmann, Whitney; auch Delbrück Synt. F. V 243 verwertet MS. 2, 2, 4 (18, 10) *pṛ́śnir vái yád áduhat* als Beleg dafür, daß das Aktiv von *duh-* die Bedeutung „strömen lassen" haben könne. Aber erstens wäre eine Form nach der VI. Klasse sehr auffällig. Vom RV. bis in die klassische Sprache bildet *duh-* sein Präsens ausschließlich nach

der II. Klasse; *duhet* MS. 3, 6, 7 (69, 17) st. *duhyāt* (?) ist für sonstige thematische Flexion ebensowenig beweiskräftig, als andere in der alten Sprache neben wurzelhaften Verbalstämmen belegte Optativformen mit *e* (vgl. meine Vermischten Beiträge S. 48 f.). Die Hauptsache ist aber, daß die Form sicher mediale Bedeutung hat. — Das Aktiv von *duh-* ist in der vorklassischen Sprache völlig ausgeschlossen, wenn das Verbum „milchen, spenden" bedeutet; und darin geht gemäß P. 3, 1, 89 nebst V. 14 zu P. 7, 1, 87 die klassische Sprache mit der alten Sprache zusammen, wiewohl hier nachlässige Poeten der Spätzeit es zustande bringen den Unterschied beider Diathesen zu verwischen. Demgemäß beurteile man RV. 10, 61, 19[d] *idáṃ dhenúr aduhaj jāyamānā* (ebenso AV. 2, 1, 1[c] Paipp.; im gewöhnlichen Text *pṛ́śnir* st. *dhenúr*) und vergleiche damit etwa RV. 1, 134, 6 *víśvā ít te dhenávo duhra āśíraṃ ghṛtáṃ duhrata āśíram.* Ferner MS. 2, 1, 8 (9, 18) *pṛ́śnir vái yád áduhat, sá priyáṅgur abhavat,* 2, 2, 4 (18, 10) *pṛ́śnir vái yád áduhat, sá garmúd abhavat,* 4, 5, 7 (74, 2) *catvā́ro vái pṛ́śneḥ stánā āsaṃs, tátas tribhír devébhyo 'duhat . . . ténéndrāyaivá duhat.* — Ebenso ist vom RV. an bei *duh-* das Medium vorklassisch Regel, wenn es die Bezeichnung des Herausgemolkenen als Objekt bei sich hat, zumal neben einem zweiten das Tier bezeichnenden Akkusativ (vgl. BR. sv. *duh-* 2)). Dahin gehört *aduhat* in MS. 4, 2, 13 (36, 17) *idáṃ sárvam aduhad yád idáṃ kíṃ ca,* parallel mit einer langen Reihe gleichartiger Medien, und TB. 2, 2, 9, 6 *tébhyo mṛnmáye pā́tré 'nnam aduhat.* — Drittens ist bei *duh-* „melken" mit Objekt des gemolkenen Tieres oder Euters das Medium wenigstens möglich, also kein Grund an Stellen wie VS. 17, 74 *áduhat . . gā́m,* TS. 2, 3, 6, 1 *imā́ṃ lokā́ṃs tredhā́ 'duhat* eine Aktivform anzusetzen, zumal TS. 1, 7, 1, 1 *yajñó 'surāṃ aduhat* das deutlich mediale *yajñáṃ vaí devā́ aduhran* in gleichem Sinn neben sich hat.

Ein zweites Beispiel von *-at* in der 3. Sg. Prät. Med. eines nichtthematischen Verbums ist *áśayat* „lag", vom RV. an (hier siebenmal) bis in die Brāhmaṇa (TB. ŚB. AB.) häufig. Als thematische Aktivform, wofür es genommen zu werden pflegt (Delbrück Synt. F. V 234), wäre es völlig singulär; *śáyet* MS. 3, 6, 7 (68, 12); 4, 6, 6 (87, 1); 4, 7, 1 (93, 10) steht als Optativ apart. (Ob nicht *śayeta* oder gar *śayīta* zu lesen ist?) Die wenigen sonstigen thematischen Formen des RV. *śayate śáyante* sind nicht aktiv; als Seitenbildungen zur 1. Sg. *śáye*, die

auch im Akzent mit *hváye* usw. reimte, übrigens wohl verständlich[1]). Hinwiederum aktiv ist nur das ἅ. λ. v. *śéṣan*; wie man immer die Form erkläre, so kann aus dem sigmatischen Aorist nicht auf den Präsensstamm zurückgeschlossen werden.

áduhat und *áśayat* haben gemeinsam, daß sie das Präteritum zu einer 3. Sg. Präs. auf *-e* bilden; alle ältern Texte kennen (wie nur *sáṃ vide* und meist *īśe*) nur *duhé śayé*. Wie nun die zugehörige 3. Sg. Imper. auf *-ām* ausgeht: in allen alten Texten *duhā́m*, AV. meist *śayām* (nebst *sáṃ-vidām* AV. u. VS. 6, 36 = MS. 1, 3, 4 [32, 2]), so ist nach der Entsprechung *-ta* : *-te*, gr. *-σο* : *-σαι* als Präteritalendung parallel mit *-e* durchaus *-a* zu fordern. Bei zweien der obigen Verben liegt eine solche Form tatsächlich vor: *aiśa* MS. 1, 6, 8 (99, 14) als Präteritum zu *īśe* ebenda (Delbrück GGA. 1881 S. 400, der hierin ohne zwingenden Grund eine Augenblicksbildung sieht) und *áduha* MS. 3, 3, 4 (36, 4). 4, 2, 2 (24, 2) parallel mit Präsens *duhé* (36, 4 bezw. 24, 4) (Whitney § 635). Klärlich ist *-at* einfach aus diesem *-a* erweitert behufs deutlicher Charakterisierung der Form als einer solchen der 3. Person. Diese Verwendung eines aktiven Exponenten für eine Medialform könnte überraschen, wenn uns nicht in der 3. Pl. Med. ganz das gleiche begegnete. Dem *-re* der 3. Pl. Präs. und Perf. mußte im Präteritum *-ra* entsprechen; dies ist erhalten in *áduhra*, der konstanten Form der 3. Pl. Impf. Med. in der MS. 3, 3, 4 (36, 9); 4, 2, 1 (21, 14. 15. 16. 17); 4, 2, 13 (36, 8 ff. siebenmal); 4, 7, 4 (98, 13). Sonst ist *-ra* entweder entsprechend präsentischem *-rate* zu *-rata* erweitert, oder nach *-dhve* : *-dhvam* zu *-ram*, oder endlich mit Annahme des aktiven *-n* zu *-ran*. So auch v. *aduhra-n*, das sich zu v. *aduha-t* genau so verhält, wie MS. *aduhra* zu MS. *aduha*.

Schon Windisch Sächs. Abhandl. X 469 nebst Anm. hat bemerkt, daß die Endungen der 3. Sg. *-e -ām* mit *r* in der 3. Pl. zusammenzugehen pflegen; so im Perfekt, so bei *śī-*, *saṃ-vid-*,

[1]) *śayadhve* RV. 10, 108, 4[d] ist bekanntlich Konjunktiv; *aśāyata -tam* bleiben wohl besser aus dem Spiel, wiewohl uns diese Formen, wenn zu *śī-* gehörig, nicht stören würden. — Für Kāṭh. *śayeya* (?) und *śayeta* (34, 7) kommt außerdem das oben S. 310 Bemerkte in Betracht, wenn nicht einfach *-īya -īta* einzusetzen ist. Da in AB. KB., den Sūtren (auch MGS.: Knauer p. XLIII), dem Epos (z. B. auch M. 3, 187 *ni-mantrayīta*), den Inschriften (z. B. auch C. Inscr. Ind. 3, 56, 33) in Optativformen hinter *y* so oft ī statt des gesetzmäßigen *e* erscheint (vgl. meine Ai. Gramm. I 35 = § 32 A), ist auch der umgekehrte Tausch wohl denkbar. Auch ist zu beachten, daß in den Kāṭhaka-Handschriften *e* und ĭ gern vertauscht werden: Schroeder bei Boehtlingk ZDMG. LII 249.

duh-, *śṛṇv-* usw. Da nun im Altindischen der Potential seine 3. Pl. Med. auf *-ran* bildet, erwartet man für dessen 3. Sg. Med. *-a* oder *-a-t*. Auch dieses Postulat erfüllt sich: *duhīyát* ist RV. 2, 11, 21[b]; 4, 41, 5[c] = 10, 101, 9[c] im Sinne des Strömenlassens, also ausgesprochen medial gebraucht (vgl. Grassmann und Pischel Ved. St. II 107 f.). Dies rief dann einer 3. Pl. Med. *duhīyan* 1, 120, 9[a] „sie mögen Milch geben" (scil. *dhenávaḥ* 8[b]). Osthoff MU. IV 293 stellt unter Verkennung der medialen Bedeutung der beiden Formen ihr Verhältnis auf den Kopf.

Hätte *-ran* im Plural des Optativ ursprünglich allgemein geherrscht, so würde *-īya* oder *-īyat* wohl mehrfach erscheinen. Die tatsächliche Beschränkung der Endung auf den Optativ von *duh-* hängt natürlich mit der entsprechenden Indikativflexion von *duh-* zusammen. Ein Beispiel von solchem Einfluß des Indikativs auf Gestaltung des Optativs liefert die klassische Sprache. Gemäß P. 8, 3, 78 tritt in der 2. Pl. Med. des Prekativs *ḍh* ein, wenn der Prekativendung ein Vokal außer *a ā* vorausgeht, also z. B. *rāsīdhvam pakṣīdhvam* aber *kṛṣīḍhvam cyoṣīḍhvam*. Diese Regel klingt wunderlich, und Whitney Am. J. Philol. XIV 185 ist sehr geneigt, darin eine bloße Torheit zu sehen. Aber es ist einfach die entsprechende 2. Plur. Med. des IV. Aorist maßgebend. Hier fiel vor *-dhvam* das *s* hinter Verschlußlauten und *ā* spurlos weg; hinter andern Vokalen wurde es zunächst zu *ẓ* und bewirkte vor seinem Wegfall Zerebralisierung der Personalendung: also *arādhvam apagdhvam* aber *akṛḍhvam acyoḍhvam*. Danach richtete sich dann der zugehörige Prekativ in dem Wechsel von *-dhvam* und *ḍhvam*. Dabei müssen wir unentschieden lassen, ob ohne diesen Einfluß des Aorists im Prekativ ausschließlich *-dhvam* oder ausschließlich *-ḍhvam* oder in beliebigem Wechsel beides üblich gewesen wäre. Das erste ist das wahrscheinlichste; aber **-sīḍhvam* aus **-sīẓdhvam* wäre als Parallele zum Singular *-sīṣṭhās* wohl begreiflich; vgl. Whitney a. a. O.

Daß hier der Einfluß des Aorists im Spiel ist, folgt auch daraus, daß das Perfekt im entsprechenden Falle *-ḍhve* hat z. B. *cakṛḍhve*, was nur aus dem Vorbild von *akṛḍhvam* erklärt werden kann. Beruht es auf Rückwirkung des Perfekts (und des Prekativs?) auf den Aorist, wenn im 5. Aorist neben dem zu postulierenden und nach Whitney Grammar § 226 c ursprünglich allein üblichen *-iḍhvam* aus *-iṣ-dhvam* klassisch auch *-idhvam* zulässig ist (P. 8, 3, 79; Vers 2 der Kārikā zu P. 8, 2, 25)? Ist z. B. *alavidhvam* neben *alaviḍhvam* aufgekommen durch den Einfluß von *luluvidhve*

laviṣīdhvam mit ursprünglichem Dental? Jedenfalls ist dann das Schwanken der Seṭ-Verba aus dem Aorist auf Perfekt und Prekativ übergegangen; daher hier die Nebenformen z. B. *luluviḍhve laviṣīḍhvam* mit *ḍh* [1]).

Formen wie *aduha aduhat duhīyát* waren zu abnorm um sich halten zu können. *-a* ist auf die MS. beschränkt geblieben. Bei *aduhat* führte die aktivisch aussehende Endung vielleicht zu gelegentlicher Verwendung als Aktivform. Für Manu II 76 *akāram . . . vedatrayān nir aduhat* (Jolly: *nir avṛhat*) ist diese Annahme notwendig, wenn die Lesung überhaupt richtig ist. Allmählich kam für alle *-ta* auf. *duhīta* neben *duhīyat* hat schon der Rigveda: *aśeta* liegt zuerst ŚB. 5, 5, 5, 6; 14, 1, 2, 12, *adugdha* zuerst PB. 21, 2, 5 vor. Entsprechend hat die klassische Sprache bei diesen Verben auch *-ām* für *-tām* nicht mehr und *-e* als 3. Sg. nur im Perfekt, wo von Haus aus *-te* nicht konkurrierte.

3. Pāli *gijjha-*

pflegt man mit dessen altindischem Synonymum v. *gṛ́dhra-* „Geier“ gleichzusetzen. Aber *dhr* kann natürlich nicht zu *jjh* werden. Sieht man sich nach einem andern Grundwort um, so ist mit AV. 12, 2, 38ᵃ *gṛ́dhyaiḥ*, das lautlich zu *gijjha-* passen würde, nichts anzufangen; man kennt die Bedeutung des Wortes nicht. Sicher bedeutet es nicht „Geier“. Aber die alte Sprache kennt auch ein Nomen *gṛ́tsa-*, das nach Pischel Ved. St. I 231 „gierig“ bedeutet, nach BR. „gescheit“, aber immerhin auch als Bildung aus *gṛdh-*. Wie nun *gṛ́dhra-* die Bedeutungen „gierig“ und „Geier“ verband, so darf das auch für *gṛ́tsa-* vorausgesetzt werden. Dieses geht aber nach bekanntem Gesetz auf **gṛ́dzha-* mit *dzh* aus *dhs* zurück; vgl. Uhlenbeck sv. Wenn ai. *ts* mi. zu *cch* wird, und vor-ai. *gžh*: ai. *kṣ* zu *jjh* (Verf. Ai. Gramm. I 239

---

[1]) Die traditionelle Erklärung von P. 8, 3, 79 beschränkt das arbiträre Eintreten von *ḍhvam* (*ḍhve ṣīḍhvam*) an Stelle von *dh-* auf den Fall, daß dem Iṭ ein *h* oder ein Halbvokal vorausgehe. Diese Lehre ist nicht bloß „senseless“ (Whitney Grammar § 226ᶜ); sie trägt auch dem *ḍh* vorklassischer Formen wie PB. *abhy-artiḍhvam* S. *vepiḍhvam* nicht Rechnung; das haben vor Whitney schon die indischen Erklärer bemerkt; vgl. Haradatta zu P. 8, 3, 79, der auf ŚB. *aidhiḍhvam* und TS. *ajaniḍhvam* ausdrücklich hinweist. Vgl. auch Böhtlingk[1] zu P. 8, 3, 78. — Aber deswegen die ganze Regel und damit das Dasein von *-idhvam* zu bestreiten, wozu Whitney Am. J. Philol. XIV 185 f. geneigt ist, geht natürlich nicht an. Vielmehr muß man anerkennen, daß P. 8, 3, 79 die Setzung von *ḍh* oder *dh* hinter Iṭ überhaupt hat freistellen wollen.

§ 209[a]; Pischel Prakrit S. 223 § 326), so muß als Fortsetzung von vor-ai. *dzh*: ai. *ts* mittelindisches *jjh* erwartet werden, was nun eben durch *gijjha-*: *gṛtsa-* belegt wird.

4. *kúbera-*.

In der Atharvasaṃhitā 8, 10, 28 liest man *tásyāḥ kúbero vaiśravaṇó vatsá āsīt, . . . tā́ṃ rajatánābhiḥ kāberakò 'dhok* „Ihr (d. h. der Virāj) Kalb war Kubera, Sohn des Viśravaṇa; . . . Rajatanābhi Kāberaka molk sie". Henry Les livres VIII et IX de l'A.-V. p. 33 läßt *kāberakáḥ* ohne Deutung. Aber bereits BR. und Whitney Grammar § 1204[c] bezeichnen es als Patronymikum. Daran kann kein Zweifel sein. Es gehört zum Stil der alten indischen Prosa bei der ersten Nennung einer irgendwie namhaften Person das Patronymikum beizufügen. Bei Rajatanābhi konnte es um so weniger fehlen, als nicht bloß der im gleichen Paragraph genannte Kubera ein Patronymikum führt, sondern derartiger Beisatz in allen entsprechenden Abschnitten der ganzen Erzählung AV. VIII 10 durchgeführt ist: das Subjekt der beiden wiederkehrenden Sätze, dessen mit *vatsá āsīt* und dessen mit *adhok* ist immer in solcher Weise zweigliedrig gegeben. Die einzige Ausnahme 26 *deváḥ savitā́* bestätigt die Regel.

Die Form des Wortes widerspricht dieser Auffassung nicht. Das oxytonierte *-ká-* ist dasjenige Deminutivelement, das P. 5, 3, 70 ff. 85 f. eintreten läßt und das vorklassisch z. B. in v. *putra-ká-* „Söhnchen" *vamra-ká-* „Ameischen" VS. *śakunta-ká-* „Vögelchen" belegt ist. Streng genommen gehört aber die Oxytonese nicht dem Deminutivzeichen an, sondern ist patronymisch; es ist *-ak-á-* anzusetzen, als eben solche deminutive Spielart des patronymischen *-á-* wie *-́ak-i-* solche des patronymischen *-́-i-* ist. Letzteres kommt vorzugsweise für verachtete Menschenklassen vor (Gubler Die ai. Patronymika S. 67). Aber deminutive Patronymika konnten auch mit anderer Bedeutungs-Nuance gebildet werden, etwa bei Bezeichnung kleiner Wesen — ein solches könnte der Rajatanābhi gewesen sein — oder in zärtlichem Sinne. Da Patronymika gerade bei der Anrede so beliebt sind (Gubler aaO. 27 ff.), kommt hiefür in Betracht die auch auf indischem Boden nachweisbare Neigung der Anrede deminutive Form zu geben. So RV. 1, 28, 5[b] *úlūkhalaka* ἅ. λ.: sonst immer *ulū́khala-*, 10, 16, 14[a] *śítike śítikāvati hlā́dike hlā́dikāvati*: vorkl. sonst nur *śīta-*, AV. 1, 2, 2[a] *jyā̀ke pári ṇo nama*: RV. 10, 133, 1[g] *jyākā́ḥ* Nom. Pl. verächtlich, sonst nur *jyā́*. *putraka-* kommt vorklassisch,

soviel ich sehe, außer RV. 8, 58 [69], 8 c nur vokativisch vor (die Stellen bei BR.); man beachte besonders Ait. Br. 6, 33, 2 = KB. 30, 5 (S. 144, 7) *so 'bravīt putrān* (KB. *sa ha putrān uvāca*) „*putrakāḥ* . . .“; ähnliches gilt für die spätere Sprache, vgl. Sāh. Darp. 172, 3 *vatsa putraka tāteti nāmnā gotrena sutaḥ* (*vaktavyaḥ*) bei BR. V 1603. Aus dem Pāli z. B. Jāt. 3, 16, 20 in der Anrede *bhātika*, aber 3, 16, 23 in der Erzählung *bhātarā*. — Und dieser Neigung unterliegen auch Eigennamen: Ait. Br. 4, 27, 9 wird *janamejaya-* mit *janamejayaka* angeredet.

Das Grundwort des Patronymikums *kāberaká-* wagen BR. sv. nicht zu bestimmen. Aber sv. *rajatánābhi-* führen sie es auf *kúbera-* zurück. Ihnen folgt Whitney Grammar § 1204 und in seinem Kommentar. Aber schon im indischen Altertum ist es so gefaßt worden; anders wäre die gleich zu besprechende Variante des kaśmīrischen Textes *kauverako* nicht zu verstehen. An dieser Deutung kann kein Zweifel sein.

Die in den einzelnen Abschnitten vom AV. VIII 10 zusammengestellten je zwei Personen, die welche als *vatsa-* fungiert, und die welche melkt, sind immer einander nah verwandte Gestalten, z. B. 23 König Yama und Antaka, Sohn des Mṛtyu. In 27 sind es Brüder, Söhne des Sūryavarcas. Wer wird da den *kāberaká-* vom *kúbera-* trennen wollen? Freilich erwartet man in der ersten Silbe bei einer Ableitung aus *kúbera-* nicht *ā*, sondern *au*. Das bietet die kaśmirische Handschrift in 27c, wo sie den Rajatanābhi mit Patronymikum an Stelle des Vasuruci hat, während sie 28c *kā-* zu haben scheint. Darin liegt offenbar ein Versuch vor, das Patronymikum dem Grundwort besser anzupassen. *kāberakáḥ* ist deutlich die ursprüngliche Lesung. Lautlich kann aber dieses *kā-* nicht aus einstigem *kau-* entstanden sein[1]). Vielmehr erinnert es sofort an die von P. 7, 3, 1 besprochenen Fälle, wo in Vṛddhibildungen aus Nomina mit *i ī e* in der ersten Silbe *ā* statt *ai* erscheint. Hier repräsentiert das *ā* in der Regel eine Altertümlichkeit, setzt eine Urform des Grundworts mit anderm Vokal als *i ī e* voraus. So *dārghasattra-* zu *dīrghasattra-* aus **dṝgha-*; noch ursprünglicher wäre **drāgha-*, aber jedenfalls steht *dārgha-* dem Alten näher als *dairgha-* (*-tamasa- -śravasa-*) in Sūtratexten. Zu Pāṇinis *śrāyasa-* aus *śréyas-* vergleiche man Brugmanns Bemerkung (Grundr. II² 556): „theoretisch erwartet man *śrayyas-*“; folglich als Vṛddhi-Bildung

[1]) Whitney § 1204c stellt *kāvera-* mit *śauva-*: *śvan-* zusammen, auf Grund der falschen Schreibung von *kúvera-* mit *v* statt *b*.

*śrāyyasa-. Bei AV. śāṃśapá-: v. AV. śiṃśápā „Dalbergia Sisoo“ nimmt Uhlenbeck Etym. Wb. sv. mit Recht an, daß sich ein Ablaut ig. ā^x: ə fortsetze (vgl. Verf. Album Kern 150 A über *mahā-*: *mahi-*). Unklar sind VS. *dātyauhá-* Bez. einer Hühnerart, das die Inder aus Saṃh. *dityaváh-* „zweijähriger Stier“ ableiten (!) und kl. *dāvika-* „vom Flusse *devikā* stammend“ trotz des scheinbaren Anklangs von *devikā* an *devá-*. — Dafür ist diesen von Pāṇini genannten noch beizufügen ŚB. 2, 2, 4, 3 *kālvālīkṛta-* „kahl gemacht“, dessen Zugehörigkeit zu VS. *-kulva-*: lat. *calvus* außer Zweifel steht, und vielleicht der alte Personenname *gālavá-*, den man versucht ist an *gurú-* anzuknüpfen[1]).

Hienach müssen wir annehmen, daß, als das Patronymikum gebildet wurde, *a* (eventuell ig. ə) statt *u* in der ersten Silbe von *kúbera-* gesprochen wurde. *a* ist auf indischem Boden in labialer Nachbarschaft öfters zu *u* geworden. Aus dem, was Kuhn Beitr. S. 23 aus dem Pāli anführt, betone ich besonders einerseits *nimujjati nimugga-* zu ai. *majj-*, weil hier sicher nicht Nasalis sonans zu Grunde liegt, andrerseits *keṭubha-*: ai. *kaiṭabha-*, weil hier wie in *kúbera-* der Labial auf das aus *a* entstandene *u* folgt. Für das Altindische lehrt im Anschluß an Benfey OuO. III 31 Meillet de radice MEN S. 49 f. phonetischen Übergang von ̥n in *un* hinter Labial auf Grund von v. *múni-*: got. *munins* aisl. *munr* und vielleicht von *púnar* „wieder“ gegenüber pā. *pana*. Den Fall von *kúbera-* wage ich nicht zu Aufstellung eines Gesetzes zu benutzen, obwohl kein sicheres Beispiel von bewahrtem *kab-* in einem alten Simplex vorliegt, da für *kábandha-* der RV. *kávandha-* bietet und *kabara-* aus *karbara-* hervorgegangen ist (Uhlenbeck sv.). Aber bei einem Gottesnamen dieser Gattung ist (anders etwa als bei einer Verbalform oder einem gangbaren Appellativum) leicht möglich, daß eine ursprünglich bloß mundartliche oder plebeische Form sich allgemein durchsetzte.

Jedenfalls steht **kábera-* als ältere Form fest. Setzen wir dies in griechische Laute um, so kann *ka-* einem *Πο- Πα- Κο- Κα-*, *-e-* einem *αι οι ει* entsprechen. Von selbst drängt sich die

---

1) Wenn das Patronymikum *Vāyatá-* (RV. 7, 33, 2^c) zu dem dreisilbigen Vorderglied des Dvandva *Vyántā-Pántā* (RV. 1, 122, 4^b) gehört, was wegen des *Pántam* in 7, 33, 2^b wahrscheinlich ist (vgl. Geldner Ved. St. II 139), so läge hier ein weiterer Fall von *ā* als Vṛddhi eines *i*-Lautes vor, freilich ein solcher, wo dieses sicher auf ig. *i* beruht. Aber es ist *V(i)y-ánt-*: *Vāy-at-á-* zu teilen und anzunehmen, daß *-āy-* altberechtigte Form der Vṛddhi eines *i*-Lauts vor Vokal war, wenn schon sonst ein ursprünglich silbisches *y v* zu *aiy auv* vṛddhiert wird. Geldner legt für *Vāyatá-* eine Nebenform *Vayat-* zu Grunde.

Gleichsetzung mit Κάβειρος auf. Phonetisch ist sie untadelhaft. Ob sie sachlich zutreffend sei, mögen die mythologischen Fachleute entscheiden. Als Laie darf ich vielleicht wenigstens folgendes bemerken. Der thebanische wie der samothrakische Kabeiros ist ein chthonischer Gott: Darbringungen an ihn werden in die Erde versenkt. Dasselbe ist der indische Kubera. An der Atharvavedastelle sind er und sein Sohn Vertreter der *itarajanās* „der andern Wesen", d. h. der Geister der Tiefe, die man nicht näher zu bezeichnen wagt. ŚB. 13, 4, 3, 10 und in den Sūtras bilden die Rakṣasen, also die nächtlichen Unholde, sein Volk. Später ist er der Gott der Schätze, auch das ziemt einem Gotte der Unterwelt, vgl. *Πλούτων, Dis pater* (Bechtel Göttinger Nachr. 1899 S. 195). Endlich das folgende (worauf ich indes gar kein Gewicht legen will). Neben Kubera erscheint an der Atharvaveda-Stelle, von der wir ausgegangen sind, Rajatanābhi (wörtlich „der einen Nabel aus Silber hat") Sohn des Kubera: in Theben ist dem Kabiros ein παῖς Καβίρω zugesellt, womit man das anderswo nachgewiesene Paar eines ältern und eines jüngern Kabeiros = Kadmilos zu vergleichen pflegt (Robert in Preller Griech. Mythol.[4] I 850).

Freilich hat kein Geringerer als Joseph Scaliger Κάβειρος dem semitischen כביר „groß, gewaltig" gleich gesetzt. Und trotz dem Einspruch, den neben andern Lobeck im Aglaophamos erhoben hat, ist man heute von der Richtigkeit jener Deutung so allgemein überzeugt, daß Zweifelnde nach Roberts Verdikt (aaO. 848) nicht beanspruchen dürfen als urteilsfähig zu gelten. Nun andere werden es besser als ich verstehen, dem Irrtum den Garaus zu machen. Ich bemerke nur, daß כביר zwar bei den Semiten etwa von göttlichen Mächten prädiziert wird, nirgends aber als semitischer Gottesname bezeugt ist. Die überall paradierenden phönizischen *Kabirim* sind eine pure Erfindung. Wenn Philo Byblios von phönizischen Διόςκουροι ἢ Κάβειροι ἢ Κορύβαντες spricht, so läßt sich daraus über die Form der einheimischen Benennung jener Götter schlechterdings nichts schließen (vgl. Lobeck Aglaoph. S. 1277; Crusius bei Ersch u. Gruber II 32 S. 24). Die Kombination **kabirim*: Κάβειροι ist auch darin irrtümlich, daß sie von der Pluralität der Kabiren ausgeht. Ursprünglich hat es nur e i n e n Kabeiros gegeben. So im alten thebanischen Kulte, und Entsprechendes sichern alte Zeugnisse für Böotien überhaupt, für Mazedonien, für Lemnos.[1])

[1]) Phonetische Schwierigkeiten bestehen gegen die semitische Deutung

Übrigens braucht, wer der Gleichung Κάβειρος: *Kúbera-* beipflichtet, den Kabeiros deswegen nicht als eine rein und anfänglich hellenische Gestalt zu betrachten. Man hat die Freiheit anzunehmen, daß er den Griechen von Nachbarn indogermanischen Stamms zugekommen sei. Auch thrakisch und phrygisch konnte der Name nicht anders lauten.

5. Umbrisch *etato*

ist einzig von Bücheler (Umbrica S. 197) richtig beurteilt worden. Ein Imperativ „geht", der einen sofort auszuführenden Befehl ausdrückt, kann unmöglich futurische Form haben (v. Planta II 435). Also ist *etato* Iguv. VI^b 63 (= altumbr. *etatu* I^b 21) nicht durch Haplologie aus *eta[tu]to* entstanden, wie zuletzt noch Buck A grammar of Oscan and Umbrian S. 176 (§ 236, 2) angenommen hat, sondern sein *-to* entspricht der II. Pl. des lateinischen Imperativ Präsentis. Damit ist auch die Erklärung gegeben für die medialen Imperative I^b 19 *armanu* (zu lesen *armamu*) *kateramu*: VI^b 56 *arsmahamo caterahamo*. Die übliche Erklärung dieser Formen als Futura würde eine haplologische Herleitung von *-mo* aus *-mumo* nötig machen, die bei *arsmahamo* allenfalls denkbar, bei *caterahamo* ganz unwahrscheinlich ist. Die Hauptsache ist aber, daß der Zusammenhang, worin die Formen stehen, präsentische Bedeutung für sie fordert, futurische ausschließt: gerade wie bei *etato* (v. Planta II 435). Und da aktives *-to* durch das Obige gegeben ist, läßt sich mediales *-mo* leicht erklären. Nach Ausweis des Verhältnisses umbr. *mu*: lat. *minō* im Singular des Imperativ futuri, müßte die dem lateinischen *-minī* entsprechende umbrische Endung **-mē* lauten. Nach dem Vorbild von *-to* ist dafür *-mo* eingetreten, gerade wie im Griechischen das -ε von -σθε durch das -ε von -τε bedingt ist.

Und nun werden auch die Pluralformen des Imperativfuturums (*-tuto -mumo*) deutlich, wie ebenfalls schon Bücheler aaO. bemerkt hat. Das *-to* ist an *etu* u. dgl. gerade so angetreten, wie im Latein *-te* an *ito*. Aber weil bei den Umbrern im Singular dieselbe Form für II. und III. Person fungierte, wurde *-tuto* im Unterschied von lat. *-tote* auch für die III. Plur.

---

nicht; das ει wäre, wenn sie richtig wäre, wie das von Κάμειρος zu erklären, worüber anderwärts. Für uns ist die thebanische Schreibung Κάβιρος normaler Boeotismus (vgl. Szanto Athen. Mitteil. XV 384), und deren Bevorzugung durch Alexion und Philoxenos (Etym. Gud. 289, 30) aus dem Einfluß zu erklären, den der thebanische Kabiros-Kultus über Boeotien hinaus ausübte.

verwendet. Entsprechend wurde im Medium zur II. Plur. Präs. *-mo* und zur II. III. Sing. Fut. *-mu* eine II. III. Plur. Fut. *-mumo* hinzugebildet.

Aber was ist *-to*? Bücheler bemerkt, daß es gegenüber der Übereinstimmung von Griechisch und Lateinisch in *-tĕ* auffällig sei. Gewiß: allein wir wissen nunmehr (und das ist eines der Verdienste von Hirts bekannter Abhandlung), daß die säuberliche Uniformität im System der Personalendungen etwas sehr unursprüngliches ist. Umbrisch *-o* kann ig. *-ā* sein. Danach könnte man in *-to* die von Bezzenberger BB. II 269 vom Baltoslavischen aus angesetzte Dualendung *-tā* erkennen wollen. Aber Ersetzung einer ursprünglichen Pluralendung durch eine dualische ist nirgends unwahrscheinlicher als im Imperativ. Nichts hindert uns ein umbrisches *-o* (altumbr. geschrieben *-a -u*) auf ig. *-ŏ* zurückzuführen (v. Planta I 567). Das so gewonnene grundsprachliche *-tŏ* verhält sich zu dem sonst bezeugten *-tĕ* wie lateinisch *-mus* zu griechisch *-μες*. Daß es neben *-tĕ* so dürftig bezeugt ist, mag auf seiner Koinzidenz mit der Endung der III. Sg. Prät. Med. beruhen. Wer weiß übrigens, ob nicht in lateinisch *-tĕ* ein altes **-tŏ* steckt oder wenigstens mit altem *-tĕ* lautgesetzlich zusammengefallen ist?

Göttingen. J. Wackernagel.

Zur Gerundivbildung im Arischen.

1. Im Sanskrit vollzieht sich die Bildung der Part. Fut. Pass. durch die drei Suffixe *ya-*, *tavya-* und *anīya-*; s. Pāṇini III 1. 95 ff. In der Sprache des Rigveda ist nur das erste von ihnen belegbar; an Stelle der anderen finden sich hier solche auf *tva-*, *énya-*, *áyya-*, *éya-* und *éyya-*, von denen die letzten beiden Klassen freilich nur durch je ein Beispiel vertreten sind: *didṛkṣéya-* und *stuṣéyya-*.

2. Wurzeln auf *ā* zeigen vor dem *ya-* des Gerundivs *e*, s. Pāṇini VI 4. 65, wozu der Kommentar als Beispiele *deya-*, *dheya-*, *heya-* und *steya-* verzeichnet. Daß diese Bildungen auf Infinitiven mit dem Ausgang *-e* aufgebaut sind, scheint mir nicht zweifelhaft; s. Brugmann Grundriß II[1] 1422, II[2] 196, Bartholomae ZDMG. L 686, wo ich mich gegen Wackernagels Deutung, Aind. Gramm. I 36 gewendet habe. Neben *dé* „dare" (RV. V 41. 1)[1]) steht *déyaḥ* „dandus", neben *śraddhé* „credere"

[1]) Bei Sāyaṇa *havirdātre*.

(RV. I 102. 2)[1]) steht *śraddhéyam* „credendum" (AV. IV 30. 4), neben *pramé* „metiendo procreare" (RV. IX 70. 4) steht *méyāḥ* „metiendi" (AV. VI 137. 2). S. noch unten § 13 ff.

3. Dementsprechend darf man für *didṛkṣéyaḥ* „spectandus" (RV. III 1. 12) einen Infinitiv **didṛkṣé* voraussetzen. Wesentlich die gleiche Bildung zeigt das zu RV. X 120. 6 bezeugte Gerundivum *stuṣéyyam;* s. Bartholomae Studien II 92 Note. Der Unterschied, der zwischen der Umformung des Infinitivs zum Gerundivum dort und hier vorliegt, besteht meines Erachtens lediglich darin, daß dort die Adjektivierung durch *i̯a-(ya-)* vollzogen wurde, hier dagegen durch *ii̯a-*, die übliche Wechselform dazu; *ii̯a-* aber konnte in der Schrift hinter *e* nicht wohl anders als durch *yya-* zur Darstellung gebracht werden; die Verbindung *ei* im Wortinneren findet sich wohl im Prakrit, nicht aber im Sanskrit.

4. Allerdings setzt die Erklärung voraus, daß die arischen *ai* zur Zeit der Bildung von *stuṣéyyam* bereits zum Monophthongen *e* geworden waren; aber diese Annahme begegnet doch keiner Schwierigkeit; s. Wackernagel Aind. Gramm. I 39. Ich halte es für gar wohl möglich, daß die Monophthongierung von ar. *ai* und *au* im Wortauslaut eingesetzt hat, und verweise dafür auf die Entwicklung dieser Laute im Awestischen. Die Infinitive **didṛkṣé* und *stuṣé* gehören der gleichen Klasse an, der *e*-Klasse aus sigmatisch gebildeten Verbalstämmen, die bei Bartholomae IF. II 171 ff., Neisser BB. XX 54 ff., XXVII 252 ff., Delbrück Vgl. Syntax II 446 ff. und Oldenberg ZDMG. LV 306 ff., LIX 355 ff. eingehend behandelt worden ist; s. auch Geldner Rigveda in Auswahl I 204[2]).

5. In ganz nahen Beziehungen zu *didṛkṣéyaḥ* hinsichtlich der Art der Bildung steht nach meiner Meinung *didhiṣáyyaḥ* „captandus". Ich sehe den Unterschied lediglich darin, daß *didṛkṣéyaḥ* einen unthematisch, *didhiṣáyyaḥ* dagegen einen thematisch geformten Infinitiv aus dem Desiderativstamm voraussetzt[3]). Entsprechend ist die Ungleichheit der Infinitivbildung bei aind. *praváce,* jAwest. *fravākaē-ča* und jAwest. *fravākai,* sowie aind. *adhivākáya*[4]). Man vergleiche ferner aind. *pra-mé* und

[1]) Bei Sāyaṇa *śraddhārtham.*

[2]) Wo gesagt wird: „inf. *stuṣé* als verbum finitum". Als Belege dafür werden RV. VIII 74. 1 und V 58. 1 verzeichnet.

[3]) S. noch *dadhiṣeṇya-*, wozu unten § 30 ff.

[4]) RV. VIII 16. 5: *tám íd dhánesu hitéṣv* *adhivākáya havante;* s.

prati-mái; dé und *parā-dái;* sodann *sártave* und *sártavái, srávitave* und *srávitavái* usw., endlich aind. *ā-víde* und jAwest. *vindāi,* die das Verhältnis von aind. *ávidat* zu *ávindat* wiederspiegeln.

6. Nun hat allerdings gegen meine Fassung von *didhiṣáyya-* und der anderen Gerundiva auf *áyya-,* die ich zuerst BB. XV 227 Note und in meinen Studien II 92 Note ausgesprochen habe, Jensen KZ. XXXIX 586 ff. Einsprache erhoben und eine abweichende Deutung aufgestellt, mit einer Begründung, die anscheinend für Brugmann völlig überzeugend war, da er Grundriß II² 184 die früher II¹ 1422 vorgetragene Erklärung zugunsten der Jensenschen aufgegeben hat.

7. Jensen rückt in den Mittelpunkt seiner Behandlung der *āyya*-Gerundiva *panáyya-,* von dem er KZ. XXXIX 587 schreibt: „*panáyya-* ist das Gerundivum zum vorhandenen Verbum *panāy-* und nicht aus dem erdachten Infinitiv **panái* gebildet".

8. Der Verbalstamm *panāy-* kommt ja in der Tat vor; freilich, trotzdem er von Pāṇini III 1. 28 auch für die klassische Sprache vorgeschrieben ist, nur ein einziges Mal, in der Form *panāyata* RV. VI 75. 6, die den Schluß einer *Jagatī*-Zeile bildet, während *panáyanti, panayanti* usw., mit kurzem *a* vor *y,* im Rigveda neunmal bezeugt sind. Ich stelle es aber durchaus nicht in Abrede, daß der Verbalstamm *panāy-* ein altes Erbstück ist, das nur sonst überall umgeformt wurde, außer da, wo die alte Gestalt am Rhythmus Anhalt fand.

9. Die Zurückführung des Gerundivums *panáyya-* auf diesen Verbalstamm ist nun keineswegs neu. Sie findet sich — schon lang vor J. Schmidt Pluralbildungen 139, worauf Jensen verweist, — im Petersburger Wörterbuch IV 465 ausgesprochen und ist später noch mehrfach wiederholt worden, z. B. von Grassmann Wörterbuch 772 und von Ludwig Inf. im Veda 90. Durch die Gerundivbildung, wie sie in aind. *jáyya-*[1]) zu *jáyati* „er siegt", *bhayya-* zu *bháyati* „er fürchtet" vorliegt — s. Pāṇini VI 1. 81 ff., Whitney Grammar² § 963 b. 2 — war ja diese Fassung nahe gelegt und anscheinend zugleich bestätigt. Die Gründe, die mich abgehalten haben und noch abhalten, ihr zuzustimmen, sind die folgenden.

10. Die zuletzt angeführten Gerundiva wie *jáyya-* sind nicht vor der *Brāhmaṇa*zeit belegbar. In der *Saṃhitā* des Atharvaveda

---

dazu die Verbindung von *hávate* (usw.) mit *ávase, ūtáye, svastáye, sātáye, vayodhái, vóḍhave, úpagantavá u* usw.

[1]) So zu betonen: *jayyà-* bei Whitney Wurzeln 54 ist Druckfehler.

lautet das Gerundivum zu *prahinoti prahéya-* (AV. V 17. 3), und entsprechende Bildungen schreibt Pāṇini a. a. O. auch noch für die klassische Sprache vor; *kṣeya-* zu *kṣiṇóti* soll die Notwendigkeit, *kṣayya-* dagegen die Möglichkeit der Vernichtung zum Ausdruck bringen. Den spät auftretenden *ayya*-Gerundiven kann somit bei der Beurteilung der Bildungsart und der Altertümlichkeit der *áyya*-Gerundiva, die so gut wie ausschließlich der ältesten Saṃhitā angehören [1]), eine entscheidende Rolle nicht zugeteilt werden.

11. Es sind von diesen *áyya*-Gerundiven mehr als ein Dutzend bezeugt. Aber nur neben einem einzigen unter ihnen kommt ein Verbalstamm auf *āy-* vor, das ist eben der einmal durch *panāyata* belegte Verbalstamm *panāy-* neben *panáyya-*. Somit ist dieses *panáyya-* das einzige Gerundiv, das auf Grund des indischen Materials als eine ursprüngliche Bildung aus einem *āy*-Stamm angesehen werden kann. Soll es als Muster für alle übrigen Gerundiva gleichen Ausgangs gelten?

12. Diese Frage, über deren Beantwortung man sich nicht hinwegsetzen kann, hat sich auch Jensen aufgedrängt. Und da er Anstand nahm, sie zu bejahen, hat er den Versuch unternommen, auch noch für einige andere der belegten *áyya*-Gerundiva die Möglichkeit gleicher Entstehung wie bei *panáyya-* zu erweisen. Es sind das die Partizipien *vidáyya-* und *śraváyya-*, für deren Herkunft aus *āy*-Stämmen lat. *vidēs*, got. *witais* und griech. κλείω, lat. *clueō* angerufen werden. Aber auf dem Gebiet der arischen Sprachen sind diese Verbalbildungen nicht vertreten. Soll also *vidáyya-* auf dem in lat. *vidēs*, got. *witais* enthaltenen Verbalstamm idg. **u̯idēi̯-* beruhen, so muß die Entstehung des Worts in eine sprachgeschichtlich weit zurückliegende Zeit verlegt werden, aus der es sich erhalten hätte, während alle zugehörigen finiten Verbalformen untergegangen sind. Noch weniger günstig steht es mit der gleichartigen Erklärung von *śraváyya-*, da sie auch noch eine in vorarischer Zeit vollzogene analogische Umgestaltung der Wurzelsilbe — **k̑leu̯ēi̯-* statt **k̑lu̯ēi̯-* — zu Hilfe nehmen muß. Diese drei alten *áyya*-Gerundiva wären es nach Jensen, die den Grundstock der Bildungsgruppe darstellen. Dadurch daß man *vidáyya-* mit *ávidat* in Beziehung setzte, sei man dazu gekommen, ein Bildungs-

[1]) Sonst findet sich, so viel ich sehe, nur noch einmal *panāyya-*, Ait. Br. VI 15. 2.

element *áyya-* in der Bedeutung des lateinischen *(e)ndo-* abzulösen, das alsdann produktiv geworden wäre.

13. Jensen findet, wenn ich ihn recht verstehe, der angenommene Vorgang der Umwandlung eines Infinitivs in ein Gerundivum durch Anfügung eines Adjektivausgangs sei an sich nicht besonders wahrscheinlich. Ich verweise dem gegenüber auf Brugmann Kurze vergl. Gramm. 605 und die dort angeführte Literatur. Bemerkenswert ist die Verschiedenheit der Lesung RV. X 109. 3 und AV. V 17. 3; dort steht: *ná dūtā́ya prahyè tastha eṣā́* (nämlich *brahmajāyā́*), hier: *ná dūtā́ya prahéyā tastha eṣā́*. Es ist also der Infinitiv *prahyè* durch das Gerundivum *prahéyā* ersetzt werden. Man darf das wohl mit dem allmählichen Absterben des freien Gebrauchs der Infinitive in Zusammenhang bringen. Schon zu Pāṇinis Zeit war er erloschen, daher er III 4. 14 f. die vedischen Infinitive auf *-tavā́i* und *-e* als *Kṛtya*-Bildungen, d. h. als Partizipien Fut. Pass. bezeichnet und mit solchen erläutert; so *anvetavai* (s. RV. I 24. 8, VII 44. 5) durch *anvetavyam*, *nāvagāhe* (Fundstelle?) durch *nāvagāhitavyam*, *nāvacakṣe* (RV. IV 58. 5) durch *nāvakhyātavyam*.

14. Die begriffliche Annäherung des Infinitivs an das Gerundivum geschieht bei prädikativem oder attributivem Gebrauch des Infinitivs, und zwar dann, wenn dessen Agens ein anderes ist als das des finiten Verbums im Satz, wenn, wie Delbrück Vergl. Syntax II 460 sich ausdrückt, „der Infinitiv sozusagen passivisch gebraucht ist“. Das ist auch an der im vorigen Absatz angeführten Stelle RV. X 109. 3 der Fall. Bei Whitney-Lanman wird übersetzt: „she stood not to be sent for a messenger“, und wegen der verschiedenen Lesungen *prahyè* und *prahéyā* heißt es mit recht: „the two readings are of virtually identical meaning“ (Atharvaveda-S. 248).

15. Dieser Gebrauch des Infinitivs ist bekanntlich nicht der einzige. Wenn nun, wie ich behaupte, die Nominalbildungen auf *áyya-* von Haus aus nichts anderes sind als adjektivierte Infinitive, so würde man sich nicht verwundern, ja eigentlich erwarten dürfen, diese Bildungen auch noch in anderer als gerundivischer Verwendung anzutreffen, in einer Verwendung, die irgend einem andern Gebrauch des Infinitivs entspricht als dem in § 14 angegebenen, d. i. dem passivischen. Und mit dem Nachweis solchen Gebrauchs wäre eben auch zugleich die Richtigkeit der von mir aufgestellten Fassung der *áyya*-Stämme dargetan.

16. Passivischer Gebrauch des Infinitivs setzt transitive Bedeutung des Verbums voraus. Eine solche ist mindestens für eines der Verba, die in Betracht kommen, zu bestreiten: für *dákṣati, dákṣate.* Der *Dhātupāṭha* gibt die Bedeutungen *vṛddhau śīghrārthe ca* an, bei Westergaard Radices 287: 1. „augeri, crescere", 2. „festinare, strenuum esse". Im Petersburger Wörterbuch werden die Bedeutungen so bestimmt: 1. Act. „es jemandem (Dativ) recht —, zur Genüge machen", 2. Med. „taugen, tüchtig sein, bei Kräften sein" [1]). Aber unter *dakṣáyya-* Adj. finden wir „einer, dem man es recht oder geschickt machen muß, dem man sich gefällig erweisen muß". Wenn man *dakṣáyya-* als Gerundivum nimmt, so ist das etwa so, wie wenn man zum lateinischen *obsequor* „ich willfahre" ein *obsequendus* „dem willfahrt werden muß" bilden wollte. Dabei verschlägt es nichts, ob man *dakṣáyya-* mit *dakṣ-* oder etwa mit einem dazu gehörigen Verbalstamm *dakṣāy-* in Beziehung setzt, wie es Grassmann im Wörterbuch tut; denn das *āy-* solcher Stämme hat nicht etwa den Beruf, intransitive Verba transitiv zu machen; welchem Zweck das indogerm. *ēi̯* hinter Verbalwurzeln diente, weiß ich nicht; sicher aber einem anderen als dem erwähnten.

17. Die vom Petersburger Wörterbuch vorgeschlagene, von Grassmann und anderen übernommene Deutung von *dakṣáyya-* findet sich bereits bei Sāyaṇa, der das Wort zu RV. VII 1. 2 mit *pūjanīyo havirbhir samardhanīyo vā* übersetzt, zu RV. VII 97. 8 mit *vardhanīyaḥ.* Aber der gelehrte Kommentator setzt sich durch diese Erklärung des Worts im siebenten *Maṇḍala* in Widerspruch zu dem, was er zuvor geäußert hatte. Zu RV. II 4. 3 hatte er es mit *samardhayitā dātā vā* gegeben, zu I 129. 2 mit *pravardhanaśīlaḥ . . yadvā samarthaḥ,* endlich zu I 91. 3 mit *sarveṣām vardhakaḥ.* Sāyaṇa weist somit dem fünf Mal vorkommenden Adjektiv *dakṣáyya-* zweimal die Bedeutung des Gerundivums, also passivische Bedeutung zu, dreimal aber aktivische. Auf Sāyaṇa kann man sich somit für die hergebrachte Fassung des Worts nicht wohl berufen.

18. Nun läßt sich allerdings zu deren Gunsten eine Stelle mit besonderem Nachdruck ins Treffen führen, weil hier *dakṣáyya-* mit dem Instrumental des Täters verbunden zu sein scheint, RV. I 129. 2, wo es heißt: *sá śrudhi yáḥ smā pṛtanāsu kā́su*

[1]) Geldner Rigveda in Auswahl I 78 bietet: 1. „seine Geschicklichkeit zeigen, anstellig sein, es gut machen", 2. „Erfolg haben, gelingen, glücken".

cid dakṣā́yya indra bhárahūtaye nṛ́bhir ási prátūrtaye nṛ́bhiḥ; yáḥ śū́raiḥ svàḥ sánitā yó víprair vā́jaṃ tárutā. Man kann aber auch ganz wohl damit zurechtkommen, wenn man *nṛ́bhiḥ* in soziativem Sinn nimmt, wie es ja tatsächlich Ludwig in seiner Übersetzung tut, Rigveda II 37. Seine Bemerkungen im Kommentar, Rigveda V 37 können zeigen, welcher Kunststücke es bedarf, um sich und andere darüber hinwegzutäuschen, daß die Bildung eines passiven Partizips aus einem intransitiven Verbum unmöglich ist.

19. Ich bin der Meinung, daß *dakṣā́yya-* überall aktivisch genommen werden muß. *dakṣā́yyaḥ* ist so viel als **yo 'sti dakṣāya**, wobei dies in finalem Sinn zu fassen ist, also „der dazu da ist, es recht und gut zu machen, der sein Können für jemand (Dativ) bereit hält oder stellt, dienstbeflissen, hilfbereit". So RV. VII 97. 8: *bṛ́haspátim . . . dakṣā́yyāya dakṣatā sakhāyaḥ kárad bráhmaṇe sutárā sugādhā́* „den *Bṛhaspati* . .; dem, der bereit ist, es recht zu machen, macht es recht, ihr Freunde; er wird dem Gebet leichten Übergang und bequeme Furt verschaffen"; — I 91. 3: *śúciṣ ṭvám asi priyó ná mitró dakṣā́yyo aryamévāsi soma* „du, der lichte, bist wie ein lieber Freund, bist wie ein hilfbereiter Genosse, o *Soma*"; — VII 1. 2: *agním . . . dakṣā́yyo yó dáma ā́sa nítyaḥ* „den *Agni* . . ., der stetig im Haus zum Dienst bereit ist"; — II 4. 3: *agním . . . dakṣā́yyo yó dā́svate dáma ā́* „den *Agni* . . ., der hilfbereit ist im Haus für den, der (ihm) spendet"; — endlich I 129. 2 (s. bei § 18), wo ich übersetze: „du höre, o *Indra*, der du, zu helfen willig, in Treffen jeder Art bereit bist, mit den Kriegern zum Kampf aufzurufen, mit den Kriegern anzustürmen, der du mit den Helden das Himmelslicht erbeutest, der du mit den Sängern den Siegespreis gewinnst"; ich nehme also zwei gleichartige Gliederpaare an, die chiastisch gestellt sind: *bhárahūtaye nṛ́bhiḥ, prátūrtaye nṛ́bhiḥ* und *śū́raiḥ svàḥ sánitā, víprair vā́jaṃ tárutā;* das einmal gesetzte *asi* gehört zu allen vier Gliedern; allenfalls auch *pṛ́tanāsu kā́su cit.*

20. Es gibt nun aber auch ein zu einem transitiven Verbum gehöriges Adjektiv auf *ā́yya-*, das nicht nur ebenfalls aktivische Bedeutung besitzt, sondern auch bisher schon in den Wörterbüchern mit aktivischer Bedeutung verzeichnet worden ist, und zwar im Gegensatz zu der von Sāyaṇa gebotenen Fassung. Das ist *pā́yya-*, zu *pā́ti* „er schützt", in den Zusammensetzungen *nṛpā́yya-* und *bahupā́yya-*, beide nur im Rigveda, jenes fünf-,

dies zweimal bezeugt. Die im (großen) Petersburger Wörterbuch angegebenen Bedeutungen sind „männerschirmend“ und „vielschirmend“. Im kleinen sind die Wörter mit „Männersaal, große Halle“ verzeichnet, dabei wird aber von der Bedeutung „Männer bergend“, „viele bergend“ ausgegangen. Dasselbe geschieht bei Reuter KZ. XXXI 542, der die Komposita als Nomina agentis bezeichnet. S. noch Wackernagel Aind. Gramm. II a 177 unten. Sāyaṇa dagegen befürwortet die aktivische Fassung des zweiten Kompositionsglieds nur für eine der sieben Stellen: für RV. X 35. 12, wo er *nr̥pā́yyam* durch *nr̥̄ṇāṃ rakṣakam* übersetzt (s. dazu Pāṇini III 1. 133); das Adjektiv[1]) bestimmt hier *chardíḥ*, während es sonst als Beiwort von *vartíḥ* erscheint. An allen übrigen Stellen hat Sāyaṇa das Gerundivum: *netr̥bhir devaiḥ pātavyam* (II 41. 7), *netr̥bhir r̥tvigbhiḥ pālanīyam* (VIII 9. 18), *netr̥bhyām pātavyam* (VIII 25. 14, 15) und *bahubhir abhigantavye bahubhī rakṣitavye vā* (V 66. 6), *bahubhir bhogyam* (VIII 27. 22).

21. Ich sehe somit die Quelle von **pā́yya-* „schützend“ jener beiden Zusammensetzungen in dem Infinitiv **pai* „zu schützen“, und es ist mir *vartíḥ nr̥pā́yyam* so viel als **vartir yad asti nr̥pai**; s. dazu oben § 19. Wegen der Art der Infinitivbildung **pai* zu *pāti* verweise ich auf **yai* (in *avayā́i*, *upayā́i* usw.) zu *yā́ti* u. a. m. Nun ist es ja allerdings richtig, daß zusammengesetzte Infinitive meist nur in Verbindung mit Verbalpraefixen vorkommen. Aber sonstige Verbindungen sind doch mindestens nicht unerhört, selbst dann nicht, wenn man dem Begriff Infinitiv auch noch so enge Grenzen zieht[2]).

---

1) Die im kleinen Petersburger Wörterbuch angegebene Bedeutung (s. oben) scheint mir sehr zweifelhaft. Auch Geldner nimmt die Wörter als Adjektiva; s. Ved. Studien II 30 und III 25 f., wo *bahupā́yya-* mit „viel schützend“ übersetzt wird. Zur Bestimmung von *nr̥pā́yya-* als Beiwort von *vartís-* s. insbesondere RV. VIII 9. 11.

2) Warum man z. B. *sómapītaye*, das etwa 50 Mal bezeugt ist und zwar meist in Abhängigkeit von Verben in der Bedeutung „herkommen“ oder „heranrufen“, nicht als Infinitiv gelten lassen will, sondern nur als finalen Dativ eines Stammes *somapī́tay-* „das Somatrinken“, der sonst gar nicht vorkommt, vermag ich nicht einzusehen. Dabei soll auf die Stelle RV. X 86. 2, wo man *sómapītaye* als akkusativisch fungierenden Infinitiv nehmen muß, wenn man den Text nicht etwa ändern will — *nó áha prá vindasy anyátra sómapītaye* „und du findest doch sonst nirgendwo *Soma* zu trinken“, — nicht einmal besonderes Gewicht gelegt werden. Wie man sich nach dem kleinen Petersburger Wörterbuch die Stelle grammatisch zurecht legen soll, ist mir nicht ganz deutlich. S. noch unten § 24 Note.

22. Auf ein weiteres gleichartiges Kompositum, in dem das Schlußglied *páyya-* zu *pāhí* „trink" usw. gehört, will ich wenigstens aufmerksam machen, wenn schon bei der Unsicherheit seiner Bedeutung nicht viel darauf zu geben ist. Ich meine *kuṇḍapáyya-*. Im Rigveda (VIII 17. 13) scheint das Wort Eigenname zu sein. Dagegen wird es bei Pāṇini III 1. 130 unter den Part. Fut. Pass. aufgeführt (s. III 1. 95), und zwar als Bezeichnung eines Opfers. Der *Kāśi*-Kommentar zur Stelle erklärt es so: *kuṇḍena pīyate somo 'sminn iti: kuṇḍapāyyaḥ kratuḥ*, d. i. „weil dabei der *Soma* aus dem Krug getrunken wird, heißt die Opferhandlung *kuṇḍapāyya*". Ich verstehe nicht, wie man auf Grund dieser Erklärung des Worts die Meinung aufstellen kann — vgl. Wackernagel Aind. Gramm. IIa 182 oben —, „daß es ursprünglich etwa bedeutet hätte 'mit Krügen zu trinken'". Es ist ja doch der *Soma*, der getrunken wurde, und nicht die Opferhandlung. Wenn *kratuḥ kuṇḍapāyyaḥ* wirklich den angegebenen Sinn hat, so muß das Beiwort ursprünglich „für das Trinken aus dem Krug da, bestimmt, eingerichtet" besagt, also aktivische Bedeutung gehabt haben. Von da zur Bedeutung, „wofür das Trinken aus dem Krug bezeichnend ist", hat man nur einen kleinen Schritt.

23. Bei der von mir vorgeschlagenen Zurückführung der *áyya*-Adjektiva auf *ái*-Infinitive erledigt sich auch die Frage der Betonung, auf die freilich Jensen gar nicht eingegangen ist. Der Wortton ruht überall auf dem *ā*, außer bei *ahnavāyyá-*, wo die Abweichung durch die Komposition mit der Negation bedingt ist; s. Knauer KZ. XXVII 42. Man vergleiche *adviṣeṇyá-* neben den Gerundiven auf *énya-*. Wenn nun *panáyya-* als *(i)ya*-Gerundivum zu *panāyáti* gehört, das den Hauptton hinter dem *ā(y)* trug, wie kam dann die Bildung *panáyya-* zustande mit dem Hauptton auf dem *ā(y)*? Warum nicht **panāyyà-* (d. i. **panāyíya-*)? Lautet doch sogar zu *káyamānaḥ* mit dem Hauptton auf dem *á(y)* das Gerundivum *ākāyyàḥ* (d. i. *ākāyíyaḥ*) RV. IV 29. 5 mit dem Ton dahinter! Siehe auch *prahāyyàḥ* „the messengers" AV. XV 3. 10, das ebenfalls als Gerundivum zu einer *āi*-„Wurzel" (s. mein Air. Wb. 1688 unten) zu stellen ist.

24. Freilich kann man, das gebe ich zu, gegen meine Deutung der *áyya*-Adjektiva die Tatsache ins Treffen führen, daß der von mir zugrunde gelegte *ái*-Infinitiv neben keinem der bezeugten Adjektiva nachweisbar ist. Aber Jensen kann sich für seine Fassung auch nur auf ein einziges Wort beziehen, das

wirklich belegt ist, s. oben § 11. Man muß also hier wie dort doch erschlossene Formen zu Hilfe nehmen. Daß aber Infinitive auf *-āi*[1]) — auch abgesehen von solchen aus *ā*-Wurzeln — in älterer Zeit ganz und gar nichts Seltenes waren, scheint mir keines Beweises mehr zu bedürfen; s. Bartholomae BB. XV 228 ff. und Air. Wb. 1989 f. Die auf *-i̯āi* wie aind. *róhiṣyai, avyáthiṣyai*, Awest. *dyāi, vaēdyāi* u. a., — zu denen auch die zahlreiche Gruppe derer auf *dhi̯āi* gehört wie aind. *váhadhyai, sā́dhyai*, Awest. *vazaiδyāi, būždyāi*, — betrachte ich lediglich als eine Sonderklasse derer auf *-āi*; das *i̯* darin stammt aus *āi*-Wurzeln und von Tempusstämmen mit *i̯*[2]).

25. Was die aind. Adjektiva *panayā́yya-* neben *panā́yya-, mahayā́yya-*(?)[3]) und *spr̥hayā́yya-* angeht, deren Bildung nach Jensens Lehre besonders befremdlich erscheinen muß, so verweise ich auf den jAwest. Infinitiv *uzraočayāi*, der mit dem Präsens *us.raočayeiti* zusammengehört. In gleicher Weise stellen sich die Infinitive, die jenen drei aind. Gerundiven auf *ayā́yya-* zugrunde liegen, der Reihe nach zu den Praesentien *panayanta, mahayanta* und *spr̥hayanti*.

26. Nicht wesentlich anders als die für *panā́yya-* und *panayā́yya-* von mir vorausgesetzten Infinitive **panā́i* und **panai̯ā́i* verhalten sich die Infinitive *mahé* und *maháye* zu einander; es besteht wenigstens nach meiner Ansicht kein triftiger Grund *maháye* von *mahayanta* usw. loszureißen, um es als Dativ der *i*-Deklination wie *agnáye* usw. zu erklären. Über das Verhältnis aber, das zwischen den Infinitiven auf *-ai* (aind. *-e*) und auf *-āi* (aind. *-ai*) besteht, war bereits oben § 5 die Rede, wo auch Beispiele für das Nebeneinander von *ai-* und *āi*-Infinitiven zum nämlichen Verbum beigebracht worden sind.

27. Ich füge noch hinzu, daß wie *-ai* und *-āi* so auch *-ai* und *-i̯āi* beim selben Verbum nebeneinander vorkommen; s. aind.

---

[1]) In der bei Delbrück Aind. Verbum 221 und bei Reuter KZ. XXXI 220 gegebenen Aufzählung der *ai*-Infinitive fehlt *vayodhā́i*.

[2]) Vgl. z. B. jAwest. *anu.mainyāi* zu *mainyete*, aind. *mányate*. Eine gleichartige Bildung mit *-asai* ist aind. *puṣyáse*. — *sáhyase* RV. X 95. 1, das Delbrück Aind. Verbum 223 als Infinitiv verzeichnet, mag beiseite bleiben. Der *Padapāṭha* hat für *sáhyasa* des *Saṃhitāpāṭha sáhyasaḥ*, und damit kann man zur Not auch auskommen.

[3]) Adjektiv nach Ludwig. Sāyaṇa: *pūjāyai*.

avyáthiṣe[1]) — *avyathiṣyai*[2]); jAwest. *raose* — aind. *rohiṣyai*[3]); ferner *-āi* und *-i̯āi:* jAwest. *baēšazāi* — *baēšazyāi; hazavraynāi* — *hazavraynyāi;* endlich *-ai* und *-i̯ai:* aind. *vr̥dhé* — jAwest. *vərəiδye.* Zu einem Verbum findet sich der Infinitv mit den drei Ausgängen *-ai, -āi* und *-i̯āi:* aind. *śrad-dhé* — *vayo-dhái* — jAwest. *dyāi.*

28. Neben dem Gerundivum *didr̥kṣéya-* steht in gleicher Bedeutung *didr̥kṣéṇya-*. Es liegt ja nahe genug den Infinitiv **didr̥kṣé*, der oben § 3 für *didr̥kṣéya-* vorausgesetzt wurde, auch in *didr̥kṣéṇya-* zu suchen. Wie aber hat man sich die Bildung des Worts zurechtzulegen?

29. Eine anscheinend ganz glatte Erklärung hat Brugmann Grundriß II² 197 für die auf *enya-* ausgehenden Gerundiva vorgeschlagen: „Aind. *e-n(i)ya-* entstand durch Erweiterung von Infinitiven auf *-e* mittelst *n(i)ya-*, z. B. *īkṣéṇya-ḥ* 'sehenswert' (vgl. *déya-ḥ*)". Der Unterschied in der Bildung von *didr̥kṣéyaḥ* und *didr̥kṣéṇyaḥ* bestände somit lediglich in der Art, wie die Adjektivierung des *e*-Infinitivs vollzogen wurde. Ich vermisse aber den Nachweis, daß ein *n(i)ya-* auch sonst in gleicher oder ähnlicher Weise als „Konglutinat" verwendet worden ist. Außer den Adjektiven auf *enya-* (*eṇya-*) lassen sich alle vedischen Wörter auf *nya-* (*ṇya-*) deutlich hinter dem *n* abteilen, d. h. es sind Bildungen mit (*i*)*ya-* aus „Stämmen" auf *n-* oder *nā-*. Das gilt auch von den drei Wörtern, bei denen Grassmann Wörterbuch 1173/74 c ein Suffix *ṇya-* ablöst: *niṇyá-, púṇya-, dhíṣṇya-;* ich verweise zum letztgenannten Wort auf Bartholomae IFAnz. XII 28, zu *púṇya-* auf Wackernagel Aind. Gramm. I 192, endlich zu *niṇyá-* auf Meillet Album Kern 121 f. und zugleich wegen Meillets Heranziehung des got. *fairneis* auf Brugmann Grundriß II² 270, wegen der von ksl. *vŭnątrĭnjĭ* usw. auf Vondrak Vergl. Slav. Gramm. I 426 f. Ich glaube, daß sich dadurch die Wahrscheinlichkeit der Brugmannschen Deutung der aind. *énya-* Gerundiva ganz wesentlich vermindert.

30. Von den etwa 18 Adjektiven auf *enya-* mit gerundivischer Bedeutung (s. Whitney Grammar² § 966 b, 1019 b, 1038, 1068 a, wo *saparyéṇya-* offenbar versehentlich fehlt) zeigen nicht weniger

[1]) MS. I 2. 17; s. dazu Bartholomae BB. XV 230.

[2]) Vgl. ebenda.

[3]) Awest. *raos-* verhält sich zu aind. *rohiṣ-* wie aind. *dhítsati* zu *dhidhiṣati;* s. Bartholomae IF. VII 70.

als 10 vor dem Ausgang ein *s* oder *ṣ: adviṣeṇyá-*[1]), *ābhūṣéṇya-*[2]), *abhyāyaṁséṇya-, īkṣéṇya-*[3]), *didṛkṣéṇya-, papṛkṣéṇya-* — diese im Rigveda — *jijñāsenya-, dadhiṣeṇya-, ninīṣeṇya-, śuśrūṣeṇya-*. Das ist mehr als die Hälfte, und davon schließen sich 8 — alle außer den beiden erstgenannten — deutlich an sigmatische Verbalstämme an. Ich kann mich nicht dazu entschließen, darin das Walten bloßen Zufalls zu sehen.

31. Es gibt im Altindischen noch eine zweite Klasse zum Verbum infinitum gehöriger Bildungen, die dergleichen auffällige Beziehungen zu sigmatischen Verbalstämmen aufweist, das sind die Infinitive auf *-áni*. Sie zeigen alle mit Ausnahme von dreien, deren Charakter eben darum bestritten wird — *rājáni* RV. X 49. 4[4]), *taráṇi* III 11. 3[5]), *pupūtáni* X 132. 6[6]) —, ein *ṣ* vor dem Ausgang *-ani*, und zwar gehören die auf *-ṣaṇi* endenden Formen wieder alle mit Ausnahme von *iṣáṇi* RV. II 2. 9[7]) zu sigmatischen Verbalstämmen. Sollte nicht zwischen den Infinitiven auf *-ṣáṇi* und den Gerundiven auf *ṣéṇya-* ein innerer Zusammenhang bestehen?

32. Die Umsetzung eines Infinitivs auf *-áni* — s. dazu oben S. 323 — konnte bequem in der Weise geschehen, daß man die geläufigsten aller Adjektivausgänge anschob, die der *a-* und *ā-* Deklination. Also wäre zum Infinitiv *bhūṣáṇi* das Adjektiv

---

1) Zur Betonung s. oben S. 327 Note. S. noch den Nachtrag, S. 335.

2) RV. V 55. 4: *ābhūṣéṇyaṃ vo maruto mahitvanáṃ didṛkṣéṇyaṃ sū́ryasyeva cákṣaṇam.* Die Ausleger von Sāyaṇa an schwanken, ob das Wort zu *bhávati* oder zu *bhū́ṣati* (im Petersburger Wörterbuch unter [1]*bhūṣ-* und [2]*bhūṣ-*) zu stellen sei. Dasselbe gilt vom Infinitiv *prabhūṣáṇi* RV. X 132. 1: *ījānáṃ bhū́mir abhí prabhūṣáṇi.* Man kann auf beiden Wegen zu einer annehmbaren Bedeutung gelangen. Aber jedenfalls ist für beide Wörter nur ein Weg gangbar, denn die Wörter gehören zusammen.

3) So gegen Aufrecht zu betonen; s. Whitney Grammar[2] § 1217 a.

4) *ahám bhuvaṃ yájamānasya rājáni.* Vgl. zur Stelle Neisser BB. XX 42, der in *rājáni* einen „*i*-Nominativ eines *an*-Stamms" erkennt. Er begründet das hauptsächlich mit dem Hinweis auf X 49. 1c: *ahám bhuvaṃ yájamānasya coditá;* danach sei „*rājáni* offenbar syntaktisch gleichwertig mit *coditá*". Notwendig ist der Schluß doch nicht; vgl. Bartholomae Air. Wb. 929 f. unter 3 und 4.

5) *ártham hy àsya taráṇi.* S. dazu Neisser BB. XX 42 f.; zuletzt zur Stelle Oldenberg SBE. XLVI 261 f.

6) *dyáur ná bhū́miḥ páyasā pupūtáni;* s. § 34 f.

7) *dúhānā dhenúr vṛjáneṣu kārávе tmánā śatínam pururū́pam iṣáṇi.* Böhtlingks Wörterbuch bezeichnet das Wort als „optat. Inf. 'möge entlassen, — ausspritzen'"; s. auch Oldenberg SBE. XLVI 197. Die ebenda vorgeschlagene Zurückführung von *iṣáṇi* aus **iṣ-ṣáṇi* hat keine Berechtigung; s. unten § 36, 40.

**bhūṣáṇiaḥ (*bhūṣáṇyaḥ)* zu erwarten. Wirklich bezeugt ist nun aber *bhūṣéṇyaḥ*. Soll dessen Zusammenhang mit *bhūṣáṇi* des *e* wegen geleugnet werden? Ich möchte das nicht befürworten. Vielmehr glaube ich, daß die Verbindung zwischen *bhūṣéṇyaḥ* und *bhūṣáṇi* durch einen Infinitiv **bhūṣé* hergestellt wird, der das *e* geliefert hat, d. h. unter dessen Einfluß das erwartete **bhūṣáṇyaḥ* in *bhūṣéṇyaḥ* umgesetzt wurde.

33. Ich gehe also mit Brugmann so weit zusammen, als ich wie er zur Erklärung der Gerundiva *didṛkṣéyaḥ* und *didṛkṣéṇyaḥ* einen Infinitiv **didṛkṣé* voraussetze, weiche aber von ihm insofern ab, als ich nicht wie er in *didṛkṣéṇyaḥ* eine direkte Bildung aus jenem Infinitiv erkenne, sondern nur eine durch ihn hervorgerufene Umbildung eines **didṛkṣáṇyaḥ*, das seinerseits wieder auf einem Infinitiv **didṛkṣáṇi* aufgebaut worden war. Natürlich braucht nicht neben jedem *enya*-Gerundivum ein *e*- und ein *ani*-Infinitiv vorhanden gewesen zu sein. Hatte sich der Ausgang erst bei einigen Verben festgesetzt, so war damit das Muster zur Schaffung der Klasse gegeben. Zunächst schloß sich *énya*- jedenfalls an Verba und Verbalstämmen auf *s*, *ṣ* an, entsprechend dem, daß der Infinitivausgang -*áni* fast allein hinter diesem Zischlaut vorkommt. Die Gerundiva dieser Art haben in der Tat die Mehrheit. Dann ging *énya*- auch auf Verba mit anderem Stammauslaut über.

34. Der auffälligste unter den Infinitiven auf -*áni* ist ohne Zweifel *pupūtáni*. Die Ansichten über die Bedeutung und die Erklärung des Worts gehen sehr auseinander. Infinitiv ist es nach Ludwig Inf. im Veda 14 und Rigveda IV 122. Entsprechend wird es auch von Sāyaṇa aufgefaßt, der es mit *paripavane yajamānānām pāpasya śobhane* übersetzt. In Böhtlingks Sanskritwörterbuch heißt es u. d. W.: „von unbekannter Bedeutung", und ähnlich auch bei Grassmann im Wörterbuch, der aber in der Übersetzung II 498 *pupūṣáṇi*, also einen Infinitiv herstellen möchte. Wenn man das Wort nicht für verderbt ansehen will, wozu doch wohl ein durchschlagender Grund nicht vorhanden ist, wird man sich der Anerkennung kaum entziehen können, daß *pupūtáni* einen Infinitiv darstellt, und zwar zu *pávate*, der in prädikativem Sinn gebraucht ist. Die Stelle scheint zu besagen: „caelum velut terra lacte purganda (est)".

35. Das Auffällige in *pupūtáni* besteht darin, daß vor dem Ausgang ein *t* erscheint, das nicht als Bestandteil des Verbalstamms angesehen werden kann. Ludwig hat a. a. O. geltend

ist selbstverständlich auch die etymologische und grammatische Deutung höchst zweifelhaft. Stünde *kīrtényaḥ* „laudandus" allein, so würde ich kein Bedenken tragen, darin die Adjektivierung eines Infinitivs **kīrtáni* (**kīr-táni*) zu *carkarmi* zu sehen. Aber *kīrtáyāḥ* „laudes", *kīrtanam* „laudatio" usw., die auch ein *t* aufweisen, machen Schwierigkeit, indem es doch nicht angeht, ihr *t* von dem in *kīrtényaḥ* ohne besondere Begründung loszureißen.

40. Wesentlich günstiger steht es um die Deutung eines jungAwestischen Worts auf *tainya-*, das ich ebenfalls für die Adjektivierung eines (arischen) *tani*-Infinitivs halten möchte, d. i. jAwest. *vāstrō.dātainya-* „wofür die Futter-, Wiesenmahd bezeichnend ist", das stehende Beiwort der Mittsommer-Gottheit (*maiδyōišam-*). Der zweite Teil der Zusammensetzung gehört jedenfalls zu aind. *dáti, dyáti* „er schneidet ab, mäht". Im Air. Wb. 1415 habe ich das Adjektiv als Ableitung aus einem vorausgesetzten **vāstrō.dātana-* „Futtermahd" genommen, und man kann ja wegen des *t* auf griech. *δατέομαι* verweisen; vgl. Persson Wurzelerweiterung 33, Prellwitz Etym. Wörterbuch[2] 106. Aber auf arischem Gebiet kommt das „Wurzeldeterminativ" *t* bei dieser „Wurzel" nicht vor, und hinter deren Vollform auch sonst nicht. Sonach empfiehlt sich die Zerlegung in **dā-tan°*, nicht aber in **dāt-an°*. Damit aber gewinnt die oben vorgeschlagene Fassung an Wahrscheinlichkeit, da Nomina actionis mit *tana-* statt *ana* im Arischen nicht zu belegen sind[1]). *vāstrō.dātainya-* heißt der Gott der Sommersonnenwende, weil er dazu da ist, (uns) die Wiesen zu mähen, **vāstra dātaini**. Nun kann man ja freilich gegen diese Erklärung die Tatsache geltend machen, daß ein Infinitiv der Art sonst im Awesta nicht bezeugt ist. Aber man muß anderseits auch in Anschlag bringen, daß es sich bei dem Wort um einen stehenden, durch seine Beziehungen zum Kult gefeiten Ausdruck handelt, der leicht aus einer früheren Zeit bewahrt geblieben oder auch aus einem anderen Dialektgebiet herübergenommen sein kann.

41. Die Lesung der altpersischen Infinitivformen mit *-taniy*, nicht *-tanaiy* (s. § 35) wird — abgesehen von aind. *pupūtáni, iṣṭániḥ, kīrtényaḥ* (?) und jAwest. *vāstrō.dātainya-* — bis zu einem gewissen Grade auch durch die Flexionslehre unterstützt.

[1]) Die von Oppert a. a. O. (s. § 35) unter Zustimmung von Spiegel Keilinschriften[1] 149, [2] 168 verglichenen aind. Stämme auf *tana-* sind Adjektiva von ganz besonderer Bedeutung und sekundärer Bildung; s. Whitney Grammar[2] § 1245 g und Brugmann Grundriß[2] II 284, 661.

Die *n*-Deklination zeigt normal im Lok. Sing. den Voll-, im Dat. Sing. den Schwachstamm; so im Rigveda *áhani* Lok.: *áhne* Dat. Diese alte Stammverschiedenheit setzt sich sicher in den Infinitiven aind. *iṣáṇi, parṣáṇi* usw. und jAwest. *uxšne* fort. Damit aber wird es nahe gelegt, sie auch in den Infinitiven apers. °T[a]N[a]IY[a] und jAwest. *aiwi.xšōiϑne* wiederzuerkennen, also jenen altpersischen Infinitiven den Ausgang *-taniy* zu geben. Entscheidend freilich ist der Grund nicht; denn das *a* könnte auch auf *n̥* zurückgehen, d. h. in solchen Infinitiven erwachsen und von ihnen aus verallgemeinert worden sein, darin Konsonantenhäufung sich dem Silbenverlust widersetzte, also etwa in Infinitiven wie *nipištan°*. Man halte dazu aind. *sátvane* neben *sudā́vne* und die einschlägige Regel darüber bei Pāṇini III 1. 137, Whitney Grammar[2] § 421 b.

Gießen, 1. Mai 1907. Chr. Bartholomae.

Nachtrag.

Zu S. 330 Nr. 1: Man beachte, daß Böhtlingk im kleinen Petersburger Wörterbuch *adviṣaṇyá-* in aktivischem Sinn nimmt: „nicht übelwollend, wohlwollend“. S. dazu oben § 15.

Lat. *sepelire*.

Das ai. *saparyáti* entspricht in der Form genau lateinischem *sepelit*, in der Bedeutung aber stimmt es vielmehr zu *venerari*. Ein Grabepigramm zeigt, wie sich die abweichenden Bedeutungen vereinigen. Buecheler carmina epigraphica 406 *frater defunctum voluit venerare sepulcro*. Sonst reden die Lateiner wohl von dem *honos sepulcri*, z. B. Ovid trist. 3, 4, 45, wir in etwas anderem Sinne von der „letzten Ehre“, die man einem Toten durch Teilnahme an seinem Begräbnis erweist. Bei Homer liest man *Π* 456. 675:

ἔνθα ἑ ταρχύσωσι κασίγνητοί τε ἔται τε
τύμβωι τε στήληι τε. τὸ γὰρ γέρας ἐστὶ θανόντων.

Zu *γέρας* gehört *γεραίρειν*, das nicht ungeeignet zur Übersetzung des ai. *saparyáti* sein würde. „Solange wir Indogermanen kennen, ehren sie ihre Toten mit einer dauernden Wohnung“ Schrader Reallexikon S. 76, das heißt auf Lateinisch eben „*sepeliunt*“ [Bezzenberger BB. IV 328 Anm.]. Ich denke, man braucht sich auch durch Waldes absprechendes Urteil über die alte Gleichung *sepelit* = *saparyáti* nicht ernstlich irre machen zu lassen. Das Verhältnis von *saparyáti sepelit* zu ai. *sápati* [Fick I[4] 138. 561] erinnert an lett. *smelu sme'lt* : lit. *semiù sémti* „schöpfen“. Wilhelm Schulze.

Die Indogermanen.

Die Frage nach der ursprünglichen Gliederung und der Urheimat der Indogermanen ist von Hermann Hirt im ersten Bande seines groß angelegten Werkes „Die Indogermanen“ (Straßburg, Trübner. 2 Bde. 1905, 1906) S. 1—196 aufs neue behandelt worden. Der Blick des Verfassers ist hier wie aus der Vogelschau auf das Ganze und Große gerichtet, ohne jedoch gründliche Kenntnis des einzelnen vermissen zu lassen. Auch sind die Hülfswissenschaften, die sich mit der Sprachkunde verbinden müssen, um die Ur- und Vorgeschichte unsers Sprachen- und Völkerstammes, ja der Menschheit selbst aufzuhellen, wohl berücksichtigt: Erd- und Länderkunde im weitesten Sinne, die Wissenschaft vom Menschen nach Leib und Seele, die Geschichte, insofern sie auf der Vorgeschichte beruht, kommen zu ihrem Rechte, während die vorgeschichtliche Altertumskunde in dem zweiten Teile des ersten Bandes „Kultur der Indogermanen“ eine umfassende gründliche Darstellung erhält.

Die Führung bleibt jedoch der Sprachforschung vorbehalten: wenige Wörter vermögen oft ein helles Licht über dunkle Verhältnisse der Vorzeit zu verbreiten. So beweist die Gleichung lat. *fâgus* ahd. *buochâ* „Buche“, daß die Vorfahren der Italiker und Germanen bereits in Westeuropa gesessen haben, denn im Osten einer Linie von Königsberg auf die Krim kommt die Buche der harten Winter wegen nicht fort. Wie bedeutsam ist es ferner, daß viele Wörter für den Ackerbau und seine Tätigkeiten zwar den Europäern unseres Stammes gemeinsam sind, bei den Ariern dagegen nur *yáva-s* „Getreide“ = *ζεϝά*, lit. *javaí* auf einen gewiß höchst primitiven Körnerbau vor der Abtrennung von den Europäern hinweist. Vielen Ertrag vermag auch die Erforschung der Ortsnamen zu gewähren. So hat Bezzenberger vor Jahren die ostpreußischen Dorfnamen auf *-keim* (altpreuß. *kaimis*) und auf *-kehmen*, d. i. litauisch *kĕmas* „Dorf“ dazu benutzt, die alte Sprache und Volksgrenze zwischen Prussen und Litauern näher zu bestimmen (Altpreuß. Monatsschrift XIX 650, XX 123). Sehr treffend sagt Georges Radet in den Annales de la Faculté des Lettres de Bordeaux 1906 p. 353: „pour l'époque intermédiaire entre la préhistoire et l'histoire,

où n'apparait pas encore le témoignage des textes litéraires c'est la nomenclature géographique, qui fournit tant bien que mal aux découvertes de l'archéologie le fil conducteur dont elles ont tant bésoin". Mit Recht weist daher Hirt S. 16 und öfter auf die Notwendigkeit systematischer und erschöpfender Sammlungen der geographischen Namen zunächst in den Ländern Europas hin: hier bietet sich jüngeren Kräften eine Gelegenheit, sich mit wahrhaft wertvollen Vorarbeiten in die Wissenschaft einzuführen.

Besonders wichtig würden solche Sammlungen für die Gebiete derjenigen Völker und Sprachen sein, die vor den Indogermanen Europa beherrschten. Hirt zieht auch diese in der Einleitung S. 1—73 in den Kreis seiner Betrachtung, weil sie, wie er hervorhebt, gleichsam nachwirkend als „ethnologisches Substrat" auf die Dialekt-Spaltung und -Färbung der übergelagerten indogermanischen Sprachen einen bedeutenden Einfluß ausgeübt haben. So erkennt er in romanischen Dialekten Spaniens, Frankreichs, Italiens sehr ansprechend Nachwirkungen des iberischen und ligurischen Untergrundes. Wenn Hirt S. 147 bemerkt: „die Eigentümlichkeiten des attisch-ionischen Dialekts werden sich wohl nur so verstehen lassen, daß sie die Folge einer Mischung mit anderen Sprachen sind", so ist er durchaus auf dem richtigen Wege. Attika ist am spätesten von allen griechischen Landschaften von Griechen besetzt (*διὰ τὸ λεπτόγεων εἶναι*, sagt Thukydides), wie die Menge der dortigen vorgriechischen Ortsnamen beweist, und die von Attika ausgehenden ionischen Kolonien trafen auf den Inseln und den Gestaden Kleinasiens auf die Karer und andere Asiaten, mit denen sie sich mischten. In dem Vokalismus dieser Sprache ist besonders auffällig die Vorherrschaft eines *ä*-Lauts, der, zwischen *â* und *ê* stehend, im Lykischen auch durch ein umgeformtes A bezeichnet wird.

Es kann wohl nicht bezweifelt werden, daß es dieses *ä* der Asiaten war, das im Attisch-Ionischen die Umlautung des alten *ā* zu demselben *ä*-Laut bewirkt hat. Im altionischen Alphabet bezeichnete man diesen Laut durch H, während E für die echte alte Länge des *e* verblieb; später wurden im Ionischen beide Laute durch H, wie im Attischen durch E ausgedrückt. Auch die Entwicklung des intervokalischen *ε*, wie in *Νηλέως*, *πόλεως* zu einem nichtdiphthongischen *ει* ist vielleicht auf denselben Einfluß zurückzuführen, wenigstens bezeichnet das lykische E häufig einen Laut, der im Griechischen durch *ι* wiedergegeben

wird wie in TRMEΛE: *Τεϱμίλαι*, also zwischen *ε* und *ι* geschwankt hat. Noch deutlicher ist die Einwirkung des ursprünglich fremden Untergrundes im Romanischen der Alpen und im Rumänischen, die sich als Latein im rhätischen und dakischen Munde bezeichnen lassen.

Vielleicht noch stärker ist der Einfluß des älteren Volkstums da zu spüren, wo eine indogermanische Sprache eine andere desselben Stammes überlagert hat. Sehr ansprechend führt Hirt die zweite süddeutsche Lautverschiebung auf den keltischen Untergrund südlich der Mainlinie zurück, ohne freilich nach seinem eigenen Geständnis für die erste Lautverschiebung S. 179 einen ähnlichen Grund aufweisen zu können.

Noch heute läßt sich an deutschen Volksmundarten der Einfluß eines fremden Untergrundes deutlich verspüren. Der deutsch sprechende Litauer bringt das deutsche, seiner eigenen Sprache fehlende *h* nur schwer heraus oder wendet es doch an falscher Stelle an: „Err Hunteroffizier" redet der litauische Soldat seinen nächsten Vorgesetzten an; die Lüchowschen Wenden, deren Sprache völlig erloschen ist, sprechen noch heute durchaus kein *h* und werden von den Umwohnern daran sogleich als „Wenden" erkannt, während deren Sprache sonst dem Plattdeutsch ihrer sächsischen Nachbarn gleicht. Auch das „harte *b*" in dem „glangreichen Idiom" der königlichen Sachsen beruht sicher auf dem sorbischen Untergrunde der Mark Meißen.

Diesen Beispielen, sowie den anderen, die Hirt beibringt, kann man noch eins aus dem Altgriechischen hinzufügen. Die Sprache der Makedonen ist zwar, wie Hoffmann neuerdings klargelegt hat, zweifellos ursprünglich ein altgriechischer Dialekt, aber im Wortschatz und noch mehr in seinem Lautstande stark von der thrakisch-phrygischen Umgebung beeinflußt. Die Sprachen dieser Gruppe haben wie die Slavoletten durchweg die weiche Aspirate an die Media verloren, und da nun das Hauptmerkmal, welches das Makedonische von den übrigen griechischen Mundarten unterscheidet, in dem Ersatze der Aspiraten durch die Medien besteht, so läßt sich wohl nicht daran zweifeln, daß in diesem Punkte die Eroberer durch die Unterworfenen beeinflußt sind, so jedoch, daß der Media nicht die weiche, sondern wie bei allen Griechen die harte Aspirate vorherging, was hier freilich nicht näher begründet werden kann.

Wo Dialekte derselben Sprache übereinander gelagert sind, geschah dies in älteren Zeiten durch Eroberung oder Zuwanderung,

in höher kultivierten Perioden durch die Herrschaft einer Bildungssprache, welche die urwüchsigen Volksmundarten allmählich verschlang. In Griechenland drangen die Westgriechen — Thesproter, Böoter, Dorier — erobernd nach Osten und Südosten vor, und es entstanden so Mischdialekte, in denen bald der alte Untergrund, bald die obere Schicht die Herrschaft gewann.

In Rom entstand eine freilich geringe Mischung der alten Sprache Latiums mit einem der östlichen *p*-Dialekte durch die Zuwanderung der Sabiner unter Numa Pompilius, dessen Name schon — *pompe* = lat. *quinque* — wie Hirt betont, ihn als Ostitaliker bezeichnet.

Das Vordringen der griechischen Bildungssprache, der sogenannten *κοινή*, und das Zurückweichen der Volksmundarten läßt sich an zahlreichen Inschriften aus jüngerer Zeit sehr genau verfolgen; die Wirkung der oberdeutschen Schriftsprache auf das Niederdeutsche umgibt uns noch jetzt in tausend Spuren. So haben die alten aspirierten niederdeutschen Medien heutzutage allerlei Verkleidung angenommen: das *gh* spukt im *ghut* der Westfalen, *chut* der „Chöttinger", *jut* der Berliner, als *jh* in dem Familiennamen *Jhering*; das *bh*, meist mit *w* wiedergegeben, erscheint als *v* in den Geschlechtsnamen *Geveke* = *Gibica* Förstemann S. 450, *Siveke* = *Sibico* ebenda S. 1085. Doch liegen diese Dinge ja jedem zu eigener Beobachtung vor. Nur eine sonderbare Mischung vom Ober- und Niederdeutsch sei noch erwähnt in den Abstrakten auf *-igkeit* wie *Ewigkeit*. Niederdeutsch müßte das *Ewigheit* lauten, und so sprechen und schreiben die Holländer; oberdeutsch wäre richtig *Ewik-heit*. Das schriftdeutsche *Ewigkeit* ist eine wunderliche „Kontamination" aus beiden, und was soll man nun gar zu *Eitelkeit* neben *Dunkelheit, Heiterkeit* und *Einsam-keit* neben *Gediegenheit* sagen?

Die Reste niederdeutschen Wortschatzes im Munde der gebildeten Norddeutschen schwinden durch den Einfluß der Schule rasch zusammen. Wir älteren sprachen und hörten als Kinder noch: *Brusekanne* oder *Bruse, Drank* in der *Dranktonne* für den Schweinetrank und *Uhle, Handuhle,* jetzt werden die Kinder angehalten, *Brausekanne,* noch feiner *Gießkanne, Schweinetrank* und *Hand-eule* zu sagen, bei Voß heißt es noch im Siebenzigsten Geburtstag: (Mütterchen) hatte geuhlt und gefegt und mit feinerem Sande gestreuet.

Von den früheren Versuchen, auf Grund der Verwandtschaftsverhältnisse ein Bild von der ursprünglichen Gliederung der indogermanischen Sprachen zu gewinnen, hebt Hirt S. 89 f. die von Schleicher und Joh. Schmidt hervor. Nach Schleichers Ansicht, S. 91 graphisch veranschaulicht, gabelten sich die Grundsprachen zunächst in nordeuropäische und asiatische, womit noch heute mancher einverstanden sein wird. Wenn er aber weiterhin das Griechische in eine engere Verbindung mit dem Arischen setzt, so streitet das, von historisch-geographischen Bedenken ganz abgesehen, gegen die jetzt gewonnene Erkenntnis eines engeren Zusammenhangs aller *k*-Sprachen, die sich dadurch von allen anderen abheben. Griechisch und Germanisch gehören darnach zu derselben Sprachengruppe. Hiernach ist die ganze Darstellung abzuändern, und sind die drei Einheiten: Arisch, Osteuropäisch und Westeuropäisch (*k*-Sprachen) zu Grunde zu legen, wenn man nicht gar in der Reihe der Sprachen von Illyrien bis Armenien eine vierte Gruppe annehmen muß. Wie hierbei eine Urspaltung zu gewinnen, bleibt freilich unentschieden.

Joh. Schmidts „Wellentheorie", S. 93 durch eine Zeichnung ineinandergreifender Ringe dargestellt, steht und fällt mit der Annahme einer dauernden räumlichen Verbindung der keimartig bereits in dem Urvolke und der Ursprache vorhanden gedachten, später entwickelten Völker und Sprachen. Nun ist aber bekanntlich das gerade Gegenteil der Fall: die reine Abtrennung vom Mutterstamm ist von jeher Ursache zu neuer Stamm- und Volksbildung gewesen. Selbst wo ein bloßes Überquellen über die alten Grenzen stattfand, wie das bei den Slavinen öfters vorkam, trat alsbald eine Scheidung, eine Entfremdung ein, die oft zur Verfeindung wurde: mochten auch die Auswanderer, wie beim ver sacrum der Italiker, die alten Götter oder selbst Führer aus den alten Herrengeschlechtern mitnehmen, bald genug bildet der neue Gau eine neue kirchliche und staatliche Gemeinschaft. Das gesamte Sprachgut des Mutterstammes haben sie zwar mitgenommen, aber in der neuen Gemeinschaft entfaltet es sich zu neuem Sonderleben, nicht an einer an den alten Stock angrenzenden Ecke, wie die übergreifenden Ringe der Schmidtschen Theorie andeuten, sondern im gesamten Leben des neuen Gaus. Wenn an den Grenzen zweier Dialekte derartige Übergriffe erscheinen, erklären sie sich historisch: wenn z. B. die Rheinländer an der westfälischen Grenze wie in Elberfeld dialektwidrig *„dat, wat, natt"* sprechen, so erklärt sich dies mit erschreckender Deutlich-

keit aus dem Einströmen westfälischer Bevölkerung über die Grenzen in die rheinischen Industriebezirke. Auch könnte ja altes Westfalenland von den Rheinländern oder altes Rheinland von Westfalen einst sprachlich untergepflügt sein — jedenfalls kann von einem mystischen Übergreifen eines Dialektringes in einen andern keine Rede sein. Doch genug der Polemik gegen eine Theorie, die, von dem gelehrten Vorkämpfer unserer Wissenschaft herrührend, vielen viele Freude gemacht und viel Anerkennung gefunden hat, so daß man noch jetzt in Gefahr ist, mit dem Geständnis, sich wenig oder nichts dabei denken zu können, seiner geistigen Begabung selber ein trauriges Armutszeugnis auszustellen.

Übrigens ist auch Hirt im Grunde mit der „Welle“ fertig. „Ist diese Hypothese richtig“, heißt es S. 95, „so hätten wir keine Möglichkeit, etwas über die Wanderungen der Indogermanen zu erfahren“. Da nun aber nach Hirt alle Gliederung der Sprachen unseres Stammes auf Wanderungen beruht, so ist der angeführte Ausspruch eigentlich ein vernichtendes Urteil über die Wellentheorie. Hirt sucht zwar einiges an ihr zu retten: S. 94 meint er von dieser „geistreichen Hypothese“, sie sei zwar „an sich möglich, aber mit den historischen Tatsachen schwer zu vereinigen“. Also müßte sie fallen, denn Hirt verficht ja mit Erfolg den richtigen Gedanken, daß für die Abzweigungen der Völker und Sprachen in der Geschichte und in der Vorgeschichte dieselben Gesetze gelten, denn Geschichte und Vorgeschichte sind ja doch nur zeitlich, aber nicht wesentlich verschieden; Wanderungen, Aus-, Ein- und Zuwanderung erklären, wie Hirt sehr gut und gründlich dartut, alle Verzweigungen unseres Sprachstammes; das Bild der Welle ist hierfür ganz unbrauchbar.

Wenn Hirt trotz alledem mit der Schmidtschen Hypothese nicht ganz brechen mag, so ist der Grund dafür leicht zu erkennen: er meint, sie spreche für die europäische Urheimat, für die vermutlich er eben schwärmt, weil ein Wellenschlag sich am ungehemmtesten von der Mitte einer Flüssigkeit nach allen Seiten hin fortsetzt. Ferner gebraucht er die Welle, um eine nähere Berührung zwischen Slavoletten und Ariern herzustellen, deren er ebenfalls im Interesse seiner Theorie bedarf. Von solcher Berührung haben andere freilich wenig wahrgenommen. Die Gleichung slav. *bogŭ* = altpers. *baga* „Gott“ zu *bhaga* „Anteil“ in asl. *dażdĭ-bogŭ* wird jedenfalls überboten durch skr. *Dyâuṣ pitá*

und *Ζεὺς πατήρ*, lat. *Jûpiter.* Slavisch *svętŭ*, lit. *szveñta-s* stimmt allerdings sehr schön zu zend. *çpeñta* „heilig“, und die frühere Zusammenstellung mit got. *hunsl* „Opfer“ will G. Mekler im *Γέρας* 149 f. nicht gelten lassen.

Die Gutturalfrage, für eine alte Völkertrennung von so großer Bedeutung, ist von Bezzenberger BB. XVI 234 f. in durchaus befriedigender Weise gelöst. Darnach besaß die Ursprache drei Lautreihen:

1. Reine *k*-Laute, vor dunklen und hellen Vokalen gleichbleibend;
2. *q*-Laute, die vor dunkeln Vokalen dunkel, vor hellen zu hellen Palatalen wurden, und endlich
3. *ç*-Laute, d. h. Zischlaute mit Anklang an die Gutturalreihen.

k und *q* kann man den semitischen Kaph und Qoph vergleichen, deren Zeichen als *κάππα* und (vereinzelt auch) *ϙόππα* ins griechische Alphabet übergingen. *ç* steht vielleicht neben *s*, wie semitisch Schin zu Sin.

Diese Lautreihen sind sämtlich bei den Ariern und Osteuropäern noch genügend zu erkennen. Doch sind im Arischen die Palatale durch den Übergang von *e*, *ê* in *a*, *â* sehr leblos geworden, auch sind die *q*-Laute nicht von *k*-Lauten durch die Schrift unterschieden, und in ihrem einstigen Dasein nur durch den ursprünglichen Wechsel mit den Palatalen zu erkennen.

In Osteuropa sind die Palatalen bei den Slaven und Letten kräftig entwickelt, während sie im Litauischen und Preußischen den Gutturalen so nahe geblieben sind, daß die Schrift beide Lautarten nicht zu unterscheiden pflegt. Die *q*-Laute werden *k*, *g* geschrieben; im preußischen *quoit* „wollen“, lit. *kvāpas* „Atem“ sind vielleicht die Spuren erhalten.

Dagegen haben die *ç*-Laute in Asien wie in Osteuropa fast gar keine Beeinträchtigung erlitten, auch im Phrygischen, Thrakischen, Albanesischen sind sie deutlich nachzuweisen, wenn auch ihre Aussprache einigermaßen verschieden war.

Ganz anders liegen die Dinge in Westeuropa. Die Palatale sind nur im Griechischen, meist als *τ*-Laute verkleidet, erhalten, ein Beweis, daß sich die Griechen zuerst aus dem westeuropäischen Grundstocke losgelöst haben, dagegen haben sich bei allen Westeuropäern die alten *q*-Laute zu *qv*-Lauten verdickt, die dann in großem Umfang in *p*-Laute übergegangen sind. *qv* und *p* scheiden Latiner und Ostitaliker, Iren und Gallobriten.

Noch schärfer setzt sich die Westgruppe von ihren sämtlichen Verwandten durch den Übergang der alten *ç*-Reihe zu reinen *k*-Lauten ab, so daß nur die letzteren unverändert geblieben, freilich in der Verschüttung durch die umgewandelten *ç*-Laute nicht mehr als eigene Klasse zu erkennen sind.

So haben sich die Westeuropäer durch eine Lautverschiebung, die fast ein volles Drittel sämtlicher Stummlaute betroffen hat, klar und deutlich aus der Masse der Indogermanen hervorgehoben, wie das Germanische später durch eine neue, allumfassende Lautverschiebung aus dem Westeuropäischen hervortritt. In den *ç*-Lauten sehen manche — Hirt droht sogar mit der Mehrzahl der Forscher — geradezu eine dritte Gutturalreihe, aber neben *k* und *q* ist für eine solche gar kein Raum vorhanden. Man könnte freilich für die gutturale Natur der fraglichen Laute geltend machen, daß auch in den *ç*-Sprachen hier und da ein Übergang von *ç*- in *k*-Laute stattfindet. So im skr. *migh* in *meghá* „Wolke“ neben *mizh* „harnen“, zend. *maêza* „Urin“; skr. *maghá* neben *mah*; skr. *klâmati* neben *çráma*. So ist Slaven und Litauern gemeinsam lit. *akmũ* ksl. *kamy* „Stein“; slav. *mĭgla* „Nebel“ stimmt mit skr. *meghá*, während *ὀμίχλη* zweideutig ist; slav. *svekrŭ*, aber lit. *szeszìuras*; lett. *kuña* „Hündin“ zu *su'ns*, lit. *szũ*; lit. *pekus* „Vieh“ zu skr. *paçú*; lit. *klausýti* „hören“ zu slav. *slovo*. In allen diesen Beispielen, denen sich vielleicht noch andere anreihen lassen, ist der *k*-Laut durch benachbarte Labiale — *u*, *m*, *v* — veranlaßt, und da den Labialen doch *q* näher steht als *k*, so werden wir hier den Übergang in diesen Laut annehmen dürfen, der in den *ç*-Sprachen wohl nur zufällig nicht graphisch bezeichnet ist; eine genaue Parallele neben dem *k* der Westeuropäer zu dem *ç* der übrigen Sprachen findet also nicht statt.

Gewiß sind die *ç*-Laute den Gutturalen verwandt, aber nicht so nahe, daß sie als Gutturale bezeichnet werden könnten. Dagegen spricht schon, daß sie dialektisch im Persischen in *t*-Laute übergehen: *Thataguş* sind die *Satagyden* (*çatagu*); ap. *thâtiy* = *çâsati*; ap. *thard* „Art“ = zend. *çaredha*; ap. *daraya* „See“ = s. *jráyas* „Fläche“; ap. *adam* „ich“ neben zend. *azem*. Der Übergang in *t*-Laute setzt eine vorhergehende Aussprache *ts*, *dſ* voraus. Sonach empfiehlt es sich, ursprachlich *ç z zh* anzusetzen als eine den Indogermanen von Haus aus eigene Lautreihe; finden wir doch auch sonst, je weiter wir zurückgehen, immer mehr und schärfer

gesonderte Laute vor. So dürfen wir unbedenklich mit Hinblick auf *ἥβη, ἦπαρ* neben *ζεά, ζεύγνυμι, ζέω* der Ursprache zwei verschiedene Jotlaute zuschreiben, obwohl diese Scheidung nur im Griechischen erhalten ist. Ebenso muß der Anlaut *kṣ* des Sanskrit mit Hinblick auf *ξύρον, φθίνω, κτίζω* ursprünglich drei verschiedene Gestalten gehabt haben, denn „schaben", „schwinden" und „siedeln" kann nicht durch denselben Lautkomplex bezeichnet gewesen sein.

Auch in historischen Zeiten nimmt der Zusammenfall einst verschiedener Laute noch zu. So war z. B. das *σσ* im Griechischen ursprünglich ein ganz verschiedener Laut, je nachdem es aus Guttural (*κ, χ*) oder aus Dental (*τ, ϑ*) + Jot entstanden war. Den Beweis hierfür hat Bezzenberger BB. VII 61 erbracht durch den Nachweis, daß *σσ*, wo es gutturalen Ursprungs ist, nach kurzem Vokal zu allen Zeiten verdoppelt blieb, während *σσ*, wo es aus Dentalen mit Jot entstanden ist, schon bei Homer vereinfacht werden kann: *ὅσσος: ὅσος, μέσσος*, aber *μέσον ἦμαρ*[1]. Es wäre zu empfehlen, in ältesten Texten, also im Epos, die Verschiedenheit der beiden *σσ* auch durch die Schrift zu bezeichnen. Auch anlautendes *σ* war ursprünglich in *σᾶμα* (skr. *khyâ*), *σεύω ἔσσυτο* (skr. *çyu*) ein anderes als in *σῆτες σήμερον* (skr. *tya* „dieser").

Zweifellos wurde auch *ζ* verschieden ausgesprochen, wenn es aus *γj* und wenn es aus *δj* entstanden war; jedenfalls konnte *σαλπίσαι, σαλπιστής* erst gebildet werden, nachdem das *ζ* in *ἐλπίζω* aus *δj* und in *σαλπίζω* aus *γj* zusammengefallen waren; daß sowohl *σαλπίξαι* wie *σαλπίσαι* aus dem Präsens gebildet sind, beweist der Ausfall des Nasals in *σάλπιγξ* vor dem *ζ*. Doch dies beiläufig zur Begründung der These eines fortschreitenden Zusammenfallens einst geschiedener Laute. Meines Erachtens ist die Ersetzung des *k* durch die Dreiheit *k, q* und *ç* für die Gewinnung des Lautsystems der Grundsprache ebenso bedeutsam wie die Einführung des Dreiklangs *e, o, a* statt des eintönigen *a* oder der Mittelstufe a^1 a^2 a^3 ... Nur bei dem Versuche, den Wortschatz der westeuropäischen Einheit darzustellen, mögen die mit dem alten reinen *k* zusammengefallenen ursprünglichen

[1]) Das *σσ* in *ϝάνασσα, ϝανάσσω* ist nicht aus *κτj* entstanden, das gäbe *ξ*, sondern aus *κj*. *Ἄνακες* hießen die Dioskuren in Athen, die Flexion mit *τ* ist jünger. *λεύσσω* ist nicht identisch mit got. *liuhtjan*, sondern aus *λευκjω* entstanden. *λευκτjω* gäbe *λεύξω*. Ebenso entsteht aus *διχjος* (zu *δίχα*) *δισσός*, aber aus *διχϑjος* (zu *διχϑά*) wird *διξός*. Vgl. W. Schulze KZ. XXXIII 395.

ç-Laute mit einem besonderen Zeichen versehen werden, nicht als ob sie sich noch in der Aussprache von diesen unterschieden hätten, sondern nur um zu zeigen, wie viel die Sprache der Westeuropäer durch das Zusammenfallen der beiden Lautreihen an durchsichtiger Klarheit und damit an Schönheit verloren hat.

Die Wanderungen der Germanen, Kelten, Italiker und Griechen sind von Hirt sehr gut dargestellt, nur müßte neben Epirus auch Thessalien als Ausgangspunkt der Griechen genannt werden. Die Herkunft der Griechen von der Donau her bezeugt Hellanikos, wenn er berichtet, die Makedonen hätten einst *μόνοι μετὰ Μυσῶν*, d. h. unter den Mösern in Mösien gewohnt; die Griechen nannten die Myser Kleinasiens und die Möser an der Donau mit demselben Namen. Sehr ansprechend werden S. 16 Böhmen und Mähren als Wiege der Westeuropäer bezeichnet: mit einiger Phantasie kann man sich ganz hübsch ausmalen, wie die Germanen der Elbe folgend durch die Sächsische Schweiz nach Norden abzogen, wie die Kelten sich in „Bojohaim“ zunächst behaupteten, Italiker und Griechen in zwei Zügen nach Süden und Südosten abschoben. Beweisen läßt sich das natürlich nicht, aber dem ernsten Forscher ist es zu gönnen, hier und da auf einem Ruheplätzchen seine Phantasie walten zu lassen. Ob auch die Illyrier, wie die Veneter den Westeuropäern zuzuschreiben sind, muß leider noch unentschieden bleiben. Daß die Albanesen die Nachkommen der alten Illyrier sein sollen, scheint mir ebenfalls sehr zweifelhaft. Ihr Name wird zuerst von Ptolemäos genannt, der eine „Albanerstadt“ *Ἀλβανόπολις* in Makedonien kennt, das zu seiner Zeit auch „Neuepirus“, das jetzige Gebiet der Albanesen umfaßte. Sehr zu beachten ist, daß im Albanesischen wie bei den Alt- und Neupersern die Media der *ç*-Reihe durch *d* ersetzt ist. Vielleicht entstammen sie einem späteren Einbruche östlicher Steppenvölker, wie die Geten, die wohl mit den Thyssageten, Tyrigeten und Massageten verwandt sind. In Dioskorides dakischen Pflanzennamen ist außer einigen Anklängen an das Keltische — König Decebalus führt selbst einen keltischen Namen — nicht viel Deutbares zu entdecken. Die Albaner des Ostens führen bei Dio Cassius den Zunamen *Μασσαγέται*.

Die Vorfahren der Griechen haben sich zweifellos am frühsten von den übrigen Westeuropäern getrennt, dafür spricht ihr Festhalten der Palatale, sowie manches Hochaltertümliche, insbesondere in der Flexion der Verben. Ein Datum, wenn nicht für ihre erste Einwanderung, so doch für ihr Auftreten am Mittelländischen

Meere glaubte man einer ägyptischen Quelle entnehmen zu können.

Unter den Völkern, deren Angriff zu Wasser und zu Lande Ramses III. abschlug, werden die Akhayvaša genannt, und in diesen haben (nach v. Lichtenberg Beiträge zur ältesten Geschichte von Kypros Mitteil. d. vorderas. Gesellschaft XI 2 S. 69) alle Forscher außer Brugsch die Achäer erkannt; und in der Tat sind hier Achäer gemeint, aber nicht die Achäer des Epos, sondern ein anderes Volk, das die Griechen mit dem gleichen Namen benannten. Nach Herodot VII 91 war der frühere Name der Kiliker, die bekanntlich ursprünglich in Kappadokien zu Hause waren, *Ὑπ-αχαιοί*. *Ὑπό* wird hier wie auch sonst „südlich" bedeuten, und so dürfen wir bei den starken Verschiebungen unter den Völkern Kleinasiens die Hypachäer Kilikiens unbedenklich mit den Achäern am Kaukasus gleichsetzen, die den schmalen Küstenstrich zwischen dem Pontos und dem Koraxgebirge, dem westlichen Ausläufer des Kaukasus gegenüber der Straße von Kertsch, bewohnten. Ihre Nachbarn waren die *Κερκέται*, die heutigen Tscherkessen und die *Ἡνίοχοι*, heuzutage noch Hainuch genannt, alle drei waren als arge Seeräuber gefürchtet, vgl. Strabo 492 f. Die Endung *-aša* in *Akhayvaša* klingt ganz kleinasiatisch; *-ασσός*, *-ασος*, *-ασιος*, lykisch *-azi* in *Sppartazi* „spartanisch" sind für Kleinasien charakteristisch. Übrigens waren die Akhayvaša an der Seeschlacht gegen die Ägypter gar nicht beteiligt (Lichtenberg S. 73), sie werden also unter den Völkern gewesen sein, die auf Ochsenkarren mit Weib und Kind daherziehend über die Sinaihalbinsel her in Ägypten einfielen. Mit den vermeintlich griechischen Akhayvaša, denen auch Hirt S. 144 f. zweifelnd gegenübersteht, ist es offenbar nichts. —

Die Völkerverhältnisse der Balkanhalbinsel waren in alten Zeiten, wie noch jetzt, äußerst verwickelt. Die Grundschicht, durch die Namen Pelagonen und Leleger bezeichnet, war nach Ausweis der ältesten Ortsnamen mit den Kleinasiaten eng verwandt, über diese ergoß sich eine indogermanische Völkerflut, die auch den Norden Kleinasiens bis nach Armenien hin überflutete.

Auffallend und vielleicht für die ganze Geschichte dieser Völker wichtig sind die engen Beziehungen des Phrygischen zu dem Slavisch-Lettischen. Zu den bereits bekannten Beispielen kommt ein neues. Wie bereits BB. XXIX 240 angedeutet, hat ebenso, wie durch den

Einfluß des *m* aus *açmōn* lit. *akmū̃* ksl. *kamy* „Stein“ geworden ist, im Phrygischen dasselbe Wort in der Bedeutung „Himmel“ durch die gleiche Einwirkung sein *ç* in *k* verwandelt; bei Antimachos (nach Plut. Mor. 275 A.) heißt es von Kronos, er habe die *μήδεα πατρὸς Ὀυρανοῦ Ἀκμονίδεω* abgeschnitten. Dieser Himmelsgott Akmon gehört, wie der ganze Mythos von Uranos Entmannung, der phrygischen Mythologie an. *Ἀκμόνιον* in Phrygien war von Akmon, dem Sohne des Manes (*Μανέως*) gegründet, auch gab es am Thermodon ein *Ἀκμόνιον*, einen Hain des Akmon nach Stephanos, dazu bei demselben *Δοίαντος πεδίον Φρυγίας. Ἄκμονα γὰρ καὶ Δοίαντά φασιν ἀδελφούς, ἀφ' ὧν καὶ τὸ Δοιάντειον καὶ Ἀκμόνιον ἄλση. Δοίας* heißt „der Zwilling“ wie Yama, zend. Yima und germ. Tuisko, vgl. niederdeutsch „Twäschen“ Zwilling und nhd. „zwischen“. Akmon, Doias, Manes eröffnen einen Ausblick auf die phrygische Mythologie. Nebenbei bemerkt, hat dieser phrygische Himmelsgott dem Jupiter Lapis der sinkenden Römerzeit seine Entstehung gegeben. Wie schon BB. XXIX 240 hervorgehoben wurde, stimmte der Name für die Hündinnen nach Plato im Kratylos 410 im Phrygischen mit *αἱ κύνες*, fast gleichlautend im Anlaute mit dem lettischen *kuña* „Hündin“ mit *k* für *ç* durch Einmischung des *u*. So dürfen wir auch in dem Verse des Hipponax

Ἑρμῆ κυνάγχα Μῃονιστὶ Κανδαύλα

in *Κανδαύλης* die Übersetzung von *κυνάγχα* sehen, *δαύλης* zu ksl. *daviti* „würgen“ stellen, und *kan* aus *kvan* und dies aus *çvan* entstehen lassen, wie schon E. Curtius wollte. Die Mäoner waren keine Lyder, sondern gehörten wie die Myser den Eindringlingen phrygischen Stammes an. Damit wird wohl Hirts Annahme S. 61, 135, daß sich auch in Kleinasien vor den Griechen Spuren der *k*-Sprachen nachweisen ließen, hinfällig werden.

Hirt tritt mit Feuereifer für die Urheimat der Indogermanen in Europa ein; und gewiß mit Recht. Turan und Iran sind jedenfalls auszuscheiden, Syrien und Kleinasien waren seit uralter Zeit von anderen Sprachen- und Völkerstämmen eingenommen, und so bleibt allerdings nur Europa als Ursitz unseres Stammes übrig. Aber Europa erstreckt sich von Ost nach West weithin und hängt doch wieder mit Asien eng zusammen. Ich selbst habe schon vor dreißig Jahren die Heimat der Indogermanen in Europa gesucht, freilich sehr weit im Osten, in dem südlichen „waldreichen“ Ural, doch bleibt dieser besser den Finnen vorbehalten.

Sehr weit nach Westen verlegte L. Geiger den Ursitz, an die Südabhänge des Taunus, eine schöne Gegend nahe bei Frankfurt, und „wie kann man nur net aus Frankfort sein“. Nach M. Much sind die Indogermanen von den Gestaden der Ostsee ausgegangen, mit ihm berührt sich Hirt einigermaßen, der uns S. 184 zwischen der Oder und der Weichsel die Wahl läßt, beides freilich trübselige Flachlandschaften. Tacitus kennt dort bei der Schilderung des Lebens der Fenni nur Wald und Sumpf. Die Oder, noch mehr die Weichsel scheint Hirt geeignet, die alte Grenze zwischen den *k*- und *ç*-Sprachen zu bilden.

Die Bekämpfung der Ansicht Schraders, der die Indogermanen aus Südrußland herleitet, hat sich Hirt zu leicht gemacht. Wenn er mit seiner Behauptung, in Südrußland habe es nie Wald gegeben, die Steppe habe dort von jeher wie heutzutage allein geherrscht, so wäre von vornherein diese Gegend auszuscheiden, denn von Steppenvölkern geht nur Kulturzerstörung, keine Kulturbegründung aus. Aber Hirt hat nur den gegenwärtigen Zustand dieser Gebiete im Auge; noch zu Herodots Zeit sah es dort ganz anders aus. Nach seiner Darstellung IV 9. 18. 54 erstreckte sich vom unteren Borysthenes am Meere entlang bis zum Achilleios Dromos beim jetzigen Tendera nach Osten zu eine Waldregion, von den Griechen *Ὑλαίη* genannt. Der einheimische Name war Abika nach Stephanos *Ὑλαία· χώρα Ποντική, Ἀβική λεγομένη, τουτέστιν ὑλαία.* Der Name wird skythisch sein, von *abh*- „schwellen“ abzuleiten, lat. *abi-es* ist wohl der Waldbaum, wie unsere „Tanne“ als waldbildender Baum zu „Tann“ = Wald gehört. Nach der von Herodot IV 8 f. mitgeteilten, allerdings stark hellenisierten Sage stammten die Skythen aus diesem Waldgebiete, dort sollte Herakles den Skythes, Agathyrsos und Gelonos mit einem oben als Jungfrau, unterwärts als Schlange gestalteten Weibe erzeugt haben. Nach der echt skythischen Sage war Targitaos, der Ahnherr der Skythenkönige, ein Sohn des Zeus und einer Tochter des Flusses Borysthenes (Dnjepr), womit wir in dieselbe Gegend verwiesen werden. Die Namen der drei Söhne des Targitaos — das ist wohl der skythische Herakles — enden sämtlich auf *-ξαϊς*, wie Müllenhoff schon erkannte, auf *-kṣaya* „König“, vergleiche altpersisch *khsāyatiya*. Diese *-ξαϊς*-Namen sind zugleich Eponyma dreier Skythenstämme, die sich selbst damit als Herrenvolk bezeichneten, und so erklärt sich die griechische Benennung dieser echt arischen Skythen als *Σκύθαι βασίλειοι, βασιλήιοι* bei Herodot.

Nach Kieperts Darstellung im Neuen Atlas von Hellas n. X reichte das Gebiet der königlichen Skythen von der Hylaia und der Krim bis zum Tanais (Don).

Wie weit sich das Waldgebiet zu Herodots Zeiten nach Osten erstreckte, ist unklar, weil der Fluß (?) Hypakyris, den Herodot IV 553 als Ostgrenze bezeichnet, nicht zu bestimmen ist. Jetzt ist die ganze Waldregion zur kahlen Steppe geworden, „und von den ehemaligen Wäldern haben sich nur spärliche Reste bei Celeschki erhalten“, Neumann bei Stein zu Hdt. IV 18. Wie groß der Umfang dieses pontischen Waldgebiets tausend bis zweitausend Jahre vor Herodot gewesen, läßt sich nicht ahnen, jedenfalls ist er damals nicht geringer gewesen.

Da es, wie eben gezeigt, noch zu Herodots Zeit in Südrußland einen bedeutenden Waldbezirk gegeben hat, so kann es durchaus nicht befremden, wenn ein mehr als tausend Jahre vorher dort wohnendes Volk Waldtiere, Waldbäume und Waldprodukte (wie den Waldhonig) benannt und die Namen von da auswandernd in alle Welt getragen hat. Damit fallen die Bedenken, die Hirt S. 184 f. gegen Schrader geltend macht. Wenn der Aal, wie eben dort angegeben wird, in den Gewässern Südrußlands nicht vorkommt, dagegen bei den Indogermanen Ost- und Westeuropas einen oder gar zwei Namen von ursprünglicher Gleichheit führt, so beweist das doch nur, daß diese Namen geprägt wurden, als die Europäer in einem Aale hegenden Gebiete sich noch sprachlich und volklich nahe berührten; die Frage, ob sie damals noch nicht oder nicht mehr in Südrußland wohnten, werden Hirt und Schrader verschieden beantworten, je nachdem sie die Völkerzüge von der Oder an den Dnjepr oder vom Dnjepr an die Oder gerichtet sein lassen.

Ohne der Ansicht Schraders völlig beizutreten, läßt sich doch manches dafür anführen, wenn man nur die Landbrücke zwischen Asien und Europa nördlich vom Kaukasus mit einbezieht. Dieses Gebiet liegt ungefähr in der Mitte der Ausdehnung der Indogermanen nach Ost und West, Asien und Europa, auch lassen sich hier die wichtigsten Tatsachen der arischen und europäischen Urzeit ansetzen. Durch die kaspische Pforte drangen die Indoiranier in Asien ein, und im Kaukasus sitzt noch jetzt (nach Miller bei Hirt 113) ein Rest der alten Skythen, die Osseten oder Iron. Von hieraus sind sie wohl zunächst nach Westen vorgedrungen: nach ihrer eigenen Stammsage zeugte, wie bemerkt, ihr Ahnherr Targitaos die Stammväter

der königlichen Skythen in dem Waldgebiet der Hylaia, und seine Mutter ist eine Tochter des Flusses Borysthenes. Noch tausend Jahre nach Herodot stand Targitaos bei den Skythen in Andenken und Verehrung: nach ihm ist offenbar *Ταργίτιος* benannt, ein Gesandter Bajans, des Königs der Avaren, an den oströmischen Kaiser Justinus im 6. Jahrh. nach Chr. (nach Menander Protektor in Müllers Frg. hist. Gr. IV 263, Frg. 63).

Die Gestalt Targitaos erinnert auffallend an den Thraêtaona des Avesta, den Feridun der persischen Sage. Dieser zeugte wie Targitaos als Völkervater drei Söhne, den Tūr, Çalm und Iraj, mit denen das arische Gesamtgebiet angedeutet ist (vgl. Justi Handbuch), wie Targitaos Söhne, Skythes, Agathyrsos und Gelonos, Skythien im weitesten Umfange bezeichnen. Thraêtaona bindet den „verderblichen Drachen", den Azhi Dahâka, und fesselt ihn an den „Schneeberg" Demavend; damit war zuerst der Kaukasus gemeint, wie aus der griechischen Nachbildung in der Prometheussage hervorgeht. Targitaos (für den in der hellenisierten Sage Herakles eingetreten ist, s. o.) bändigt die Drachin durch Begattung, ein uralter Mythenzug, verwendet z. B. von Uhland im „Königsohn":

„Die Arme wirft er um die Schlang
Und hält sie fest umschlungen.
Er küßt sie dreimal in den Schlund,
Da muß der Zauber weichen.
Er hält im Arm ein holdes Weib,
Das schönst' in allen Reichen."

Der Kuß ist die Andeutung der Begattung.

Die Schlangenjungfrau der Skythensage ist wohl als die Tochter des Azhi Dahâka zu denken: in der Kyrossage ist aus dem Drachen der böse Tyrann Astyages geworden, aber seine Tochter wird die Mutter des Sonnenhelden Kuru.

Für den Übergang der Europäer von der Viehzucht zum intensiven Ackerbau lassen sich wohl kaum geeignetere Gebiete auffinden als am Dnjepr und auf der „schwarzen Erde" Südrußlands. Nördlich der Hylaia (*ἀπὸ ταύτης ἄνω ἰόντι*) Hdt. IV 18 wohnten die *Σκύθαι γεωργοί*; „ihr Gebiet zog sich großenteils längs des Borysthenes, dessen breites Tal dem Ackerbau sehr günstig ist", Stein z. d. St. Hier grenzten also Wald und Ackerbau unmittelbar aneinander. Die *Σκύθαι ἀροτῆρες* IV 17, 9 sind wohl in derselben Gegend zu suchen.

Ob Herodots *Μελάγχλαινοι* wirklich von ihren schwarzen Mänteln so hießen, oder nicht vielmehr von der *μέλαινα χλαῖνα*

der schwarzen Humusschicht dieses Landes, so daß also die Bewohner der „schwarzen Erde“ Rußlands gemeint waren, ist nicht zu entscheiden. *χθονὸς τρίμοιρον χλαῖναν* nennt Aesch. Ag. 848 die Erdschichten über der Leiche; wir sprechen von „Mantelöfen“, und bei Schiller heißt es: „Schwingt den Hammer, schwingt, bis der Mantel springt“. *Μελάμποδες* heißen die Ägypter nicht, weil sie schwarze Füße hatten, sondern weil ihr Land *μελάμπεδος* „schwarzgründig“ war im Gegensatz zu dem weißen Sandboden der das Niltal umgebenden Wüste. *Κραναοί* war eine poetische Bezeichnung der Attiker, weil ihr Land *κραναά-, κραναή-πεδος* war; die Beispiele ließen sich leicht vermehren. —

Genau den Punkt bestimmen zu wollen, von dem das Urvolk der Indogermanen ausging, ist wohl kaum möglich; setzt man die Urheimat an die Nordabhänge des Kaukasus, eines der herrlichsten aller Gebirge, so gewinnt man wenigstens ein würdiges Mutterhaus für den weltbeherrschenden Sprachen- und Völkerstamm. Die Indogermanen bilden nur ein Glied in der Kette der Völker- und Sprachfamilien der weißen Rasse. Daher müssen wir von der Untersuchung der Urheimat irgend einer von diesen Familien, hier der Indogermanen, zu der Frage nach dem ältesten Verbreitungsbezirk der weißen Rasse und den ursprünglichen Wohnsitzen ihrer Glieder aufsteigen.

Wir gehen hier passend von einer Betrachtung des geistreichen Ratzel aus, die auch bei Hirt S. 14 zu ihrem vollen Rechte kommt. Ratzel betont die Bedeutung zweier geologischer Tatsachen für die Rassenfrage. „Asien und Amerika hingen in der Diluvialzeit noch zusammen, und die Mongoloiden von Asien und Amerika sind die Vertreter dieses einstigen Zusammenhangs“, dagegen war in derselben Epoche Europa von Asien „durch Eis, Meer und Seen“ getrennt, wodurch Europa zur Insel wurde, und so ist „die weiße Rasse die Vertreterin des von Asien losgelösten Europas“. Hier ist die uralte Absonderung der weißen Rasse von den Mongolen und Mongoloiden Asiens sehr schön erklärt, richtig ist auch die weiße Rasse als Inselvolk bezeichnet, aber die Insel als Wohnplatz dieses Inselvolks ist in viel zu enge Grenzen eingeschlossen. Nicht bloß Europa, sondern ebensowohl Vorderasien ist gegen Ost- und Südasien inselartig abgeschlossen. Der Nordrand von Iran fällt wie der Ural gegen Seen, die noch jetzt unter dem Meeresspiegel liegen, gegen den alten Meeresboden der Steppen von Turan ab; spät erst sind hier Mongolen von Osten her vorgedrungen. Den

einzigen Zusammenhang mit Ostasien bildet der breite Gebirgsisthmus des Hindukusch zwischen den oberen Tälern des Oxus und Indus, dessen Unterlauf einst einen tiefeingeschnittenen Meerbusen bildete. Im Süden bildet das Meer die Grenze und vorher schon der Wüstengürtel, der von der Wüste Thurr östlich vom unteren Indus über Gadrosien und Südarabien hinzieht, und über das Rote Meer hinweg sich in den Wüsten Afrikas fortsetzt.

Nordafrika, das dritte Gebiet der weißen Rasse hängt zwar in seiner ganzen Breite im Süden mit dem Lande der Schwarzen zusammen, aber der Verkehr der beiden Rassen war in alten Zeiten durch den breiten Wüstengürtel stärker gehemmt, als hätte ein breites Meer zwischen ihnen gelegen, ja er kann vor der Einführung des Kamels fast als Null bezeichnet werden. Auch die Verbindung von Nord und Süd durch das obere Niltal war südwärts Nubiens kaum zugänglich. Erst das Kamel als Schiff der Wüste gab die Möglichkeit, das Sandmeer von Norden her zu durchkreuzen. Kamel und Wüste denkt man sich als altverbunden und ist erstaunt zu hören, wie spät erst das Kamel von Arabien her in Afrika Eingang gefunden hat. In älterer Zeit, heißt es in Mommsens Römischer Geschichte V 2, S. 654, begegnet das Kamel bekanntlich nur in Asien bis nach Arabien hin, während Ägypten und ganz Afrika lediglich das Pferd kennen. Während der ersten drei Jahrhunderte unserer Zeitrechnung haben die Länder mit den Tieren getauscht, und ist wie das arabische Roß so das libysche Kamel, man darf wohl sagen, in die Geschichte eingetreten. Zuerst geschieht des letzteren Erwähnung in der Geschichte des vom Diktator Cäsar in Afrika geführten Krieges: wenn hier unter der Beute neben gefangenen Offizieren 21 Kamele des Königs Juba aufgeführt werden, so muß ein solcher Besitz damals in Afrika ein außergewöhnlicher gewesen sein. Im vierten Jahrhundert dagegen fordern die römischen Generale von den Städten der Tripolis schon Tausende von Kamelen für den Transport des Wassers und der Lebensmittel, bevor sie den Zug in die Wüste antreten.

So war denn Nordafrika ringsum von Meeren und unpassierbaren Wüsten inselartig abgeschlossen und für sein Völkerleben nur auf sich angewiesen. Der Erkenntnis dieses insularen Charakters, insbesondere Nordwestafrikas, gaben die Griechen Ausdruck durch die Bezeichnung „Atlasinsel“, νῆσος Ἀτλαντίς. Dies bedeutet ursprünglich durchaus sachgemäß „das wie eine

Insel rings abgeschlossene Gebiet des Atlasgebirges", dies in weiterer Ausdehnung gefaßt, von Kap Mogador bis zur Nordostspitze von Tunis: wir würden etwa sagen „das Atlassystem". So nannten die Griechen auch den Süden ihres eigenen Landes „Pelopsinsel", *Πελοπόνησος*, obgleich es eigentlich eine Halbinsel war. Als die Griechen später von den Karthagern mehr und mehr aus der Westsee verdrängt wurden, und ihre Kenntnis von Nordwestafrika sehr zurückging, verstand man den auf einer feinen geographischen Anschauung ruhenden Ausdruck nicht mehr und machte aus der bis an die *θάλασσα Ἀτλαντίς* reichenden Atlasinsel eine im Atlantischen Meere liegende große Insel Atlantis, ein Märchengebilde, das von Plato an die Phantasie viel beschäftigt hat.

Ähnlich hat eine andere ursprünglich ganz passende geographische Bezeichnung durch Mißverständnis Anlaß zu einem wunderlichen Märchen gegeben. *Σκιάποδες*, heißt es bei Stephanos, *ἔθνος Αἰθιοπικόν, ὡς Ἑκαταῖος ἐν περιηγήσει Αἰγύπτου.*

Σκιάποδες oder, wie Hekataios schrieb, *Σκιήποδες* „Schattenfüßler" heißen ganz sachgemäß die Bewohner der Tropenländer, weil ihnen, sei es kürzer oder länger, die Sonne am Mittage senkrecht über den Köpfen steht, ihr Schatten ihnen dann beim Stehen oder Gehen auf oder zwischen die Füße fällt. Die Kenntnis solcher „Schattenfüßler" kam dem Hekatäos aus Ägypten, an dessen Südgrenze bei Syene der Wendekreis des Krebses beginnt, daher fand sich die Erwähnung der Skiepoden *ἐν περιηγήσει Αἰγύπτου*. Und was ist später aus ihnen geworden? „Ein Volk im heißen Libyen mit so großen Fußsohlen, daß sie bloß ein Bein in die Höhe zu heben brauchten, um dieselben als Sonnenschirm benutzen zu können!" Pape-Benseler u. d. W.

Der Satz „die weiße Rasse ein Inselvolk" enthält eine große und bedeutsame Wahrheit. Der Raum, welchen diese Rasse ursprünglich innehatte, ist und war einst noch mehr von allen Seiten inselartig abgeschlossen. Im Norden und Westen bilden das Eismeer und der Atlantische Ozean die Grenze, im Südwesten das Sandmeer der Sahara und der Libyschen Wüste, im Südosten bis zur Indusmündung der Indische Ozean und ein diesem vorgelagerter Wüstengürtel, der vielleicht in der Urzeit als verbindende Brücke zwischen den Schwarzen Südindiens und Afrikas gedient hat. Im Osten waren die Grenzgebirge des Ural und des Nordrandes von Iran in der fernen Urzeit der Rassenbildung durch Eis, Seen und Salzwüsten von Asien abgetrennt,

und der Ostrand Irans erhob sich aus den Sümpfen und Wüsten am unteren Indus. Nur der breite Gebirgsrücken des Paropamisus hat von jeher eine Brücke nach Ost- und Südasien gebildet, eine natürliche Brücke, die noch im Mittelalter von den Zigeunern bei ihrem Wege von Nordindien nach Europa beschritten worden ist. Auch die Walllücke zwischen dem Südfuße des Ural und dem Kaspisee hat in späteren Zeiten vielfach als Einfallstor für die Mongolen und Mongoloiden Asiens nach Europa gedient.

Die drei großen Glieder, aus denen sich das Gebiet der weißen Rasse zusammensetzt, sind vielfach miteinander verknüpft. Der Kaukasus und Kaukasien bildet eine breite Landbrücke zwischen Vorderasien und Europa, Bosporus und Hellespont verknüpfen mehr als sie trennen, und die Inselflur des Ägämeer hat von jeher den Verkehr der Gegengestade vermittelt.

Vorderasien hängt mit Nordafrika nicht nur durch die Sinaihalbinsel und die Landenge von Suez zusammen, auch ist das Rote Meer nur eine schmale Rinne und in der Straße Bab el Mandeb noch mehr verengt.

Der Verkehr zwischen Nordafrika und Europa ging von jeher am leichtesten über die Straße von Gibraltar; zwischen Sardinien, noch mehr zwischen Sizilien und Tunis verengt sich das Meer genügend, um den Gedanken an eine Absperrung der Westsee einst in Karthago aufkommen zu lassen. Zwischen Kap Malea und dem inselartig aus der Libyschen Wüste aufsteigenden Plateau von Barka liegt die kretische Inselreihe, die Kap Malea mit den Südwestspitzen Kariens verbindet, so daß von Kreta aus Europa, Vorderasien und Afrika beinahe gleich leicht zu erreichen sind, eine einzigartige Lage, die sich in der vorgeschichtlichen Bedeutung von Kreta deutlich abspiegelt.

Die Untersuchung über die Urheimat der Indogermanen kann nicht abgeschlossen werden ohne den Versuch, auch den übrigen Unterformen der weißen Rasse ihre Ursitze innerhalb der soeben umschriebenen „Insel der Weißen“ anzuweisen.

Die Sumerier, um mit dem Volke der ältesten Kultur zu beginnen, die Urbewohner von Babylonien und Elam, gelten vielen Forschern als nahe verwandt mit der vorarischen Bevölkerung von Medien und Iran. Nach den neuesten Forschungen (Ed. Meyer in kürzlich gehaltenen Berliner Vorträgen) sind die Sumerier in den keilinschriftlichen Quellen in Babylon noch lange nach der semitischen Eroberung in Typus, Tracht und Kult von den Semiten deutlich geschieden.

Die Urheimat der Semiten verlegte man früher nach Mesopotamien südlich vom Ararat, neuerdings sieht man sie in Nordarabien. Für die nördliche Herkunft läßt sich der semitische Typus geltend machen, der ganz auffallend mit dem armenischen übereinstimmt. Dieser rührt zweifellos nicht von den im siebten Jahrhundert eingedrungenen Indogermanen, sondern von der Urbevölkerung, den Urartu oder Alarodiern her, daher er auch besser als der „alarodische“ bezeichnet wird.

Für Nordarabien spricht nicht nur die Nähe Ägyptens, sondern auch die von vielen Forschern behauptete Verwandtschaft der semitischen Sprachen mit dem Ägyptischen, für die besonders lebhaft Benfey seiner Zeit eingetreten ist. Ein Urteil hierüber steht selbstverständlich nur dem gründlichen Kenner der beiden Sprachen zu. Berührungspunkte im Bau beider Sprachenkreise sind tatsächlich vorhanden. Die Urartu, Cheta und Kleinasiaten bilden eine große Völker- und Sprachenfamilie. Ihre Heimat ist am Ararat, am oberen Euphrat und in Kappadokien zu suchen. Nach Ausweis der Ortsnamen wurde das Balkanland und ein Teil der Alpen vor dem Eindringen der Indogermanen von Völkern bewohnt, die mit den Kleinasiaten in Sprache und Kultur nahe verwandt waren. Wie weit die Kaukasusvölker der Chetagruppe zuzurechnen sind, ist nicht zu bestimmen; jedenfalls wäre es abenteuerlich, sie von anderswoher einwandern zu lassen.

Der Ursitz der Ugrofinnen kann nicht zweifelhaft sein: im Osten lehnte er sich an den Ural, dessen Erzreichtum ihnen die Metalle lieferte, in deren Bearbeitung sie von jeher groß waren, und vom Ural her drangen die Magyaren im achten Jahrhundert in Ungarn ein. Sprachlich berühren sie sich vielfach mit den Indogermanen; ob die Verwandtschaft freilich eine so nahe war, wie Setälä annimmt (Hirt S. 73), mögen die Kenner beurteilen.

Alle diese Ursitze von Gliedern der weißen Rasse liegen in Einer Längsachse; setzen wir die Urheimat der Indogermanen in die Kabarda nördlich vom Kaukasus, so würde sie sich in diese Reihe zwischen den Kaukasiern und den Finnen ungezwungen eingliedern lassen. —

Was man von den alten Völkern im Westen Europas, den Iberern, Ligurern und Etruskern weiß und nicht weiß, ist von Hirt S. 34 f. und S. 43 f. und S. 50 f. gut zusammengestellt. Wie weit Iberer und Nordafrikaner zusammenhängen, ist leider nicht zu bestimmen, auf Verwandtschaft deuten manche Namen-

anklänge, z. B. die ähnlich gebildeten Völkernamen Turd-uli und Turd-etani in Südspanien neben Gaet-uli, Maur-etani in Nordafrika. Eine umfassende und systematische Namensammlung ist hier ein dringendes Bedürfnis. Manche iberische Namen stimmen auffallend auch mit solchen in Kleinasien und in den Alpen überein. So finden wir in Sardinien, das von Iberern besetzt war, *Σαρδώ*, lat. *Sardinia*, Einwohner *Sardus: Sardones*, iberisches Volk in den östlichen Pyrenäen: *Σάρδεις* in Lydien, *Σαρδησσός· πόλις Κιλικίας* Stephanos.

Κάραλις, *Καραλλις*, jetzt *Cagliari*, Hauptstadt Sardiniens: *Κάραλλις ἢ Καράλλεια· πόλις Ἰσαυρική* Steph. *Κάραλις* See in Lykaonien Strabo 565. A. H. Sayce gibt in „The Language of Mitani" Proceedings of the Society of Biblical Archeologie Jan. 1905 dem Mitaniworte *kharali* die Bedeutung „door".

Νώρα, *Νῶραι* Stadt im Süden Sardiniens: *Νῶρα* ein Bergschloß Kappadokiens, später *Νηροασσός* genannt Plut. Eum. 10—13. Gründer der sardinischen Stadt war nach Paus. X 17, 5 *Νώραξ*, Führer der Iberer nach Sardinien. Hängt der Name der Nuraghen auf Sardinien hiermit zusammen? Vgl. auch *Νώρακος* in Pannonien, *Nôreja* und *Nôriam*?

Die Besprechung des zweiten Teils des Hirtschen Buches, der die Kultur der Indogermanen behandelt, muß einem gründlicheren Kenner dieses Gegenstandes vorbehalten bleiben.

Das groß angelegte Werk verdient hohe Anerkennung und wird zweifellos den auf die Erforschung der Vorgeschichte der Indogermanen gerichteten Studien viele neue Freunde und Anhänger gewinnen.

Hannover. A. Fick.

Der homerische Gebrauch der Partikeln *εἰ*, *εἴ κε* und *ἤν* mit dem Konjunktiv.

Nachdem ich BB. XXIX 280 den homerischen Gebrauch der Partikelverbindung *αἴ κε* dargelegt habe, lasse ich hier die Erörterung des homerischen Gebrauchs der Partikeln *εἰ*, *εἴ κε* und *ἤν* mit dem Konjunktiv folgen, der sich mit dem von *αἴ κε* mit Konj. am nächsten berührt.

Die der Partikel *αἰ* eigentümliche Bedeutung haben wir dahin bestimmt, daß darin eine mit Hoffnung verbundene Seelenstimmung des Sprechenden, die sich auf die Verwirklichung eines Vorgestellten richtet, zum Ausdruck komme. Dem gegenüber können wir für die Erörterung von *εἰ*, *εἴ κε* und *ἤν* mit dem Konjunktiv, welches auch die ursprüngliche Bedeutung der Partikel *εἰ* sein mag, nur die fallsetzende Funktion derselben zu Grunde legen. Der Konjunktiv ist, wie bei *αἴ κε*, der futurische. Ist der Konjunktiv aber mit Mutzbauer (Philologus LXII 391 ff.) überhaupt als Modus der Erwartung zu fassen, so unterscheiden sich die Fallsetzungen mit *εἰ*, *εἴ κε* und *ἤν* im Konj. von denen mit *εἰ* im Ind. Fut. in der Weise, daß bei jenen der Sprechende auf Grund von bestimmten Tatsachen und Verhältnissen oder auch Vorstellungen den Eintritt des gesetzten Falles erwartet, während er im Ind. Fut. objektiv etwas als in Zukunft eintretend setzt ohne Rücksicht auf die Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit des Eintritts. Es erweitert sich aber der Gebrauch des futurischen Konjunktivs dahin, daß darin auch Fälle gesetzt werden, die bereits wiederholt eingetreten sind und deren Eintritt auf Grund dieser Erfahrung jederzeit wieder zu erwarten ist, oder, wie Delbrück Gebrauch des Konj. und Opt. S. 25 sagt, der Konj. nicht bloß das bezeichnet, was von dem Augenblick des Sprechens an zu erwarten ist, sondern das für alle Zeiten Natürliche. So ist von dem futurischen Gebrauch als eine besondere Abart der sogenannte iterative auszuscheiden.

I. Der Gebrauch von *εἰ* mit dem Konjunktiv.

1. Der präpositive Gebrauch.

Von konditionalen Sätzen mit *εἰ* im Konj. finden sich nur fünf Beispiele, von denen vier eine futurische Fallsetzung enthalten: *X* 86 f. *σχέτλιος· εἴ περ γάρ σε κατακτάνῃ, οὔ σ᾿ ἔτ᾿ ἐγώ γε κλαύσομαι ἐν λεχέεσσι.* *K* 346 f. *εἰ δ᾿ ἄμμε παραφθήῃσι πόδεσσιν, αἰεί μιν ἐπὶ νῆας ἀπὸ στρατόφι προτιειλεῖν.* *ε* 221 f. *εἰ δ᾿ αὖ τις ῥαίῃσι θεῶν ἐνὶ οἴνοπι πόντῳ, τλήσομαι.* *μ* 348 ff. *εἰ δὲ χολωσάμενός τι βοῶν ὀρθοκραιράων νῆ᾿ ἐθέλῃ ὀλέσαι, ἐπὶ δ᾿ ἕσπωνται θεοὶ ἄλλοι, βούλομ᾿ ἅπαξ πρὸς κῦμα χανὼν ἀπὸ θυμὸν ὀλέσσαι, ἢ δηθὰ στρεύγεσθαι.* Eine iterative Fallsetzung enthält *η* 204 f. *εἰ δ᾿ ἄρα τις καὶ μοῦνος ἰὼν ξύμβληται ὁδίτης, οὔ τι κατακρύπτουσιν.*

Zahlreicher sind die **konzessiven** *εἰ*-Sätze mit Konj. Von diesen enthalten aber nur drei Beispiele **futurische** Fallsetzungen: *Δ* 55 f. *εἴ περ γὰρ φθονέω τε καὶ οὐκ εἰῶ διαπέρσαι, οὐκ ἀνύω φθονέουσ'* . . *M* 223 ff. *ὣς ἡμεῖς, εἴ πέρ τε πύλας καὶ τεῖχος Ἀχαιῶν ῥηξόμεθα —, εἴξωσι δ' Ἀχαιοί, οὐ κόσμῳ παρὰ ναῦφιν ἐλευσόμεθ' αὐτὰ κέλευθα.* *M* 245 f. *εἴ περ γάρ τ' ἄλλοι γε περικτεινώμεθα πάντες, νηυσὶν ἐπ' Ἀργείων, σοὶ δ' οὐ δέος ἔστ' ἀπολέσθαι.* **Iterative** Fallsetzungen enthalten acht Beispiele: 1. *A* 81 f. *εἴ περ γάρ τε χόλον γε καὶ αὐτῆμαρ καταπέψῃ, ἀλλά τε καὶ μετόπισθεν ἔχει κότον, ὄφρα τελέσσῃ.* 2. *Δ* 261 f. *εἴ περ γάρ τ' ἄλλοι γε κάρη κομόωντες Ἀχαιοὶ δαιτρὸν πίνωσιν, σὸν δὲ πλεῖον δέπας αἰεὶ ἕστηχ'* . . . 3. *T* 164 f. *εἴ περ γὰρ θυμῷ γε μενοινάᾳ πολεμίζειν, ἀλλά τε λάθρῃ γυῖα βαρύνεται* . . 4. *Φ* 576 f. *εἴ περ γὰρ φθάμενός μιν ἢ οὐτάσῃ ἠὲ βάλῃσιν, ἀλλά τε καὶ περὶ δουρὶ πεπαρμένη οὐκ ἀπολήγει ἀλκῆς.* 5. *K* 225 f. *μοῦνος δ' εἴ πέρ τε νοήσῃ, ἀλλά τέ οἱ βράσσων τε νόος.* 6. *A* 116 f. *ἡ δ' εἴ πέρ τε τύχῃσι μάλα σχεδόν, οὐ δύναταί σφιν χραισμεῖν.* 7. *Π* 263 ff. *τοὺς δ' εἴ περ παρά τίς τε κιὼν ἄνθρωπος ὁδίτης κινήσῃ ἀέκων, οἱ δ' ἄλκιμον ἦτορ ἔχοντες πρόσσω πᾶς πέτεται καὶ ἀμύνει οἷσι τέκεσσιν.* 8. *X* 191 f. *τὸν δ' εἴ πέρ τε λάθῃσι καταπτήξας ὑπὸ θάμνῳ, ἀλλά τ' ἀνιχνεύων θέει ἔμπεδον, ὄφρα κεν εὕρῃ.* Sämtliche präpositiven Konzessivsätze sind mit *εἴ περ* eingeleitet und gehören ausschließlich der Ilias an; die Odyssee bietet, wie wir sehen werden, nur zwei postpositive Beispiele.

Diese Satzgefüge mit ihren festen Formen erweisen sich den vereinzelten konditionalen Beispielen gegenüber als die älteren, die, wie das Beispiel im ersten Gesange der Ilias zeigt, bei Beginn der homerischen Dichtung entwickelt vorlagen. Ihre parataktische Grundlage zeigt sich noch in den eigentümlichen Formen, durch welche Vorder- und Nachsatz miteinander verbunden sind: dem in fünf Beispielen an der Spitze des Nachsatzes stehenden *ἀλλά*, besonders aber den in den Beispielen 1. 5. 8 in Vorder- und Nachsatz einander entsprechenden Partikeln *τέ — τέ*, dort dem *εἴ περ*, hier dem *ἀλλά* angeschlossen, die, wie Classen Beobachtungen S. 30 sagt, „eine Gleichstellung beider Satzglieder andeuten und somit, indem das Ganze der Periode auf dem Gesetz der Subordination beruht, die äußere Form der Koordination darstellen". Es können verglichen werden die korrespondierenden *τέ — τέ* in parataktischen adversativen Vergleichungssätzen, wie *β* 181 *ὄρνιθες δέ τε πολλοὶ ὑπ' αὐγὰς ἠελίοιο φοιτῶσ', οὐδέ τε πάντες ἐναίσιμοι*, *ζ* 208 *δόσις δ' ὀλίγη τε*

φίλη τε. Die ursprüngliche Form dieser konzessiven Satzgefüge, wie sie in *Α* 81 f. vorliegt, hat aber folgende Veränderungen erfahren. In *Μ* 245 f. und *Δ* 261 f. ist im Vordersatze zwar nach εἴ περ das τέ beibehalten, im Nachsatze aber an Stelle von ἀλλά τε das einfache adversative δέ getreten, was sich daraus erklärt, daß die Gleichstellung der Gedanken des Vorder- und des Nachsatzes hinter dem sich vordrängenden Gegensatz der Personenbegriffe ἄλλοι γε und σοί (σόν) zurückgetreten ist[1]. Liegt auch dieser Form noch ein parataktisches Schema zu Grunde (τέ — δέ), so lassen dagegen zwei weitere Formen sich wohl nur daraus erklären, daß die ursprüngliche Bedeutung des τέ in Vorder- und Nachsatz als korrespondierender Partikeln dem Bewußtsein der Dichter entschwunden war. So zeigen *Μ* 223 ff. und *Λ* 116 f. (No. 6) im Vordersatze noch das τέ, im Nachsatze aber gar keine Partikel, so daß τέ als fester Zubehör zu εἴ περ erscheint; die Beispiele 3 und 4 aber ἀλλά τε im Nachsatze, ohne daß εἴ περ von τέ begleitet ist, so daß τέ nur als Anhängsel von ἀλλά ohne wesentliche Bedeutung erscheint. In dem Beispiel 7 wird τέ, da es von εἴ περ durch zwei Worte getrennt ist, nicht zu der Konjunktion, sondern zu τίς gehören, dem es sich öfter (in indefiniter Bedeutung, wie *que*) angeschlossen findet. Nauck vermutete τίς κε statt τίς τε. Hinsichtlich der Stellung des εἰ-Satzes zeigen einen freieren Gebrauch *Μ* 223 und *Λ* 116, wo der εἰ-Satz zwischen dem Subjekt und den übrigen Teilen des Hauptsatzes eingefügt ist (ähnlich *Κ* 225), auch *Π* 263 und *Χ* 191, wo das Objekt des εἰ-Satzes der Konjunktion εἰ voraufgeht.

An präpositiven εἰ-Sätzen mit Konj. ergeben sich überhaupt 16 Beispiele (Il. 13, Od. 3). Die Beispiele der Ilias gehören den Gesängen *ΑΔΚΛΜΠΤΦΧ* an. Es sind also die ihrem Hauptbestande nach alten Gesänge *ΛΔΠΧ* mit Beispielen vertreten, dagegen sind unter andern die Gruppen *Β — Ι* mit Ausnahme von *Δ*, und *ΝΞΟ* ohne Beispiel. Der Konj. hat futurische Bedeutung in 7 Beispielen (Il. 5, Od. 2), iterative in 9 Beispielen (Il. 8, Od. 1).

---

[1]) Classen Beobachtungen S. 31 empfahl, nach *Α* 81 f. in *Δ* 262 σόν τε an Stelle von σὸν δέ zu schreiben, wie Stier dann getan hat. Er übersah, daß in Α 81 f. der ganze Gedankeninhalt des Vorder- und des Nachsatzes mit τέ — τέ einander gegenübergestellt wird; wäre der dem χόλον γε des Vordersatzes im Nachsatze entsprechende Begriff κότον an die Spitze des Nachsatzes gestellt, so würde es auch dort mit einfachem δέ geschehen sein.

2. Der postpositive Gebrauch.

Konditionale *εἰ*-Sätze mit futurischen Fallsetzungen sind nur mit den zwei Beispielen der Ilias vertreten: *Α* 338 ff. *τὼ δ' αὐτὼ μάρτυροι ἔστων πρός τε θεῶν —, εἴ ποτε δὴ αὖτε χρειὼ ἐμεῖο γένηται ἀεικέα λοιγὸν ἀμῦναι τοῖς ἄλλοις* und *E* 257 f. *τούτω δ' οὐ πάλιν αὖτις ἀποίσετον ὠκέες ἵπποι ἄμφω ἀφ' ἡμείων, εἴ γ' οὖν ἕτερός γε φύγῃσιν*[1]).

Iterative Fallsetzungen liegen vor in vier Beispielen: eine vergleichende mit *ὡς εἰ I* 481 f. *καί με φίλησ', ὡς εἴ τε πατὴρ ὃν παῖδα φιλήσῃ μοῦνον τηλύγετον πολλοῖσιν ἐπὶ κτεάτεσσιν*, ausnahmsweise im Konj., während vergleichende Fallsetzungen mit *ὡς εἰ* sonst nur im Opt., einmal im Ind. Aor. stehen. Ferner vereinzelt eine disjunktive Fallsetzung mit *εἴ τε — εἴ τε M* 238 ff. *τῶν οὔ τι μετατρέπομ' οὐδ' ἀλεγίζω, εἴ τ' ἐπὶ δεξί' ἴωσι —, εἴ τ' ἐπ' ἀριστερά.* — Eigenartig ist *μ* 95 f. *αὐτοῦ δ' ἰχθυάᾳ, — δελφῖνάς τε κύνας τε, καὶ εἴ ποθι μεῖζον ἕλῃσιν κῆτος.* Es ist zu vergleichen *η* 319 *ὄφρ' ἂν ἵκηαι πατρίδα σὴν καὶ δῶμα, καὶ εἴ πού τοι φίλον ἐστίν* (auch *κ* 65 f.). Vereinzelt *εἰ μή που* in *ξ* 372 ff. *οὐδὲ πόλινδε ἔρχομαι, εἰ μή πού τι περίφρων Πηνελόπεια ἐλθέμεν ὀτρύνῃσιν.*

Die vier Beispiele konzessiver *εἰ*-Sätze gehören der Odyssee an. Der Konj. ist futurisch: *α* 187 f. *ξεῖνοι δ' ἀλλήλων πατρώιοι εὐχόμεθ' εἶναι ἐξ ἀρχῆς, — εἴ πέρ τε γέροντ' εἴρηαι ἐπελθὼν Λαέρτην* und *α* 203 ff. *οὔ τοι ἔτι δηρόν γε φίλης ἀπὸ πατρίδος αἴης ἔσσεται, οὐδ' εἴ πέρ τε σιδήρεα δέσματ' ἔχῃσιν· φράσσεται, ὥς κε νέηται, ἐπεὶ πολυμήχανός ἐστιν.*[2])

Der Konj. hat iterative Bedeutung in den beiden Konzessivsätzen *α* 166 ff. *οὐδέ τις ἥμιν θαλπωρή, εἴ πέρ τις ἐπιχθονίων ἀνθρώπων φῇσιν ἐλεύσεσθαι* und *π* 97 f. = 115 f. *ἦ τι κασιγνήτοις ἐπιμέμφεαι, οἷσί περ ἀνὴρ μαρναμένοισι πέποιθε, καὶ εἰ μέγα νεῖκος ὄρηται.*

---

[1]) Hier steht *εἴ γ' οὖν* ganz vereinzelt. Aus Didymos, welcher diese Lesart ausdrücklich Aristarch zuteilt, ist vielleicht als Variante *εἴ κ' οὖν* zu erschließen: Ludwich Ar. H. T. I 255, und so haben v. Leeuwen-M. geschrieben. Nauck vermutete *αἴ κ' οὖν*. Aber es ist kein Grund zu sehen, die Lesart Aristarchs aufzugeben, da ein *si quidem* „wenn anders" mit Andeutung eines Zweifels der Stelle angemessen ist. Ein doppeltes *γέ* innerhalb desselben Satzes findet sich öfter, in demselben Gesange noch 288. 827, sonst *Π* 30. *Χ* 266.

[2]) Die durchgehend konzessive Bedeutung der Partikelverbindung *εἴ πέρ τε* läßt auch in dem ersten Beispiel nur einen Konzessivsatz annehmen: „wenn du auch Laertes fragen wirst", ein in lebhafter Unmittelbarkeit der Rede der vorhergehenden Behauptung angeschlossenes Zugeständnis, das aber nicht im Gegen-

In dem im ganzen jüngern postpositiven Gebrauch, der zehn Beispiele (Il. 4 in *ΔΕΙΜ*, Od. 6 in *αμξπ*) umfaßt, sind Satzgefüge mit so festen Formen, wie im präpositiven Gebrauch die Konzessivsätze mit *εἴ περ* (*τε*), nicht entwickelt. Die sechs konditionalen Beispiele (Il. 4, Od. 2) zeigen, durch das jedesmalige Bedürfnis bestimmt, die wechselnden Partikelverbindungen: *εἴ ποτε δή, εἴ γ' οὖν, ὡς εἰ, εἴ τε — εἴ τε, εἴ ποθι, εἰ μή που*, und der Gedankeninhalt dieser Sätze steht zum Teil nur in lockerem Zusammenhange mit dem Hauptsatze. Erst in der Odyssee wird die in präpositivem Gebrauch in der Ilias so häufig gebrauchte konzessive Ausdrucksform *εἴ περ* (*τε*) auch postpositiv verwendet, daneben *καί εἰ*. Die postpositiven *εἰ*-Sätze mit Konj. sind überwiegend iterative (6, futurische 4).

3. *εἰ* mit Konj. in abhängigen Fragen.

Ilias und Odyssee bieten je ein Beispiel: *O* 16 f. *οὐ μὰν οἶδ', εἰ αὖτε κακορραφίης ἀλεγεινῆς πρώτη ἐπαύρηαι καί σε πληγῇσιν ἱμάσσω. π* 137 f. *ἀλλ' ἄγε μοι τόδε εἰπὲ καὶ ἀτρεκέως κατάλεξον, εἰ καὶ Λαέρτῃ αὐτὴν ὁδὸν ἄγγελος ἔλθω*[1]).

Im ersten Beispiel ist die abhängige Frage eine deliberative in der 2. und 1. Person, im zweiten eine dubitative in der 1. Person. Im ersten hängt die Entscheidung vom Sprechenden selbst ab, im zweiten vom Angeredeten. Es ist klar, daß diese Fragen nicht aus Fallsetzungen mit *εἰ* hervorgegangen sind; dem widerstrebt die voluntative Bedeutung des Konjunktivs. Direkte Bestätigungsfragen mit *ἦ* und Konj. finden sich nicht, es kann daher auch nicht daran gedacht werden, in dem Beispiel der Odyssee *ἦ* zu schreiben und eine direkte Frage anzunehmen. Auch abhängige Bestätigungsfragen mit *ἤ* (wie an Stelle von *ἦ*

satz zu dem Inhalt dieser ausgesprochen, sondern hinzugefügt wird, um einem Zweifel, den Telemach etwa hegen könnte, zu begegnen. Man darf vielleicht mit Cauer Anmerk. zur Od. *I* S. 8 voraussetzen, daß Telemach durch die Mitteilung des Fremden überrascht sei und Mentes, der in seinem Gesicht etwas wie Zweifel zu lesen glaube, diesen durch eine bekräftigende Gebärde ablehne. — Für das zweite Beispiel ergibt sich aus Didymos neben *οὐδ' εἰ* die Variante *ἀλλ' εἰ*, in welcher Cobet und Dindorf die Lesart Aristarchs vermuteten, was aber Ludwich Ar. H. T. I 513 mit Grund bezweifelt. Bei dieser Lesart würde der *εἰ*-Satz aus seiner postpositiven Stellung in eine präpositive gerückt.

[1]) Hier ist die gewöhnliche Lesart *εἰ*, doch bietet *M ἤ*, was von Wolf, Bekker u. a. aufgenommen wurde; Nauck schrieb hier nach andern Quellen *ἦ*, in *O* 16 *εἰ*, vermutete aber *εἴ κ'*. Die Neueren sind zu *εἰ* zurückgekehrt, mit Ausnahme von Ludwich, der *ἤ* schreibt.

zu schreiben wäre) sind nicht mit Sicherheit nachzuweisen: an den Stellen, wo früher namentlich von Bekker ἦ geschrieben wurde, *Δ* 83. *Θ* 111. *ν* 414. *τ* 325, wird jetzt auf Grund der bessern Überlieferung meist εἰ geschrieben: vgl. Prätorius Der hom. Gebrauch von η (ηε) in Fragesätzen S. 9 und Lange *Eἰ* I 424, 428. Auch Naucks Vorschlag, in *O* 16 εἴ κ' an Stelle von εἰ zu schreiben, ist abzuweisen, weil εἴ κε nirgend in einer abhängigen deliberativen oder dubitativen Frage mit Konj., sondern nur in Fragen steht, deren Entscheidung von dritten Personen abhängt. Ist danach in beiden Beispielen εἰ zu schreiben, so ist diese sonst in abhängigen Fragen mit Ind. und Opt. gebrauchte, ursprünglich Fallsetzungen einleitende Partikel zuletzt auch zur Einleitung von abhängigen deliberativen und dubitativen Fragen verwendet, die, abgesehen von den hieher gehörigen Doppelfragen, in direkter Form einleitender Partikeln entbehrten. Dieser vereinzelte Gebrauch erweist sich damit als jünger: das Beispiel der Ilias gehört einer Partie in *O* an, die die Kritik als jünger erwiesen hat. Daß aber in diesem Beispiel der Ilias die Frage von *οἶδα*, in dem Beispiel der Odyssee von einem Verbum des Sagens abhängt, entspricht dem auch sonst beobachteten Unterschied beider Epen in dem Gebrauch der abhängigen Fragen in bezug auf die Verba des Hauptsatzes, vgl. *ΓΕΡΑΣ* S. 107.

Der gesamte Gebrauch von εἰ mit Konj. (die Fragesätze eingeschlossen) ergibt 28 Beispiele (Il. 18, Od. 10), von denen 16 präpositiv stehen (Il. 13, Od. 3), 12 postpositiv (Il. 5, Od. 7). Der Gebrauch verbreitet sich in der Ilias über die 12 Gesänge *ΑΔΕΙΚΛΜΟΠΤΦΧ;* in der ersten Hälfte des Epos sind die Gesänge *ΒΓΖΗΘ*, in der zweiten *ΝΞΡΣΥΨΩ* ohne Beispiel. In der Odyssee ist der Gebrauch auf die 6 Gesänge α ε η μ ξ π beschränkt. Die Abnahme des konditionalen und konzessiven Gebrauchs in der Odyssee (Il. 17, Od. 9) trifft vorzugsweise die Konzessivsätze, die in der Ilias mit 11, in der Odyssee nur mit 4 Beispielen vertreten sind. Dabei ist besonders bemerkenswert, daß die Beispiele der Ilias sämtlich präpositiv, die der Odyssee sämtlich postpositiv sind, die in der Ilias so häufig verwendete Form der Satzgefüge mit präpositivem Konzessivsatz also in der Odyssee ganz aufgegeben ist. Es ergibt sich ferner ein Überwiegen ebensowohl des konzessiven Gebrauchs über den konditionalen (15 Beispiele zu 11), wie des iterativen Gebrauchs über den futurischen (ebenfalls 15 : 11). Sämtliche präpositiven

Konzessivsätze und zwei postpositive sind mit εἴ περ (τε) eingeleitet, je ein postpositiver mit οὐδ' εἴ πέρ τε und mit καὶ εἰ. Die 11 präpositiven Konzessivsätze mit εἴ περ (τε) und Konj. nehmen aber in dem präpositiven Gebrauch dieser Partikelverbindung überhaupt eine ganz hervorragende Stelle ein. Denn die übrigen 17 Beispiele präpositiven Gebrauchs verteilen sich auf Ind., Konj. mit κέ, Opt. mit oder ohne κέ. Da ferner diesen zahlreichen Beispielen präpositiver Konzessivsätze mit εἴ περ nur 6 Beispiele präpositiver Konzessivsätze mit εἰ καί gegenüberstehen und καὶ εἰ und οὐδ' εἰ, in postpositiver Stellung entwickelt, präpositiv nur ganz vereinzelt auftreten, so werden die präpositiven Konzessivsätze mit εἴ περ überhaupt die älteste Form dieser Art von Satzgefügen darstellen.

II. Der Gebrauch von εἴ κε (ἄν) und ἤν mit Konjunktiv.

A. Der Gebrauch von εἴ κε (ἄν) mit Konjunktiv.

Die Partikel κέ (ἄν), die sich in εἰ-Sätzen mit Konjunktiv und Optativ (vereinzelt auch in εἰ-Sätzen mit Ind. Fut. und einmal mit Ind. Aor.) findet, ist so eng mit εἰ verbunden, daß beide Partikeln, wo sie nicht unmittelbar zusammenstehen, nur durch andere Partikeln (μέν, δέ, γάρ, πέρ, μὲν γάρ, πὲρ γάρ, καί νυ) voneinander getrennt sind.[1]) Danach kann die Aufgabe der Partikel κέ nicht wohl die gewesen sein, die Bedeutung der Verbalform zu modifizieren, sondern es ist mit Lange *Εἰ* II 519 anzunehmen, daß die Sprache diese Partikelverbindung bildete infolge eines Bedürfnisses, verschiedene Arten der Fallsetzung durch verschiedene Formen der einleitenden Partikeln kenntlich zu machen.

---

[1]) Von den 93 Beispielen mit εἴ κε und Konj. zeigen 38 εἰ und κέ unmittelbar verbunden, 32 nur durch δέ getrennt, 13 durch μέν, 5 durch πέρ, 3 durch πὲρ γάρ, 1 durch μὲν γάρ, 1 durch γάρ. In optativischen εἰ-Sätzen sind in 14 Beispielen von 25 die Partikeln unmittelbar verbunden, in 4 getrennt durch δέ, in 4 durch πὲρ γάρ, in je einem durch γάρ, πέρ, καί νυ. Eine Ausnahme machen nur *Ε* 273. *Θ* 196, wo τούτω zwischen εἰ und κέ steht, wahrscheinlich aber τούτω γε statt τούτω κε, und ρ 223 τόν κ' εἰ, wo sicher τόν γ' εἰ zu schreiben ist. Wo in den Sätzen mit Konj. κέ unmittelbar vor das Verbum tritt, steht es zugleich dem εἰ überall so nahe, als die oben verzeichneten Partikeln es gestatten, und ist das Verbum zu nachdrücklicher Hervorhebung den übrigen Satzteilen vorangestellt: *Δ* 580. *Μ* 302. *Ρ* 91. μ 53 = 163. ξ 395. 398. π 403. 405, oder überhaupt ohne nähere Bestimmungen: *Μ* 71. λ 112 = μ 139. φ 114.

Das Bedürfnis solcher Unterscheidung hat sich nun, abgesehen von den angegebenen vereinzelten Ausnahmen nur bei futurischen Fallsetzungen im Konj. und Opt. herausgestellt. Ganz vorzugsweise bei denen im Konj.: denn mit diesem Modus ist *εἴ κε* (*ἄν*) in 93, *ἤν* in 34 Beispielen verbunden, während *εἴ κε* mit Opt. nur mit 25 Beispielen vertreten ist. Vergleichen wir aber den Gebrauch von *εἴ κε* mit Konj. (in 93 Beispielen), der nur mit drei Ausnahmen futurische Fallsetzungen enthält, mit dem von *εἰ* mit Konj. (in 26 Beispielen), der 11 futurische, aber 15 iterative aufweist, sodann den Gebrauch von *εἴ κε* mit Opt., dessen 25 Beispielen etwa die fünffache Zahl entsprechender Beispiele von *εἰ* mit Opt. gegenübersteht, so ist daraus zu schließen, daß die Partikelverbindung *εἴ κε* sich vorzugsweise und wahrscheinlich überhaupt zuerst in Fallsetzungen mit futurischem Konj. entwickelt hat. Nehmen wir ferner hinzu, daß der Hauptgebrauch von *εἴ κε* mit Konj., der konditionale und konzessive, in präpositiver Stellung 57, in postpositiver nur 21 Beispiele umfaßt, so wird die Entwicklung dieser Satzgefüge von den präpositiven *εἰ*-Sätzen dieser Art ausgegangen sein.

Ein Bedürfnis aber neben den *εἰ*-Sätzen mit Konj. eine besondere Art von Fallsetzungssätzen mit *εἴ κε* und Konj. zu schaffen, ergab sich wohl daraus, daß *εἰ* mit Konj. ebenso wohl verwandt wurde, wo ein Fall gesetzt wird, der erfahrungsmäßig wiederholt eingetreten ist und dessen Eintritt jederzeit wieder zu erwarten, als da, wo ein Fall gesetzt wird, dessen Eintritt auf Grund bestimmter Verhältnisse oder unter gewissen Bedingungen in der nächsten oder näheren Zukunft zu erwarten ist. Fallsetzungen der letzteren Art von jenen allgemeinen Fallsetzungen zu unterscheiden, war aber der Zusatz von *κέν* oder *ἄν* zu *εἰ* geeignet, weil diese Partikeln auf das Vorhandensein nicht näher zu bestimmender, außerhalb des Redenden liegender Bedingungen hinweisen[1]), welche die Allgemeinheit der Fallsetzung beschränken.

---

[1]) So Brugmann Griech. Gramm.[3] S. 499. Lange *Εἰ* II 489: „welche Partikeln auf die unbestimmt bedingte Verwirklichung des Angenommenen, die in einem (*ἄν*) oder irgend einem (*κέν*) Falle eintreten kann, aufmerksam machen". L. Meyer Über die Modi im Griechischen (Nachrichten der K. Gesellsch. d. Wiss. zu Göttingen, philol.-histor. Kl. 1903, S. 346), der *ἄν* mit dem lat. und goth. *an* mit der Grundbedeutung oder identifiziert und „im andern Fall" erklärt, deutet *κέν* „irgend wie, in irgend einem zu denkenden Fall".

1. Der absolute Gebrauch.

Es sind zunächst drei verwandte Beispiele zu prüfen, in denen der *εἰ*-Satz ohne Nachsatz ist: *Α* 580 f. *εἴ περ γάρ κ' ἐθέλῃσιν Ὀλύμπιος ἀστεροπητὴς ἐξ ἑδέων στυφελίξαι· ὁ γὰρ πολὺ φέρτατός ἐστιν.* Φ 567 f. *εἰ δέ κέν οἱ προπάροιθε πόλιος κατ-εναντίον ἔλθω· καὶ γάρ θην τούτῳ τρωτὸς χρὼς ὀξέι χαλκῷ . .* φ 260 f. *ἀτὰρ πελέκεάς γε καὶ εἴ κ' εἰῶμεν ἅπαντας ἑστάμεν· οὐ μὲν γάρ τιν' ἀναιρήσεσθαι ὀίω.*

Alle Versuche der alten wie der neueren Erklärer, im ersten und dritten Beispiele entweder aus dem *εἰ*-Satze selbst oder aus den dem *γαρ*-Satze weiter folgenden Worten, auch durch Konjektur den fehlenden Nachsatz zu gewinnen, sind als verfehlt abzulehnen.[1]) An dem zweiten Beispiel scheitert von vornherein jeder derartige Versuch. Ebenso mißlich ist die Ergänzung eines Nachsatzes. So schafft in dem ersten Beispiel der Paraphrast durch die Ergänzung des Nachsatzes *δύναται*, wie Bentley durch die Konjektur *στυφελίξει* statt *στυφελίξαι* (als Nachsatz) einen überaus matten Gedanken, während Hephästos offenbar einen Gedanken der Art im Sinne hat, daß, wenn es Zeus einfalle, zwischen die Götter zu fahren, sie das Schlimmste erleiden würden, indem er an Mißhandlungen der Götter durch Zeus denkt, wie er selbst (V. 590 f.) sie erlitten hat. Es ist danach geraten, in dem *εἰ*-Satze nicht einen bedingenden Fallsetzungssatz zu sehen, der auf einen bestimmten Nachsatz berechnet wäre, sondern eine absolute Fallsetzung, die nur die Phantasie des Hörers anregen soll, die nach Eintritt des gesetzten Falles zu erwartenden Folgen sich zu vergegenwärtigen. Der Sprechende knüpft dabei an die zuletzt vorhergehenden Worte (*ὄφρα μὴ*) *σὺν δ' ἡμιν δαῖτα ταράξῃ* an und setzt den darin vorgestellten Fall mit *εἴ περ* als wirklich eintretend, ähnlich wie ϑ 355 nach 353. Das Ganze aber ist in erregtem Tone gesprochen zu denken: „denn gesetzt wirklich (denke nur): es wird den Olympier etwa gelüsten, uns von den Sitzen zu stoßen! er ist ja bei weitem der stärkste“.[2])

Das zweite Beispiel bildet den Abschluß eines Selbstgesprächs, in dem der Sprechende die verschiedenen Möglich-

---

[1]) Vgl. zu Α 580 den Anhang von Ameis-Hentze zur Il. I³ 78, zu φ 260 den Anhang zur Od. IV³ 59 f.

[2]) Auch Leaf faßt den *εἰ*-Satz als eine selbständige Fallsetzung: „it is a supposition made interjectionally: only suppose he should will drive us away“.

keiten des Handelns nacheinander aufstellt, um sie nach Erwägung der dabei zu erwartenden Folgen zu verwerfen, bis er zu der noch übrig bleibenden gelangt, für die er sich entscheidet, indem er mit *γάρ* einen für diese sprechenden Umstand anführt. Wollte man hier den *εἰ*-Satz als bedingenden Fallsetzungssatz fassen, so würde es unmöglich sein, einen den Nachsätzen der vorhergehenden *εἰ*-Sätze (555. 563) entsprechenden zu ergänzen. Es ist auch hier eine selbständige Fallsetzung anzunehmen, mit der der Sprechende sich die letzte Möglichkeit des Handelns zur Erwägung stellt: „gesetzt aber etwa: ich trete ihm vor der Stadt entgegen! auch diesem ist ja doch wohl der Leib verwundbar usw.“ [1]) — Über das dritte Beispiel ist nicht mit gleicher Sicherheit zu urteilen, da die Überlieferung des Textes begründeten Zweifeln unterliegt.

Dem absoluten Gebrauch sind ferner mit Wahrscheinlichkeit die beiden Beispiele zuzuweisen: *Φ* 556 ff. *εἰ δ' ἂν ἐγὼ τούτους μὲν ὑποκλονέεσθαι ἐάσω Πηλεΐδῃ Ἀχιλῆι, ποσὶν δ' ἀπὸ τείχεος ἄλλῃ φεύγω πρὸς πεδίον Ἰλήιον, ὄφρ' ἂν ἵκωμαι Ἴδης τε κνημοὺς καί τε ῥωπήια δύω· ἑσπέριος δ' ἂν ἔπειτα λοεσσάμενος ποταμοῖο ἱδρῶ ἀποψυχθεὶς προτὶ Ἴλιον ἀπονεοίμην* und *X* 111 ff. *εἰ δέ κεν ἀσπίδα μὲν καταθείομαι ὀμφαλόεσσαν —, δόρυ δὲ πρὸς τεῖχος ἐρείσας αὐτὸς ἰὼν Ἀχιλῆος ἀμύμονος ἀντίος ἔλθω καί οἱ ὑπόσχωμαι . . .,* 119 *Τρωσὶν δ' αὖ μετόπισθε γερούσιον ὅρκον ἕλωμαι μή τι κατακρύψειν. . .*

Die beiden Monologe, denen diese Beispiele entnommen sind, zeigen in der Art der Gedankenentwicklung und in der Form eine so unverkennbare Ähnlichkeit, daß der eine dem andern nachgebildet zu sein scheint, wie ich im Philologus LXIII 26 ff. dargelegt habe. Nun schließt sich in dem zweiten Beispiel an die Fallsetzung 111—118 mit *δέ* 119 ein weiterer Satz im Konjunktiv, der ausführt, was der Sprechende in dem vorher gesetzten Falle weiter noch (*μετόπισθε*) tun werde, also die Fallsetzung fortsetzt. Dieser Satz kann ein Nachsatz zu dem *εἰ*-Satze selbstverständlich nicht sein, aber er kann auch bei der großen Entfernung von V. 111 kaum mehr von *εἰ* ab-

---

[1]) Es mag hier auch auf die von Nicanor zu *Φ* 556. 567 und *X* 111 S. 263 ff. Friedländer vgl. S. 32 ausgesprochene Ansicht hingewiesen werden, daß *εἰ* statt *ἄρα* (*διαπορητικόν*) stehe, die zwar selbst nicht annehmbar ist, der aber die richtige Erkenntnis zu Grunde liegt, daß in diesen selbständigen Fallsetzungen mit *εἴ κε* im Konj. eine den deliberativen Fragen verwandte Form der Erwägung vorliegt.

hängen. Daß aber auch kein Nachsatz zu ergänzen, auch nicht ein Vergessen desselben anzunehmen ist, zeigt der Fortgang des Selbstgesprächs. Denn der Gedanke, der als Nachsatz zu der Fallsetzung 111—113, als Bedingungssatz gefaßt, hätte verwendet werden können, folgt in Wirklichkeit V. 123 ff., wo der Sprechende nach Abbruch der vorhergehenden Erwägung die von der in Aussicht genommenen Handlung zu erwartenden Folgen in einem selbständigen *μη*-Satze mit parataktischem Nachsatze darlegt. — Wie in diesem Beispiel nach der Fallsetzung 111—118 in V. 119 ein diese weiter ausführender Satz im Konj. folgt, so im ersten ein Satz im Opt. mit *ἄν*, der an sich wohl als Nachsatz zum vorhergehenden *εἰ*-Satz gefaßt werden könnte, wahrscheinlicher aber auch als eine weitere Ausführung der Fallsetzung gedacht ist. Dafür spricht besonders der dem in *X* 122 ff. ganz entsprechende Fortgang des Selbstgesprächs. Denn auch hier folgt nach der Formel *ἀλλὰ τί ἤ — θυμός;* ein *μη*-Satz im Konj. mit parataktischem Nachsatz, der die nach Ausführung der in Aussicht genommenen Handlung zu befürchtenden Folgen ausführt. So ergibt sich bei der Annahme selbständiger Fallsetzungen für beide Stellen eine einfache und zumal im Selbstgespräch durchaus natürliche Gedankenfolge.[1])

2. Der präpositive Gebrauch.

Hier ist zunächst die Frage zu stellen, ob unter den Beispielen präpositiver Sätze mit *εἴ κε* und Konj. sich solche finden, in denen die Fallsetzung noch selbständig und nicht bedingend, der folgende Nachsatz mithin derselben parataktisch angeschlossen ist. Ich nehme Parataxe zunächst in folgenden drei Beispielen an: *P* 91 ff. *ὤ μοι ἐγών· εἰ μέν κε λίπω κάτα τεύχεα καλὰ Πάτροκλόν θ', ὃς κεῖται ἐμῆς ἕνεκ' ἐνθάδε τιμῆς· μή τίς μοι Δαναῶν νεμεσήσεται, ὅς κεν ἴδηται.* *P* 94 f. *εἰ δέ κεν Ἕκτορι μοῦνος ἐὼν καὶ Τρωσὶ μάχωμαι αἰδεσθείς· μή πώς με περιστήωσ' ἕνα πολλοί.* *ε* 466 ff. *εἰ μέν κ' ἐν ποταμῷ δυσκηδέα νύκτα φυλάσσω· μή μ' ἄμυδις στίβη τε κακὴ καὶ θῆλυς ἐέρση ἐξ ὀλιγηπελίης δαμάσῃ κεκαφηότα θυμόν.*

Auch diese Beispiele gehören Selbstgesprächen an, in denen der Sprechende verschiedene Möglichkeiten des Handelns in Erwägung zieht. So steht nach der obigen Darlegung der

---

[1]) Auch in der Auffassung dieser *εἰ*-Sätze befinde ich mich in Übereinstimmung mit Leaf.

Annahme selbständiger Fallsetzungen jedenfalls nichts im Wege. Die Annahme parataktischer Nachsätze aber wird durch den exklamativen Charakter der daran geschlossenen selbständigen Befürchtungssätze empfohlen. Diese enthalten die nach Ausführung der gesetzten Handlung zu erwartenden Folgen, aber nicht als solche in logischem Zusammenhang mit der Fallsetzung ausgeführt, sondern in lebhafter Unmittelbarkeit der Rede der Fallsetzung als Einwurf entgegengestellt.[1]) Daß diese Art der Gedankenentwicklung eine für Erwägungen im Selbstgespräch natürliche Form ist, leuchtet ein.

Ferner wird noch Parataxe beider Sätze anzunehmen sein in dem Beispiel *Φ* 553 ff. *ὤ μοι ἐγών· εἰ μέν κεν ὑπὸ κρατεροῦ Ἀχιλῆος φεύγω, τῇ περ οἱ ἄλλοι ἀτυζόμενοι κλονέονται· αἱρήσει με καὶ ὧς καὶ ἀνάλκιδα δειροτομήσει*, zum Teil auf Grund davon, daß wir in demselben Selbstgespräch die zwei weiter folgenden Fallsetzungen oben als absolute erkannt haben, zum Teil wegen der eigentümlichen Gestaltung des Nachsatzes. Denn, wie in den vorhergehenden Beispielen der Befürchtungssatz als Selbsteinwurf der Fallsetzung entgegengestellt wird, so tritt hier der Nachsatz durch die betonte Voranstellung des Verbum und *καὶ ὧς* (ähnlich *Ω* 756 mit *οὐδ' ὧς*) in Gegensatz zu der Fallsetzung: „ergreifen wird er mich auch so," d. i. was ich durch die in Aussicht genommene Flucht zu vermeiden suche, wird trotzdem eintreten.

Von den hypotaktischen Sätzen mit *εἴ κε* und Konj. erörtern wir zunächst

a) die konditionalen Sätze.

Sämtliche mit *εἴ κε* eingeleiteten konditionalen Vordersätze enthalten eine futurische Fallsetzung.

Eine hervorragende Stelle nehmen hier die Beispiele ein, in welchen mit *εἰ μέν κε — εἰ δέ κε* zwei mögliche Fälle einander gegenüber gestellt werden. Zwei Beispiele davon gehören noch den Selbstgesprächen an, aus denen die oben erörterten Beispiele

[1]) Wenn Nicanor Friedl. S. 247 in den ersten beiden Beispielen vor *μή* ein *εὐλαβοῦμαι* ergänzen wollte, obwohl ihm die Selbständigkeit solcher *μη*-Sätze nicht zweifelhaft sein konnte, so hatte er wohl Beispiele in Erinnerung, wo nach ähnlichen Fallsetzungen mit *εἴ κε* in Monologen dem folgenden *μή*-Satze ein *δείδω* vorgeschlagen ist: *ε* 419. 473. vgl. auch *μ* 122. Wir werden darin das Zeichen eines verfeinerten Sprachgefühls zu erkennen haben, welches die unmittelbare Zusammenstellung eines *μη*-Satzes mit der Fallsetzung als eine Härte empfand, die durch ein vermittelndes *δείδω* gemildert zu werden schien.

absoluten und präpositiv-parataktischen Gebrauchs entnommen waren; hier aber sind die εἰ-Sätze zweifellos hypotaktische Vordersätze: *X* 99 (εἰ μέν κε, im Nachsatz eine futurische Aussage) und ε 470 (εἰ δέ κε, Nachsatz δείδω μή). Die übrigen Beispiele enthalten im Nachsatze teils Willenserklärungen des Redenden im Fut. oder Forderungen im Imperativ oder im imperativischen Inf. oder in Ausdrucksformen gleichen Sinnes: *Γ* 281. 284. *H* 77. 81. ξ 395[1]). 398 (εἰ δέ κε μή). π 403. 405. ϱ 79 (εἴ κεν). 82 (εἰ δέ κε) —, teils futurische Aussagen: *I* 412. 414 (neben Fut. Aor.). *K* 449 (εἰ μὲν γάϱ κε, im Nachsatz ἦ τε). 452 (im Nachsatz ἔπειτα) —, teils Urteile im Opt. mit ἄν (κέ) oder futurische Aussagen: α 287 (ἦ τ' ἄν mit Opt.). 289 (δὴ ἔπειτα, imperat. Inf.). β 218 (ἦ τ' ἄν mit Opt.). 220 (δὴ ἔπειτα, Fut.). λ 110 (τὰς εἰ μέν κε, im Nachsatz καί und Opt. mit κέ). 112 (τότε τεκμαίϱομαι). μ 137 (ἦ τ' ἄν mit Opt.). 139 (τότε τεκμαίϱομαι).

Einzelstehende Fallsetzungen sind dem Vorhergehenden angeschlossen: teils mit δέ (εἰ δέ κε): im Nachsatz steht eine Willenserklärung oder Aufforderung oder ein Zugeständnis: *Α* 137 εἰ δέ κε μή (Nachsatz mit δέ im Konj. Aor. mit κέ) = 324. — *I* 135 (εἰ δέ κεν αὖτε) = 277. *Π* 87 (εἰ δέ κεν αὖ). μ 53 = 163 (Nachsatz mit δέ und τότε) —, eine futurische Aussage: *B* 364 (im Nachsatze ἔπειτα). *I* 604. *M* 71 (ἔπειτα). *Y* 138 (αὐτίκ' ἔπειτα) —, ein Urteil im Opt. mit κέ: *I* 362. φ 114, δείδω μή ε 417. Mit ἀτάϱ sind die Fallsetzungen an das Vorhergehende angeschlossen: *E* 131 = 820 (im Nachsatze Aufforderung), *Y* 181 (im Nachsatze mit τοὔνεκα fut. Aussage) — mit γάϱ: εἰ γάϱ κε *Ψ* 344 (fut. Urteil), εἴ πεϱ γάϱ κε „gesetzt wirklich" ϑ 355 (Zusage im Fut.) — asyndetisch: εἴ κε η 75 = ζ 313 (fut. Urteil). π 254 (τῶν εἴ κεν, Befürchtungssatz mit μή und Konj.). τ 488. 496 (im Nachsatz mit δὴ τότε Zusage im Fut.). φ 213. 338 (Zusage im Fut.). μ 299 (warnendes Verbot mit μή und Konj.). — εἰ δ' ἄν *Γ* 288 (im Nachsatz mit αὐτάϱ Willenserklärung im Fut.). *Σ* 273 (fut. Aussage). — Die einzige Stelle, wo der Satz mit εἴ κε in den Hauptsatz eingefügt ist, ist *Α* 455.

[1]) Hier hat Ludwich nach G εἴ κεν νοστήσειεν an Stelle der gewöhnlichen Lesart εἰ μέν κεν νοστήσῃ geschrieben, aber trotz der Trefflichkeit der Handschrift ist die von ihr gebotene Lesart schwerlich die ursprüngliche. Denn es steht ihr einmal der stehende Gebrauch, die entgegengesetzten möglichen Fälle in der gleichen Modusform einander gegenüberzustellen, entgegen, besonders aber auch, daß der Opt. den gesetzten Fall gegenüber dem Konj. in weitere Ferne rücken würde, was hier durchaus unpassend ist.

Der Gesamtgebrauch der präpositiven Konditionalsätze mit *εἴ κε* und Konj. umfaßt 54 Beispiele, von denen auf die Ilias 26, auf die Odyssee 28 entfallen, so daß der Gebrauch in der letzteren zunimmt. Die Beispiele der Ilias gehören den Gesängen *ΑΒΓΕΗΙΚΛΜΠΣΥΦΧΨ* an. Der Gebrauch tritt in der zweiten Hälfte des Epos zurück, welche nur 6 Beispiele aufweist. Von der Gruppe *Β* — *Η* sind *Δ* und *Ζ* ohne Beispiel, *Γ* enthält mit *Σ* die zwei einzigen Beispiele von *εἰ δ' ἄν*, *Ε* (neben *Υ* 181) Beispiele von *ἀτὰρ εἴ κε*. Die Gruppe *ΝΞΟ* enthält kein Beispiel.

An unterscheidenden Besonderheiten im Gebrauch beider Epen sind folgende zu verzeichnen. Einzelstehende Fallsetzungen mit *εἴ κε*, dem Vorhergehenden asyndetisch angeschlossen, finden sich nur in der Odyssee, *ἀτὰρ εἴ κε* und *εἰ δ' ἄν* nur in der Ilias. *ἦ τε* an der Spitze des Nachsatzes bietet außer *Κ* 449 nur die Odyssee. Das einzige Beispiel, in dem die Fallsetzung eine Äußerung des Mitunterredenden aufnimmt, findet sich *ϑ* 355 (*εἴ περ γάρ κεν*) vgl. 353 (*εἴ κεν* mit Opt.).

Die Entwicklung der präpositiven konditionalen Sätze mit *εἴ κεν* und Konj. ließ sich an dem reichen Material der homerischen Sprache ebenso sicher verfolgen, wie Lange die Entwicklung der präpositiven Konditionalsätze mit *εἰ* und Opt. aus selbständigen Wunschsätzen nachgewiesen hat. Es fanden sich, meist in Selbstgesprächen, noch fünf Beispiele absoluten Gebrauchs und vier Beispiele mit parataktischem Nachsatz, welche den Weg bezeichneten, auf dem ursprünglich selbständige Fallsetzungssätze sich zu konditionalen Vordersätzen entwickeln konnten. Auf die ursprüngliche Parataxe mögen auch in den hypotaktisch zu fassenden Beispielen zum Teil noch die Anschlußformen des Nachsatzes mit *δέ* *Α* 137 = 324, adversativ *μ* 53 = 163, und mit *αὐτάρ* *Γ* 288 weisen. — *ἔπειτα* findet sich im Nachsatze *Β* 364. *Κ* 452. *Μ* 71. *Υ* 138. *α* 289. *β* 220. *ζ* 313. *η* 75, *τότε* oder *δὴ τότε* *λ* 112. *μ* 53. 139. 163. *τ* 496, *τοὔνεκα* *Υ* 181. An Negationen finden sich: *μή* nach *εἰ δέ κε* *Α* 137 = 324. *ξ* 398, *μηδέ* *α* 289. *β* 220, *οὐ* nach *εἰ δ' ἄν* vor dem Verbum *Γ* 288, *καὶ οὐκ* im zweiten Gliede nach *εἰ δέ κε* *Υ* 139.

b) Die konzessiven Sätze.

Der Gebrauch ist beschränkt auf *εἴ πέρ κε*. Zwei Beispiele enthalten futurische Fallsetzungen mit futurischer Aussage im Nachsatze: *λ* 113 = *μ* 140. Das einzige Beispiel einer iterativen Fallsetzung mit *εἴ περ γάρ κε* bietet *Μ* 302.

3. Der postpositive Gebrauch.

a) Die konditionalen Sätze.

Die postpositiven konditionalen Fallsetzungen mit εἴ κε und Konj. sind, wie die präpositiven, sämtlich futurische. Im Hauptsatze steht durchweg eine futurische Aussage; meist im Ind. oder Inf. Fut., nur an zwei Stellen im Opt. mit κέ. Willenserklärungen, Aufforderungen und Befürchtungssätze finden sich hier nicht. Einer futurischen Aussage im Hauptsatze folgt eine Fallsetzung mit εἴ κε: Δ 415. Θ 535. K 106. Λ 315. Ξ 368. O 498. Π 499. P 29. τ 327. φ 364. χ 345, mit εἴ περ ἄν „gesetzt wirklich" E 224. 232 (wo Pandaros die Fallsetzung des Aeneas 224 aufnimmt, vgl. ϑ 355 mit 353). Nach Opt. mit κέ folgt eine Fallsetzung mit εἴ κε: N 379. P 39. [In P 557 f. ist die am besten beglaubigte Lesart εἴ κ' — ἑλκήσουσιν, nicht ἑλκήσωσιν, was indes von manchen Herausgebern aufgenommen ist, vgl. d. Anhang z. Il. VI² 107.]

Es ergeben sich überhaupt 15 Beispiele postpositiver konditionaler Fallsetzungssätze, und von diesen gehören der Ilias 12, der Odyssee nur 3 an. Während also der präpositive Gebrauch in der Odyssee zunahm, geht der auf die Gesänge τφχ beschränkte postpositive Gebrauch in auffallender Weise zurück. Diese Erscheinung erklärt sich daraus, daß die postpositiven konditionalen Sätze mit αἴ κε und Konj. in der Odyssee mit 15 Beispielen in β δ ε λ μ ν τ υ φ ω vertreten sind (vgl. BB. XXIX 292 f.). Die Gesänge Δ und Θ, welche kein präpositives Beispiel aufwiesen, sind hier mit je einem postp. vertreten. Dem Gesange E ist hier die Partikelverbindung εἴ περ ἄν in zwei Beispielen eigentümlich. Die im präpositiven Gebrauch nicht vertretenen Gesänge NΞO und P bieten fünf postpositive Beispiele, N und P je eins, in dem der Hauptsatz ein Urteil im Opt. mit κέ enthält, wovon bei präpositiver Stellung des εἰ-Satzes in der Ilias sich nur ein Beispiel in I 362 fand, während die übrigen der Odyssee angehörten.

b) Die konzessiven Sätze.

Konzessivsätze mit **futurischer** Fallsetzung finden sich nach einer futurischen Aussage im Hauptsatze: eingeleitet mit καὶ εἴ κε E 351; mit οὐδ' εἴ κε nach futurischer Aussage X 349[1]),

[1]) Hier wird von neueren Herausgebern ein präpositiver Konzessivsatz angenommen; allein die Sätze mit οὐδ' εἰ, wie die mit καὶ εἰ, haben wegen der steigernden Bedeutung der Partikeln οὐδέ und καί überhaupt ihre natürliche

ξ 140, nach einer Aussage im Präs. Θ 478, mit iterativer Fallsetzung nach einer Aussage im Präs. eingeleitet mit εἴ περ ἄν Γ 25, mit καί εἴ κε Λ 391, wo der εἰ-Satz zwischen die Glieder des Hauptsatzes eingefügt ist.[1])

Die postpositiven Konzessivsätze sind überhaupt mit 6 Beispielen vertreten (Il. 5, Od. 1), während von präpositiven nur drei Beispiele vorlagen (Il. 1, Od. 2). Es ist bemerkenswert, daß die drei einzigen Beispiele von iterativen Fallsetzungen mit εἴ κε (ἄν) und Konj., Γ 25. Λ 391. Μ 302, sich in Konzessivsätzen finden und daß der iterative Gebrauch in der Odyssee völlig verschwindet.

c) Die abhängigen Fragesätze.

Der Gebrauch der futurischen Fallsetzungen mit εἴ κε und Konj. in dem Sinne von abhängigen Fragen ist auf vier Beispiele beschränkt, in welchen überall die Frage τίς δ' οἶδ' vorausgeht: Ο 403 f. τίς δ' οἶδ', εἴ κέν οἱ σὺν δαίμονι θυμὸν ὀρίνω παρειπών; Π 860 f. β 332 f. γ 216 f. Historisch betrachtet waren, was Delbrück Gebrauch des Konj. und Opt. S. 174 f. wohl zuerst bestimmt ausgesprochen hat, beide Sätze ursprünglich selbständig und unabhängig nebeneinander gestellt. Daß dies für die Fallsetzungen mit εἴ κε und Konj. annehmbar, ist durch den absoluten und präpositiv-parataktischen Gebrauch S. 365 wahrscheinlich gemacht; und ihre eigentliche Bedeutung, die Setzung eines Falls, dessen Eintritt der Sprechende unter gewissen Bedingungen erwartet, ist auch im Abhängigkeitsverhältnis noch deutlich erkennbar. Denn das „vielleicht", welches Bekker (Hom. Blätter I 288 f.) durch eine gar zu künstliche Interpretation aus der Frage τίς δ' οἶδε gewinnen wollte, ist in der Fallsetzung an sich enthalten und nicht erst aus der Verbindung mit der Frage zu entnehmen[2]). Für die Erklärung dieser ist aber die Formel

---

Stelle im Anschluß an eine vorhergehende Aussage, und stehen auch nur mit seltenen Ausnahmen postpositiv.

[1]) In Χ 351 bieten die besten Handschriften ἀνώγοι, doch schreiben nach Bekker manche Herausgeber ἀνώγῃ. In Χ 220, wo die Überlieferung zwischen Opt. und Konj. schwankt, verdient der Opt. den Vorzug, vgl. Leaf zur Stelle und Lange *Ei* II 516 f.

[2]) Man kann die mittelhochdeutsche Formel *waz obe* in dem Sinne von „vielleicht" vergleichen, worin das *waz* nur die Fallsetzung mit *obe* vorbereitet, die ursprünglich sicher auch einen selbständigen Satz bildete und das „vielleicht" in sich enthielt.

Ζεὺς μέν που τό γε οἶδε καὶ ἀθάνατοι θεοὶ ἄλλοι *Γ* 308 heranzuziehen, an welche ξ 119 f. sich eine Fallsetzung mit *εἴ κε* und Opt. anschließt, wie *Λ* 792 an die Frage *τίς δ' οἶδε.* Diese Formel bildet gleichsam den positiven Gegensatz zu der in der Frage enthaltenen Negierung: Was kein Mensch, sondern nur die Gottheit weiß, ist für den Menschen unbestimmt und zweifelhaft: es kann sein oder geschehen und kann nicht sein oder geschehen, wie denn in *Γ* 308 f. die abhängige Frage *ὁπποτέρῳ θανάτοιο τέλος πεπρωμένον ἐστίν* die eine wie die andere Möglichkeit in sich schließt. Aber es hat sich der Gebrauch beider Formeln in Verbindung mit einer Fallsetzung so fixiert, daß sie nur verwendet werden, wenn der Sprechende die Hoffnung hegt, daß der gesetzte, ihm erwünschte Fall eintreten werde. Danach würde *O* 403 parataktisch gefaßt etwa so lauten: „doch wer weiß? gelt allenfalls werde ich ihm mit Hülfe der Gottheit durch Zuspruch das Herz rühren". Vgl. auch Lange *Εἰ* II 507. Bei der von vornherein zur Abhängigkeit neigenden postpositiven Stellung mußten diese Fallsetzungen aber früh ihre Selbständigkeit verlieren.[1])

d) Die motivierenden Fallsetzungssätze.

Die Funktion, eine Aufforderung oder Willenserklärung dadurch zu motivieren, daß der nach Ausführung der in Absicht genommenen oder geforderten Handlung zu erwartende Erfolg daran angeschlossen wird, ist, wie BB. XXIX 283 ff. näher dargelegt ist, der Partikelverbindung *αἴ κε* mit Konj. ganz besonders eigen. *εἴ κε* mit Konj. in diesem Sinne ist nur mit den beiden Beispielen zu belegen: *O* 297 f. *στήομεν, εἴ κεν πρῶτον ἐρύξομεν ἀντιάσαντες* und *χ* 75 ff. *ἐπὶ δ' αὐτῷ πάντες ἔχωμεν ἁθρόοι, εἴ κέ μιν οὐδοῦ ἀπώσομεν ἠδὲ θυράων, ἔλθωμεν δ' ἀνὰ ἄστυ, βοὴ δ' ὤκιστα γένοιτο.*

Man pflegte früher zur Vermittlung zwischen beiden Sätzen vor dem *εἰ*-Satze ein *πειρώμενοι* zu ergänzen, in der Voraussetzung, daß dieser eine indirekte Frage bilde. In Wirklichkeit enthält der *εἰ*-Satz eine futurische Fallsetzung und ist das Verhältnis desselben zu der vorhergehenden Aufforderung kein

---

[1]) Noch würde hieher die Stelle *ο* 523 f. *ἀλλὰ τά γε Ζεὺς οἶδεν Ὀλύμπιος —, εἴ κέ σφι πρὸ γάμοιο τελευτήσει κακὸν ἦμαρ* gehören, wenn mit Bergk Griech. Lit. I 859 Anm. 157 in dem *ει* der Endung in *τελευτήσει* die Spur der älteren Schreibweise des Konj. für *ῃ* zu sehen und mit v. Leeuwen-Mendes da Costa *τελευτήσῃ* zu schreiben wäre.

anderes, als bei den motivierenden prohibitiven Erwartungssätzen mit *μή* und Konj. und den Wunschsätzen mit *εἰ* und Opt., die ursprünglich selbständig waren und parataktisch neben den vorhergehenden Satz traten. Hier aber sind die Fallsetzungssätze in beiden Beispielen offenbar nicht mehr selbständig, sondern von der Aufforderung abhängig, wie die unter c) behandelten von *οἶδε*. Von beiden Gebrauchsweisen finden sich die ersten Beispiele in den von der Kritik als jünger erkannten Partieen von *O*.[1])

Der Gesamtgebrauch von *εἴ κε* (*ἄν*) mit Konj. umfaßt 93 Beispiele. Von diesen sind dem absoluten Gebrauch 5 zugewiesen, dem präpositiv-parataktischen 4. Der hypotaktisch-konditionale und konzessive Gebrauch umfaßt überhaupt 78 Beispiele (Il. 44, Od. 34) und zwar präpositive 57 (Il. 27, Od. 30), postpositive 21 (Il. 17, Od. 4). Es ergibt sich, daß in der Odyssee der präpositive Gebrauch sich steigert, der postpositive aber auf 4 Beispiele herabsinkt (Il. 17). Von postpositiven fragenden Fallsetzungen finden sich 4 Beispiele (Il. 2, Od. 2), von motivierenden 2, je eins in beiden Epen. Sämtliche 93 Beispiele enthalten futurische Fallsetzungen, nur 3 Beispiele iterative und zwar in Konzessivsätzen.

B. Der Gebrauch von *ἤν* mit Konjunktiv.

Weit öfter, als die immer durch *δέ* getrennten Partikeln *εἰ* und *ἄν* (nur *Γ* 288. *Σ* 273. *Φ* 556) finden sich beide vereinigt in der Form *ἤν*. Diese mit *εἴ κε*, wie *Θ* 482 vgl. mit 478 zeigt, völlig gleichwertige Konjunktion schließt sich aber dem Vorhergehenden nie asyndetisch an, sondern stets von Partikeln begleitet (*γάρ, δέ, ἀτάρ*).

1. Der präpositive Gebrauch.

a) Die konditionalen Sätze.

Von den 6 vorliegenden Beispielen enthalten 5 eine futurische Fallsetzung, der Nachsatz eine futurische Aussage: im Ind. Fut.

---

[1]) Möglich wäre, wie Capelle im Philol. XXXVI 683 urteilt, in *O* 297 *ἐρύξομεν* als Futurum zu fassen, da von der Verbindung *εἴ κε* mit Fut. sichere Beispiele vorliegen. Aber ein anderes, dieser Stelle entsprechendes Beispiel von *εἴ κε* mit Fut. findet sich nicht, nur eine abhängige Frage in dieser Form *ο* 524. — Bentleys Vorschlag statt *εἴ κε* zu schreiben *εἴ ϝε* ist nicht annehmbar, weil *εἰ* ohne *κέ* in derartigen Sätzen ohne Beispiel ist. — Über den Opt. *γένοιτο* und die Variante *γένηται* in *χ* 77 vgl. den Anhang zur Od. IV[3] 69.

I 393 ἢν γάρ δή με σόωσι θεοὶ καὶ οἴκαδ' ἵκωμαι, Πηλεύς θήν μοι ἔπειτα γυναῖκά γε μάσσεται αὐτός, in einem von ἔλπεσθε abhängigen Inf. Fut. *O* 504, in einem Befürchtungssatze μ 121 (ἢν γάρ — δείδω μή); einen von εἰπεῖν abhängigen imperativischen Inf. φ 238 f. = 384 f. (ἢν δέ). Die Fallsetzung ist eine iterative *Λ* 166 (ἀτὰρ ἤν ποτε).

b) Die konzessiven Sätze.

Die vier Beispiele enthalten eine futurische Fallsetzung, eingeleitet mit ἤν περ γάρ *T* 32. *X* 487, mit ἤν περ γάρ κε σ 318[1]), mit einer futurischen Aussage im Nachsatze; eingeleitet mit οὐδ' ἤν, welches ein vorhergehendes οὐδ' εἴ κε aufnimmt, mit Nachsatz im Präs. *Θ* 482.

2. Der postpositive Gebrauch.

a) Die konditionalen Sätze.

Von den 9 Beispielen enthalten 7 eine futurische, 2 eine iterative Fallsetzung.

Den futurischen Fallsetzungen geht im Hauptsatze eine futurische Aussage voraus: *Δ* 353 = *I* 359 (ἢν ἐθέλῃσθα καὶ αἴ κέν τοι τὰ μεμήλῃ eingeschoben zwischen ὄψεαι und den davon abhängigen Objekten) und *X* 55 (ἢν μή), ein Absichtssatz im Konj. *I* 429 = 692, ein potentialer Opt. mit κέ μ 288 (ἤν πως), ein Warnungssatz mit μή und Konj. τ 83, wenn man mit Aristarch ἤν πως liest, während die Handschr. μή πως bieten, vgl. den Anhang zur Od. IV[3] 7.

Die iterativen Fallsetzungen stehen nach Präs. im Hauptsatze ε 120 und λ 159 (ἢν μή).

b) Die konzessiven Sätze.

Die beiden konzessiven Fallsetzungen sind futurische: eingeleitet mit οὐδ' ἤν nach einer Willenserklärung im Fut. *Α* 90, mit ἤν περ καί nach Imperativ π 276.

c) Die fragenden Fallsetzungssätze

sind nur mit dem einen Beispiel *O* 31 f. vertreten: τῶν σ' αὖτις μνήσω, ἵν' ἀπολλήξῃς ἀπατάων, ὄφρα ἴδῃς, ἤν τοι χραίσμῃ φιλότης τε καὶ εὐνή[2]).

---

[1]) Hinrichs schrieb ἤν περ γάρ τ' nach dem häufigen εἴ περ γάρ τε, v. Leeuwen-Mendes da Costa εἴ περ γάρ κ'.

[2]) V. 18—31 sind höchst wahrscheinlich interpoliert: vgl. den Anhang zur Il. V[2] 125. Schließt man V. 32 an 17, so steht der Finalsatz an richtiger Stelle

d) Die motivierenden Fallsetzungssätze.

Futurische Fallsetzungen, die den bei einer in Absicht genommenen oder geforderten Handlung erhofften Erfolg enthalten, motivieren eine vorhergehende Aufforderung: *H* 38 f. *Ἕκτορος ὄρσωμεν κρατερὸν μένος —, ἤν τινά που Δαναῶν προκαλέσσεται*, *P* 245 *κάλει, ἤν τις ἀκούσῃ*, *Π* 39 (*ἤν που*), eine Willenserklärung *X* 419 (*ἤν πως*), eine futurische Fallsetzung mit *εἰ δέ κε* und der 1. Person Konj. *ε* 417 (*ἤν που*).

Von diesem regelmäßigen Gebrauch entfernt sich das Beispiel *Υ* 172 f. *γλαυκιόων δ' ἰθὺς φέρεται μένει, ἤν τινα πέφνῃ ἀνδρῶν ἢ αὐτὸς φθίεται πρώτῳ ἐν ὁμίλῳ* dadurch, daß die Fallsetzung (innerhalb eines Gleichnisses) aus den Gedanken nicht des Sprechenden, sondern einer dritten Person (eines Löwen) gesetzt und dem gehofften Erfolg auch das Gegenteil mit *ἢ* gegenübergestellt ist.

Von den Beispielen der Telemachie haben *α* 94. 282. *β* 216. 360 das Gemeinsame, daß die Fallsetzung (*ἤν που ἀκούσῃ* [-ω], *ἤν τίς τοι* [*μοι*] *εἴπῃσι*) sich an das Partizip *πευσόμενος* (-*ον*) mit Objekt schließt und dieses zugleich als Objekt für das Verbum der Fallsetzung zu denken ist. Ähnlich bildet in *γ* 83 das Objekt des Hauptsatzes *κλέος* (*μετέρχομαι*) zugleich das Objekt für das Verbum der Fallsetzung *ἤν που ἀκούσω*. Bei dieser engen Verbindung der Fallsetzung mit dem Hauptsatze entsteht bei vorhergehendem *πευσόμενος* der Schein einer abhängigen Frage, aber der Inhalt der Fallsetzung läßt diese Auffassung nicht zu.

Ganz besonderer Art ist das Beispiel *Ξ* 77 ff. *ὕψι δ' ἐπ' εὐνάων ὁρμίσσομεν, εἰς ὅ κεν ἔλθῃ νὺξ ἀβρότη, ἤν καὶ τῇ ἀπόσχωνται πολέμοιο Τρῶες· ἔπειτα δέ κεν ἐρυσαίμεθα νῆας ἁπάσας*. Denn hier enthält der Fallsetzungssatz natürlich nicht den von dem *ὁρμίζειν* erhofften Erfolg, daher er auch nicht an *ὁρμίσσομεν* angeschlossen ist, sondern im Anschluß an den futurischen Temporalsatz mit *εἰς ὅ κε* eine von dem Eintritt der Nacht erwartete Wirkung auf die Troer, die den Achaeern die Fortsetzung und Vollendung der in Absicht genommenen Handlung gestatten würde. Der nach den einzelnen Momenten gleichsam

---

und wird die davon abhängige Frage „ob Umarmung und Beilager dir etwas helfen, d. i. dich vor Schlägen schützen werden" verständlich. — v. Leeuwen-Mendes da Costa haben aus Vermutung geschrieben: *εἴ τοι 'χραίσμεν* statt *ἤν τοι χραίσμῃ*.

parataktisch entwickelte Gedanke würde hypotaktisch zusammengefaßt lauten: „laßt uns die Schiffe hoch auf den Ankersteinen festlegen, um bei Eintritt der Nacht, falls dann, wie zu erwarten, die Troer den Kampf aufgeben werden, alle Schiffe in das Meer zu ziehen“[1]).

Von ἤν mit Konj. ergeben sich überhaupt 34 Beispiele (Il. 19, Od. 15). An dem Gebrauch ist die Ilias mit den zwölf Gesängen *ΑΔΗΘΙΞΟΠΡΤΥΧ* beteiligt, die Odyssee mit den zehn Gesängen *αβγελμπστφ*. — Präpositive Stellung haben die Sätze mit ἤν in 10 Beispielen (Il. 6, Od. 4), postpositive in 24 (Il. 13, Od. 11). Dies bedeutende Übergewicht der postpositiven Stellung beruht auf der großen Zahl der motivierenden Fallsetzungen (12 Beispiele). Der konditionale und konzessive Gebrauch, der im ganzen 21 Beispiele umfaßt, verteilt sich auf beide Epen so, daß auf die Ilias 12, auf die Odyssee 9 entfallen, präpositiv stehen 10 (Il. 6, Od. 4), postpositiv 11 (Il. 6, Od. 5). Von diesen 21 Beispielen enthalten 18 futurische, 3 iterative Fallsetzungen. — ἤν ist mit πως verbunden **Χ** 419. μ 288. τ 83, mit που **Η** 39. *Π* 39. ε 417. α 94. β 360. γ 83, mit μή **Χ** 55. λ 159.

Vergleichen wir den Gebrauch von ἤν mit Konj. mit dem von εἴ κε mit Konj., so stimmen beide überein in der geringen Verwendung in abhängigen Fragen, wovon ἤν nur ein Beispiel in *Ο*, εἴ κε nur 4 in *ΟΠβγ* (alle nach τίς δ' οἶδε) aufweist, ebenso in dem Überwiegen der futurischen Fallsetzungen über die iterativen, da εἴ κε unter 93 Beispielen nur 3, ἤν unter 34 nur 3 iterative bietet. Dagegen ist dem Gebrauch von ἤν die große Zahl der motivierenden Fallsetzungen eigentümlich (12, Il. 6 und Od. 6), die etwa ein Drittel des gesamten Gebrauchs (34 Beispiele) ausmachen, während εἴ κε bei einem Gesamtgebrauch von 93 Beispielen nur zwei motivierende Fallsetzungen in **Θ** und χ bietet.

Es wird aber diesem Gebrauch von ἤν mit Konj. in motivierenden Fallsetzungen kein hohes Alter zuzuweisen sein. Die alte Ausdrucksform, in der man an Aufforderungen und Willenserklärungen die hoffende Erwartung eines Erfolgs anschloß, war

---

[1]) van Leeuwen-Mendes da Costa, die ἤν als nicht homerisch überall aus dem Texte auszumerzen suchen durch Einsetzung von αἴ κεν oder εἰ, haben auch hier αἴ κεν geschrieben statt ἦν καί, Leaf εἴ κεν, was zwei Handschr. bieten.

αἴ κε mit Konj., und diese findet sich überall in den ältesten Teilen des Epos. Die Beispiele der motivierenden Fallsetzungssätze mit *ἤν* und Konj. gehören in der Ilias den Gesängen *HΞΠΡΥΧ*, in der Odyssee den Gesängen *αβγε* an. Die alten Gesänge, *A*, der zwei Beispiele konditionalen Gebrauchs (V. 90. 166) bietet, und *Δ*, der überhaupt ohne Beispiel ist, kennen den motivierenden Gebrauch nicht. In *Π* 39 ist *ἤν που* verglichen mit *αἴ κεν Λ* 797 höchst auffallend, und es ist wohl begründet, wenn v. Leeuwen-M. und Leaf auch in *Π αἴ κεν* nach einigen Handschr. geschrieben haben. Daß die Schlußpartie von *X*, in der sich ein Beispiel von *ἤν* V. 419 findet, alt sei, wird mit Grund bezweifelt, vgl. den Anhang zur Il. VIII 16 f. So ist der motivierende Gebrauch auf die jüngern Gesänge der Ilias *HΞΡΥ*, auf die Telemachie und *ε* (417) beschränkt.

Göttingen. C. Hentze.

Vertauschung der Suffixe *on* und *ont* im Griechischen und im Latein.

Ἀηδών -όνος bezw. *ἀδών* (cf. Mosch. 3, 9) hat wahrscheinlich ursprünglich nur die Bedeutung „Sänger(in)" gehabt — denn nicht nur die Nachtigall, sondern auch die Heuschrecken, das Webschiff, die Sirenen werden so genannt — und ist somit seiner Bedeutung nach von *ἀείδων* (*ᾄδων*) nicht verschieden; ebenso lassen sich einander gegenüberstellen *ἀγών* un *ἄγων* (*ἄξων -ονος* „axis" und *ἄξων-οντος*?), *σταγών -όνος* und *σταγών* Part. Aor. II von *στάζω* (cf. *ἔκραγον*), *φαγών -όνος* und *φαγών* Part. Aor. von *ἐσθίω*, *εἰκών -όνος* und ein aus *εἶκε* (Il. XVIII 520) zu erschließendes Part. Präs. *εἴκων*, *δράκαινα* und Part. Aor. *δρακών*, *ἀκόν-η* und *ἄκων -οντος*, *πεϱόν-η* und *πεϱῶν*, *ἀγχόν-η* und *ἄγχων*. Und so dürftem sich bei eifrigem Suchen derartige Parallelen noch in größerer Anzahl herausstellen. Da wäre es denn nicht wunderbar, wenn uns im Griechischen Fälle begegneten, wo diese beiden Suffixe für einander einträten. So steht offenbar Suffix *ont* für *on* in den Cas. obl. von *λέων* (cf. *λέαινα*) und von *δράκων* (cf. *δράκαινα*). Ähnlich scheint mir die Sache bei *γέρων -οντος* zu liegen. Sagt doch zu „*γεράνδρυον*" Leo Meyer Hdb. d. gr. Et. III 42: „in *γεραν* ist vielleicht eine alte Nebenform zu *γεροντ-* (alt) erhalten, die sich ihrer Bildung noch mit *τάλαν* vergleichen lassen würde". Wie kam es dann aber, daß die

Neutralform *γέρον* (cf. Od. XXII 184 *σάκος εὐρὺ γέρον*) zu *γέραν* wurde? Das konnte doch nur geschehen, wenn es zu diesem Worte ein Femininum **γέραινα* gab (*μέλαν τάλαν : μέλαινα τάλαινα = γέραν : *γέραινα*). Durch die Form **γέραινα* wäre aber auch für *γέρων γέρον on* als Suffix erwiesen (cf. *Λάκων Λάκαινα*). Wer weiß, ob Pape nicht im Recht war, wenn er in seinem Wörterbuch der gr. Eigennamen *Γέρην* mit „Ehring“ übersetzte (*γέρην : γέρων = φρήν : εὔφρων*)! Dann wäre *Γερήνιος*[1] *ἱππότα* eben der alte Haudegen zu Roß (cf. *Σειρήνιος*) und *Γερηνία* soviel wie „Altenburg“.

Den umgekehrten Fall, nämlich daß Suffix *on* für *ont* sich einstellte, finde ich eingetreten in dem *ων* des Nom. sing. griechischer Partizipien; denn daß dies *ων* aus dem Suffix *ont* hervorgegangen sein könne, hat bis jetzt noch niemand überzeugend nachgewiesen. Steht doch auch *ὀδών* für *ὀδούς* bei Herodot VI 107.

Im Latein war das Verhältnis zwischen beiden Suffixen ein ähnliches; jedoch gestaltet sich hier die Beweisführung etwas schwieriger, da im lat. Part. Praes. das Suffix *ont* dem konkurrierenden *ent* fast ganz den Platz geräumt hat. Immerhin können folgende Beispiele für Suffix *ont* beim Part. Präs. aufgeführt werden: *sons insons* neben *prae-sens ab-sens, euntis* etc. neben *iens, volunt-as* (vgl. der Bedeutung nach *ἐθελοντ-ήν*) neben *volens, secus* (heres) aus **sequons secuns* neben *sequens, flexuntes* neben *φλεξεντιής* (nach Bechstein Curt. St. VIII 349). Vielleicht auch hierherzustellen *lucuns* neben *lugens*, die sich ihrer Bedeutung nach zueinander verhalten würden wie Kringel zu krank. Parallelen mit dem *on*-Suffix kann ich hierzu nur zwei aufführen: *volo-nis* vgl. *Ἐθέλων* Thera N. 569 und **luco*, zu erschließen aus *lucunculus* (cf. *avunculus*). Um so häufiger treten aber diese Parallelen beim *ent*-Suffix uns entgegen, und was bei *ent* jetzt sich häufig zeigt, muß doch bei *ont* ursprünglich ebenfalls sich häufig gezeigt haben. Man vergleiche nun darauf hin die Substantiva: *appeto, mando, hamotraho, impono, combibo, comedo, bibo, edo, consedo, assedo, scribo, averruncus* (cf. Ausones Aurunci), *esurio* mit *appetens, mandens, trahens, imponens, com-*

---

[1]) Die Reihe *Γέρων* (auch als Eigenname gebräuchlich cf. Bechtel-Fick S. 86), *Γέρην, Γερήνιος* (*-ία*) läßt meines Erachtens auch Schlüsse auf die lateinische Onomatologie zu, und beispielsweise dürfte die Annahme eines nähern Verhältnisses zwischen *Naso(ōnius)* und *Nasennius* (ursprünglich *Nasēnius*?), die v. Planta vertritt, W. Schulze aber E 276 verwirft, dadurch eine Stütze erhalten.

bibens, comedens, bibens, (e)dens, considens, assidens, scribens, averrens, esuriens. Diese Zahl würde sich erheblich vergrößern, wenn man die Participia auf *ans* (z. B. *epulo* neben *epulans*) noch heranzöge. Somit ist ein näheres Verhältnis der Wörter mit Suffix *on* zu denen mit Suffix *ont* fürs Latein damit auch erwiesen. Hier vollzog sich der Umtausch beider Suffixe aber mehr zugunsten von *on* — wenigstens bei den Appellativis —; wurde doch das Suffix *ont* von *ent* immer mehr verdrängt. Das sieht man besonders bei Fremdwörtern: *leo draco* flektierten im Genitiv *leonis draconis* trotz *λέοντος δράκοντος*. Anders kam es bei den Eigennamen. Deren Bildung ist ein Ergebnis der Vulgärsprache, die Schriftsprache nimmt sie meist unbesehen auf. Nun mußte der Umstand, daß die Wörter auf *o* in der Vulgärsprache bald auf *ōnis* bald auf *ōtis* weiterflektierten (*Nerōtis* neben *Neronis* etc.), gar bald zur Bildung eines Kompromißsuffixes *ontis* für den Genitiv die Veranlassung geben; es standen also wieder *ontis* und *onis* nebeneinander. Zu *Tarco(n)* lautete der Genitiv *Tarconis* und *Tarcontis*, zu *Auxanon Auxanontis* und *Auxanonis* etc. Im Griechischen gab es Kosenamen mit dem Suffix *ων -ωνος* und von Bechtel so genannte Anschlußnamen auf *ων -οντος*; waren diese von demselben Nomenstamm gebildet, so hatte scheinbar dasselbe Wort im Genitiv sowohl *ωνος* wie *οντος*. Neben häufigeren *Ἄρχων Ἄρχωνος* finden wir z. B. CIA. 2 N. 467 (Π_{130}) *Θεόφιλος Ἄρχοντος*. Weiterbildungen von solchen Wörtern lauteten dann im Latein bald auf *onius* bald auf *ontius* aus cf. *Archontius Tarconius Tarcontius, Leonius Leontius.* Auch das Latein bildete Eigennamen mit dem Suffix *ont*, so neben *Volo Volonius* nach *volont- Voluntilius* (freilich auch *Volentilius*), *Secuntilla* aus *secus* (Gen. *secuntis*). Letzterem Namen konnte man ein *Secco(nius)* an die Seite stellen und so bildete man denn weiter neben Eigennamen auf *o, onius* solche auf *ontius : Barbunteius* neben *Barbonius Barbo*, *Caepontius* neben *Caepo, Acontius* neben *Aconius Aco, Tiruntius* cf. *Manilius Tiruntius* VIII 9679 neben *Tiro Tironius, Insontius* neben *Hisonius* (cf. *Γισωνίδας* Bechtel-Fick S. 130), *Sperontius* neben *Spero Speronius, Regontius* neben *Regonius, Taruntenus* neben *Taronius, Far-l-ontius* neben *Farronius, Opontius* neben *Opponius, Oppo(u)neius, Op(p)o, Varguntcius* neben *Bargonius.*

München. Aug. Zimmermann.

Irish Etyma.

acrann „clothing", „shoe".

acrann F. „vestis", occurs in the Book of Leinster, 248ᵃ 44, *cóica acrann corcra* „fifty purple coverlets", where it is gen. pl., and *acrann* „shoe" occurs in Ml. 56ᵇ 1, where it explains „calceamentum", and is preceded by *ind* the nom. sg. of the fem. article.[1]) Comparison with the Cymr. *archen* „vestis", „calceamentum" and the Bret. *arc'henna* „chausser" points to metathesis of *r* in *acrann,* and to change of posttonic *e* to *a.* An urkelt. **arkennā* would be cognate with Lat. *arca, arcanus,* and *arcera* „a covered carriage for sick or aged persons"[2]).

ad-gládur „alloquor".

adgládur (gl. appello) Sg. 146ᵇ 9 is compared by Wiedemann, KZ. XXXIII 164, with Gr. *γλῶσσα,* which he proposes to bring from **glōdhiă.* But surely Prellwitz' etymology (from **γλωχ̣ια*; cf. *γλῶχες, γλωχίς*) is preferable. I follow Strachan in connecting *ad-gládur* with Pindar's *κέ-χλᾱδα*: cf. also Skr. *hrādate* „tönt".

ái „swan".

Hitherto this word has been found only in modern glossaries: *ai* no *aoi* .i. eala, O'Cl., ai, *a swan*, Egerton 158, no. 665. It may represent either *ái* or *ói* in Old-Irish. If the former, cf. Gr. *αἰετός* (from **ἀϝιετός?*), Lat. *avis.* If the latter, cf. Gr. *οἰωνός.*

airghe „a drove of cattle".

This word with its various other meanings (Meyer, Contribb.) may come from **ar-agiā,* cognate with *ago, ἄγω, παρ-άγω, ajati* etc.

barc „abundance".

barc Salt. na Rann 2819, 3865, is glossed by *iomad* „abundance". O'Cl. It seems cognate with Lat. *farcio, frequens* and *far(c)tim.*

blosc „noise", „sound".

This word, gen. *bloisc,* may come from **bhlozgo-s,* and be cognate not only with Lith. *blázgu, blázgėti, blázgyti,* but with Gr. *φλοῖσβος,* where, according to Prellwitz, the „i kann vor o eingeschoben sein wie in *Τροιζήν* neben älterem *Τροζάν*".

---

[1]) Dat. pl. *accrannaib,* Wb. 5a 5: compd. *iall-acrand,* Rev. Celt. II 396.

[2]) si morbus aeuitasue uitium escit iumentum dato, si nolet, *arceram* ne sternito, XII Tab. 1. 3.

It may, however, come from **bhlodhsko-s,* and be cognate with Mhd. *blôdern* „rauschen", root *bhlodh,* a weiterbildung of **bhlo* „strotzen, hervorbrechen", Prellwitz s. v. φλέω.

boccad 1. „boasting", 2. *boccad* „shaking".

Of these homonyms the former is the verbal noun of *boccaim* „I boast", from **bhoghnó*, cognate with Ags. *bogan*, Rev. Celt. XXVII 86. The latter is the verbal noun of *boccaim* „I shake", from **bognó*. Idg. root *gvog, gvag,* whence Ags. *cwacian*, Eng. *quake.*

branar „fallow-field".

branar, gen. *branair* Egerton 158, no. 336, may come from **mranaro-* cognate with Ch. Slav. *za-marĭnŭ* „eitel", „nichtig", Lith. *marnas.* The Cymric synonym *braenar,* Bret. *breinar*, Rev. Celt. XXIV 409, may come from **bhragn-ar,* where *bhragn* is cognate with Germ. *Brachfeld,* and *ar* (Cymric *âr*) with Lat. *arvum* etc.

cétlud „coitus".

K. Meyer (Contribb. 361) doubtfully brings this word from **cét-tolud,* which would mean „sleeping together", and involves the ejection of a syllable. Better regard it as a compound of *luth,* verbal noun of **luim* „I go", Idg. root *plou, plu,* Urkelt. Sprachschatz 253, with the prepositional prefix *cét-,* from *kn̥ta,* Gaul. *canta,* Cymr. *cant,* Corn. *cans,* Bret. *gant,* Gr. κατά. The Latin *coitus* is thus a close parallel.

cétne „same".

This adjective (which has nothing to do with the prefix *cétne* „first") has lately been connected by Loth (Archiv f. celt. Philologie III 265) with the Cornish *keth* „same", which comes regularly from **kent-*, as *kethel* „knife" from a Low Lat. *cuntellus,* and *ow thas* „my father" from **mon tat.* The Greek κατά from *κn̥τα, in the Homeric κατὰ λοπὸν κρομύοιο, Od. XIX 23, is in form and meaning identical with *keth.*

cimas „border", „fringe".

This word is fem., as we see from the dat. sg. *cimais* LU. 79[a] 44, and the acc. sg. *cimais* Ml. 137[d] 3, LB. 121[b] 54. Ascoli (Sprachwiss. Briefe 45 note) compared the Ital. *cimossa* „Saum des Zeuges oder des Kleides". The Ags. *hem* (gl. limbus), Wright-Wülcker 125, 13, (now Eng. *hem*) seems a Teutonic cognate. In the Yellow Book of Lecan 260[a] 30, *cimmas* is spelt with double *m*, and the Ags. *hem* should probably be *hemm.*

ciulán „murmur“.

This word, with its derivative *ciulánach,* occurs in the Cath Catharda, a lengthy Middle Irish story founded on Lucan's Pharsalia, Books I—VII. *Ciulán* seems derived from *ceol* „music“ ex **keuplo-* which has been connected with Goth. *hiufan* „wehklagen“, KZ. XL 246.

clútad, clútugud „act of covering“.

In his glossary to vols. I—V of the Ancient Laws of Ireland, Prof. Atkinson explains the corrupt *cludugad* as „the act of *warming*“. But *clútad, clútugud* always mean „the act of *covering*“, and are derived from *clút* (now *clúd*), a loan from Ags. *clút,* Eng. *clout.*

cnap „button“.

LL. 98^b 50. Another loan-word, this time either from Icel. *knappr* „knob“ or Ags. *cnæpp* „knop, top“.

colum „skin“, „hide“.

colum na cluaissi „the skin of the ear“, Ir. Texte III 304, pl. dat. *colomnaib* LU. 79^b 3, pl. nom. *colamna fearbh* .i. cuilmean[n]a fearbh .i. croicne bó „skins of cows“, O'Cl. *Colum* „skin“, *culaidh* „apparel“, *cuilmenn* „skin-book“, are cognate with Ags. *hulu* „hull, husk“, Germ. *Hülse.*

commairge „security“.

commairge „Bürgschaft, Bürgen“, Windisch, Táin bó Cúalnge p. 944, is from **com-bargia,* cognate with Goth. *baírgan,* Germ. *bergen.* In the Mid. Ir. *commairce, comairce* the *g* is provected by *r.*

condúala „Gravierkunst“.

conduala .i. cáoinndualaigheacht no rionnaidheacht caoin, O'Cl., Windisch Ir. Texte III 268, is a compound of the prep. prefix *con-,* and **dúala* cognate with Ags. *tól,* Eng. *tool,* Goth. *taujan* „to make“.

cúäch „cup“.

As this word is disyllabic — la cúach ṅdruimnech ṅdergóir, Salt. 6388, maroen fri chúach coemgrinn 6390 — it cannot be, as is usually supposed, a loan from St. Jerome's *caucus* „a drinking vessel“. Some letter, *s, j, v* or *p,* must have fallen out between the vowels *ú* and *a.* **kūsāko-*, **kujāko-*, **kūvāko-* would be without

non-Celtic cognates. But a preceltic *kūpāko-* would not only yield in Irish a disyllabic *cúach*, but would be related to Lat. *cūpa*, Gr. κύπελλον, Skr. *kûpa-s*, Ags. *hŷf*, now *hive*.

dadumh „atom".

This masc. word seems to occur only in modern glossaries. The Middle-Irish form is *adam*, pl. nom. *adaim*, Battle of Moira 108. The initial *d* is a relic of the article, just as the modern *dala*, *dara* „second" are from the Old-Irish *ind-ala*, *ind-ara*. With change of gender, *adam* is borrowed from the fem. Lat. *atomus*, Gr. ἄτομος.

dellrad „brightness".

For the suffix *-rad*, *-red* see GC.[2] 856. The *dell* is cognate with Ags. *dĕall* „glänzend", which Holthausen (Idg. Forsch. XX 317) connects with Old-Icelandic *Heim-dallr*, *Dèllingr*, Gr. θάλλω, Arm. *dalar* „grün, frisch", and Ir. *deil* „Reis, Zweig".

deogaire „soothsayer".

deogaire .i. *drai* „soothsayer", Stowe glossaries 56, should apparently be spelt *dé-fogaire*, a compound of *dé*, *día* „god" and a derivative of the root *vog* „tönen", Urkelt. Sprachsch. 285, whence also Ir. *fogur*, *fogrigim*, *fúaim* (*vogmen), Lat. *vāgio*, Skr. *vagnú* „Ton, Ruf". A similar Greek compound is θεοπρόπος „Wahrsager".

dése „crowds", „troops".

dése .i. buidhne, O'Cl. occurs in Cath Catharda, and seems cognate with Lat. *densus* from **dentso-s* (Walde). The nom. sg. *déis* (ex **dentsi-?*) is found in O'Davoren's glossary 613 (Archiv f. celt. Lexicographie II 295) *Dēis* .i. cēile no cuiriu no slōgh.

dumacha „mists".

This word occurs twice in the Cath Catharda, and Dinneen (Irish-English Dictionary 1904) gives the adjectives *dumhach* „misty, dark", *dumhsach* „dark, dismal, gloomy". Notwithstanding the shortness of the *u*, I think we may compare Skr. *dhūma-s*, Lat. *fūmus*, Gr. θυμιάω.

echtach „a night-owl"?

This rare word occurs in the Cath Catharda in a passage corresponding with Lucan's *strix nocturna*, Phars. VI 689. Can it be connected with Skr. *aktā* „night", from *ṇktā?* If so, the *e* is long.

écna „act of eating".

écna .i. caitheamh, O'Cl., who cites: báoi an giolla ag écna a choda „the boy was eating his portion". The etymology is clear enough: *écna* from **en-cna* a compound of *en* = Gr. ἐν, Lat. *in*, and *cnā* cognate with Gr. κναίω, κνάω. Examples of the Irish verb *cnáim* are in Strachan's Verbal System of the Saltair na Rann p. 59. Add *molc fo-chná* „fire that devours", O'Mulc. Gl. 758.

écne „salmon".

éicne Acallamh na Senórach, 2332, 2475, 3513, 3761, *éicni*, Táin bó Cúalnge ed. Windisch, l. 1833, is now *éigne*, pl. *éigneacha*. The *éc-* may come regularly from an oxyton *(p)eignó*, *-nâ*, *-ní*, and be cognate with Skr. *piṅga-*, *piṅgalá*, Lat. *pi-n-go*. For naming a fish from its colour cf. Ir. *orc* „salmon", cognate with Gr. πέρκη, O. H. Germ. *forhana*, Forelle, and Ir. *brecc* „trout" identical with *brecc* „bunt", „gefleckt".

fescor 1. „separation", 2. *fescor* „evening".

fescor .i. dealugudh, Stowe Gloss. 373, *feascor* .i. dealodug (leg. dealogud), Lecan Gloss. 403. This word can hardly be an separated from Ir. *fescor* „evening", which may originally have meant the time *separating* day and night. Cormac and others regard *fescor* „evening" as a loan from Lat. *vesper*, and Vendryes includes it (with a?) in his collection of Irish words borrowed from Latin. But *fescor*, from **ve-skoro*, like the Cymric synonym *ucher*, from **ve-skero-*, **veksero-* (Zimmer KZ. XXXIII 276), is a genuine word, and has nothing in common with *vesper* save the prefix *ve* „herab", „weg von"[1]). For other derivatives of the root *sker-*, *skor-* see Urkelt. Sprachsch. p. 309. 310.

fine „sin".

fine feccad, leg. peccad, Stowe Gloss. 361, acc. pl. ar *fine* .i. ar pectha, Sanctáin's hymn, Thes. pal. hib. II 351, whence *fine* would seem to be a neuter stem in *-io*. Cognation with Lat. *vieo*, *vi-tium*, Ags. *wídl* seems probable.

fonn „pleasure", „desirous".

This word (Thes. pal. hib. II 295) is obviously cognate with Germ. *Wonne*, Ags. *wynn*, Idg. root *ven*. The modern English

[1]) See Brugmann Idg. F. XIII 158, who connects *ve-* with the paroxyton Skr. *áva*, Ir. *ó*, *úa*. I suppose that *ve-* may descend from an oxyton Idg. *avé*, as Cymr. *o*, Lat. *po-*, from an Idg. oxyton *apó* (Gr. ἀπό).

fun is not older than the 18th century, when it was stigmatised by Johnson (1755), as „a low cant word". *Pace* Skeat and the Oxford Dictionary, it seems, like other vulgar English words (*shanty*, *shebeen*, *shillelagh*, *galore*, *lace* „to beat", etc.) a loan from the Irish vernacular.

gres „guest".

Pl. *greasa* .i. áoidhedha no lucht énuaire „guests or people of one hour", O'Cl. *Gres*, from **gred-to-*, like Cymr. *gresaw* „a welcome", seems to come from a root **ghred*, as Ags. *grétan*, Eng. *greet*, Germ. *Gruß*, from a root **ghrôd*. **Ghred* and **ghrôd* may be extensions of the Idg. √*ghar*, whence Gr. *χαίρω*, Skr. *háryati* etc.

gúas „danger".

In like manner I would bring Ir. *gúas* „danger", Thes. pal. hib. II 294, from **ghaud-to-*, and thus connect it with Ags. *gétan* „verletzen", „töten", and Lith. *žudýti* „ums Leben bringen".

1. *iarfaiged* „enquiry", 2. *iarfaiged* „protection".

The root of the former of these homonyms is *vaq*, whence Gr. *ϝέπος*, Skr. *vacas*, Nhd. *er-wähnen*. The root of the latter is *vag* „to cover", whence also Lat. *vāgīna* and Lith. *vóžiu*, *vóžti* „etwas hohles über etwas decken, überstülpen". As the latter homonym is comparatively rare, I give the instances that I have met with:

Dond altram ⁊ dond iarfaigid dobertaisiu formsa „Nach der Erziehung und nach der Fürsorge, die du mir hast zu teil werden lassen", Windisch, Táin bó Cúalnge 1917.

bái ic iarfaigidh a· altram[a] „he continued safeguarding his (spiritual) nutriment", Geinemain ocus Bethu Moling § 72. (Rev. celtique XXVII 302.)

Teid in t-iarfaighe (leg. iarfaighedh) fo cominnrice frisa foasc „the care (of the cattle) comes under the same estimation as the impounding", Laws IV 106, l. 9.

is a suidiu ailid cach econd a iarfaige [leg. iarfaigedh], „hence every senseless person demands protection", Laws V 490, l. 6—7.

iarfaidhe [leg. iarfaighedh] .i. coimhéd. dlighidh othar iarfaidhe .i. dlighidh anté bhios i n-othras a choiméd „he who is in sickness is entitled to his protection", O'Clery's Foclóir.

It is still doubtful whether Ir. *faigen* „scabbard“, Cymr. *gwain*, are genuine derivatives of the root *vag*, or borrowed from the Lat. *vāgīna*.

istad, istud „place“, „stead“.

This seems borrowed from Icel. *staðr* rather than from Ags. *stede*, now *stead*. The prothetic *i* suggests that the immediate source was a Cymric *i-stad*, *ystadd*, which, however, I have not found. A prothetic vowel occurs also in Ir. *e-scup*, *e-scop*, Corm. and Laws III 426, 25, which is borrowed (through Cymric?) from Lat. *scyphus*, just as *e-scibul* O'Mulc. Gl. 427, gen. *e-sbicuil*, Wb. 32[d] 4, is from *scyphulus*.

Istad is sometimes confused with *etsad* Ml. 51[d] 8, *audsud*, Trip. Life 62, l. 4, which means „treasure“, and seems a compound of the prep. prefix *aith-* and some word to me unknown.

maige „great“.

This adjective occurs in the *Cath Catharda* as the standing epithet of „Poimp“, i. e. Pompeius Magnus. It seems the Irish reflex of the Gaulish *magios*, in *Magio-rix*, *Are-magios*, *Duno-magios* etc., Holder Alt-celt. Sprachsch. II 377. It is cognate with the Lat. *Māius* in *deus Māius* = Juppiter, from **Māgio-s*; see Walde Lat. Etym. Wtb. S. 361 and Schulze Eigennamen, S. 469.

A cognate adj. *maighne* .i. mór „great“ occurs in O'Clery's Foclóir. This seems to come from an urkelt. **maginio-s*, cf. the Gaulish *Maginaco*, *Maginnus*, Holder op. cit. II 377.

olor, olar „oil“.

olar Rev. Celt. XXI 154, gen. *olair* LB. 215[a], and the adj. *olarda* „oily“, are obviously connected with Lat. *oleum*, *olīva*, Gr. *ἐλαία*; but whether they are to be regarded as loans (like O. Ir. *olae* Ml. 121, 4 and Cymr. *oleu*), or as cognates, I am unable to say. *Olor n-Olar* „Oil of Oils“, a comic name in Aisl. meic Conglinne 79, 19, shews that *olor* is neuter.

olart „hone“.

olart „a hone“, Egerton 158, fo. 88[b]. This is obviously a compound of *art* „stone“, as to which see Cormac's Glossary and Meyer, Contribb. The *ol* may be cognate with Gr. *ἀλέω*, *ἄλευρον*, *ἀλέται λίθοι*, and Arm. *alam*.

onfais „diving“.

This curious word, whence *onfaisech* „a diver“, seems a compound of **on* „water“, preceltic **pono-*, **ponā*, Idg. root *po* „trinken, strotzen“ [1]), and **bais* ex **basti*, **bad-ti*, cognate with Gr. ἀλι-βδύω and perhaps Lat. *imbuo* from **en-bduo*.

onfais occurs in Cath Finntrága, ed. K. Meyer, l. 347, and a sister-form, *onfaise*, in the Cath Catharda.

ror verbal prefix.

Of this prefix (= Gr. προπρο, Skr. *prápra*) about twenty examples are given in the Zeitschrift f. celt. Philologie III 471, 472. To these may be added *doruirmneadar* .i. do sailedur, Stowe Gloss. 43, (Archiv f. celt. Lexicographie III 269) where *doruirmneadar* is a corruption of *doruirménatar*, i. e. **to-ror-ménatar* „they have thought“, root *men* „denken“.

scrípad „act of scraping“.

scrípad (Táin bó Cualnge, p. 144: Lism. Lives, l. 365) is the verbal noun of *scrípaim*, now *scríobaim* „I scrape“, „I scratch“. Like *slactha* and *slípad* infra, it is an example of the assimilation of pretonic *n*, Idg. Forsch. II 167: KZ. XL 244. *Scrípaim* is from an oxyton **skrībhnó* cognate with Lat. *scrībo*, and the *b* in the modern *scríobaim*, like the *c* in the modern *slactha*, is in exact accordance with the rule illustrated by Zupitza in KZ. XXXVI 244.

slactha „stricken“.

Egerton 158, no. 534, part. pass. of *slacaim* from **slacnó*, root *slak*, cognate with Goth. *slahan*, Germ. *schlagen*. Irish cognates are *slacc* „sword“ Duil Laithne, and the modern *slacaire* „a batterer“, *slacaireacht* „a battery“, *slacairt* „a beating“. There are sister-roots *slog*, whence *sloighthe* Exodus 25, 18, and *sleg*, whence the Cymr. *lleas* (ex **slegastu*) „letum“, „caedes“, KZ. XXXV 596.

slípad „act of polishing“,

verbal noun of *slípaim*, now *slíobaim*, „I grind“, „I polish“, whence *sliptha* (leg. *slíptha*) Táin bó Cúalnge 5597, and the modern *sliobtha* .i. rinnghér „sharp-pointed“, O'Cl. *Slípaim* comes

[1]) So Ir. *en* „water“, Corm. from **pino-*, root *pi*.

from **slībnó*, Idg. root *sleib* 1. tröpfeln, 2. bestreichen, Urk. Sprachsch. 319. whence Gr. (σ)λείβω[1]), Lat. *lībo*, OHG. *slīfan* „gleiten", Brugmann Gr. Gr.[3] S. 110.

srithide fola „rills of blood".

This phrase occurs in LB. 129[b] 44, and also in Cath Catharda. I have not met with the nom. sg. But *srithide* is obviously cognate with Corn. *stret* (gl. latex), with OHG. *stredan*, Mhd. *strudel*, and possibly with Lat. *fretum* from **sretom*. But see in Walde two other explanations of *fretum*.

tócht „stench".

Glossary in Egerton 158, no. 615. *tòchd*, *tòch* „an unpleasant smell", Macbain, „foetidus odor", Highland Soc. Dicty. where it is quoted from D. Mac Intyre's Gaelic Songs. It may come from **tongto-* and thus be cognate with Gr. *ταγγός*, Ags. *stenc* (Eng. *stench*), Germ. *ge-stank*. For the compensatory lengthening of *o* see Bezz. Beitr. XX 34.

úalib „restless", „fickle".

ind ualib (gl. inquiete) Wb. 26[b] 22. Hence *uáilbe* „fickleness" gen. sg., Wb. 14[c] 21, 30[b] 21[2]), *huailbetaid* dat. sg. (nom. **uailbetu*) Ml. 63[b] 8. In the *úa* of *úalib* I see the prep. *úa* (Skr. *ava*) here used, like the extended *úad*, as a negative prefix: cf. *hua-deret* (*úa-de-r'-emt) „he uncovered", Ml. 51[d] 14, *úadfialichthi* „velo exuti" Wb. 15[b] etc. The *lib*, from Idg. **libh-*, **leibh* „to stick to", seems cognate with Goth. *bi-leiban* „bleiben" and Gr. *ἀ-λείφω.*[3])

úamond „skin".

This loanword occurs in LL. 237[b] 13: *Huamond álaind etrocht glan leis* „a beautiful, bright, pure skin had he", i. e. Hector. In my edition of the Togail Trói, p. 105, Calcutta 1881, I suggested that *úamond* was borrowed from the Lat. *ōmentum*, with the regular change of *ō* to *úa* and (in loanwords) of *nt* to *nd*. I mention it here, first, because it is omitted by Vendryes

---

[1]) a trace of the initial σ is in the Homeric *ὄφρα λλείψαντε*. Il. XXIV 285.

[2]) misrendered by „of pride" in Thes. pal. hib. I 593. 694. But see Bergin, *Ériu* III 85.

[3]) „mit φ statt π durch Entgleisung", says Uhlenbeck, who connects *bileiban* and *ἀλείφω* with the Idg. root *lip*, Skr. *rip*.

in his De hibernicis vocabulis quae a latina lingua originem duxerunt, and, secondly, because an adjective, *uamannach* „skinny", derived therefrom, is found in the Cath Catharda.

ulchabhchán, tulchabhchán „owl".

„tulchabhcan, coileach oidhche *an owl*", Egerton 158, no. 580, pl. ulchabhcháin Isaiah XIII 20. Here, as in *toiremh* „ploughman", Egerton 158 no. 603, from *in t-airem,* the *t* is a relic of the nom. sg. of the masc. article. The *ul* is cognate with Lat. *ulula,* Skr. *ulūka,* and the *cabhchan* (leg. *-án*) is a derivative of **kabhak,* or **kabhag,* cognate with Ags. *heafoc,* Ahd. *habuh,* Nhg. *habich-t.*

London, 23. July 1907. Whitley Stokes.

Etymologisches.

1. Ir. *contrán*: lat. *combrētum* etc.

Idg. **k̑u̯endhro-* wird außer durch lat. *combrētum* „Binse (besondere Species)", lit. *szveñdrai* „Schilfart", aisl. *hu̧nn (-jóli,* s. Walde s. v. *alveus*) „Angelica sylvestris" (vgl. noch dän. farö. *qvander* ds., idg. **k̑u̯ondhro-*) auch noch durch ir. gäl. *contrán* „Angelica silvestris" (bei Macbain unerklärt) repräsentiert. Interessant ist, daß das keltische und germanische Wort (gegenüber dem lat. und lit. ihrerseits) in der Bedeutung zusammengehen. Die „Angelica silvestris" ist eine durch bauchig aufgetriebene Blattscheiden und hohlen Stengel ausgezeichnete Umbellifere. Hierdurch und mit Hilfe anderer ir. Namen für diese Pflanze könnte man vielleicht der Grundbedeutung der idg. Bezeichnung näher kommen[1]).

2. Ae. *fyrs,* ahd. *ferza,* lat. *pertica.*

Von Steinmeyer als „unbekannter Name" bezeichnetes, Ahd. Gll. III 500, 6 überliefertes *ferza* „Gentiana" (natürlich hier nicht „Enzian", sondern Gentiana = Aloe Gallica, Capparis, vgl. ib. 536a 5; 549, 20; 554, 29; auch 585, 25 Gentiana *scertvvurze* vielleicht: ae. *scēard* „schartig" [Aloe und Ginster stechen]) stelle

[1]) Darüber, in anderem Zusammenhang, handele ich Zs. f. d. Wortf. IX 23 ff., 161.

ich zu ae. *fyrs* M. „furze“. Die germanischen Worte gehören möglicherweise zu lat. *pertica* „Stange“ (umbr. *percam* „virgam“), lit. *kártis* ds., ir. *celtair* „Lanze“ (s. Walde s. *pertica*) oder zu ahd. *first* „Dachfirst“, md. etc. *vorst* ds. (idg. **pr̥*) im Sinne von „Spitze“.

3. Lat. *genista, genesta* „Ginster“: *genu* „Knie, Knoten“.

Wiewohl mir die Art der Ableitung (vgl. auch *arista*; Beeinflussung?) nicht deutlich ist, vermute ich Zugehörigkeit von unerklärtem lat. *genista, genesta* „Spartium junceum“ zu lat. *genu* „Knie, Knoten“, s. besonders *geniculum* „Knoten an den Halmen des Getreides“: vgl. ae. *cneo-holen* (das 2. Glied < *holeȝn* „Ilex“ = ir. *cuileann* usw.) M. „ruscus, butcher's broom, stechender Mäusedorn“, ae. *cneoweht* (vgl. bildungsgleich z. B. ahd. *astaloht* „tuberosus“) „knotty (of plants)“, ferner ir. *glúineach* F. „knot-grass“: *glún* F. „knee; joint of a reed or straw“ = nhd. *knöterich* „Polygonum“: *knoten*.[1])

4. Ae. *gorst,* nhd. *gerste,* lat. *hordeum.*

Ae. *gorst* M. „furze“ steht, worauf ich nirgends einen Hinweis finde, offenbar im Ablautsverhältnis (vgl. nhd. *bort: brett*) zu ahd. *gersta* „Gerste“. Als Bedeutung für idg. **ghr̥zd-* wäre damit vielleicht eher „stechend“ als „starrend“ (vgl. Walde Wb. s. *hordeum*) gewonnen, da letzteres ziemlich farblos ist. Jedenfalls aber wird so Uhlenbecks Auffassung als „Reibefrucht“ unmöglich.

5. Lett. *gurni*: nir. *gorún.*

Bezzenberger stellt im urkelt. Sprsch. 107 lett. *gurni* „Lende, Hüfte, Gabel, worin das Spinnrad läuft“ zweifelnd zu urkelt. **garri-s* in ir. *gairri* „sūra“, cymr. *garr* „poples“ usw.[2]), vgl. auch Walde

[1]) Gegen die obige Verbindung von *genista* mit *genu* erhebt F. Solmsen den Einspruch, der Ginster zeige doch nicht eigentlich Knoten im pflanzenmorphologischen Sinne. Dem gegenüber kann man freilich geltend machen, daß ae. *cneo-holen* ja ebenfalls keine durch Knotenbildung, sondern eine durch Stacheln oder Dornen signifikante Pflanze bezeichnet. Nichtsdestoweniger will mir jetzt ungleich gewisser scheinen, daß lat. *genista* mit urkelt. *geni-* „Keil“ (Stokes Sprsch. S. 110, vgl. auch ib. S. 161 und S. 5), ir. *geinn* „Keil“ zusammengehört, vgl. unter dessen Verwandten besonders lett. *dſenulis* „Stachel“, abg. *žęlo* ds., lit. *geniù* „ästele“ usw. (Zupitza Gutt. S. 97). — Über eine mögliche Verbindung von lat. *genu* mit *gigno* vgl. übrigens Pott Et. F.[1] I 253. — Ein Dorn ist ja nichts weiter als ein Keil.

[2]) [Anders BB. XXVII 165. B.]

s. v. *galba*. Näher scheint mir die Verbindung mit nir. *gorún, -úin* M. „the hip, the buttock (of animal)“, *gurrún* M. „the haunch“ zu liegen. Zum Schwanken und Wandern der Benennungen von Körperteilen vgl. hier z. B. noch im Ae. bei Wr.-W. 26, 6 Ilia, *midhridir, niođanweard hype*; ferner rum. *íie* „Unterleib, Hüfte, Weichen“, rum. *coápsa* F. „Hüfte“ (aus lat. *coxa* ds.): frz. *cuisse* „Schenkel“ (vgl. Puşcariu Et. rum. Wb. Nos. 773. 386). Merkwürdig ist auch rum. *úmar* „Schulter“ in der Verbindung *umărul obrazului (feţii)* „Wange“ (ib. No. 1794).

6. Ahd. *lîstera*: ir. *lon*.

Ahd. *lîstara* „turdus“ (vgl. z. B. Ahd. Gll. III 28, 19 ff.; 54, 47. 365, 25; IV 354, 50), holl. *(riet-, zang-) lyster* ds., könnte, worauf neben nhd. *lyster* (Brehms Tierleben V[3] 152) und *leister* (vgl. Kluge Wb.[6] S. 245)[1]) vorkommendes *(baum-)liest* „Sauropates chloris“ hindeutet, für **liestera* stehen (vgl. Braune Ahd. Gr.[3] § 48 a 3). Da in der Gruppe *hs* vor Konsonant der Guttural durch Assimilation meist schwindet (vgl. ndän. *lys* „Licht“ < germ. *liuhsa-*), kann eine Grundform **liuh(i)strjôn* (vgl. suffixal andd. *agastria* „Elster“, ags. *hulfestre* „pluvialis“, nhd. *heister* usw., Kluge Nom. St.-B.-L.[2] § 49) erschlossen werden, die auf idg. **leuqs-* „leuchten“ führen und den germ. Drosselnamen an ir. *lon* M. „Amsel“ (verdeutlichend *lon-dubh*), Stamm **luqsno-* (Stokes Sprachsch. S. 243) rücken würde. Der Amselhahn nach seinem glänzend schwarzen Gefieder benannt (vgl. ir. *loch* „schwarz“: lat. *lūceo,* germ. *blaka-* „schwarz“: gr. φλέγω „flamme, strahle“), vgl. nhd. *schwarzdrossel,* ne. *blackbird,* dän. *solsort* (vgl. Falk-Torp s. v., Holthausen IF. XX 321). Übrigens könnte analog lat. *merula* „Amsel“ an gr. μαρμαίρω etc. „schimmern“ angeschlossen werden.

7. Nhd. *raun*: lett. *rūnīt.*

Für das von Holthausen IF. XX 319 besprochene mnd. *rûne,* nl. *ruin,* westfäl. *riune,* nhd. schwäb. *raun* „Gaul, Wallach“, wozu auch mhd. *runzît* und me. *rouncy* „mannus, a common hackney horse“[2]) gehören, erweist ofries. *han-rûne* „Hahnrei“ eig. „verschnittener Hahn“[3]) als Grundbedeutung „equus castratus“.

[1]) Vgl. etwa nhd. *distel*: ndd. *dīstel* (Kluge Wb.[6] S. 79).

[2]) Vgl. Verf. Das Präfix *uz-* bes. im Ae. usw. S. 193. Der Beleg bei Wr.-W. 637, 39.

[3]) Vgl. mhd. *kappûn* „Kapaun; vir castratus“.

Es gehört mit lett. *rūnīt* „kastrieren", *rūnikis* „qui castrat" zusammen, das aber nichts zu tun hat mit gemeinsl. *roniti* (trotz Bielenstein I 401; vgl. über letzteres Solmsen KZ. XXXVII 577 f.). Hierbei bleibt fraglich, ob nicht Entlehnung aus dem Ndd. stattgefunden hat. Jedenfalls ist aber die Grundbedeutung gesichert.

8. Lit. *smilkiny̆s*: nir. *smiolgadán*.

Lit. *smilkiny̆s*, *smilkinio* M., *smilkinne* F. „die Schläfe am Kopf" steht im Lit. isoliert: ich vergleiche es mit nir. *smiolgadán* M. „the juncture of the neck and shoulders" (so Peter O'Connell) und „the collarbone" (nach Dinneen). Zur Bedeutung vgl. das Nr. 5 Gesagte. Dem neben *smilkiny̆s* stehenden lit. *spìnginis* M. ebenfalls „Schläfe" kann ähnlich nir. *spinnc*, *splinnc* F. „a high, projecting, pointing rock" (usually over a precipice) entsprechen. Semasiologisch vgl. ebenfalls oben; ich nenne hier noch rum. (aromun.) *grúñŭ* „Kinn" = daco-rum. *gruiŭ* „Hügel", got. *ams* „Schulter": aisl. *áss* „Berggrat", span. *sieso*, it. portug. *sesso*, afrz. *ses* „Gesäß": alb. *šeš* „Ebene" und verweise ferner auf lett. *plāze* „Schulterblatt": gr. *πλάξ* „Fläche", lit. *pety̆s* „Schulter": gr. *πετάννυμι* usw. (Prellwitz Wbch.[2] S. 364) = lat. *tempus*, *tempora* „Schläfe": lit. *tempjù* „ausdehnen, recken, spannen" (zu den rum. Worten vgl. Pușcariu Nos. 744. 1586, auch 702); ahd. *stirna*, gr. *στέρνον* „Brust": aslov. *strana* „Landstrich", nhd. *wange*: ahd. *wanga* (Ahd. Gll. II 743, 13) „campus", got. *waggs* ds., nir. *leaca* „cheek, brow; side of a hill", nir. *mala* „brow, eyebrow; brow of a hill, slope" (Stokes S. 203), nir. *clár* „level surface, plain, board, table, flat country": *clár éadain* „forehead", skr. *tala* „Fläche": urkelt. *talos* „Stirn" (Trautmann Zs. f. d. Wf. VII 270), rum. *fáṭă* „Gesicht, Wange; Oberfläche u. dgl."; vgl. auch Falk-Torp s. *Tinding* und *Næse*.

9. Lit. *skéris*: ae. *secgescēre*.

Lit. *skéris* M., dim. *skerēlis* „Heuschrecke" steht zweifellos in Beziehung zu dem von J. van Zandt Cortelyou Die altenglischen Namen der Insekten Spinnen und Krustentiere 85 f. behandelten ae. *secge-scēre* „cicada, locusta". Das Wort begegnet übrigens auch, in schlechter Überlieferung, in den ahd. Gll.: vgl. ib. II 10, 22 Cicada, *snegezerz*; IV 356, 38 Cicatus *secgisner*. Das lit. Wort wird nicht entlehnt sein. Die von v. Z.-C. angenommene Zugehörigkeit zu **sqer-* „schneiden" scheint mir nicht unbedingt sicher.

10. Lit. *skujà*: air. *scé*.

Lit. *skujà* F. „Tannen-, Fichtennadel, Tannenzapfen“[1]) stimmt zu air. *scé* F. „Hagedorn“ aus urkelt. **skvijāt-* (Stokes Sprachsch. S. 311); vgl. nir. *sceach* F. „bush, brier, bramble“, *sceath* F. „a bush, esp. the white-thorn“, *sceachóid* F. „Hagebutte“ u. dgl.

11. Lat. *tussilāgo*: *tussis*.

Der von Walde Et. lat. Wb. S. 644 angezweifelte Zusammenhang von lat. *tussilāgo* „Huflattich“: *tussis* „Husten“ wird sichergestellt durch die Parallele nir. *casachdaighe* „Tussilago petasites“: *casachdach* „Husten“. Übrigens wird die Pflanze medizinisch auch in dieser Hinsicht verwandt, vgl. auch nhd. *brust-wurz* „Tussilago petasites“[2]). Andererseits wird ebenfalls vonseiten der Bedeutung Waldes Erklärung von lat. *cicuta*: *cautes* vielleicht nicht unwirksam unterstützt. Daß nämlich die fein zerteilten, fiederschnittigen Blätter des Schierlings[3]) in der Tat namengebendes Moment sind, zeigt nir. *min-mhear*[4]) M. „Cicuta“ i. e. „Fein-Finger“ (*min* „small, fine, delicate“ + *mear* M. „Finger, toe“) und auch sehr schön der nir. Name des verwandten „Conium maculatum“ *iteodha*[5]) M. (?): *ite, iteog* F. „feather, wing, fin“ (über letzteres Walde s. *penna*).

Eldena i. Meckl. Wilhelm Lehmann.
(Gremsmühlen i. Holst.)

---

1) Bielenstein I 331 führt als lett. Ortsnamen *Skùjas* an.

2) Vgl. auch Falk-Torp s. *Skreppe* I (K.-N.).

3) Über seine germ. Namen vgl. Verf. Präfix *uz-* S. 148. Zu dem dort Dargelegten vgl. noch air. *buinne* „tibia; cicuta“ (Stokes KZ. XXX 70).

4) Bei Dinneen Foclóir Gaedhilge agus Béarla London 1904 pp. 493, 500 *moing-*, *muin-mhear* M., also das erste Glied *moing*, *muing* F. „fen, moor, swampy plain“.

5) E. Hogan bietet in seinem Luibhleabhrán (Dublin 1900) p. 44 die Form *iteógha* „hemlock“. Das unter Nr. 1 erwähnte aisl. *hvǫnn-* liegt auch vor in schweiz. *wanne-bobbele* „Arum maculatum“, zum zweiten Gliede vgl. z. B. dän. *boble* „Blase“. Auch der Aronstab trägt lange kolbige Blütenscheiden. Der nnorw. Name der Angelica *skog-stut* (: nnorw. *stut* „Hirtenhorn“, vgl. nhd. *stuten* „eine Art [gebogenes] Gebäck“) findet sich ebenfalls im Schweiz., vgl. *Stute* „Arum mac.“ (Durheim S. 12). Zu ne. *kex* „Umbelliferenstengel u. ä.“ vgl. jetzt Engl. Stud. XXX 381 f.

Wortgeschichtliches.

1. Asl. *jama* — air. *(h)uam* usw.

Asl. *jama* „*βόθυνος, βόθρος, λάκκος*", serb. *jàma* „Grube", nsl. *jáma* „Grube, Vertiefung; Grotte, Erdhöhle; Grab, Loch", poln. *jama* „Höhle, Loch (Mäuseloch usw.)", *jam-ka* „Augenhöhle", čech. *jáma* „Grube, Vertiefung, Höhle", russ. *jáma* „Grube, Gruft, Vertiefung, Loch in der Erde".

Die gemeinslavische Form *jama* kann ursprüngliches **ōmā* oder **āmā* vertreten.

Osthoff KZ. XXIII 86 (s. auch seine Forsch. im Geb. d. nom. Stammbild. I 28 ff.) vergleicht ai. *ámatram* „Gefäß, Krug, Trinkschale", gr. *ἄμη* „Wassereimer; Schaufel; Harke, Rechen, Sichel", *ἀμίς* „Nachttopf", *ἀμάρα* „Graben, Wasserleitung", arm. *aman* „Gefäß" u. a. Dieser Erklärung stimmt Wiedemann BB. XXIX 317 in der Hauptsache bei. Es scheint mir aber, mit Meillet Études sur l'étym. et le vocab. du vieux slave II 249, daß die Bedeutungsverschiedenheit der verglichenen Wörter allzu groß ist. — Gebauer Hist. mluv. I 611 vergleicht asl. *jęti, jimą* „nehmen" (Wurzel *em-*), was sehr wenig überzeugt.[1])

Slav. *jama* stimmt rücksichtlich der Bedeutung mit folgenden Wörtern, welche ich neuerdings in den Idg. Forsch. XIX 320 zusammengebracht habe, genau überein: nir., gäl. *uaimh* Fem. „a hollow, grave, cave, den", mir. *(h)uaim*, gen. *uama, -ad* „Höhle, im Berg, in der Erde", air. *huam* gl. „specus"; — aw. *ūnā-* Fem. „Loch, Riß (in der Erde)"; — gr. *εὐνή* „Bett, Lager des Menschen, des Wildes, der Vögel usw." (ursprünglich „Aushöhlung, Vertiefung, Kaule, die Tieren und Menschen als Einschlupf und Lagerstätte diente", s. über *εὐνή* besonders Brugmann Ber. d. Sächs. Ges. d. Wiss., phil.-hist. Kl., 1901 S. 113 ff., IF. Anz. XIV 47)[2]); vgl. ai. *avatá-* „Brunnen, Cisterne", *avaṭá-* „Grube", lett. *avûts* „Quelle" u. a.

---

[1]) [Neuerdings wollen auch Charpentier Arch. f. slav. Phil. XXIX 9 und Jokl daselbst S. 29 f. (vgl. XXVIII 8) *jama* mit *ję-ti* verbinden. Sie sind zu dieser Annahme besonders aus Rücksicht auf čech. *jím-ka* veranlaßt; *jímka* bedeutet „Fanggrube (in der Befestigungskunst); Notdamm beim Wasserbau usw." und gehört selbstverständlich zur Wz. *em-*, čech. *jímati* „fangen, anhalten usw." Aber für die Etymologie von *jama* „Loch, Höhle, Grube" ist meines Erachtens *jímka* ohne Belang.]

[2]) Die übliche Zusammenstellung von *εὐνή* mit ahd. *wonēn*, nhd. *wohnen*, *gewohnheit* usw. sucht neuerdings Pedersen KZ. XL 209 f. wieder zu Ehren zu bringen, indem er besonders arm. *unim* „habeo, teneo, capio" und *oin*

Im slav. *jama* möchte ich demnach den Reflex einer aus **ōu-mā* kontrahierten Grundform **ōmā-* sehen. Die vom Keltischen vorausgesetzte Grundform **eu-mā* oder **ou-mā* steht der slavischen Form am nächsten. (2. April 1906.)

2. Lat. *vatius, vatax* — ahd. *wado*.

Ahd. *wado* M. „sura, suffrago", mhd. *wade* „Wade"; as. *uuathan* „suras", mndd. *wade* „Wade", nndl. *wade* F. „Kniebeuge, Kniekehle, der eingebogene hintere Teil des Kniegelenks"; — awnord. *vǫđui* M. „Muskel, besonders von den dicken Muskeln der Arme und Beine", *afl-vǫđui* „musculus biceps", nnorw. *vodve* (*vove, vørve, vovde, modve* etc.) M. „dicke Muskel der Arme und Beine; die dicke Muskel an der Daumenwurzel", auch besonders „die Muskel an der Wade" (Ross); adän. *waþwœ sar* „vulnus in parte corporis carnosa" (Sk. L.; = awnord. *vǫđua-sár*), aschw. *vaþwi* (VGL.) „dicke Muskel".[1]) — Germ. Grundform **u̯aþu̯an-*. Das Wort gilt als etymologisch unerklärt[2]).

Ich gehe — im Gegensatz zu Kluge (Etym. Wb.[6] 411) und anderen Forschern — davon aus, daß die im Westgerm. herrschende Bedeutung „sura, suffrago" die relativ ursprüngliche ist. Zur Stütze dieser Annahme verweise ich auf lat. *lacertus* „Oberarm", aber auch „Muskel", *lacertosus* „muskulös"; erstere Bedeutung ist die ältere nach Ausweis der verwandten awnord. *leggr* „das Bein vom Knie ab; länglicher Knochen der Beine und Arme", langob. *lagi* „Oberschenkel", aschw. *lār* (aus **lahaz-*) „Oberschenkel, Bein", arm. *olokh* „Schienbein, Bein", lit. *ū̃lektis* „Unterarm" usw. — Mit den letzten Wörtern hängt wiederum zusammen ae. *līra* (aus urg. **lizizan-*) „das Dickfleisch, die dicken Muskeln besonders an Wade, Schenkel, Lenden usw., pulpa", me. *lire, lyre* „the muscle of the thigh", s. Verf. IF. XIX 365 f. Wie ae. *līra* zu awnord. *leggr* „das Bein vom Knie ab", so verhält sich begrifflich awnord. *vǫđui* „dicke Muskel" zu nhd. *wade*.

„habitus, adfectio constans corporis vel animi; vigor" zur Stütze jener Kombination heranzieht. Aber die arm. Wörter gehören allem Anschein nach einem ganz verschiedenen Vorstellungskreis an. Man darf nicht einseitiges Gewicht auf die Bedeutung des Verbalsubst. *oin* legen. Ist doch lat. *habitus*, it. *abito* oder frz. *habitude* semasiologisch nicht von maßgebendem Gewicht, wenn es sich um eine Ursprungsdeutung von lat. *habere* handeln sollte.

[1]) Nschw. *vad*, älter *vade, vada* bedeutet „Wade" und muß niederdeutsches Lehnwort sein (Rydqvist SSL. II 323).

[2]) Fick hat es früher (Vergl. Wb. III[3] 284) zu ahd. *wetan*, got. *gawidan* „binden" gezogen. Diese Wurzel hat aber idg. *dh* (air. *fedan* „Gespann usw.").

Die Ursprünglichkeit der wgerm. Bedeutung wird, glaube ich, von der Etymologie bezeugt. Ich ziehe unser Wort zu lat. *vătius* „einwärts gebogen, krumm", das ausschließlich mit Bezug auf die Beine gebraucht wird: *vatia crura* Varro r. r., *vatia* „ein Mensch mit krummen Beinen" (wie *pansa, nasīca, cæsulla*) Varro l. l.[1]), *homo vatius* „ds." Ulp.; dazu *vătāx* „krumme oder schiefe Füße habend" Lucil.

Germ. **u̯aþu̯an-* bedeutet also ursprünglich „Krümmung, Biegung", dann „Wade, Kniebeuge". Eine lange Reihe von Bezeichnungen für „Bein" und „Arm" oder für die Hauptteile derselben („Oberschenkel, Wade, Oberarm" usw.) gehen bekanntlich von einer ähnlichen Grundvorstellung aus, z. B. gr. *σκέλος* „Schenkel", *σκελίς* „Hinterfuß und Hüfte von Tieren" zu *σκολιός* „krumm, gebogen" (nhd. *schiel*); spätlat. *gamba, camba* „Kniegelenk der Hinterbeine eines Tieres", frz. *jambe*, it. *gamba* etc., aus gr. *καμπή* „Biegung" entlehnt (Kretschmer Philol. LX 277 ff.); die oben erwähnten Wörter lat. *lacertus*, awnord. *leggr* usw. gehören zu einer Wurzel *(e)leq-* „biegen, krümmen" [s. zuletzt Verf. Arm. Stud. 95 f.]; nhd. *schenkel*, ne. *shank*, mhd. *schinke* „Schenkel, Schinken", ahd. *scinka* „Beinröhre, Schenkel", nhd. *hanke* „Hüfte, Schenkel" u. a. sind verwandt mit awnord. *skakkr* (aus **skanka-*) „schief, seitwärts gebogen, hinkend", nschw. dial. *skink* „hinkend" (Falk und Torp Etym. Ordbog II 168, 171, 181). Noch andere Beispiele sind bei Ehrismann PBB. XX 52 f. (wo weitere Literatur) zusammengestellt.

Wahrscheinlich hängen *vatius, vatax* mit *vārus* „auseinandergebogen, auswärts gebogen, -gehend (crura, cornua); dachsbeinig, ein Grätschler", *vāricus* „die Füße auseinandersperrend", *vāra* „Querholz" zusammen[2]) [s. Verf. KZ. XL 262 f.]. Die Wurzelsilbe wäre also *vă-*. Das verlorene lat. Grundwort wäre **vato-, *vatā-*, wovon einerseits *vatā-c-* (über die Bildungsart s. Otto IF. XV 46 f.), andrerseits *vat-io-*. Germ. **u̯aþu̯a-n-* ist entweder idg. **u̯a-tu̯o-* (Suffix *-tu̯o-*) oder wahrscheinlicher von **u̯a-to-* mittelst *-u̯o-* abgeleitet.

3. Lat. *numella*.

Lat. *numella* „genus vinculi, quo deligantur quadrupedes, ex neruo aut corio crudo bovis; vinculum ex ligneis regulis

[1]) S. Osthoff Forsch. im Gebiete d. idg. nom. Stammbild. II 72.

[2]) Persson Wurzelerw. S. 67, 174. — Ein unglaubhafter etymologischer Versuch bei Bezzenberger BB. II 190; er stellt *vatius* zu gr. *βόστρυχος* „Haarlocke", *βότρυς* „Traube", ai. *jaṭā* „Haarflechte" u. a.; über letzteres Wort s. Verf. Stud. z. altind. u. vergl. Sprachgesch. S. 4 f.

factum; genus machinae ligneae ad discruciandos noxios, in quam collum et pedes immittuntur" (Plaut., Col. usw.) scheint etymologisch unerklärt zu sein. Die von Walde Lat. etym. Wb. 422 versuchte Verbindung mit got. *nauþs* „Not" bezeichnet er selbst mit Recht als ganz unsicher. Noch unannehmbarer ist eine daselbst erwähnte, aber abgewiesene alternative Erklärung; dasselbe gilt von der alten bei Forcellini Lex. und Pape-Sengebusch Griech.-D. Handwb. (s. v. *νομεύς*) gebotenen Zusammenstellung.

Als Grundwort des Deminutivums *numella* möchte ich **nomna* voraussetzen. Vgl. z. B. *columella* zu *columna*. Daß *-ŭm-* aus *-ŏm-* entstanden sein kann, lehren Fälle wie *umerus* (: umbr. *onse*, got. *ams*), *numerus* (: gr. *νόμος*), *Numidae* (: gr. *Νομάδες*) usw., s. Sommer Handb. d. lat. Laut- und Formenl. S. 80.

Wie nun lat. *somnus* aus **sopno-*, **su̯opno-* (idg. **su̯epno-*, awnord. *suefn*) entstanden ist, so läßt sich das Grundwort **nomna* auf urital. **nopnā* zurückführen. Dies führt auf Verwandtschaft mit alat. *napurae* „Strohseile" („N a p u r a s n e c t i t o, cum dixit pontifex, funiculi ex stramentis fiunt" Festus), das weiterhin mit ahd. *snuaba* „vitta", *snuobili* „catenula, muraenula", asl. *snopŭ* „*δέσμη*, fasciculus, *ἐπίδεσμος*, ligatura", russ. *snopŭ* „Garbe", poln. *snop* „Bund, Bündel, Haarbündel, Locke", polab. *snüp* „Garbe" verwandt ist (Fick Spracheinheit d. Indogerm. Europas S. 385, Vergl. Wb. I[4] 574). Die voritalˊ Grundform wäre demnach **snop-nā-*, die ursprüngliche Bedeutung etwa „Band, Kette".

Nach Ausweis von *scabellum*, Deminutivum von *scamnum* aus **scab-no-*, älter **scap-no-* (zu *scāpus* usw.) — vgl. auch *Sabellus* zu *Samnium*, *Sabus* — wäre als Deminutivum zu **nomna* aus **snop-nā-* zunächst **nubella* zu erwarten. Nun wurde aber bekanntlich später zu *scamnum* die Form *scamellum*, *-illum* für *scabellum* neu geschaffen. In derselben Weise erklärt sich meines Erachtens die isoliert überlieferte Form *numella*, eine Bildung, die sich übrigens an Muster wie *columella-columna* anlehnen konnte.

4. G r i e c h. *μίμαρκυς*.

Gr. *μίμαρκυς* (auch *μίμαρκις* geschrieben) Aristoph. Ach. 1112 usw. bezeichnet ein Gericht, das Hesych nach Pollux VI 56 auf folgende Weise beschreibt: „Gedärm und Eingeweide eines geschlachteten Tieres, besonders des Schweines und des Hasen, zusammen mit Blut angerichtet" (*κοιλία καὶ ἔντερα τοῦ ἱερείου μεθ' αἵματος σκευαζόμενα. μάλιστα δὲ καὶ ἐπὶ λαγωῶν αὐτῇ*

ἐχρῶντο· ὅτὲ δὲ καὶ ἐπὶ ὑός. ὁ δὲ Φερεκράτης παίζων ἐπὶ ὄνου φησί).

Die Etymologen gehen an dem Worte meist stillschweigend vorbei oder bezeichnen es als fremden Ursprungs verdächtig. Lewy Die semit. Fremdw. im Griech. S. 78 leitet es von einem konstruierten Verwandten von hebr. *mārāq* „Fleischsuppe" ab; diese Annahme schwebt offenbar in der Luft.

Der Habitus des Wortes hat gar nichts Fremdartiges an sich. Die reduplizierte Bildungsart macht den Eindruck hoher Altertümlichkeit.

In den Indogerm. Forsch. XVIII 407 ff. habe ich ein ae. Wort *mearh* (*maerh* Ep. Gl., *mærh* Corp. u. Erf. Gl.) „lucanica", also eine Art Wurst nachgewiesen, vgl. *mearhæccel* „farcimen", *mearh-ȝehæc* „isicia" (*isicia, insicia* „ein Gericht von gehacktem Fleische, Gehacktes, Wurst")[1]). Weiter ist daselbst der Beweis geführt, daß dieses ae. *mearh* mit nnorw. *mor*, *mår* M. „eßbare Teile der Eingeweide, die zu Fleischwurst gebraucht werden, Fleischwurst, geräucherte Wurst", awnord. *mǫrr* „das Fett im Inneren eines geschlachteten Tieres" (vgl. *mǫr-biúga* „eine mit gehacktem Talg und Fleisch gefüllte Wurst") identisch ist. Für die Feststellung der vorhistorischen Form und der ursprünglichen Bedeutung ist das uralte lappische Lehnwort *març fu-*, *març fe-* „Wurst, Blutwurst, Wurst aus Robbenfleisch und Speck", auch „Darm als Hülle einer Wurst; Mastdarm; Bauch von einem gefräßigen Tiere oder Menschen" wichtig.

Wie a. a. O. näher ausgeführt ist, setzen die genannten Formen (vgl. besonders lapp. *març fu-* aus urnord. **marhu* Akk.) einen urgerm. Stamm **marhu-* M. voraus. Das gr. *μί-μαρκυ-ς* ist die genau entsprechende reduplizierte Form.

Die Bedeutungen, wie sie einfach nach den Quellen, ohne irgend welche Zurechtlegung, gegeben sind, stimmen mit überraschender Genauigkeit überein. Das Gericht, welches mit idg. **marku-*, **mi-marku-* bezeichnet wurde, reicht somit allem Anschein nach in die Urzeit hinauf. Die obige Gleichung liefert solchenfalls ein fast alleinstehendes Zeugnis von einer umständlicheren Zubereitung der Speise in proethnischer Zeit.

Gotenburg (Schweden), Dezember 1905.

Evald Lidén.

---

[1]) Dies *mearh* ist bisher mit *mearȝ*, *mearh* „medulla" zusammengeworfen worden.

Zu Seite 209 ff. dieses Bandes.

In seinem gegen Schuchardt gerichteten Aufsatz „Der angeblich passivische Charakter des transitiven Verbs" bestreitet F. N. Finck nebenbei die von mir (IF. XII 170 f.) und später auch von Pedersen vorgetragene Anschauung, daß es im Indogermanischen einmal keinen Nominativ und Akkusativ, sondern einen Aktivus und einen Passivus gegeben habe. Aus irgend welchem Grunde hat er es aber unterlassen, auf meine, den Verhältnissen des Indogermanischen entnommene Argumentation einzugehen. Aus der Identität des Nom. Akk. Neutr. der *o*-Stämme mit dem Akk. Mask. Fem. habe ich gefolgert, daß der *m*-Kasus einmal eine allgemeinere Geltung gehabt haben muß, aus welcher sich die nominativische und akkusativische Funktion entwickeln konnten, in andern Worten, daß er ursprünglich in derselben Weise gebraucht wurde wie der baskische Patiente. Diese Folgerung halte ich auch jetzt noch für richtig. Ist aber der *m*-Kasus im Anfang ein Subjektskasus bei intransitiven, ein Objektskasus bei transitiven Verba gewesen, so wird der *s*-Kasus ursprünglich das Subjekt der transitiven Zeitwörter bezeichnet haben. Nun hat van Wijk in seiner, sowohl von Pedersen wie von Finck nicht berücksichtigten Dissertation ursprüngliche Identität des Genitivs und des Nominativs Singularis nachzuweisen versucht. Hat er recht, so bieten die Verhältnisse des Grönländischen, wo der Subjektskasus der transitiven Verba zugleich als Genitiv fungiert, eine genaue Parallele. Derjenige aber, der sich die van Wijk'sche Hypothese nicht aneignen kann, darf sich auf das Baskische, das Tschuktschische, das Koloschische berufen, in welchen Sprachen ein instrumentalartiger Aktivus vorliegt (was das Tschuktschische betrifft, s. V. G. Bogoraz Izvěstija Imperatorskoj Akademii nauk X 289, 315). Auch nach der Lektüre der Abhandlung Fincks stehe ich nicht an, die Termini Aktivus und Passivus, Transitivus und Intransitivus zu gebrauchen, obwohl ich mir ganz gut bewußt bin, daß die Verhältnisse des Grönländischen und des Baskischen einander nur zum Teile ähnlich sind. Niemals habe ich die Absicht gehabt, durch den Namen eine völlige Gleichheit vorzutäuschen, wo nur eine partielle Gleichheit vorliegt, wie Finck es mir beinahe anzusinnen scheint. Solch ein Kunststück könnte übrigens nur bei sehr oberflächlichen Lesern Erfolg haben. Ich äußere den Wunsch, daß Finck ein anderes Mal seine Angriffe unmittelbar gegen IF. XII 170 f. richte. Das Aufsätzchen hat ja vor Pedersens ähnlichen Äußerungen die Priorität.

Leiden. C. C. Uhlenbeck.

Sachregister.

Wortregister.

Sanskrit.

Prakrit.

Pali.

Skythisch.

Avestisch.

Altpersisch.

Neupersisch.

Ossetisch.

Armenisch.

Phrygisch.

Altgriechisch.

Neugriechisch.

Albanesisch.

Lateinisch.

Vulgärlateinisch.

Italienisch.

Neufranzösisch.

Spanisch.

Rumänisch.

Oskisch.

Umbrisch.

Sabinisch.

Pälignisch.

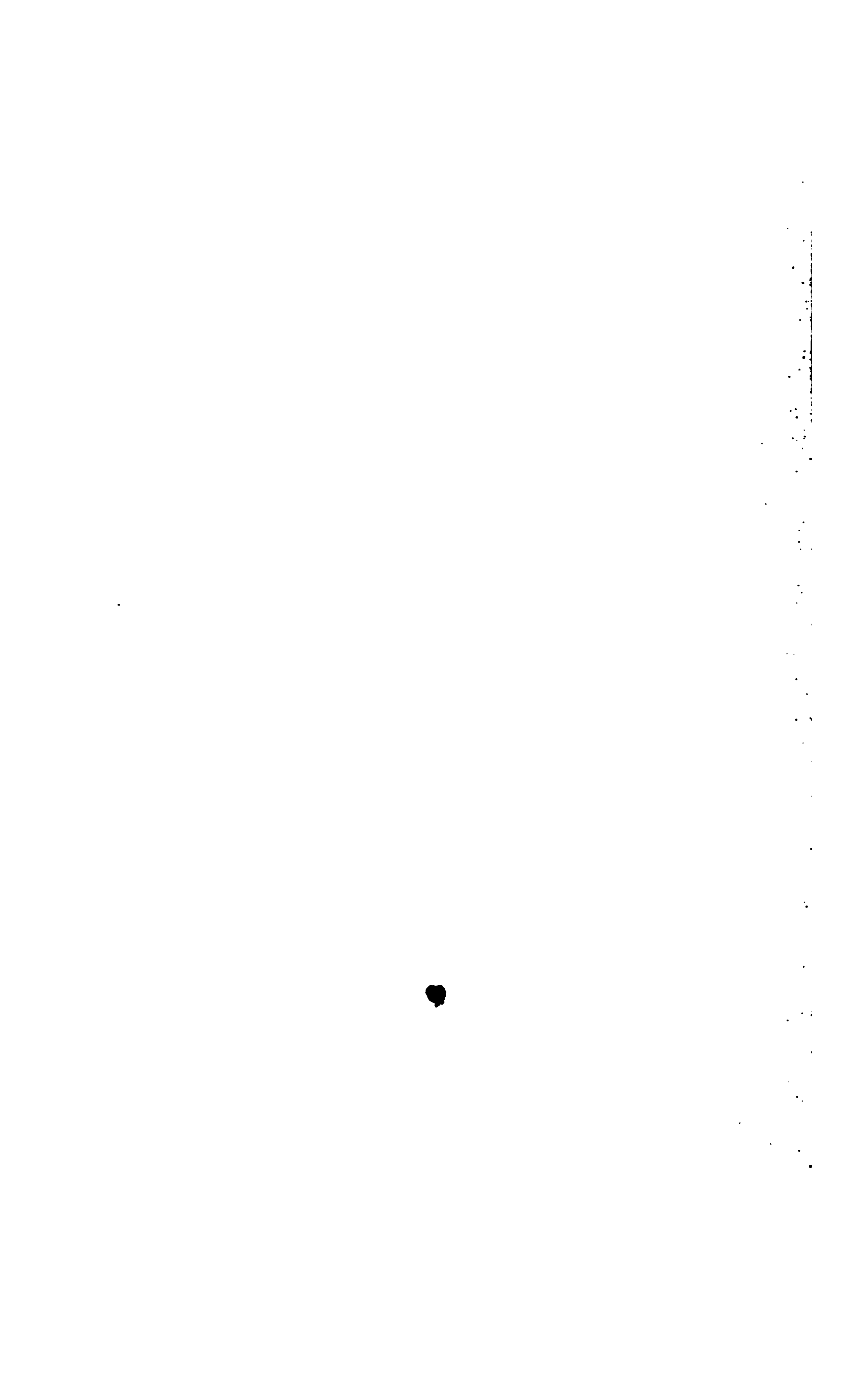
Gallisch.

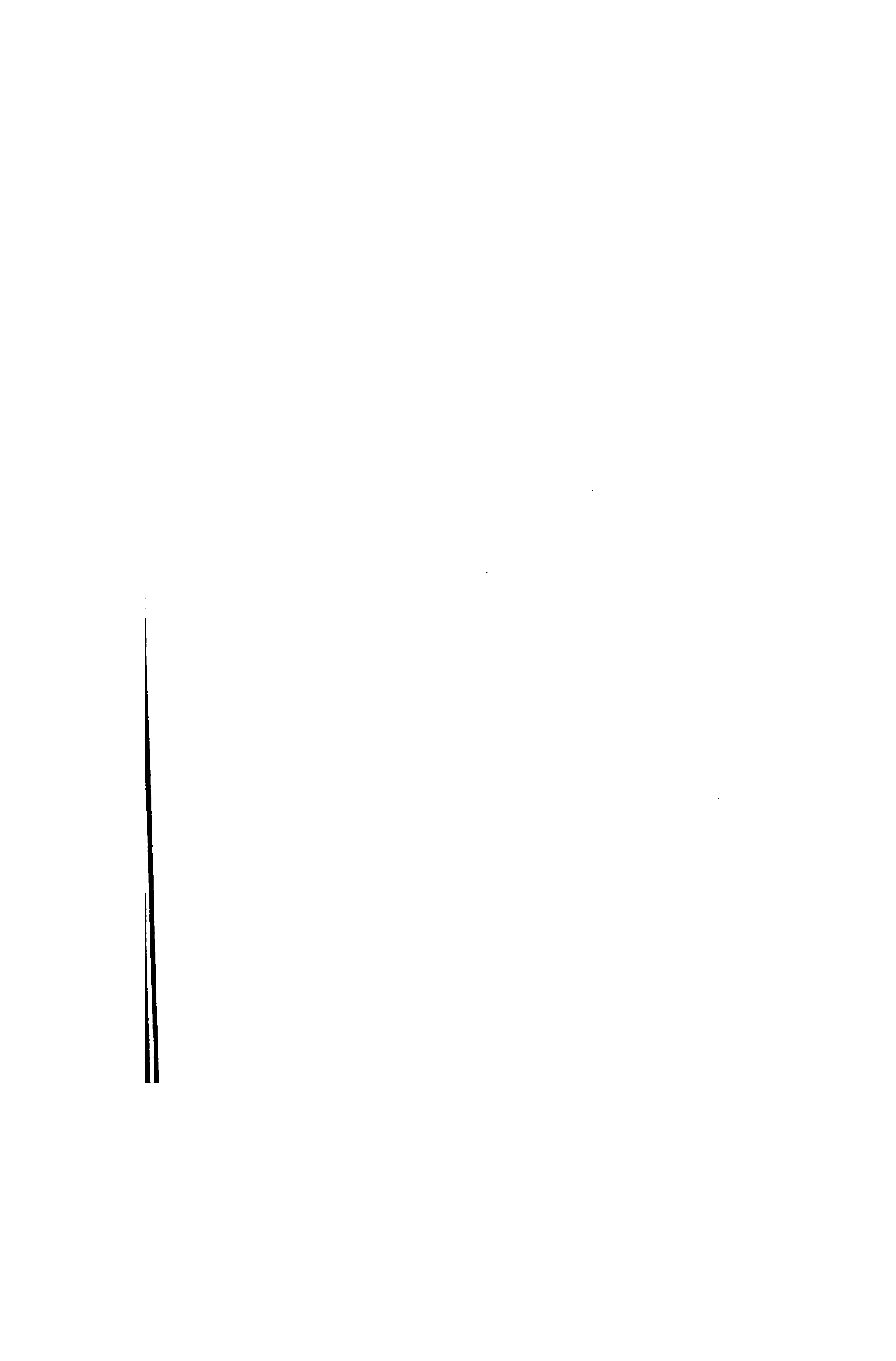
Irisch.

Kymrisch.

Bretonisch.

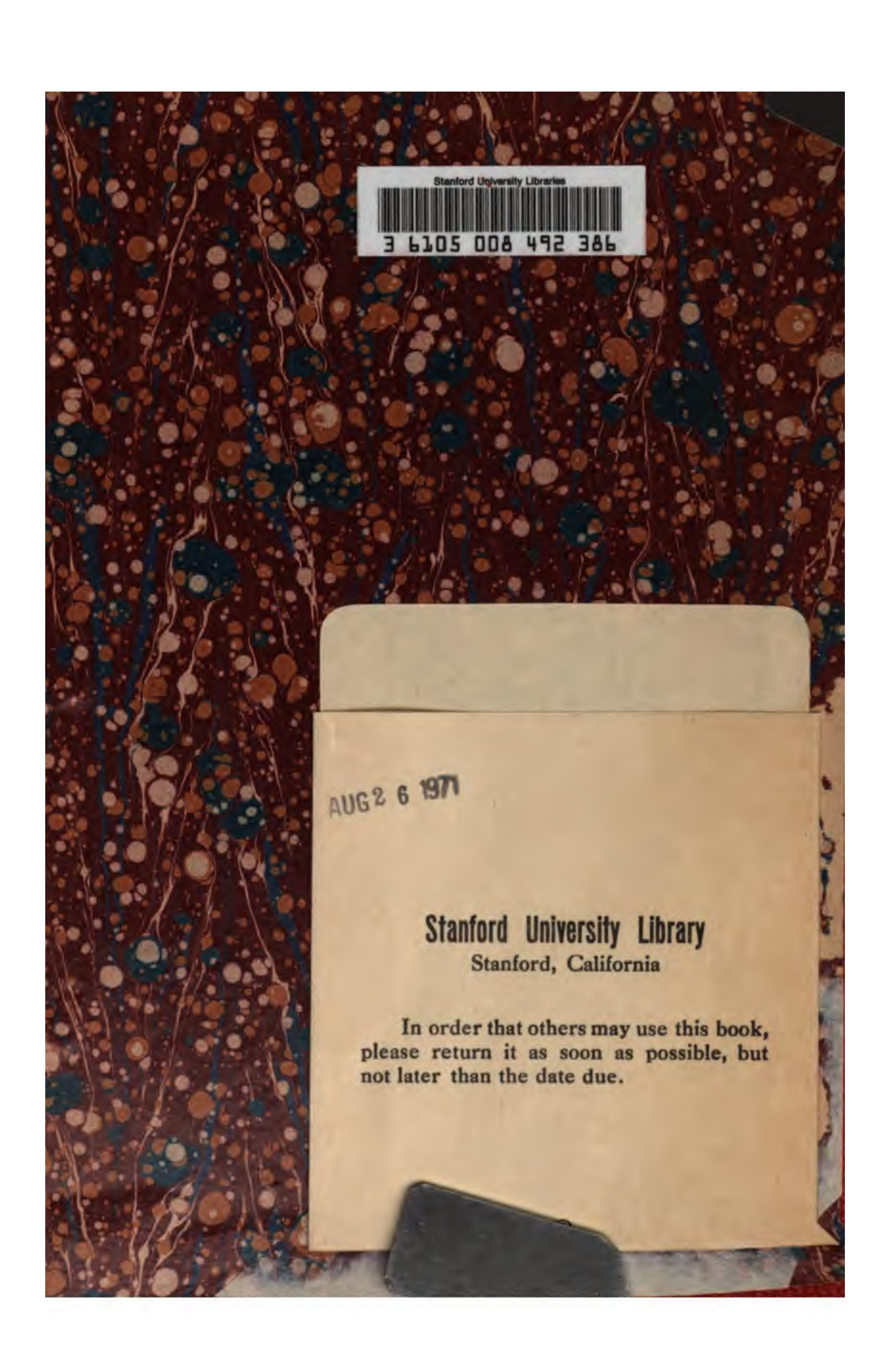
Kornisch.










Stanford University Libraries
3 6105 008 492 386
AUG 2 6 1971
Stanford University Library
Stanford, California
In order that others may use this book, please return it as soon as possible, but not later than the date due.

